Luthers Leben

Adolf Hausrath

Digitized by Google

1837
ARTES VERITAS SCIENTIA
LIBRARY OF THE
UNIVERSITY OF MICHIGAN
QUAERIS PENINSULAM AMOENAM
CIRCUMSPICE

Digitized by Google

BR
325
.H38
1905

Digitized by Google

Adolf Hausrath

Luthers Leben

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Luthers Leben

von

Adolf Hausrath

Erster Band

Viertes Tausend

Berlin
G. Grote'sche Verlagsbuchhandlung
1905

Digitized by Google

Alle Rechte vorbehalten

Druck von Fischer & Wittig in Leipzig.

Digitized by Google

Ein Blatt der Erinnerung

für

Johann Gustav Droysen,

Karl Hase,

Ludwig Häusser,

meine Lehrer in Jena und Heidelberg.

Recataz, 01-5-38 J.A

Digitized by Google

Vorrede.

Zu den lebendigen Kräften, die den Protestantismus von heute zusammenhalten, gehört in erster Reihe die gemeinsame Verehrung für Luthers heldenhafte Persönlichkeit. In ihm sieht der Liberale den großen Freiheitskämpfer, der das Joch des Papsttums zerbrochen hat, und der Altgläubige sieht in ihm den Erneuerer des biblischen Glaubenslebens, das unter mittelalterlicher Menschenlehre begraben lag; der Gebildete beugt sich vor dem Schöpfer unserer protestantischen Kultur, das Volk erbaut sich an Luthers Bibel und Luthers Liedern. So hat das Bekenntnis zu Luther in unsern Tagen mehr verbindende Kraft als jene offiziellen Bekenntnisse, die mehr oder weniger der Vergangenheit angehören. Wo wären heute die Christen, die durch das Lesen der Bekenntnisschriften bekehrt wurden? Aber Luthers heldenhafte Persönlichkeit hat Millionen zu guten Protestanten gemacht. Die Angriffe der Gegner richten sich darum auch nicht auf das protestantische Bekenntnis, sondern immer aufs neue gegen Luthers Persönlichkeit. Für uns erwächst daraus die Pflicht, die schöne, sympathische Gestalt des Reformators in Schutz zu nehmen gegen die Verleumdungen, deren Hartnäckigkeit am besten beweist, wie auch der Feind erkannt hat, daß hier der Schlüssel der Stellung ist, die er zu nehmen beabsichtigt. Eine solche Lage bringt es mit sich, daß fast jedes Jahr ein neues Lutherbuch erscheint. Ein Unglück ist es ja auch nicht, wenn immer wieder etliche Menschen veranlaßt werden, sich mit diesem großen Leben zu beschäftigen. Auch entspringt dieser Überfluß im Grunde Luthers eigenem Reichtum. Jedes Lutherwort spielt in hundert Lichtern und jedem Auge blitzt ein anderes Licht entgegen, das man gern festhalten möchte. Auch seine Person gibt uns hundert Rätsel auf. Unter allen großen Männern ist Luther der paradoxeste. Schon diese Verbindung von Tiefsinn und Mutterwitz, die für ihn so charakteristisch war, ist einzigartig. Sein übermütiger Humor

221150

Digitized by Google

scheint nicht selten gelaunt, mit der ganzen Welt Fangball zu spielen, aber dieser ausgelassene Humorist empfindet dann wieder eine Last drückender Schwermut, daß er nicht aus noch ein weiß, Qualen, die er nur denen der verdammten Seelen vergleichen kann. Er ist ein geistesgewaltiger, streitbarer Held sobald er in die Öffentlichkeit hinaustritt und doch wieder ein treuherziges, naives Kind in allen Dingen des täglichen Lebens. Die arme, gedrückte Jugend und die mönchische Gewöhnung haben ihn zum demütigsten Klosterbruder erzogen, aber in einer Falte seines Herzens sitzt ein dämonischer Trotz, der, gereizt, den unterwürfigen Mönch zu Ausbrüchen hinreißt, die er selbst als Eingebungen einer fremden Macht empfindet, die stärker ist als seine festesten Vorsätze. Er war der größte Revolutionär des Jahrhunderts und dennoch ein konservativer Theologe, konservativ bis zur Hartnäckigkeit. Er bekennt selbst, daß es tief in uns stecke, zu wünschen, es möchten uns die Menschen günstig sein, und dennoch hat er nach Menschengunst nie gefragt und keinen Augenblick gezögert, seine Popularität aufs Spiel zu setzen, wo es die Sache verlangte. Er vermochte die Massen zu beherrschen, sein Volk vorwärts zu treiben und es wieder zu bändigen, aber dem einzelnen gegenüber nennt er sich selbst ein Schaf, weil nichts leichter war als seine Arglosigkeit zu täuschen und sein gutes Herz zu betrügen. Er konnte auf seinem Kopfe beharren, nichts gelten lassen als seine Meinung, als ob niemand als er auf der Welt wäre, und doch dachte er niemals an sich, sondern stets nur an die Sache. Er schlug allen Autoritäten ins Angesicht, aber die Autorität, vor der er sich beugte, durfte ihm gebieten Holzäpfel zu essen und er aß sie. Er bestand zuweilen auf dem Buchstaben, als ob an ihm das ganze Heil der Kirche hänge, und konnte dann wieder ganze biblische Bücher verwerfen und ihnen den apostolischen Geist absprechen. Die Vernunft ist ihm Frau Hulda aus dem Venusberg, eine feile Dirne, der Verstand ein Schuft, der dem lieben Ich beweist, was es bewiesen haben möchte, und mit derselben Vernunft und demselben Verstande hat er alle Fehden des langen Glaubensstreites durchgefochten und den Gescheiten und Hochgebildeten den Boden unter den Füßen weggezogen. Er beugt sich ganz ehrlich vor der hohen Einsicht seines Fürsten und dessen Räten; das Ende aber lehrte, daß er die Lage immer richtiger durchschaut hatte als jene. Er ist kein Gelehrter und zerreißt doch mit seiner mächtigen Faust alle Nebel, die die Vergangenheit bedecken und leistet der geschichtlichen Er-

kenntnis in zehn Jahren größere Dienste als alle gelehrten Historiker vor ihm in Jahrhunderten. Wo alles um ihn Verse schmiedete und dichtete, ist er stumm, und als seine Kirche sie braucht, singt er Lieder, von denen eine neue Schule des Kirchengesangs ausging. So war er, wie sein Freund Mykonius ihn nennt, der Wundermann Gottes, der alles vermochte. Einen großen Mann nennen wir den, der in einer Schicksalsstunde, an der die ganze Zukunft hängt, nicht versagt, der bei dem Dammbruch der öffentlichen Ordnung die Fluten zurückzustauen versteht, der die Ereignisse sich dienstbar macht und niemals ihr Knecht wird, der im Besitze der Macht nicht an seinen eigenen Vorteil denkt, sondern an sein Volk, und nun zeige man uns einen, auf den das alles mehr zuträfe als auf Martin Luther!

Auch ein einfacher, schlichter, volkstümlicher Ehrenmann ist er gewesen. Bei aller Vielseitigkeit der Begabung und den sich widersprechendsten Eigenschaften ist er nichts weniger als ein komplizierter Charakter. Im Gegenteil, er ist die Einfachheit selbst, weil ihm alles auf eine einzige Frage bezogen ist: wie bekommen wir einen gnädigen Gott? Die Antwort lautete: durch den Glauben an seine Gnade in Christo. Diesen Glauben zu wirken, alles wegzuräumen, was sich zwischen Gottes Wort und sein Volk eingedrängt hat, ist der einfache Zweck seines Lebens, den er festhält in einer Zeit, in der hundert fremde Tendenzen sich seiner bemächtigen wollten. Zwischen einem tollen Wirbel von Intriguen, der oft den kältesten Diplomaten die Besinnung raubte, stand er ruhig und fest „in seinen thüringischen Bauernschuhen“. In der Einheit seines Lebenszwecks lag die Sicherheit seiner Lebensführung. Weil er nichts für sich wollte, über alle sich kreuzenden Gesichtspunkte hinaus war und nur nach dem fragte, was das Wort Gottes verlange, ist er nie im Zweifel, was zu tun sei, nie zwiespältig in sich, nie bekümmert um die Zukunft. Wir haben zu glauben, zu bekennen und nötigenfalls zu leiden; das ist die einfachste Sache der Welt, und darum schaut er heiter zu, wie der Kanzler Brück das Firmament mit seiner Staatsweisheit stützt, daß es nicht einfalle, wie Magister Philippus sich grämt, der Kurfürst seufzt, der Landgraf flucht. Der liebe Gott lebt ja und wird das alles besorgen. Man kann alle Blätter der Weltgeschichte umwenden, und man wird keinen finden, der so gewaltig und so vielseitig wirkte und dabei so schlicht, so ohne allen Hinterhalt und für den gemeinsten Mann so verständlich blieb wie Luther.

Das Geheimnis dieser Größe liegt einfach darin, daß Luther niemals an sich dachte, sondern nur an die Sache. Das gab ihm das gute Gewissen, auf dem seine Freudigkeit beruhte, und diese Freudigkeit war es, die sein Volk bezauberte und mitriß. So ist er ein Genius, dem wir uns beugen, und doch auch wieder ein Kind, dessen Einfalt und Treuherzigkeit uns rührt; immer aber ist er für uns Deutsche Fleisch von unserem Fleische und Bein von unserem Bein. Das ist der Grund, warum dieses niemals ausgesungene Lied hier aufs neue angestimmt wird.

Die ganze deutsche Reformationsgeschichte in die Darstellung hereinzuziehen, schien mir nicht nötig. Statt auf die politische Lage tiefer einzugehn, um die Luther sich nie viel gekümmert hat, bemühte ich mich, die Persönlichkeiten in ein helleres Licht zu rücken, mit denen er im Guten oder Bösen es zu tun hatte, und auch die Gegner zu Wort kommen zu lassen. Ich habe es dabei nicht für erlaubt gehalten, die Härten und Kanten dieser großen Gestalt abzuschleifen. An der ungeschminkten Aufrichtigkeit Luthers pflegen sich freilich heute gar viele zu stoßen, aber wenn wahre Größe in unversöhnlichem Hasse des Bösen, in heißer Liebe zum Guten, in unwandelbarer Treue und aufopfernder Arbeit für die Menschheit besteht, so war Luther der größte Deutsche. Goethe, der mit dem ruhigen Lichte des Jupiter alle andern Sterne überstrahlt, ist vielleicht der größere Schriftsteller, aber in der Wirkung auf breite Massen doch nicht mit Luther zu vergleichen. Nur von starken und selbstlosen Charakteren pflegen solche Wirkungen auszugehn. Von den großen Männern unserer Nation ist Luther jedenfalls der uneigennützigste gewesen, der nie etwas für sich begehrt hat. Die Derbheit seiner Polemik machen wir ihm nicht zum Vorwurf, denn wenn wir den Streit mit Zwingli abrechnen, über dem ein besonderer Unstern waltete, hat Luther die Gegner genau so behandelt wie sie es verdienten. Daß er den Mönch niemals ganz los ward, leugnen wir nicht, und die üble Folge war, daß er auch seiner Kirche viel theologisches Mönchsgezänke hinterließ. Aber man darf die Schuld eines ganzen Zeitalters nicht einem einzelnen aufbürden. Das ausgehende Mittelalter hatte diese Gewohnheit dem Begründer der Neuzeit vererbt, sie war nicht seine Erfindung. Wenn der Dominikaner Denifle die siebenundsechzig Bände der Erlanger Lutherausgabe und dazu die opera latina durchsucht hat, um alle Saft- und Kraftworte des sechzehnten Jahrhunderts zu registrieren, so wollen wir über den Geschmack nicht streiten, aber nach

der gleichen Methode könnten wir nicht minder klar erweisen, daß der Verfasser von Romeo und Julia, der Dichter der Cordelia und Ophelia eine rohe, schmutzige Seele war, nur daß wir unserseits es vorziehen uns an Knospen und Blüten zu halten und nicht an den Schmutz. Man kann Luther nicht aus seiner Zeit, die ein Literaturhistoriker „das grobianische Zeitalter" genannt hat, herausnehmen. Billigerweise darf man seine Redeweise nicht an der von Herder, Goethe und Ranke messen, sondern an der von Geiler, Murner und Rabelais. Die Gewohnheit dieser Leute, alle Hindernisse, die ihnen entgegentraten, vom Teufel abzuleiten, ihr Hirtenstandpunkt, der nur Schafe und Wölfe und allenfalls noch Säue kannte, konnte den Streit nicht feiner machen. Aber die Worte waren leidenschaftlicher als die Gesinnung. Wenn diese Streiter sich heute dem Teufel übergeben, nehmen sie sich morgen wieder an als liebe Brüder in Christo. Man focht eben damals mit Streitkolben; das rauchlose Pulver kannte man nicht. Aber auch wenn Luther sich ehrsamer ausgedrückt hätte, gegen Denifles Kunst, dem Angeklagten das Wort im Munde zu verdrehen, durch die schon die alten Dominikaner glänzten, wäre er hilflos. Wenn Luther die drei Nonnen, die er verheiraten soll, in einem spaßhaften Briefe seine drei Weiber nennt, so hat es Denifle ja schriftlich, was er für ein Leben führte. Wenn er in einer melancholischen Betrachtung darüber seufzt, daß in des Menschen Herz der Riß und die Entzweiung gekommen ist, seit Adam Gottes Gebot übertrat, während es dem Tiere noch heute so wohl ist wie im Paradies, so ist für Denifle bewiesen, daß zu leben wie eine Sau Luthers Ideal war. Wenn Luther in seinem Biblizismus erklärt, Monogamie gebiete nicht die Schrift, sondern das bürgerliche Gesetz, so weiß Denifle, daß Luther die Polygamie in Deutschland einzuführen bestrebt war, denn er war ein „Urist". Und doch weiß der Pater so gut wie jedermann, daß Luther sogar Wittenberg verlassen wollte, als die unschicklichen Moden, die aus streng katholischen Ländern in Deutschland eindrangen, auch in Wittenberg sich einbürgern wollten. Gegen das Leben eines Aleander, Eck, Murner, Emser und wie sie alle heißen, gehalten, ist Luthers Leben fast ein Heiligenleben zu nennen, aber welche Namen hat der Dominikaner für einen Hausvater, der uns andern ein Vorbild ist!

Vergleichen wir Luther mit den übrigen Reformatoren des sechzehnten Jahrhunderts, wer wollte zweifeln, daß ihm die Palme gebühre? Er hatte

die freudige Sorglosigkeit des Genius, die den andern fehlte. Wie dem Löwen, der sich der Kraft seiner Tatze bewußt ist, war es ihm wohl in der Nähe der Gefahr. An Wissen haben ihn die andern übertroffen, im Können hat ihn keiner erreicht. Luther war der in sich ruhende, klare, unerschütterlich feste Charakter, das war Melanchthon nicht; Luther war der tadelfreie, sittenreine Priester, das war Zwingli nicht; Luther war der gütige, erbarmende, teilnehmende Mensch, das war Calvin nicht. Er konnte maßlos hart sein in Worten, aber der müßte noch gefunden werden, dem Martin Luther mit Bewußtsein persönliches Unrecht getan, den er absichtlich geschädigt hätte. Gutmütig wie ein Kind, versöhnlich, wo es die Sache erlaubte, ein treuer Freund und allzeit umgänglicher Genosse hat er unter denen, die ihn aus der Nähe kannten, kaum einen dauernden Gegner gehabt. Er bleibt den Mansfeldern der gute Kamerad von der Schule her und den Wittenbergern der teuere Doktor Martinus, für den jeder einzelne durchs Feuer gegangen wäre. Wenige große Männer sind auch als Menschen so geliebt worden wie Luther. „Unser Vater ist gestorben,“ „wir alle sind Waisen geworden,“ das war der Ausdruck, mit dem Melanchthon den Studenten und der Gemeinde, mit dem die Wittenberger den auswärtigen Freunden Luthers Tod mitteilten. Selbst seinen Feinden war er ein großmütiger Gegner; man ist stets erstaunt, wie glimpflich und rücksichtsvoll er in der Praxis verfährt, wo seine polternden Worte ein unbarmherziges Durchgreifen hatten erwarten lassen. Daß er auch fehlte, wer wollte das leugnen? Aber kleiner wird er dadurch nicht. Wer einen heiligen Vater braucht, muß katholisch werden. Dort hat er Heilige in Fülle. Dort befriedigt sich jeder Sinn mit Ausnahme des Wahrheitssinns. Der Protestantismus ist darauf gestellt, die Wahrheit zu suchen, nicht die Legende. Das gilt auch für Luther, der in seiner menschlichen Tüchtigkeit des Heiligenscheins nicht bedarf. Wenn man, von den sinnlosen Übertreibungen des Dominikaners ganz abgesehen, auch auf protestantischer Seite neuerdings klagt über „die Barbarei von Luthers Polemik“, so dürfen wir uns auf das Urteil des altkatholischen Döllinger berufen, daß Luther die deutsche Volksseele verstanden habe wie kein anderer und sie mit voller Meisterschaft beherrschte wie ein Instrument. Ein solcher Meister wird am besten gewußt haben, welchen Ton er anzuschlagen habe, um diese Nation in Bewegung zu setzen. Er bedarf unserer Belehrung nicht. Die Weise des Kampfes hängt nicht immer von

dem ab, der angreift. Verteidigt sich eine Kirche mit Scheiterhaufen, Kerker und Folterzangen, so sind die schnödesten Schmähschriften noch immer human genug. Da Luthers Weg zum Ziele führte, ist er auch der richtige Weg gewesen und die Tadler sollen schweigen. Gewiß, in der gebildeten Stimmung der Damen im Torquato Tasso hat sich der sächsische Mönch niemals befunden, aber er wußte, welche Sprache er reden müsse, um seine Deutschen aus der stumpfsinnigen Verehrung des römischen Antichrists und aus ihrer schläfrigen Devotion gegen das tausendjährige Reich der Lüge und des Volksbetrugs aufzurütteln. Seine Briefe beweisen, daß, während er so harte Worte brauchte, seine wirkliche Stimmung mehr als einmal eine ganz andere war. Er redete so nicht aus Übermut, sondern weil er so reden mußte. Er selbst meinte, als man ihm die gemessenere Tonart eines Erasmus und Capito zur Nachahmung empfohlen hatte: „Ihre Schriften, weil sie sich des Schreiens, Scheltens, Beleidigens enthalten, richten nichts aus." Sanfte Mahnungen, spottet er, halten die Pontifices für Komplimente und freuen sich, daß man vor ihnen bangt, sobald man nicht wagt sie zu schmähen. In der Tat darf man fragen: was haben in Italien eine Renata von Ferrara, Julia Gonzaga, Vittoria Colonna samt ihren gelehrten Freunden mit ihrer gebildeten Opposition erreicht? Daß sie in halber oder ganzer Gefangenschaft zusehen durften, wie der Henker ihre Glaubensgenossen verstümmelte, einmauerte oder verbrannte! Die Erfolge, die Luther errang, hängen eng damit zusammen, daß er wußte, wie man mit den Deutschen zu reden habe. In ihm war genau so viel Irdisches als nötig ist, um sich auf dieser Erde zu behaupten. Das Himmelreich wird durch Sanftmut erworben, aber die Grobheit hat die Verheißung dieser Welt. Darum wollen wir, statt uns zu zieren, lieber Gott danken für die Barbarei dieser Polemik. Ohne sie wären ja die Hochgebildeten, die ihn tadeln, gar nicht in die Lage gekommen ihr Licht leuchten zu lassen. Man muß sich seinen Propheten gegenüber nicht auf den Standpunkt des Besserwissens stellen, sonst kommt man bei der Unart der Galiläer an, die von Johannes sagten: er ist ein Narr, weil er fastete und von Jesus: er ist ein Fresser und Säufer, weil er die Fasten brach. Jenen Dominikaner aber, der über die Absicht seiner Brüder, den Augustiner lebendig zu verbrennen, und über ihre Greuel in allen Reichen Europas kein Wort verliert, dafür aber sich über Luthers rohe Polemik tugendhaft entrüstet, müssen wir auf Matthäi 7 verweisen,

wo von einem Splitter, einem Balken und einem sehr frommen Manne die Rede ist. Von der Art, wie seine Ordensbrüder die Leute einlieferten, sie zu ersäufen, zu verbrennen, ihnen die Zungen auszureißen, sie zu brandmarken, sie in die glühende Asche ihrer verbrannten Bibeln knien zu lassen, schweigt der Dominikaner, aber jedes Scheltwort Luthers hat er treulich registriert. Wir aber sind dem Gescholtenen dafür dankbar, daß ein Predigermönch heute sich auf die Hinrichtung in effigie beschränken muß. All die erbaulichen Akte, die Entkleidung von den priesterlichen Gewändern, das Verschneiden der Tonsur, das Ausstellen am Pranger, die Verlesung der Ketzereien, das langsame Rösten an der Flamme, sie können heute nur noch symbolisch vorgenommen werden. Das ist schmerzlich, aber es ist so, und das allerdings ist Luthers Schuld. Wie weit das Bild, an dem der römische Dominikaner seine Hinrichtung in effigie vornahm, dem wirklichen Luther gleicht, mögen die Leser dieses Buches beurteilen.

Auf einen ausführlichen Zitatenapparat konnte ich in den Fällen verzichten, in denen die Weimarer Lutherausgabe und Enders Briefwechsel Luthers die Belegstellen bequem zur Hand geben, zumal ich auf die Zitate in den parallelen Aufsätzen in den Heidelberger Jahrbüchern und meine bei Grote erschienenen Lutherschriften verweisen darf. Den verdienstvollen Arbeiten von v. Bezold, Kolde, Lenz, Rade, Brieger, Kawerau, Mentz, Ellinger und den trefflichen Einleitungen der Weimarer Lutherausgabe, deren Vollendung ich in meinem achtundsechzigsten Lebensjahre natürlich nicht mehr abwarten kann, verdanke ich viel, um der vielen ältern zu geschweigen, aber im einzelnen mit ihnen abzurechnen, würde ein für populäre Zwecke bestimmtes Buch zu sehr belastet haben. Aus dem gleichen Grunde mußte ich manche modernste Spezialartikel übergehen, denn der Wunsch alles zu sagen, ist nach einem französischen Sprichwort das Geheimnis der Langeweile. Alle gelehrten Kontroversen, die über Luthers Schriften und ihr Verhältnis zur Scholastik geführt worden sind, zu besprechen, würde ein Menschenleben nicht ausreichen, es würde aber auch dem Zwecke dieses Buches zuwider sein. Das also wolle man von demselben nicht erwarten. Mein Wunsch war, das Bild Luthers herauszubringen. Dazu aber mußte ich mich auf das Charakteristische beschränken und Fragen, die nur die Gelehrten interessieren, beiseite lassen. Eine Aufgabe, die ich mir gar nicht stellte, habe ich natürlich auch nicht gelöst.

Schließlich erfülle ich noch eine angenehme Pflicht. Es ist ein ehrbares Herkommen, daß, wer honoris causa promoviert wurde, sein nächstes Buch der promovierenden Fakultät als Zeichen seines Dankes darbringe. So gestatte auch ich mir, den verehrten Mitgliedern unserer philosophischen Fakultät, den Herren Karl Rathgen, Kuno Fischer, Wilhelm Windelband, Friedrich Schöll, Hermann Osthoff, Friedrich von Duhn, Wilhelm Braune, Fritz Neumann, Alfred Domaszewsky, Erich Marcks, Max Weber, Henry Thode, Albrecht Dieterich, Johannes Hoops und Karl Hampe, die mich aus Anlaß der Säkularfeier unserer Ruperto Carola mit dem von ihnen gezeichneten Diplome eines Doktors der Philosophie beehrten, diese Blätter zu widmen mit dem Wunsche, es möge der Geist freier Forschung, der seit Schlossers und Häussers Zeiten ihre Fakultät beseelte, auch künftig bei ihnen eine sichere Stätte finden.

Heidelberg, den 15. März 1904.

Hausrath.

Luthers Leben

Erster Band

I

Schüler und Student.

Am 17. Juli 1505, vormittags gegen zehn Uhr, stand vor der Klosterpforte der Augustinereremiten zu Erfurt ein junger Magister von zweiundzwanzig Jahren und begehrte unter die Novizen des Klosters aufgenommen zu werden. Ihn umgaben klagende und weinende Freunde, die ihn vergeblich zurückzuhalten suchten, unter ihnen wohl auch der, der in einem Briefe Luthern später an diesen traurigen Abschied erinnert, der nachmals berühmt gewordene Verfasser der Dunkelmännerbriefe, Crotus Rubeanus. Was bestimmte den unlängst graduierten jungen Magister der freien Künste, der von Natur „ein hurtiger, fröhlicher Geselle" war, zu diesem ernsten und folgenschweren Schritte?

Mathesius, sein ältester Biograph und persönlicher Freund, versichert, „nicht Fauligkeit, Ungeschicklichkeit oder Armut" hätten ihn, wie so viele, ins Kloster getrieben, sondern, daß ihm „sein gut Gesell erstochen, und ein großes Wetter und greulicher Donnerschlag ihn hart erschreckt, und er sich ernstlich vor Gottes Zorn und dem jüngsten Gericht entsetzet". Aber in dieser Antwort liegen nur neue Fragen. Bei den alltäglichen Raufhändeln der Studenten war ein Fall wie dieser ebenso gewöhnlich wie ein Gewitter im Juli. Beide Vorgänge, so tief sie ihn erschütterten, sind für Luther doch nur der letzte Anstoß gewesen Profeß zu tun, die wahren Gründe liegen viel weiter zurück. Luther selbst sucht sie in der unverständigen, harten Erziehung, die die Eltern ihm gegeben. „Ihr ernst und gestreng Leben, das sie mit mir führten, das verursachte mich, daß ich danach in ein Kloster lief und ein Mönch wurde." Am 10. November 1483 zu Eisleben geboren, wo sein Vater im Bergwerke arbeitete, war er als Kind nach Mansfeld gekommen. Dunkle Wälder, grüne Wiesen, eine karge, strenge Natur, ein altes vom Grafenschloß überragtes und einem munteren Bach durchrauschtes Ackerstädtchen mit unebenen Straßen und

einer ernst blickenden Bergwerksbevölkerung — das war Mansfeld. „Es ist eine edle, berühmbde Graffschaft,“ berichtet Luther selbst, „in dem Bisthumb zu Halberstadt und Fürstenthum zu Sachsen gelegen, die heißt Mansfeld, und kennen meinen Vater und mich personlich fast alle meine gnädigen Herrn, Graf Günther, Ernst, Hoyer, Gebhard und Albrecht.“ In harter Arbeit gelangte der Vater zu einigem Wohlstand, so daß er „zwei Feuer oder Schmelzöfen“ von der Herrschaft pachten konnte und sich an der Hauptstraße des Städtchens sein eigen Haus baute. Kranachs Bild des Vaters zeigt einen festen, sparsamen, in langer Mühsal abgemagerten Kleinbürger, das Bild der Mutter eine von den Sorgen des Lebens verbrauchte, sorgenvolle Bäuerin. Nicht einmal das Geburtsjahr ihres Ältesten wußte sie Melanchthon anzugeben, der es für seine astrologischen Berechnungen zu wissen wünschte. „Sie hat,“ erzählt ihr Sohn, „all ihr Holz auf dem Rucken eingetragen, damit sie uns erzogen hat.“ „Ein brunlacht Volk,“ nennt Keßler die sonnenverbrannte Bauernfamilie. Solche Leute pflegen ihre Buben derb anzufassen und als Ältester hatte Martin den ersten Anprall der väterlichen Pädagogik zu erdulden. Der kleine Martin hat nie vergessen, wie seine Mutter ihn um einer geringen Nuß willen so stäupte, daß Blut danach floß und daß er den Vater eine Weile floh, der ihn durch seine harten Züchtigungen handscheu gemacht hatte, so daß der alte Hans Mühe hatte, sein Kind wieder an sich zu gewöhnen. Dieser harten Behandlung schreibt Luther es zu, daß er als Kind stets „schüchtern“ blieb. Und nicht bloß als Kind. „Wo eine solche Furcht in der Kindheit bey einem Menschen einreißet,“ predigt er einmal, „die mag schwerlich wieder ausgerottet werden sein Leben lang, denn weil sie zu einem jeglichen Wort des Vaters oder der Mutter erzittern, so fürchten sie sich auch hernach ihr Leben lang vor einem rauschenden Blatt.“ Diese, den tief empfindenden Knaben erschütternden gewaltsamen Szenen haben vielleicht den ersten Grund gelegt zu den zeitweilig ihn überfallenden Beängstigungen, die auf Störungen der Circulation oder einen Krampf in den Arterien deuten. Aber auch die moralische Wirkung dieser rauhen Erziehung beklagt Luther. „Es ist ein bös Ding, wenn um der harten Strafe willen Kinder den Eltern gram werden.“ Dazu war das enge Haus des Bergmanns von dunkeln, drückenden Vorstellungen erfüllt. Die Mutter glaubte sich von einer bösen Nachbarin behext, die sie vergeblich mit Freundlichkeit und Gaben zu versöhnen suchte, „denn die Hexe schoß ihr die Kinder, daß sie sich zu Tod schrieen. Als der Prediger die Hexe

strafte, bezauberte sie ihn, daß er mußte sterben; man konnte ihm mit keiner Arznei helfen. Sie hatte Erde genommen, da er auf war gegangen und ins Wasser geworfen, und ihn damit bezaubert, ohne welche Erde er nicht wieder konnte gesund werden." Begleiteten die Gedanken des Kindes den Vater aus der dumpfen Stube zu seiner Arbeit in den finstern Stollen, so drangen auf seine Phantasie erst recht die dunkelsten Vorstellungen ein. „Im Bergwerk vexieret und betreuget der Teufel die Leute, macht ihnen ein Gespenst und Geplärre für den Augen, daß sie nicht anders wähnen, als sähen sie einen großen Haufen Erzes und gediegenen Silbers, da es doch nichts ist." Aus den Tiefen der Stollen stiegen sie auf, die Elben, die sich ihm des Nachts als Alpdrücken auf die Brust legten, das „Herzgespann", das mit seinen späteren Anfechtungen stets verbunden war. Doch auch eine Trösterin gab es in diesem Kampfe mit den finstern Gewalten da unten, die Schutzpatronin der Bergleute, die heilige Anna, der zu Ehren Herzog Georg sein neues Bergwerk Annaberg nannte. Ihr empfiehlt der Bergmannssohn sich in allen Gefahren. „Hilf, heilige Anna!" ruft er unwillkürlich, wenn der Blitz neben ihm einschlägt. Doch so verlassen und mißhandelt ist auch das ärmste Bergmannskind nicht, daß der liebe Gott nicht Sonnenschein und blauen Himmel für es übrig hätte. Eine gesunde Bergluft draußen, eine freundliche Landschaft, in der kahle Bergzüge mit grünem Weideland und dunkeln Wäldern wechseln, machten gut, was die dumpfe Luft des engen Hauses verdarb. Zwischen Saale, Unstrut, Wipper und Halme lebte ein kräftiges, arbeitsames, trotziges Völkchen, dessen Grundsatz es war, jeden Schlag mit einem Gegenschlage zu vergelten. Das Kalkwasser, das sie trinken, macht harte Schädel, und so melden alte Amtsakten in Möra, daß mehr als ein Luther wegen Schlägerei und derlei Selbsthilfe gebüßt worden ist. „Ich habe je währle gehört, wer schlägt wird wieder geschlagen"; das sagt Luther sei der Grundsatz seiner Landsleute, der „Härzlinge" gewesen. Nach der Weise kinderreicher Frauen schaffte sich Martins Mutter Raum in der überfüllten Kinderstube, indem sie ihren Ältesten möglichst früh zur Schule schickte. Ein älterer Kamerad, der nachmals sein Schwager wurde, nahm Martin auf den Arm, wenn seine kleinen Beinchen ihn nicht mehr trugen. Das dankbare Gemüt des Knaben hat diese Liebe, die ihm so selten zu teil ward, nie vergessen. Als berühmter Mann schrieb der Reformator dem Behüter seiner Jugend in dessen Hausbibel: „Meinem guten alten Freunde Nicolao Oemeler, der mich Pusillen und Kind auf seinen Armen hat in und aus der Schule

getragen mehr denn einmal, da wir beide nicht wußten, daß ein Schwager den andern trug." So ist auch aus den Erzählungen der Mutter überliefert, wie eng er mit seinem Bruder Jakob zusammengehalten habe. Keinem habe ohne den andern Essen oder Spiel gefreut. Du lieber Himmel! man hätte mit diesem weichen Kinderherzen alles erreichen können durch ein gütiges Wort, durch liebevolle Ermutigung, durch ein wenig Geduld mit dem verschüchterten armen Knaben, aber die Summe der Pädagogik auch in der Schule waren Scheltworte und Schläge. Dorther stammen die Angstanfälle, die er dann nie mehr los wurde, weil sein Nervensystem von früh auf zerrüttet war. Als die Unterrichtsgegenstände dieser gräflichen Schule bezeichnet Mathesius die zehn Gebote, den Glauben, das Vaterunser, den Donat, die Kindergrammatiken, den lateinischen Schulkalender Cisiojanus und christliche Gesänge. Dieses Schulziel war spielend zu erreichen, aber Luther klagt über die barbarische Härte der ungeschickten Lehrer, die „mit Poltern, Stürmen und Streichen" auf die Kinder einwüteten. „Die Lupizettel, item die Examina legor, legeris, legitur, cujus partis rationis, das sind der Kinder carnifices gewest." Dazu verstanden die „Stockmeister" ihr Geschäft nicht einmal. „Ihr Unterricht war kein nütze, sehr verdrießlich und beschwerlich, auch unlustig, damit man nur die gute Zeit zubrachte und manchen feinen, guten Kopf verderbte." Das Deklinieren und Konjugieren wurde mit dem Stock eingeübt, was die Folge hatte, daß Angst und Schreck dem von Haus aus verschüchterten Kinde vollends Geist und Sprache lähmten. So konnte es kommen, „daß er ein Mal vor Mittag in der Schule fünfzehnmal nacheinander gestrichen wurde". Das Schlimmste aber war, daß er und seine Freunde da „nichts denn eitel nichts gelernt haben durch so viel Stäupen, Zittern, Angst und Jammer". Eine Probe, wie dieses Schulleben wirkte, erzählt Luther selbst: Um Weihnachten zogen „die Partekenhengste", d. h. die Brockensammler auf die Dörfer hinaus. Als sie an einem abseits gelegenen Hofe am Ende eines Dorfes gesungen hatten: „Ein Kindlein so löbelich," hörten sie eine grobe Stimme: „Wo seid ihr Buben?" „Wir aber erschraken vor den Worten sehr, daß wir alle voneinander wegliefen, wiewohl wir keine rechte Ursache wußten, darum wir hätten erschrecken mögen, außer daß vielleicht unsere Herzen furchtsam gewesen von täglichem Dreuen und Tyrannei, welche zu der Zeit die Schulmeister mit den armen Schülern zu üben pflegten, so viel desto leichter von dem plötzlichen Schrecken scheu geworden sind." Der Bauer aber hatte den

Knaben nur aus gutem Herzen von seinen Würsten bringen wollen und hatte nun Mühe, sie an sich zu locken. Mit zwölf Jahren wurde Martin gefirmt, doch war er aus der dumpfen Gleichgültigkeit des Knabenalters damals noch nicht erwacht, wie man aus der Bemerkung schließen möchte: „Sollte Gott erst helfen, wenn der Mensch es ihm dankt, wo wäre ich geblieben, da ich zwölf Jahre war?" „Hernach," berichtet Mathesius, „da dieser Knab in sein vierzehn jar ging, hat ihn sein Vatter gen Magdeburg in die Schul gesandt, welche dißmal vor viel andern weit berühmet." Anlaß dazu war vielleicht, daß der Sohn des Bergvogts Reinicke, einer seiner Altersgenossen, dorthin getan wurde. Reinicke war später Hüttenmeister in Mansfeld und blieb stets Luthers guter Kamerad, wie denn die Jugendgenossen alle seine Freunde durchs ganze Leben gewesen sind. Die Schule der frommen „Nullbrüder", der Brüder vom gemeinsamen Leben in Magdeburg, wird freundlicher geleitet worden sein als die der Mansfelder Grafen, aber der vierzehnjährige Knabe sollte sich sein Brot in der fremden Stadt selbst erbetteln. Als Kurrendsänger ist er „nach Brot gangen, und hat sein panem propter Deum geschrieen". Der Freundschaft mit dem kleinen Reinicke verdankte er es, daß er einige Male bei dem erzbischöflichen Offizial Moßhauer sich satt essen durfte, mit Claus Storm, der später Bürgermeister von Magdeburg wurde. Was wir sonst von dieser Zeit hören, gibt das Bild der traurigsten Verlassenheit. Im Fieber liegt der Knabe allein im Hause, weil alle Insassen in die Kirche gegangen sind. Da treibt ihn der Fieberdurst, in die Küche zu kriechen und ein Gefäß mit Wasser bis auf die Neige auszutrinken. Auf Händen und Füßen erreicht er dann wieder sein Losament, fällt in einen tiefen Schlaf und erwacht genesen. Auf diese Zeit bezieht sich wohl auch, was er von dem Kurrendsingen erzählt, das er im Hause des ehrgeizigen Vaters wohl nicht zu üben brauchte.

An religiösen Eindrücken dieses Jahres sind zwei zu verzeichnen. Zunächst der, welchen der Gottesdienst im Dom auf ihn machte, dessen dämmerige Hallen seine Seele mit Andacht erfüllten. Von hier stammt seine Ehrfurcht vor dem Meßopfer, die ihn noch lang durchs Leben begleitete und dessen heilige Schauer ihn oft bis zum Krankhaften aufregten und durchschütterten. Eine andere Erinnerung an das Jahr 1497 ist die an einen anhaltschen Fürstensohn, der bei den Franziskanern in Magdeburg als Novize eingetreten war und durch Fasten und harte Kasteiungen zum Jammerbild herabgekommen auf dem „breiten Weg" von Haus zu Haus terminierte. Den Sack mit den Gaben mußte er selbst schleppen, „obschon

ein langer, starker Mönch für ihnen herging, der den Sack zehnmal besser hätte tragen können". Martins kirchlicher Sinn erstarkte aber unter diesen Eindrücken der Bischofsstadt. Als er nach Schluß des Schuljahrs nach Hause kam, erzählte der Vater, wie Graf Günther in seinen Armen gestorben sei. Sein Testament sei gewesen, er verlasse sich auf nichts als auf das Verdienst Christi. Der heimgekehrte Kurrendsänger aber dachte bei sich, für einen Grafen sei das ein absonderliches Testament, er hätte lieber der Kirche oder dem Kloster etwas Erkleckliches hinterlassen sollen.

Der Vater mochte mit der Magdeburger Schule seine Rechnung nicht gefunden haben; wenigstens schickte er den Sohn nicht dorthin zurück, sondern tat ihn 1498 nach Eisenach, wo der Knabe an Verwandten und Bekannten einigen Rückhalt hatte. „Allda," erzählt sein Leibarzt und Biograph Ratzeberger, „hat er fast vier Jahr scholam visitiert, und bey Cuntz Kotten sein Herberge und Unterhalt gehabt." Diese Jahre waren die eigentliche Bildungszeit des Knaben und eine frohe Zeit, der erste Lichtpunkt in dem bis dahin so ernsten Leben des Fünfzehnjährigen. Es spricht für sein weiches Gemüt und zeigt, welch tiefes, dankbares Gefühl für erwiesene Güte in ihm lebte, daß er Eisenach, „der lieben Stadt" mit all ihren lieben Menschen sein Leben lang ein treues Andenken bewahrt hat. Hier fand sein Herz, wie er später an Spalatin schreibt, eine Heimat. Wie oft mag er hinaufgestiegen sein zu der stillen Waldburg, um die die Berge des Thüringer Waldes sich lagern, ohne Ahnung, daß er dereinst hinter diesen Mauern als geheimnisvoller Gast hausen werde, um als Ritter ebenda Erdbeeren zu pflücken, wo die Schüler ihnen jetzt nachforschten. Diese sonnigen Täler, diese schattigen Buchenwälder, deren er in seinen Wartburgschriften so oft gedenkt, waren ihm seit seinen Jünglingsjahren bekannt. Die Kurrende mußte der Knabe freilich auch in Eisenach singen, aber sie gereichte ihm zum Vorteil. Durch sein andächtiges Singen und das herzliche Sprechen der Gebete erweckte er das Interesse der Gattin des Kaufherrn Cotta, einer geborenen Schalbe, so daß sie ihn an ihren Mittagstisch und bald auch in ihr Haus nahm. Im Anschauen des liebevollen und harmonischen Waltens einer vornehmen Hausfrau geht ihm die Wahrheit auf, die Frau Ursula selbst ausspricht:

„Nichts Lieberes ist auf Erden denn Frauenlieb, wem's kann werden."

Die Warnung vor dem geistlichen Stande, die darin lag, verstand er damals noch nicht. Durch diese Beziehungen wird ihm auch aus dem Schalbeschen Kollegium, das von Franziskanern geleitet wurde, einige

Unterstützung zuteil. Das von den Schalbes gegründete Stift der heiligen Elisabeth, bei dem Aufstieg zur Wartburg gelegen, wird dem stillen Knaben eine zweite Heimat und noch 1521 sehen wir den Junker Jörg in freundlichem Verkehr mit den ihm geneigten Barfüßern, die ihm mit ihren Büchern aushelfen. Auch mit Caspar Schalbe, einem Bruder oder Vetter von Frau Cotta, befreundet er sich, und noch nach Jahren, als dieser sich durch eine schimpfliche Anklage ins Unglück gestürzt sah, und aus Eisenach verwiesen worden war, wird Luther sein Fürsprecher. Am 12. November 1528 schreibt er an den Kurfürsten Johann, er möge Schalbe seine Strafe erlassen und ihm wieder heim helfen, „denn wo es gleich wahr wäre, (als ich nicht hoffe), so sind wir Menschen, und mugen mit ziemlicher Strafe solche Gebrechen gebessert werden". Auch mit den eigenen Verwandten hatte er freundlichen Verkehr. Wenigstens einen Vetter Konrad Küster (hierophylax) an der Nikolaikirche, lud er im Frühling 1509 zu seiner ersten Messe ein, was der Augustiner den Franziskanern des Schalbeschen Stifts gegenüber unterläßt, da sie eine Einladung nach Erfurt vielleicht unbescheiden finden könnten. Aus der Einladung an den Vikar Braun am Marienstifte erfahren wir, daß der Schüler diesem geistlichen Lehrer viel verdankte. Als er 1508 nach Wittenberg übersiedelte, ohne den Vikar noch besuchen zu können, entschuldigt er sich fast zeremoniös. Nie werde „Vergessenheit, die Mutter der Undankbarkeit", das Andenken an Brauns liebreiches Bezeigen in seinem Herzen austilgen und kein kalter, hochmütiger Nordwind der Wittenberger Gelehrtenwelt solle die Liebesglut gegen den auslöschen, dem er so viel Dank schuldig sei, und wenn er im Guten ihm nie gleich sein könne, noch es beanspruche, so habe er doch das Einzige, was er ihm schenken könne, ihm längst geweiht, seine Liebe und Dankbarkeit. Auch später noch schickte er dem trefflichen geistlichen Herrn seine Bücher, so weit sie sich für ihn eigneten.

War er in Mansfeld und Magdeburg verbannt gewesen in die Einsamkeit seiner schwermütigen Kinderseele, so hat der bleiche Bergmannssohn mit den schönen dunkeln Augen jetzt Freunde und Freundinnen, die ihn lieben und verstehen, und was die Hauptsache war, in der Schule bei der städtischen Pfarrkirche erhielt er einen anregenden humanistischen Unterricht, so daß er sich von den alten Autoren nie trennte, nicht einmal beim Eintritt ins Kloster. Der Rektor Trebonius, so erzählte Luther seinem Arzte Ratzeberger, nahm beim Eintritt in die Klasse stets sein Barett ab bis er sich auf seinem Sessel niedergelassen hatte und hielt auch seine

Kollaboratoren zu der gleichen Höflichkeit an, denn auf den Bänken vor ihnen säßen die Bürgermeister, Kanzler, Doktoren und Regenten der Zukunft. Das war denn eine andere Luft, in der der Jüngling „fürnemlich artes dicendi und poesia studiert und in wenig Jahren trefflich proficiert hat". Auch Melanchthon bezeugt, in der Rhetorik und Poesie habe er alle seine Gesellen übertroffen. Außer Trebonius erwähnt Luther rühmend einen Lehrer Wigand, für den er 1526 einen anständigen Ruhegehalt bei dem Kurfürsten Johann erbittet.

Noch heute liegt auf dem kleinen Eisenach der Ruhmesglanz, daß es dort zum ersten Male sonnig und hell wurde in dem Leben eines großen Mannes. Auch einige Romantik fehlte dem kleinen Neste nicht. Wie eine Weissagung hing über dem Haupte des Knaben das feste Haus der Wartburg mit seinen Sagen vom Sängerkrieg und der heiligen Elisabeth, und im Franziskanerkonvente des Schalbeschen Stifts war ein Gefangener, von dem eine dunkle Kunde auch zu Luther drang. Mathesius berichtet von einem Mönche Hilten, der noch immer mit Prophezeiungen im Stile des Joachim von Fiore und Reformvorschlägen nach Weise der Spiritualen die Brüder beunruhigt hatte und für diesen Rückfall in die Gewohnheiten des alten Minoritenordens mit harter Klosterhaft bestraft worden war. Ebenso unfehlbar wie einst die Brüder Ghirardo und Salimbene die Zeit der Erneuerung der Kirche auf das Jahr 1260 angesetzt hatten, berechnete Johann Hilten sie auf das Jahr 1516 und hat damit fast das Richtige getroffen. Auch daß die Kirche von einem Eremiten werde reformiert werden, hatte der Gefangene ganz richtig geweissagt, wobei er freilich an die Eremiten seines Ordens, nach Weise der Spiritualen oder Cölestiner, wird gedacht haben. Die Freunde Luthers aber bezogen die Verheißung auf den großen Augustinereremiten, der sie erfüllt hat. Daß der Mann im Klosterkerker auch die Phantasie des Knaben beschäftigte, der in dem Kloster aus- und einging, ersehen wir daraus, daß noch der Reformator der Geschichte desselben nachforscht. Wie Melanchthon Hiltens Deutungen des Propheten Daniel auf die Gegenwart völlig ernst nimmt, so hat auch Luther an sie geglaubt und sagt in einer seiner Tischreden: „Ich dachte damals nicht, daß ich der Eremit sein sollte, von dem geweissagt war, er solle wider das Papsttum aufstehn."

Die Zeit in der Hut des Rektors Trebonius, der Schalbeschen Franziskaner und der Frau Ursula Cotta war die sonnige Zeit im Leben des Knaben. In Eisenach hören wir von den trüben Tagen der Anfechtung

nichts. Sie beginnen erst wieder, als Luther im Sommer 1501, als achtzehnjähriger Jüngling, die Universität Erfurt bezog. Der Einblick, den er in das friedliche Dasein des braven Küsters Konrad, des Vikars Braun und der Franziskaner im Stifte der heiligen Elisabeth gewonnen hatte, trug vielleicht mittelbar auch dazu bei, daß bei Wiederkehr dieser Angstzustände Luther beschloß „alsbald ein Mönch zu werden". Der harte und ehrgeizige Vater wollte ihn zum Juristen machen, aber die, die wirklich seine Väter gewesen waren, zeigten ihm ein anderes Glück.

Aus den schattigen Wäldern Eisenachs sah sich der im achtzehnten Lebensjahre stehende Schüler im Juli 1501 in das sonnige Erfurt versetzt. Erfordia turrita, das vieltürmige Erfurt, pflegten die Humanisten die Stadt zu nennen, die sich ihnen vor andern gastlich erwiesen hatte. Der weite Talkessel, durchströmt von der wilden Gera, nach drei Seiten von den Vorbergen des Thüringer Waldes umschlossen, ist eine der fruchtbarsten Gegenden Deutschlands. Die Stadt der Blumen, die Gartenstadt, die Stadt des Gemüsehandels heißt sie heute, Luther nennt sie weniger poetisch eine fette Schmalzgrube im Gegensatz zu dem mageren Sande Wittenbergs. Vom Steiger gesehen prangt die Landschaft von Obstgärten, Blumen- und Gemüsebeeten und wo sie gegen Norden in die Ebene übergeht, wogt ein Ährenmeer. Die großen Heerstraßen vom Rheine nach Sachsen, von Franken nach dem Meere kreuzen sich in Erfurt. „Hier," sagte Luther, „muß eine Stadt stehn, wenn sie gleich wegbrennte." Die Natur hatte das ganze Füllhorn ihrer Gaben auf diese Hügel ausgeschüttet und seit 741 Bonifacius hier ein Bistum gegründet und das Kirchlein auf dem Marienberge gebaut hatte, war das durch Natur und Kunst feste Erfurt einer der Stützpunkte der kirchlichen Kultur in Mitteldeutschland. Seit dieser Zeit gehörte es den Nachfolgern des heiligen Bonifacius, den Erzbischöfen von Mainz.

In diesem Wohlstand war die Erfurter Bürgerschaft üppig und weltlich geworden, so daß einer ihrer wackersten Prediger klagte: „Gott plaget andere Leute mit Teuerung, uns straft er mit Fülle." *) Die ständigen Unruhen, die immer wieder aufs neue die unter Mainzer Regiment unbotmäßig gewordene Bürgerschaft entzweiten, bestätigten diese Klage. Luther, der sie uns berichtet, sagte später selbst: „Je besser Land um so unartiger Volk." Dennoch hat ihm die vieltürmige, klosterreiche

*) Vgl. Kampschulte, Die Universität Erfurt.

Stadt mit ihren 18000 Feuerstätten imponiert und er meint sogar, Nürnberg sei kaum halb Erfurt. Neben dieser Universität erschienen ihm alle andern als kleine Schützenschulen. Erfurt ist, was Leipzig werden wollte, ein neues Prag. „Wie war es eine so große Majestät und Herrlichkeit, wenn man magistros promovierte, und ihnen Fackeln fürtrug und sie verehrte! Ich halte, daß keine zeitliche, weltliche Freude desgleichen gewesen sei. Also hielt man auch ein sehr groß Gepräng und Wesen, wenn man Doktoren machte; da reit man in der Stadt umbher, dazu man sich sonderlich kleidete und schmückte." Mit den Augen eines Bauernsohns und Kleinstädters betrachtete der Mansfelder Student all diese Herrlichkeit. Dankbar bezeugt Luther, daß ihn sein Vater nicht knapp hielt, so daß er sich an den Freuden des Studentenlebens beteiligen konnte. Die beiden Öfen, die der alte Hans Luther gepachtet, hatten ihm zu einem gewissen Wohlstand verholfen und er galt etwas bei der Herrschaft. Da er nicht kargte, warf sich der Sohn mit voller Freude in dieses glänzende Leben. Er war ein fröhlicher, hurtiger Geselle, trug wie andere Studenten einen Stoßdegen und hatte zahlreiche Freunde. Der Vater hatte für ihn das juristische Studium gewählt, denn wie er selbst einer der Viermänner der Bürgerschaft war, so sollte sein Sohn dereinst als Rat der Stadt oder als Kanzler des Grafen glänzen.

Zunächst wurde er, wie üblich, in der Artistenfakultät inskribiert durch den Rektor Trutvetter als Martin Ludher aus Mansfeld. Nach Sitte der Universität gehörte er einem contubernium an, als dessen Musikus und Philosophus er galt. Zum Stubengenossen hatte er einen Studenten, dessen geringste Sorge das Studieren war. Als derselbe endlich nach vielen Ermahnungen einen Versuch dazu machte, warf er nach Luthers Erzählung nach einer halben Stunde das Buch zur Erde und trat es mit Füßen, indem er sagte: das Supinum von studere heiße stultum, weil das Studieren dumm mache. Luther dagegen, dank der trefflichen Vorschule bei Rektor Trebonius und einem geschickten Institutor, Johann Grefenstein, erlangte bereits 1502 als dreißigster unter siebenundfünfzig Bewerbern das Bakkalaureat. Von diesem Einpauker Grefenstein berichtet Luther in der Schrift von den Eckschen Bullen und Lügen, Hus sei durch das placet, placet, placet ungelehrter Tyrannen verurteilt worden. So lang Grefenstein lebte, wagte Luther von dieser vertraulichen Mitteilung des Lektors nicht zu reden; er führt sie nur als Beweis an, daß an vielen Orten deutschen Landes „ein Mummeln" über Hussens Schicksal geblieben

sei. Dem Lehrer aber muß Luther den Eindruck eines zuverlässigen jungen Manns gemacht haben; einem frommen Aushorcher gegenüber hätte er eine so gefährliche Äußerung unterlassen.

Für die humanistischen Studien war Erfurt in ganz Deutschland berühmt. Das erste griechische Buch, das auf deutschem Boden gedruckt wurde, erschien in Erfurt im Jahre der Immatrikulation Luthers. Sein Herausgeber, Nikolaus Marschalk, und der andere Vertreter dieser Studien, Maternus Pistoris, die beide über lateinische und griechische Autoren Vorlesungen hielten, waren maßvolle, kirchlich gesinnte Männer. Aber bereits stellte die studierende Jugend diese Studien in einen feindseligen Gegensatz gegen die spitzfindigen Probleme der Scholastik, die den Poetenschülern kein Interesse mehr abgewannen. In diesem polemischen Sinne wirkte auf die Jugend der reiche Domherr Muth zu Gotha ein, der Erfurts Ruhm als der Stätte der schönen Studien überall verkündete. Aus dem Umgang mit ihm lernte der Verfasser der Dunkelmännerbriefe die ironische Auffassung der kirchlichen Wissenschaft und ihrer Vertreter, die ihn zu seiner berühmten Satire begeisterte. Es war das ein Freund Luthers, Jäger aus Dornheim, der sich nach dem Sternbilde des Jägers „Crotus“, nach seiner Heimat Dornheim „Rubeanus“ nannte. Stolz auf diesen begabten Schüler schrieb ihm Muth: „Da Du noch Jegher von Dornheim warst, gefielen Dir Arnold von Thungern und andere Fanatiker dieser Art. Seitdem Du aber wiedergeboren, statt Jäger Crotus, statt aus Dornheim Rubeanus gegrüßet wirst, fielen Dir die langen Ohren ab.“ Ein anderer begabter Poetenschüler des Erfurter Kreises, später gleichfalls mit Luther befreundet, war Eoban Hesse, der alles, was er erlebte, in lateinische Verse brachte. Marschalks Lieblingsschüler in den alten Sprachen war Georg Burkhard, Spalatinus genannt nach seinem Geburtsort Spalt im Bistum Eichstädt. Auch er war ein Günstling Muths, der es durchsetzte, daß im Jahre 1508, aus einer Schar von Bewerbern, Spalatin zum Erzieher des sächsischen Kurprinzen ausgewählt wurde. Auch den Kaspar Schalbe aus Eisenach fand Luther hier wieder. Am nächsten aber trat ihm der Erfurter Johann Lang, der ein Jahr vor ihm Student geworden war und vor dem Jüngeren die Kenntnis des Griechischen voraushatte. Daß er, kurz vor Luther, in das Augustinerkloster zu Erfurt eintrat, ist für dessen eigenen Entschluß gewiß nicht ohne Bedeutung gewesen. Der eigentliche Führer dieser Jungen, ehe Ulrich von Hutten ihm diese Rolle abnahm, war Hermann von dem Busche, ein junger Dozent, den

wir dann auf dem Wormser Reichstag als Vorkämpfer einer gewaltsamen Revolution wiederfinden. Er las mit ungewöhnlichem Erfolge über klassische Autoren und erregte Aufsehen durch einen öffentlichen Akt, der an die spätere Verbrennung der Bannbulle erinnert, indem er in ähnlicher Weise die feierliche Absetzung der mittelalterlichen Lehrbücher vollzog. Erst nach Luthers Eintritt in das Kloster wurden Justus Jonas und Ulrich von Hutten Mitglieder dieses Kreises, der nun immer mehr unter den Einfluß des Gothaer Domherrn Muth geriet. Wie dieser würdige Prälat seinen Namen Muth in Mutianus Rufus latinisiert hatte, so gehörte es zu den pennalistischen Sitten dieser Jungen, den Einrichtungen und Personen griechische Namen anzuhängen. Den reichen Gothaer Domherrn nannten sie Minos, den Theologen Usingen Chrysippos, den Scholastiker Trutvetter Phöbus; Hesse und Jäger begrüßten sich als Orestes und Pylades, Erfurt ist ihnen der Helikon und selbst „die rauschende Gera“ erhält ihren Tritonen, der sich in der Stadt der Studenten und der Gemüse seltsam genug ausnimmt. Auf dem Grenzgebiete zwischen diesen humanistischen Studien und der alten Scholastik bewegte sich ein junger Dozent, der sich später viel darauf zugute tat, daß Martin Luther sein Zuhörer gewesen sei, Hieronymus Emser, der nächst dem Frankfurter Domherrn Kochläus am meisten dazu getan hat, die Erfurter Anfänge Luthers in ein schlechtes Licht zu rücken. Emsers eigene Geschichte ist in gewissem Sinne typisch für diese gärende Übergangszeit. Im November 1502, im zweiten Studienjahre Luthers, kam der päpstliche Kardinallegat Raimund Peraudi von Gurk nach Erfurt, um neue, unerhörte päpstliche Ablässe zu verkündigen. Rektor und Senat, Magistrat und Klerus zogen dem Legaten feierlich entgegen in einem Zuge von sechzig Pferden und mit ungezählten Fahnen der Gilden und Zünfte. Der Ablaßunfug feierte wieder einmal einen glänzenden Triumph. Nur aus der Stadtgeistlichkeit soll eine Stimme des Unwillens laut geworden sein. Der wackere Stadtgeistliche Sebastian Weinmann, den Luther auch als strengen Hirten seiner Herde rühmt, auf dem Berge der lieben Frau, soll nach Flacius' Erzählung von der Kanzel gesagt haben: das Kapitel lege besser heute seine Reliquien mit ihrem Ablaß nicht aus, „es ist ein fremder Krämer hier, der soll bessere Ware haben als wir“. Der Ablaßkommissär selbst glaubte freilich in einem öffentlichen Erlasse verkünden zu dürfen, daß während des Jubiläums in Deutschland Hunderttausende von Sündern auf den Weg des Heils zurückgebracht worden seien, wie das die Kommissare, Prediger

und Beichtväter bezeugen könnten. Der Erfurter Benediktiner Nikolaus von Siegen meint dagegen in seiner Chronik: „Den Guten und Auserwählten gereichen die Ablässe unzweifelhaft zu großem Vorteile, wie steht es aber mit den Unreinen und Verworfenen?“ So fehlte es schon damals nicht an Bedenken, ob diese aber des frommen Studenten Ohr erreichten, wissen wir nicht. Im Gefolge dieser Ablaßexpedition, die als Zweck die Kosten des Türkenkriegs vorwendete, von Kaiser Max aber argwöhnisch überwacht wurde, damit das Geld nicht nach Rom wandre, war auch Hieronymus Emser, ein Schwabe voll Tücken, nach Erfurt gekommen, der in Luthers Leben noch eine große Rolle spielen sollte. Er war fünf oder sechs Jahre älter als Luther und damals ein Semester lang Luthers Lehrer.*) In Tübingen hatte er studiert, in Basel war er wegen eines Gedichts auf die Schweizer Kuhhirten eingesperrt und dann ausgewiesen worden. Dann war er als Sekretär und Kaplan in die Dienste des Ablaßkardinals getreten und hatte diesen auf seinen Kreuz- und Querzügen durch Deutschland begleitet. Nachdem dieses Geschäft sein Ende gefunden, war er 1503 nach Nürnberg zu Willibald Pirkheimer gegangen, widmete aber seine Feder auch hier der Sache der Kirche, indem er das Schriftchen eines Scholastikers über das Kreuzwunder herausgab, das die seit 1501 auftretende Epidemie, überall das Kreuz und die Marterwerkzeuge Christi an den Kleidern der Gläubigen zu entdecken, als eine Aufforderung Gottes zu einem Kreuzzuge gegen die Türken deutete. Daß solche Kreuze weit öfter an den Kleidern der Frauen als an denen der Männer gesehen wurden, leitet der Verfasser nicht aus der größeren Frömmigkeit derselben ab, sondern sieht darin Gottes Zorn über ihre Hoffart. In Straßburg veranstaltete Emser sodann eine Ausgabe der Werke des Scholastikers und Platonikers Picus della Mirandola, die am 15. März 1504 die Presse verließ und auf die theologische Entwicklung des jungen Zwingli großen Einfluß hatte. In dem darauf folgenden Sommersemester 1504 finden wir Emser als Dozenten in Erfurt, wo der zum Magisterexamen sich vorbereitende Bakkalar Martin Luther aus Mansfeld seine erste Vorlesung besuchte. Als Reuchlinist las Emser über eine lateinische Komödie Reuchlins, den Sergius. Er wußte noch später, daß Luther dabei sein Zuhörer gewesen sei, mochten ihm Luthers tiefsinnige Augen im Gedächtnis geblieben sein, oder der angehende Dozent so wenig Zuhörer

*) Vgl. Kawerau, Hieronymus Emser. Halle bei Niemeyer. 1898.

haben, daß er jedes einzelnen sich erinnerte. Aber er war der Meinung, Luther habe aus seiner Vorlesung nur eines gelernt, nämlich des Mönches Schalkheit, der in Reuchlins Stück die Hauptrolle spielt. Aber auch Erfurt vermochte den schwäbischen Reisläufer nicht festzuhalten. Vielmehr trat er bald in die Dienste des Herzogs Georg von Sachsen, der ihm den Auftrag erteilte, Material für die Heiligsprechung des Bischofs Benno von Meißen zusammen zu bringen, worüber er dann, als unter Hadrian VI. die Kanonisierung Bennos wirklich erfolgte, aufs neue mit Luther zusammenstieß. Aber auch jetzt, im Lager der Dunkelmänner, fuhr er fort, Erasmus, Pirkheimer und andere Humanisten zu verehren und in allen Farben zu schillern. Noch in seiner „Verteidigung gegen Luthers Jagd" vom Oktober 1519 rühmt er sich, daß er unter den ersten gewesen sei, die die akademische Jugend zu den humanistischen Studien geführt haben und daß er stets auf die Quellen zurückgehe und nicht aus den abgeleiteten Bächen schöpfe.*)

Mit größerer Achtung als von diesem professionsmäßigen Vertreter der Superstition redet Luther von den Vertretern der scholastischen Theologie, die in Erfurt sich neben dem aufblühenden Humanismus noch immer behauptete. Die Spaltung, die später Scholastiker und Poetenschüler entzweite, war damals in Erfurt noch nicht eingetreten, vielmehr sagten sich die Scholastiker Usingen und Trutvetter und die Humanisten Maternus und Marschalk herüber und hinüber viel Schönes. Unter diesen Umständen ist auch der Streit gegenstandslos, zu welcher der beiden Gruppen der Student Luther zu zählen sei. Er gehörte zu demselben contubernium wie Crotus Rubeanus, aber der fromme Knabe, der zu Magdeburg den zum Bettelmönch bekehrten Fürstensohn mit Andacht betrachtete und als Student auf die heilige Anna vertraute, konnte zu dem Geiste, aus dem die Dunkelmännerbriefe geboren sind, sich nicht hingezogen fühlen, wenn er auch mit ihrem Verfasser, dem aber damals noch Thungern und ähnliche Fanatiker gefielen, eine Studentenfreundschaft pflegte, wie dieser wenigstens versichert. Daß Martinus in diesem Kreise der „Philosoph" genannt wird, zeigt, daß er an den poetischen Bestrebungen der Burse geringeren Anteil nahm. Er hat weder Oden gedrechselt noch Epigramme geschnitzt und in seinem ganzen Leben keine Chloe noch Phyllis angesungen. Vielmehr ward er auch in dieser Umgebung seiner tiefreligiösen Richtung

*) Vgl. Kawerau a. a. O. 85.

niemals untreu. „Ob er wohl," schreibt Mathesius, „ein hurtiger und fröhlicher junger Geselle war, fing er doch alle Morgen sein Lernen mit herzlichem Gebet und Kirchengehen an, wie denn sein Sprichwort gewesen, fleißig gebetet ist über die Hälfte studiert, verschlief und versäumt darüber keine Lektion, fragt gern seine Präzeptores und besprach sich in Ehrerbietigkeit mit ihnen, repetieret oftmals mit seinen Gesellen, und wenn man nicht öffentlich las, hielt er sich allwege auf in der Universitätsliberey." Der Verkehr mit den Poetenschülern galt also, wie Jäger auch sagt, bonis artibus, d. h. dem Studium der alten Poeten. Wir wissen, daß Luther seinen Plautus und Virgil sogar ins Kloster mitnahm und daß er Ovids Heroiden vielen Genuß verdankte. So bezeugt auch Melanchthon: „Indem sein lernbegieriger Geist noch Besseres als seine Dialektik suchte, las er die meisten Denkmäler der alten lateinischen Schriftsteller, des Cicero, Virgil, Livius und andere." Auf diese gemeinsamen Studien und die Erinnerung daran, daß Luther durch seine philosophischen Probleme ihren Unterhaltungen einen tieferen Inhalt und durch seine schöne Stimme ihren Abenden musikalische Weihe gab, dürfte sich Jägers Anspruch, Luthers Freund gewesen zu sein, beschränken. Vom freien Geiste der Jungen und ihrer laxen Lebensweise läßt sich dagegen in Luthers Studentenleben nichts entdecken, vielmehr klagt er seinerseits später über das Treiben so vieler damaliger Studenten, „die zwo Lektiones am fleißigsten hörten, nämlich die bei König Gambrinus und die bei Ritter Tannhäuser."

Neben diesem Saus und Braus des akademischen Lebens fehlten doch auch streng kirchliche Eindrücke nicht. Die erzbischöfliche Stadt war mit Klöstern und Stiften überfüllt und an Gelegenheit, vor dem Venerabile die Kniee zu beugen, fehlte es nicht. Manche Vorkommnisse wecken schon jetzt Luthers Nachdenken. In der Kartause sieht er einen Mönch des heiligen Bruno an der Krücke gehn. Er fragt ihn, ob er als Kranker nicht vom Dienste befreit werden könne, aber der Kartäuser, zum Schweigen verpflichtet, schüttelt nur den Kopf. Zwei andere schleichen wie Greise an Stäben. Wovon sie so früh gealtert seien, fragt der Student. „Vom Wachen," war die Antwort, „das keinem erlassen wird." Ganz mit der Andacht wie den fürstlichen Bettelmönch in Magdeburg betrachtet er die drei Kartäuser offenbar nicht mehr, aber so abschreckend war der Eindruck doch nicht, daß er ihn abgehalten hätte, später selbst Profeß zu tun. Gerade dieser, seinen Freunden so auffallende Entschluß, beweist aber, daß neben dem fröhlichen Verkehr mit den Jugendgenossen Martinus ein tieferes

Leben in der Stille führte, von dem Crotus und seinesgleichen keine Ahnung hatten. Tiefsinnige Fragen des Daseins beschäftigten seinen grüblerischen Geist und so sind es die philosophischen Kurse, wie Melanchthon es nennt, die Dialektik von Jodocus Trutvetter aus Eisenach und Bartholomäus Arnoldi von Usingen, die ihn innerlich ständig in Anspruch nehmen. In Erfurt regierte damals der kirchlich rektifizierte Nominalismus, der die Allgemeinbegriffe nicht für Realitäten, sondern für Abstraktionen erklärte. Schon die alten Skotisten aber hatten aus dem langen Lehrstreit die Lehre gezogen, daß so gut das Dogma wie sein Gegenteil sich dialektisch erweisen lasse und daß es gerade darum nötig sei, sich an das zu halten, was die Kirche festgesetzt habe. Welche Selbstverspottung ihrer eigenen Methode in dieser Behauptung lag, hat Luther früher als seine Meister empfunden. Die Erfurter Lehrer zählten übrigens zu den Modernen, die die subtilen Streitfragen und Haarspaltereien der via antiqua über Bord warfen. Usingen legte großen Wert darauf, daß in der Dialektik die Begriffe nicht unnötig zu vervielfältigen seien. Er leugnet die Verschiedenheit der Seelenkräfte untereinander und von der Seele; Verstand und Wille sind die Seele selbst unter verschiedenen Gesichtspunkten betrachtet. Wesenheit und Ausdehnung sind bei den materiellen Dingen dasselbe. Luther bohrte sich mit seinem ganzen grübelnden Scharfsinn in diese Materien ein und bewies in den Disputationen hier, wie später in Wittenberg, ein besonderes Geschick und seine geistige Überlegenheit. So berühmt er sich noch 1530: „Ich kann ihre eigene Dialektika und Philosophie baß denn sie selbst allesampt und weiß dazu fürwahr, daß keiner ihren Aristoteles versteht.“ Das alles hat er schon als Student „an den Schuhen zerrissen“. Namentlich Johannes de Wesalia zog ihn damals an, dessen Lehre, daß der Leib Christi im Abendmahl mit der Substanz des Brotes zusammenwohne wie der Geist im Körper, seiner eigenen späteren Meinung am nächsten steht. Die kirchlich verurteilten dogmatischen Schriften Wesels durften freilich in Erfurt nicht gebraucht werden und Luther zeigt auch keine Bekanntschaft mit denselben. Aber Wesels philosophische Bücher „regierten die Universität“ und aus diesen nominalistischen Werken wurde er zum Magister promoviert. An Epiphanien 1505 bestand er als zweiter unter siebzehn Kandidaten die Magisterprüfung. So wurden nun auch vor ihm her die Fackeln getragen und ihm schwellte das stolze Gefühl die junge Brust, daß keine zeitliche, weltliche Freude dieser Stunde zu vergleichen sei. Groß war

auch die Freude, als er mit dem neuen Titel im väterlichen Hause zu Mansfeld erschien. Der ehrgeizige Vater war stolzer auf die Würde des Sohnes als dieser selbst und redete den Herrn Magister nicht mehr mit Du an sondern mit Ihr. Nun sollte ihm sein Magister die Rechtswissenschaft studieren und in der stolzen Erwartung, seinen Sohn einst unter den Ratsherren und Doktoren des römischen Rechts zu sehen, brachte er das nicht unbeträchtliche Opfer, ihm ein Corpus juris zu kaufen.

Dem väterlichen Willen gehorsam versuchte es der zum Theologen Geborene mit der Jurisprudenz. Das große Licht der Erfurter Juristenfakultät war Henning Göde aus Werben, von seinen Verehrern der König der Juristen (monarcha juris), genannt, ein stattlicher Herr, der zugleich im politischen Leben und den städtischen Angelegenheiten Erfurts eine große Rolle spielte. Luther, der nachmals in Wittenberg sein Kollege wurde, fand sein übertriebenes Selbstgefühl unerfreulich und das akademische Virtuosentum imponierte ihm nicht. Kaum sechs Monate hielt er es bei den Kontroversen des Gajus und Titius aus. Für ein Gemüt, das von der Angst erfüllt war, wie soll ich selig werden, mußte es eine Pein sein, aus den aristotelischen Haarspaltereien nun in die juristischen zu geraten. Nicht eine der Fragen, die ihm auf der Seele liegen, wird ihm hier gelöst. Die Juristen sind ihm einfach Zungendrescher. „Sie disputieren und handeln gemeinhin mit Worten, gehen nicht auf den Grund ... Der Juristen Lehre ist nichts denn ein Nisi, das ist ‚ohne daß' oder ‚ausgenommen'. Das Nisi muß in allen Sachen sein. Zeiget mir einen Juristen, der um der Ursache willen studiere, daß er die Wahrheit lerne, sondern alle studieren sie um Ehr und Gut zu erlangen."

Da er sich von dem neuen Studium so wenig befriedigt fühlte und er an diesem ganzen Kampf ums Recht überhaupt keinen Geschmack fand, lag das Leben reizlos vor ihm und wir wundern uns nicht, daß, wie Melanchthon berichtet, in dieser Magisterzeit die Angstzustände, von denen früher nur vorübergehend die Rede war, ihn jetzt mit verdoppelter Gewalt heimsuchten. Wir erfahren zunächst nur, daß periodisch eine große Traurigkeit über ihn kam, die ihn mutlos und hoffnungslos machte. Schon in der Zeit seines Bakkalaureats ist von solchen Heimsuchungen die Rede. An einem Dienstag nach Ostern wollte er mit einem Freunde die Wanderung nach der Heimat gemeinsam antreten, aber eine halbe Meile hinter

Erfurt, zum Glück nicht tiefer im Lande, stieß er sich seinen Degen in eine Pulsader, so daß er nur mühsam, indem er eine Rückenlage einnahm und die Wunde zudrückte, der Verblutung entging. Der Wundarzt schaffte ihn nach Hause, aber in der Nacht brach der Verband wieder auf und wiederholte sich die Gefahr. Beide Male wurde er nach seiner Überzeugung nur durch sein heißes Gebet zur Mutter Gottes vom Tode gerettet. Da ein längeres Liegen nötig war, ließ er sich eine Laute geben, die während der Ferien herrenlos herumstehen mochte, und musikalisch, wie er war, lernte er leicht die Griffe. Damals feierte er seine Verlobung mit Frau Musika, der er zeitlebens treu geblieben ist. Berichtet wird es nicht, aber es ist wahrscheinlich, daß die großen Blutverluste mitwirkten bei der nun eintretenden Depression. Denn in derselben Zeit des Bakkalaureats muß ihm ein würdiger Greis aus Meiningen, der ihn auf dem Krankenlager findet, den Trost spenden: „Lieber Bakkalaurie, laßt's Euch nicht leide sein, Ihr werdet noch ein großer Mann werden.“ Die Zeit der Vorbereitung zum Magisterexamen, das viel besser ausfiel als das zum Bakkalaureus, deshalb aber auch viel härtere Arbeit gekostet haben wird, und das folgende Semester der juristischen Studien war eine Periode, in der er „immer traurig einherschritt infolge melancholischer Anfechtung“. In der Freudlosigkeit, die auf ihm liegt, in der seltsamen Hoffnungslosigkeit, die ihn unfroh und menschenscheu macht, glaubt er Gottes Zorn zu empfinden, der seine Hand auf ihn gelegt hat. Die spätere theologische Formulierung seiner Ängste fehlt noch, da er sich weder mit Paulus noch mit Augustin näher beschäftigt hat. Nach Lauterbachs Tischreden Luthers hatte er mit zwanzig Jahren überhaupt noch keine Bibel gesehen, sondern kannte nur die kirchlichen Perikopen. Als er ein junger Magister war, erzählt Luther selbst, und immer traurig war infolge innerer Anfechtung, da habe er auf der Erfurter Universitätsbibliothek zum erstenmal eine ganze Bibel gefunden. Mit Verwunderung nahm er wahr, daß diese mehr Episteln und Evangelien enthielt als er bis jetzt kannte. Im Alten Testament zieht, nach Mathesius, der Name seiner Schutzpatronin Anna seine Aufmerksamkeit auf sich und er liest mit Eifer die Geschichte der Mutter Samuels. Bei wiederholter Lektüre fallen ihm auch Widersprüche der kirchlichen Praxis mit der neutestamentlichen Lehre auf, aber er weist diese Gedanken ab. „Solltest du allein klug sein? Ei du möchtest irren!“ Damit schlägt er das Buch zu und kehrte nicht mehr zu demselben zurück. Dennoch zogen ihn alle seine Gedanken nach diesen Abgründen und mit dem Grübeln

wächst die innere Angst. Schon als Jüngling, so schreibt er später einem Melancholiker, habe auch er Stunden gehabt, in denen er an seiner Seligkeit verzweifelte und versucht war Gott zu fluchen. Er quält sich ab, durch strenge Selbstzucht Gott zu versöhnen, dann aber entwischt ihm in Gegenwart eines Freundes bei dem Händewaschen das Wort: „Je länger wir waschen, um so unreiner werden wir.“ Er war hungrig und durstig nach Trost, aber, so schreibt er später: „Da war niemand, der uns etwas gab.“ „Oh, wann willst du einmal fromm werden und genug tun, daß du einen gnädigen Gott kriegst?“ das ist sein täglicher Seufzer. Die Genossen ahnten von den innern Kämpfen, die Luther bewegten, nichts. Äußerlich teilt er ihre Freuden, aber in ihm ist ein Frieren seiner geängsteten Seele, ein geheimes Sehnen, ein Hungern und Dürsten, das weder die Bravourstücke des großen Juristen im Kolleg noch die lauten Feste der Poetenschüler stillen. Während die andern ihn bewundern und er selbst mit den treuen Gesellen singt und scherzt, wächst in ihm das Gemütsleiden. Nach Melanchthon überfielen ihn diese Ängste so, daß er oft völlig entgeistert war. So kam ihm, sagt Melanchthon, zuerst der Gedanke, Gottes Zorn, den er auf sich fühlte, durch ein exemplarisches Leben im Kloster zu sühnen. Bei dem Lärmen und Toben der wilden Zechgelage hörte er in der Ferne eine große Stille; das war die Stille der Zelle, die Stille des Klostergartens, des weltabgeschiedenen Mönchslebens, in dem er endlich, endlich die Rechnung zwischen seinem Herzen und seinem Gotte ins reine bringen könnte. Der Ekel an der Jurisprudenz mag auch das Seine beigetragen haben ihn zu einem Fluchtversuch zu treiben. Gerade tatkräftige Naturen, denen die rechte Betätigung ihrer Kraft versagt bleibt, werden am ehsten am Leben irre und sie meinen dann im stillen Kreuzgang, im Horasingen, in dem Klostergeläute den Frieden zu finden, den die falsch gewählte Beschäftigung ihnen nicht gewährt. All dem ewig leeren Gerede des großen Juristen und dem nichtigen Treiben um ihn her entging er, wenn er ins Kloster floh und die Türe hinter sich zuwarf. Der Plan zu einem solchen Durchbruch muß ihn doch schon länger beschäftigt haben, wenn er ihm bei dem Schrecken eines Wetterschlags sofort über die Lippen springt. Der plötzliche Tod seines treuen Gesellen, von dem wir sonst nichts wissen, und der in den damals alltäglichen Raufhändeln der Studenten erstochen ward, stimmt ihn noch trüber. „Heute rot, morgen tot, heute mir, morgen dir.“ Noch macht er eine Reise nach Mansfeld, hütet sich aber dem Vater gegenüber mit seinen Klostergedanken herauszurücken. Auf dem Rückweg,

am Tage von Mariä Heimsuchung des Jahres 1505, als er Erfurt schon nahe war, wurde er bei dem Dorfe Stotternheim von einem Gewitter überfallen. Ein furchtbarer Donnerschlag bricht über seinem Haupte los und ein Feuermeer umgibt ihn. Da schreit er sein Geheimnis laut hinaus: „Hilf, liebe Sankt Anna, ich will ein Mönch werden!" So hatte er als Kind unter den Schlägen der Peiniger Besserung versprochen. Die Pädagogik des alten Hans erntete nun ihre Früchte. Das Bangen des Knaben vor dem Stock des Vaters und der Lehrer, war im Jüngling zur Angst des Gewissens vor dem zornigen Richter dort oben geworden und er suchte ihn mit Versprechungen zu besänftigen wie jene. Was der Bergmannssohn der heiligen Anna bei dem schlagenden Wetter als Preis für ihre Fürsprache gelobt, das mußte er auch halten. Ein „gezwungen und gedrungen Gelübde" nennt er selbst seinen Entschluß. Noch vierzehn Tage trägt er ihn mit sich herum, dann schreitet er zur Ausführung. Am Tage des heiligen Alexius, weshalb Spätere den erstochenen Freund Alexius nennen, am 16. Juli 1505, lud er seine nächsten Gesellen zu einer abendlichen Valediktion. Crotus Rubeanus erzählt, wie traurig ihr ganzes Konsortium gewesen sei, als sie Martins Vorsatz vernahmen. Wer die andern waren wissen wir nicht. Nach seiner Gewohnheit hielt er ihnen noch eine musicam. Dann eröffnete er den Genossen seine Absicht. „Denen aber war das ein seltzam und unverhoffend vornehmen, dann er sonsten allzeit frolich mit ihnen gewesen." So suchten sie ihn abzuhalten. Aber Widerspruch bestärkte ihn stets nur in seinen Beschlüssen. Seine einzige Antwort war: „Heute sehet ihr mich und — nimmermehr!" Das Augustinerkloster war ihm schon länger bekannt, da sich dort die Bruderschaft der heiligen Anna, der er sich gelobt hatte, zu versammeln pflegte. Es war eines der größten Klöster der Stadt und zählte schon im Jahre 1488 siebzig Mönche. Luthers nächster Freund, Johann Lang, war unlängst dort eingetreten. Auch wurden solche Augustiner, die sich dem Lehrfach widmen wollten, in dem dortigen studium generale unterrichtet, dem Pater Nathin vorstand. Seine klassischen Autoren nahm er mit sich, während er die andern Bücher dem Buchhändler zurückgab. Der Morgen wurde noch abgewartet. Gegen zehn Uhr, als nach der Sitte der Zeit der Morgenimbiß im Kloster vorüber war, ging er, geleitet von seinen klagenden Freunden, nach dem Konvent, dessen Pforten sich alsbald hinter ihm schlossen.

Wiederholen wir nun die Frage: „Warum ging Luther ins Kloster?"

so ist doch wohl die Antwort, die Luther selbst gibt, die zutreffendste. Die frühzeitige Knickung seines Gemütslebens und Schädigung seines Nervensystems durch rohe Mißhandlungen der Pädagogen ist die letzte Ursache all seiner Leiden. „Ihr ernst und gestreng Leben, das sie mit mir führten, das verursachte mich, daß ich danach in ein Kloster lief und ein Mönch wurde.“

II

Bruder Martin.

Luther hat in seinen späteren Jahren, als ihm sein Urteil über die Verderblichkeit des Mönchslebens feststand, auch seine eigene Klosterzeit nur noch unter diesem Gesichtspunkt betrachtet. „Die zwanzig Jahr," sagt er in seiner Auslegung von Johannes 8, „weil ich bin im Kloster gewesen, sind dahin und verloren, ich bin kommen umb der Seelen Heil und Seligkeit und umb des Leibes Gesundheit."*) Allein es ist das eine Betrachtung vom Standpunkte seiner schließlichen Erfahrungen. Als sein Lehrer Usingen, sieben Jahre nach Luthers Eintritt, mit dem gleichen Vorsatze umging, hat ihm, so versichert Usingen selbst, gerade Bruder Martin das Klosterleben auf das wärmste empfohlen. In der ersten Zeit muß er auch wirklich Ruhe und Frieden in demselben gefunden haben, sonst hätte er bei der durchreißenden Energie seines Charakters, nach Ablauf des Noviziats, nicht die unwiderruflichen Gelübde geleistet. Im Juli 1505 war er eingetreten und noch im Mai 1507 gibt er sich dem Vater gegenüber als einen Mann, der mit seinem Entschlusse völlig zufrieden ist und das Mönchtum als ein „geruhsam göttlich Leben" kennen gelernt hat. Wiederkehr der Anfechtungen wird erst gelegentlich seiner Angstanfälle beim Messelesen berichtet. Die Zeit vor der Priesterweihe scheint also eine verhältnismäßig ruhigere gewesen zu sein. Psychologisch begreiflich wäre es ja, daß die vollkommen neuen Verhältnisse und Eindrücke eine seelische Umstimmung bei ihm herbeiführten und ihn für längere Zeit seinen Grübeleien entzogen, während die angestrengten Beschäftigungen des Noviziats ihm auch körperlich heilsam waren. Zunächst hatte er den Brüdern seine Bitte persönlich vorzutragen, er wolle unter die Postulanten

---

*) Die Belegstellen in meinem Aufsatz: Luthers Bekehrung. Heidelberger Jahrbücher 1896. S. 163 ff.

aufgenommen werden. Nachdem er diese Probezeit bestanden, wurde er gegen Ende des Jahres 1505 als Novize eingekleidet. Der Akt fand in der Kirche vor versammeltem Kapitel statt. Die Klosterglocke rief alle Brüder zur Kirche. Sobald der gesamte Konvent versammelt war, wurde der Postulant hereingeführt und mußte vor dem Prior am Altar sich niederwerfen. Der Prior, Wienand von Diedenhofen, fragte Luthern: „Was begehrst du?“ und der Postulant antwortete: „Die Barmherzigkeit Gottes und euere Gemeinschaft.“ Der Prior hatte ihm darauf die Beschwerlichkeit des Mönchslebens vorzuhalten, die Schmach, die mit dem Bettel verbunden ist und ihm das schwere Joch der drei Gelübde zu schildern. Nachdem der Postulant erklärt hatte, daß er das alles mit Gottes Hilfe tragen wolle, begann die Einkleidung unter Wechselgesängen, die auf die einzelnen Stadien des Aktes bezug nahmen. Seine Laienkleider wurden ihm ausgezogen und er erhielt das wollene Untergewand, das er zu Ehren der allerreinsten Jungfrau Maria tragen soll, dann die schwarze Kutte mit kurzer Kapuze und schwarzem Gürtel, zuletzt das Skapulier, einen weißen Tuchstreifen, der über Brust und Nacken hinabhing und nur im Kloster statt der Kapuze getragen wurde als Symbol des sanften Jochs, das Christus den Seinen auferlegt. Um seinen Namen vor der Welt zu verbergen, nannten die Brüder den Ankömmling Augustin, doch kehrte er bald zu dem Namen seines Schutzpatrons zurück, dem er mit besonderer Liebe ergeben war. Für das erste Jahr wurde er dem Novizenmeister überantwortet, der ihn in der Mönchssitte zu unterrichten hatte. Der Novizenmeister, ein wackerer, freundlicher Pater, lehrte ihn, daß der Mönch den Obern nicht widersprechen dürfe, daß er nie mein und mir, sondern unser und uns zu sagen habe, er unterwies ihn, wie man zur Tür hereinkomme, sitze und aufstehe, wie man nicht mit vorgerecktem Halse, sondern mit niedergeschlagenen Augen einhergehe, wie die Hände unter dem Skapulier verborgen oder in die Ärmel ineinandergeschoben zu tragen seien, wie man esse, das Glas anfasse und die Speisen weiterreiche, den Ellbogen nicht aufstütze, Vorschriften, die daran erinnern, daß die klösterliche Zucht noch immer auch eine Erziehung zu besserer Sitte war. Er wurde angewiesen, aufmerksam zu hören, wenig zu reden, noch weniger zu lachen und täglich zu beichten. Für Bruder Martin ein Trost, und doch auch wieder eine Gelegenheit zur Mehrung seiner Skrupel. Solange er die Priesterweihe nicht empfangen hatte, nahm er seinen Platz nicht unter den Vätern, sondern betete sein Paternoster und Ave stehend wie

die Laienbrüder. Natürlich wurden dem Novizen auch die niedersten Dienste zugewiesen. Er hatte zu kehren und zu fegen, Holz und Wasser zu tragen und mußte von Haus zu Haus betteln gehn. Bald erregte es in Erfurt Aufsehen, daß ein Magister der Universität, der vor Jahresfrist bei Fackelschein durch die Straßen geleitet worden war, nun in die Häuser eindrang, um Käse und Eier zu erbitten. „Sic tibi, sic mihi,“ sagten die Brüder. „Saccum per naccum.“ Aber die Universität war nicht dieser Meinung. Der Senat befand, er könne nicht dulden, daß ein Magister der Universität in der Stadt zum Betteln verwendet werde und ersuchte den Generalvikar Staupitz, diesem Ärgernis ein Ende zu machen. So terminierte der junge Mönch nur noch auswärts auf den Dörfern.

Die naheliegende Vermutung, daß Luther in einem Augustinerkloster den Quellen seiner späteren augustinisch-paulinischen Theologie näher gewesen wäre als sonstwo, trifft im allgemeinen nicht zu. Die Mönche suchten ihr Heil in der Fürsprache ihres Patrons und der der heiligen Anna, namentlich aber bei der heiligen Katharina, deren Reliquien das Kloster besaß. Wie andere geistliche Geschäftsleute versprach auch der Augustinerprior den Gläubigen gegen Kornlieferung Anteil an den guten Werken seiner Brüder und an dem Segen seiner Reliquien, worüber regelrechte Kaufverträge aufgesetzt wurden. Die Mönche aber machten dem Magister bemerklich, daß das Kloster nicht durch Studieren reich werde, sondern durch Terminieren. Namentlich einer der Ältern konnte nicht sehen, daß Luther so viel über den Büchern saß und nahm, nach Ratzebergers Erzählung, dann immer die Gelegenheit wahr, den graduierten Novizen mit besonders gemeinen Diensten zu belästigen. Auswärts freilich wußten die Mönche sich etwas damit, daß ihr neuester Novize, wie Sankt Paulus, durch einen Blitz vom Himmel her berufen worden sei, wie Pater Johannes Nathin, ein sehr grämlicher und schwer zufrieden zu stellender Herr, bei einer Kirchenvisitation den Nonnen zu Mühlhausen erbaulich erzählte. Während Luther so für die neuen Brüder einen Gegenstand ihrer besonderen Teilnahme bildete, wurde er von den alten Freunden um so rascher vergessen. In den ersten Tagen sollen die Gesellen noch das Kloster umlagert haben, um zu ihm durchzudringen, als aber im ersten Monat überhaupt niemand zu ihm gelassen wurde, wendeten sie ihr Interesse anderen Dingen zu. Crotus berichtet ausdrücklich, er sei an dem Freunde irre geworden und habe ihn aufgegeben. Auch brachen im gleichen Jahre heftige Streitigkeiten zwischen den Studierenden und den Erfurter

Bürgern aus, die Eoban Hesse poetisch besang, und die das Interesse von dem verlorenen Freunde ablenkten. Kaum daß diese Zwistigkeiten mit der Stadt beigelegt waren, so kam die Pest. Der Humanist Maternus floh zu Mutian nach Gotha, Eoban mit Usingen nach Thüringen, Spalatin in das Cistercienserkloster Georgenthal, Crotus nach Fulda, wo er den sechzehnjährigen Hutten zum Ausbruch aus dem Kloster verleitete und mit sich nach Köln nahm. Als sich dann der alte Kreis, mit zwei neuen, hochbegabten Gliedern, Ulrich von Hutten und Justus Jonas, gemehrt, wieder in Erfurt zusammenfand, gehörte Luther unter die Vergessenen. In der Heimat war sogar das Gerücht verbreitet, er sei der Pest zum Opfer gefallen.

So war das Probejahr 1506 verstrichen und gegen Ende desselben tat Luther den entscheidenden Schritt. Im weißen Untergewande hatte er aus dem Kapitelsaale nach der Klosterkirche zu ziehen, wo man ihm seine Mönchsgewänder, nachdem sie benediziert worden waren, wieder anzog. Darauf legte er seine Rechte in die Hand des Priors und die Linke auf das eigene Herz und schwor: „Ich, Bruder Martin Luther, tue Profeß und verspreche Gehorsam Gott dem Allmächtigen und der heiligen Maria, allzeit Jungfrauen und dem Bruder Prior Winand ... zu leben ohne Eigentum und in Keuschheit nach der Regel des heiligen Vaters Augustinus bis in den Tod.“ Nachdem der Prior seine Aufnahme ausgesprochen, warf sich der neue Bruder vor dem Altar flach zur Erde, indem er die Arme in Kreuzesform ausstreckte, worauf der Prior ihn mit geweihtem Wasser besprengte. Hierauf erhielt er eine brennende Kerze und wurde nach der Mitte des Chors geführt, wo er niederkniete, während die Mönche, im Kreise ihn umgebend, ihre Hymnen über ihn anstimmten. Dem Knieenden wurden nun die Haare abgeschnitten und die Tonsur erteilt, wobei zuerst ernste Weisen die Bestattung des alten Menschen, dann Jubelhymnen die Geburt des neuen Menschen symbolisch andeuteten. Nach vollbrachtem Werk erhob sich der neue Mönch und erhielt von jedem der Brüder der Reihe nach den Friedenskuß. Sie sagten ihm dabei, daß diese Weihe die Kraft der Taufe habe und daß er so rein sei wie ein soeben getauftes Kind, er habe eine neue Unschuld erhalten. Der Akt hat Luther einen bleibenden tiefen Eindruck hinterlassen und noch 1521, als andere Freunde wie Butzer, Zwilling, Lang die Kutte von sich geworfen hatten, und Karlstadts Meinung zustimmten, Gelübde gegen die Natur seien auch gegen Gott und in sich ungültig, konnte er sich immer noch nicht über=

zeugen, daß man so ohne weiteres einen Eid abschütteln dürfe, den man mit dieser Feierlichkeit gelobt habe.

Hatte bis dahin Luthers Vorbereitung wesentlich in der Einübung der Mönchssitten bestanden, so wurde er jetzt der Mönchsschule überwiesen, um sich für die Priesterweihe vorzubereiten. Der eine Vorstand des Generalstudiums der Augustiner war Johann Nathin, dem Mutian von Gotha her eine sehr schlechte Zensur erteilt: „Barbarus est et morosus.“ Luther hatte an ihm einen Gönner, da der Eifer des jungen Mönchs dem mürrischen Alten gefiel. Später freilich, als Luthers Opposition den ganzen Orden kompromittierte, erklärte Nathin ihn für besessen und lieferte Gegnern wie Dungersheim von Ochsenfart, Emser und Cochläus Stoff zu ihren Klatschereien. Ein fanatischer Papist war der erste Vorstand des Generalstudiums, Johann von Paltz, der den abenteuerlichsten Mariendienst förderte und durch seine Verherrlichung des Ablasses sich die Gunst des Kardinals Raimund von Gurk in so hohem Maße verdient hatte, daß der Legat dem Kloster allerlei Privilegien verschaffte und an die Verehrung seiner Reliquien besondere Ablässe knüpfte. Das Studium selbst bezog sich, wie Melanchthon bezeugt, wesentlich auf die Sententiarier. Natürlich hatten die Nominalisten den Vorrang. Occam, Pierre d'Ailly, Gabriel Biel, Gerson wurden in erster Reihe berücksichtigt, von den alten Doktoren war wenig mehr die Rede, von Thomas so wenig wie von Skotus. Von Schriften der Kirchenväter erhielt der junge Mönch durch den Novizenmeister einen Dialog des Athanasius zugesteckt, den dieser sich selbst abgeschrieben hatte. Die Exegese drehte sich um die lateinische Bibel und Augustin. Auch einen Band mit Hussens Predigten fand Bruder Martin auf der Bibliothek. Er liest darin aus Neugierde und ist erstaunt, „daß der Ketzer so gewaltig und christlich die Schrift führen konnte“, aber er erklärt sich das damit, Huß werde wohl so gepredigt haben, ehe er Ketzer wurde.

Nachdem Bruder Martin seine theologischen Studien so vervollständigt hatte, stand seiner Weihe zum Priester nichts mehr im Wege. Das Kloster selbst hatte ein Interesse daran, ein hochbegabtes Mitglied unter die vollberechtigten Väter aufzunehmen, weil Luther erst dadurch zu auswärtigen Geschäften verwendbar wurde. So erhielt der Vierundzwanzigjährige am 2. Mai 1507, am Sonntag Kantate, die Priesterweihe. In welcher Stimmung Bruder Martin an diesen wichtigen Schritt herantrat, geht aus dem ältesten Briefe hervor, den wir von seiner Hand be-

sitzen. Er erinnert sich in dieser wichtigen Stunde der geistlichen Freunde zu Eisenach, die ihm seinerzeit das klerikale Leben von seiner erfreulichsten Seite gezeigt hatten, ein Beweis, daß die Eisenacher Eindrücke auf seinen Entschluß nicht ohne Einfluß gewesen sind. Den Vikar Braun und den Meßner Konrad lädt er mit Genehmigung des Priors am 22. April 1507 ins Kloster ein zu seiner Primiz; den ehrwürdigen Vätern des Schalbeschen Kollegiums darf er die weite Reise nicht zumuten, vielleicht auch die Franziskaner nicht ins Augustinerkloster bitten, aber er läßt sie wissen, wie dankbar er ihrer auch bei dieser Gelegenheit gedenke. Daß er sich dabei einen „unglücklichen und in jeder Beziehung unwürdigen Sünder" nennt, ist wohl Mönchsstil, präludiert aber doch auch den Rückfall in seine dunkeln Stimmungen, die ihn bald wieder mit verdoppelter Gewalt überfallen sollten.

Der Tag seiner Priesterweihe war noch von einer andern Seite her für ihn eine gemütliche Kraftprobe. Zum erstenmal sollte er, seit er auf eigene Faust Mönch geworden war, den Vater wiedersehen, den er so schwer gekränkt hatte. Mit Zorn und Schrecken hatte der alte Hans vor zwei Jahren die Kunde aufgenommen, der Sohn, für dessen Ausbildung er den Ertrag seiner sauern Arbeit hingegeben hatte, sei ins Kloster gelaufen. Er wollte bei der Nachricht „gar toll werden". Ein sonderlicher Freund der Geistlichkeit war der fleißige Arbeiter nie gewesen. Als er in schwerer Krankheit von seinem Priester ermahnt wurde, der Kirche etwas zu stiften, gab er aus seinen Kissen heraus die mürrische Antwort, seine Kinder hätten es nötiger. Die Mönche vollends betrachtete er als Tagdiebe, die sich von der Arbeit der andern mästeten. Der Stolz, den er in letzter Zeit über seinen Magister empfunden, schlug jetzt in schnöde Geringschätzung um. Er sagte ihm alle Gunst ab, nannte ihn wieder „Du" und überschüttete ihn in seinen Briefen mit Vorwürfen. Hatte er doch bereits eine reiche Frau für ihn in Bereitschaft gehabt, um ihn ehrlich anzubinden. Er stellte dem Sohne vor, „ein solches junges Blut wisse noch gar nicht, was es gelobe. Müncherei sei vielen unseliglich gelungen". Als Martin aber fest blieb, war der Alte „eine Weil schlechthin unversuhnlich". Wohl sagten ihm Freunde, wenn er Gott etwas opfern wolle, solle er ihm sein Liebstes hingeben, doch erst die bald nach Martins Konversion ausbrechende Pest stimmte ihn milder. Zwei seiner Söhne in Mansfeld erlagen der Seuche. Die Nachricht wurde ihm zugetragen, auch Martin in Erfurt sei ihr Opfer geworden. Als er nun

die Kunde erhielt, diese Hiobspost wenigstens sei unrichtig gewesen, wurde er weich. Er nahm des Sohnes Einladung zu seiner ersten Messe an und nachdem er versprochen hatte, am 2. Mai in Erfurt zu erscheinen, wollte er den Schwarzkutten auch zeigen, was ein Mansfelder Ratsherr bedeute. Mit zwanzig Pferden kam die Luthersche Sippe angeritten und Hans Luther verehrte dem Sohne, das heißt dem Kloster, zwanzig Gulden. Innerlich bekehrt war er aber nicht. Die Auseinandersetzung mit dem Vater, der den Sohn zum erstenmal in der Kutte sich gegenüber sah, erschütterte beide. „Ich gedenke noch allzuwohl," schreibt Luther, „da es wieder zwischen uns gut ward, und du mit mir redetest, und doch ich dir sagt, daß ich mit erschrecklicher Erscheinung vom Himmel geruffen wäre. Denn ich ward ja nit gern oder willig ein Mönch, viel weniger um Mästung und Bauchs willen; sondern als ich mit Schrecken und Angst des Todes eilends umgeben, gelobt ich ein gezwungen und gedrungen Gelübde. Und gleich daselbst sagtest du: Gott geb, daß es nicht ein Betrug und teuflisch Gespenst sei." So mußte denn der alte Bergmann der Feier in der Augustinerkirche beiwohnen, die ihm nicht weniger traurig war als jüngst die Beerdigung seiner Knaben in Mansfeld. Er sah zu, wie Martins Mönchstonsur sich in eine Priestertonsur verwandelte, wie der Erfurter Weihbischof Johann Bonemilch ihm die Hand auflegte unter Assistenz sämtlicher Priester und Diakone, wie man ihm Stola und Dalmatika, ein Meßkleid nach dem andern antat, wie man ihm die Hände mit dem heiligen Chrysma, Olivenöl mit Balsam, salbte, und ihm dann in die geheiligten Hände Kelch und Patene gab mit dem Weihespruch: „Accipe potestatem legendi Evangelium tam pro vivis, quam pro defunctis in nomine domini". Der Weihbischof machte dann das Zeichen des Kreuzes über dem Neupriester und gab ihm den Friedenskuß. Darauf hielt Martin seine erste Messe und brachte den Leib des Herrn am Altar dar. Weihrauchdüfte und Jubelhymnen drangen auf den alten Bergmann ein, aber sie lösten seinen starren Sinn nicht. Für den Sohn mochten es der Erregungen zu viele gewesen sein. Er ängstete sich, bei dem Kreuzschlagen, Knieen, Küssen des Altars oder den Worten des Kanon etwas zu versehen.

Doch wohl stark übertreibend erzählt er später, bei den Worten: „Wir opfern dir den Lebendigen, Wahrhaftigen, Ewigen", habe ihn ein solcher Schauder überfallen, daß er den Altar verlassen wollte und nur durch einen strengen Wink seines Lehrers zurückgehalten worden sei. So

meldeten sich die früheren Anfälle aufs neue, um ihn nun auf lange hinaus nicht zu verlassen.

Die Regel war, die Weihe am Sonnabend zu erteilen, worauf dann der Neupriester am folgenden Sonntagmorgen die Messe hielt. Auch setzt Luther bei der Einladung seines Eisenacher Freundes Braun einen mehrtägigen Aufenthalt desselben im Kloster voraus. Auf den Gottesdienst folgte ein Festessen im Refektorium. Der junge Pater wollte dabei vom Vater das Zugeständnis hören, daß das Klosterleben doch ein fromm, geruhsam Wesen sei. Aber da kam er schön an. „Hast du nit gehört, daß man Eltern soll gehorsam sein?“ erwiderte der Vater. „Du stießest,“ sagt Martin, „also eben und gleich zu, daß ich mein Lebtag kaum von einem Menschen ein Wort gehört hab, das kräftiger mir eingegangen und behaftet.“ Die Mönche suchten den Alten zu beruhigen, der aber sagte grob: „Ich muß allhier sein, essen und trinken, wollte aber lieber davon sein.“ Damit waren denn auch für Martinus die Ehrentage vorüber und es begann die Zeit der grauen Alltäglichkeit, in der sich ausweisen mußte, ob die Mönche mit Recht ihm ihr Leben als sicherstes Mittel zum Frieden angepriesen hatten.

Alltäglich genug war dieses Alltagsleben. Die enge Klosterzelle mit den kahlen Wänden, an denen kein Bild noch Zierat hängen durfte, und mit dem einzigen Fenster auf den Klostergarten, den hohe Mauern umstanden, war kein Ort für ein krankes Herz, um zu genesen. Was Gift ist für alle Melancholiker, die ständige Beschäftigung mit sich selbst, das war ihm durch die Regel zur Pflicht gemacht. Die Brüder waren zum Teil grämliche alte Leute, wie Nathin, oder verrostete Gelehrte, wie Paltz, der mit seiner absurden Scholastik hier als Brunnen der Weisheit verehrt wurde. Der viel verständigere Usingen war damals noch nicht eingetreten. Im Refektorium ging es wohl auch heiter zu und an Mönchsschwänken, die er dort gehört, sind Luthers spätere Tischreden überreich. Aber wenn sich die Patres Rätsel aufgaben, wie die, warum der Bart früher gewesen sei als der Mann? „Weil Gott Ziegen und Böcke am vierten Tage schuf, den Mann erst am sechsten“, so paßten solche Unterhaltungen schlecht zu Luthers damaliger Stimmung. Auch daß ein Konfrater sechs Bratwürste auf einmal bewältigte, erzählt er nicht eben aus Bewunderung. Ein anderer ärgerte ihn durch seine Trägheit, indem er sich den beschwerlichen Arbeiten wegen angeblicher Ungeschicklichkeit entzog, im Vertrauen aber bekannte, er wisse eben, daß, wenn er es einmal tue,

dann werde er immer wieder belästigt werden. Unterbrochen war dieses einförmige Dasein durch Ausflüge auf die Dörfer, wie das Betteln um Käse und Würste es mit sich brachte. Auch unbedeutende Vorkommnisse werden da zu großen Erlebnissen. In Kapellen, wohin selten ein Priester kam, hielt Pater Luther bei solchen Wanderungen regelmäßig seine Messe. An einem Orte, wo keine Orgel war, begleitete ihn der Küster mit der Laute, indem er bei seinem Gloria und Kyrie kräftig in die Saiten schlug, so daß der Augustinerpater vor unterdrücktem Lachen kaum weitersingen konnte. „Denn ich war solcher Orgel nit gewohnt". Eine sonderliche Vorliebe für das Landvolk brachte Luther von diesen Bettelfahrten nicht zurück. Von den Bauern um Wittenberg erzählt er später, sie hätten den Bettelmönchen gesagt: „Ick wet nick, wat ick im to eten gefen sol, dat wieff it nick to heim, ik kan iu nick herbergen." Wegen dieses Geizes der Bevölkerung, meinte er, sei Land und Sand vermaledeit. Neben diesen Exkursionen fanden zuweilen von Kloster zu Kloster Besuche statt, Mönchskonvente, bei denen dann jeder das Erbaulichste sagte, was er aufbrachte. So setzte bei einem Ausfluge in das Barfüßerkloster zu Arnstädt, zwei Meilen von Erfurt, der Franziskaner Dr. Henricus Kühne, „den sie für einen besonderen Mann hielten", den jungen Augustinern auseinander, wie es ein Segen ihres Standes sei, „daß sie diese selbe Gnade sich immer wieder zuwenden könnten, sobald sie sich vornähmen, rechte Mönche zu sein und im Herzen beschlössen, ‚wäre ich nicht Mönch, so wollte ich's werden'. Ein solcher Fürsatz sei eben so gut als der erste Eingang gewest, und wer so denke, wäre von neuem ebenso rein, als käme er aus der Taufe, und möchten solchen Fürsatz, so oft er wollte, verneuern, so hätte er immer wieder eine neue Taufe und eine neue Unschuld bekommen. Wir jungen Mönche saßen und sperrten Maul und Nasen auf, schmatzten auch für Andacht wegen solcher tröstlicher Rede von unserer heiligen Möncherei".

Aber zum Unglück stimmte diese Versicherung mit seiner eigenen Erfahrung gar nicht überein; im Gegenteil wurden die Anfälle von Sündenangst immer stärker und nahmen nun auch eine für andere erkennbare Gestalt an, die sie vordem nicht gehabt hatten, sonst hätte er die Priesterweihe nicht so rasch erhalten. Dennoch haben wir keinen Grund, den Anfechtungen im Kloster einen anderen Charakter zuzuschreiben als denen, die wir aus der späteren Zeit genauer kennen, wie er denn selbst am 1. Januar 1528 an einen Priester aus Xanten schreibt, daß er diese

Prüfungen schon seit seinen Jugendjahren erdulde. Zu jener Disposition, die ihm von Jugend auf das Leben erschwert hatte, kam im Kloster die Mönchskrankheit hinzu, deren Symptome seit den Tagen des Hieronymus in allen Lebensbeschreibungen der Heiligen übereinstimmend geschildert werden. Der mißhandelte Körper pflegte sich zu rächen. Die einen wurden menschenscheu und unverträglich, bei anderen jagte eine düstere Vorstellung die andere und sie versanken in Schwermut und Verzweiflung. Im wesentlichen war es dasselbe Leiden, das ihn durchs Leben begleitete und sein Pfahl im Fleische war, das aber im Kloster schwerer auf ihn drückte. Auch Melanchthon setzt voraus, daß die späteren Angstanfälle, die den gereiften Kämpfer oft völlig entgeisterten, ganz dieselben tentationes seien, die ihn ins Kloster getrieben hatten und die auch dort nicht aufhörten. So habe er es selbst mit Luther erlebt, daß er mitten in einem theologischen Gespräche von dieser Angst überfallen wurde, so daß er das Zimmer verließ und sich nebenan auf sein Bett warf, wo er unter Tränen und Seufzen stets wiederholte: „Er hat alle unter die Sünde beschlossen, damit er sich aller erbarme.“ Daß diese Angstzustände Folgen körperlicher Stockungen und Störungen und nicht Produkte einer speziellen Gewissensnot waren, zeigt die Tatsache, daß der physische Verlauf stets derselbe ist, während die quälenden Vorstellungen wechseln je nach der jeweiligen Beschäftigung und den Sorgen, die der Tag gebracht hat. So überfällt es ihn am Altar bei der Wandlung als Schrecken der Gottesnähe. Als er zu Eisleben bei einer Prozession neben dem Sakrament herzugehen hat, bricht ihm plötzlich der Angstschweiß aus. Auf der Reise nach Augsburg 1518 konnte er bei dem Anfall nichts anderes denken als: „O Gott, was werde ich für eine Schande für meine lieben Eltern sein.“ Wieder einen neuen Inhalt hatte der Anfall, der ihn mitten in den Vorbereitungen zu der Leipziger Disputation überfiel. „Es ergriff mich eine andere Anfechtung,“ schreibt er dem treuen Johann Lang, der von Erfurt her diese Zustände an dem Freunde kannte, „durch welche alle mich der Herr lehrt, was der Mensch sei, was ich bisher nicht gewußt zu haben scheine. Wenn Du hierher kommst, sollst Du's hören.“ Auf der Wartburg hört er die verschmitzten Dämonen kichern, die ihm die Zeit vertreiben, indem sie ihm zuraunen: „Wie wenn du irrtest und so viele Leute in Irrtum führtest, die nun alle ewiglich verdammt werden.“ Wie diese Anfechtungen verliefen und wie entsetzlich der Kranke dabei litt, das hat Justus Jonas uns hinterlassen, der eine solche grandem tentationem Luthers aus dem

Jahre 1527 genau schildert. Damals bilden den Inhalt der Anfechtung wesentlich Selbstvorwürfe gegen die eigene Heftigkeit und Streitsucht und der starke Mann, der in gesunden Tagen so großartig alle irdischen Sorgen verachtet, quält sich mit Ängsten um Weib und Kind und weint seiner Käthe vor: „Du weißt, daß wir nichts haben." Daß bei vollkommen gleichen körperlichen Symptomen der Inhalt der gemütlichen Anfechtungen in den verschiedenen Lebensperioden ein ganz verschiedener ist, widerlegt die Verdächtigung, als ob eine bestimmte böse Erinnerung sie veranlaßt hätte. Im Gegenteil zog die körperliche Verstimmung die seelische nach sich und diese kleidet sich dann in die Vorstellungen, die ihm bei seiner jeweiligen Beschäftigung am nächsten liegen. Haben beide Momente sich bis zum Unerträglichen gesteigert, dann löst sich die Spannung in starken Schweißen, in Tränenergüssen, in tiefen Ohnmachten oder auch in Krämpfen, die ihn zu Boden werfen, so daß Gegner wie Nathin und Cochläus ihn für epileptisch ausgeben konnten, da er dabei „hinschlug und wie ein besessener Mensch gedobet". Die subjektive Krankheitsempfindung aber war eine Seelenqual, mit der Luther überhaupt nichts zu vergleichen weiß. Als ihn im September 1518 in diesem Zustande die Zitation vor Cajetan überrascht, läßt ihn die Aussicht auf Bann und Auslieferung nach Rom völlig gleichgültig, weil er, wie er an Staupitz schreibt, innerlich viel Schlimmeres erduldet, als alles, was Menschen ihm antun können. Er selbst ist überzeugt, in diesen Zuständen die Qualen des Fegfeuers zu erfahren. „Ich kenne einen Menschen," sagt er in den Resolutionen zu seinen 95 Thesen, „der es versichert hat, er habe diese Strafe öfter erlitten, sie wäre aber so groß und so höllisch gewesen, daß deren Größe keine Zunge aussprechen, keine Feder beschreiben kann ... Alsdann weiß man nicht, wo aus und ein. Da ist kein Trost, weder von innen noch von außen, sondern alles ist ein Ankläger. In solchen Augenblicken kann die Seele nicht glauben, daß sie einmal könne erlöst werden. Es bleibt ihr nur ein bloßes Verlangen nach der Hilfe und ein erschreckliches Seufzen übrig, woher sie Hilfe nehmen soll." Die pünktliche Ausfüllung des Tages durch den Mönchsdienst, die ein Gegengewicht gegen die Grübeleien hätte bilden müssen, mehrte im Gegenteil seine Not. Seine krankhafte Gewissenhaftigkeit richtete sich nun auf alle diese tausend Vorschriften und das Resultat war, daß er immer wieder erfuhr: „Je länger wir uns waschen, um so unreiner werden wir." Was war nicht alles Sünde, wenn er es mit der Ordensregel streng nahm! „Das ist Sünde," sagte

er später einmal, „wenn eine Nonne anrühret das Altartuch, das sie Pallam nennen. Sünde ist's, einen Kelch angreifen; Sünde ist's, in einem ungeweihten Kelch oder Meßgewand Messe halten; Sünde ist's, so er ohne Manipel oder ohne ein ander Stück der heiligen Kleider zum Altar gehet; Sünde, ist's wenn der Priester etwa den Altardiener ruft, und ein Wort oder zwei unter der Stillmesse mit ihm redet; Sünde ist's, wenn einer im Kanon fehlt oder etwa in einem Worte gestammert hat; Sünde ist's, wer die Hostie anrühret, und ob einen schon die Not dringet dazu, daß ihm inwendig am Gaumen anklebt, und er's ablösen wollte, das ist so eine große Sünde, daß man ihm das lebendige Fleisch abschaben muß, womit er's hat berühret." Jeder Psychiater weiß, daß solche Kranke am Morgen oft versichern, sie könnten sich nicht ankleiden. So klagte Luther, daß seine Kleidung nie in Ordnung sei. Verließ er die Zelle ohne Skapulier, kam er zu spät zu den Horen, saß die Kutte nicht ganz richtig, so lag das auf ihm wie ein Verbrechen. In dieser Gemütsverfassung, in der ihm jede Aufgabe wie ein unübersteigbarer Berg erschien, brachte ihn die Verpflichtung Messe zu lesen oft zur Verzweiflung. War er wirklich rein? War er nüchtern? Würde er nichts vergessen? „Marge, Gottes Mutter," sagt er später, „wie waren wir mit der Meß geplagt und sonderlich mit den Kreuzen! Herr Friedrich Mecum hat mir oft gesaget, er hat sie sein Lebtage nicht können machen ... Sie machten Etlichen so bange mit den verbis consecrationis, sonderlich denen, die fromm waren und denen es Ernst war, daß sie ganz und gar zitterten, wenn sie die Worte sagten: Hoc est corpus meum, denn die mußte man pronuntiiren sine ulla haesitatione. Wer stammerte oder ein Wort außen ließ, der hatte große Sünde getan. Dazu mußte er die Worte lesen ohne alle fremde Gedanken und also, daß er es allein hörete und die umher waren nicht." In allen diesen Dingen, die die anderen mit voller Seelenruhe mechanisch verrichteten, fand seine Melancholie täglich neue Nahrung. Im Kloster war niemand, der begriff, was ihn denn eigentlich quäle und unverstanden bricht er in die rührende Klage aus: „Allen, denen ich es klage, die sagen, ich weiß nicht; bin ich's denn allein, der so traurig im Geiste sein muß und angefochten werden? Oh ich sah gräuliche Gesichte und Spüknis." Wenn seine Klosterbrüder seine Anfechtungen nicht kennen und selbst der Beichtvater spricht: „Ich verstehe Euch nicht," so liegt das eben darin, daß der letzte Grund der Anfechtung ein körperliches Leiden war. Die Mittel aber, die das Kloster zur Bekämpfung desselben bot,

waren nur geeignet, den Zustand völlig unheilbar zu machen. Anhaltende Nachtwachen mit Fasten und Beten sollten die bösen Geister austreiben, aber durch die dadurch hervorgerufene Blutarmut und Abmagerung steigerte sich natürlich Luthers Hinfälligkeit. Nach den langen Nachtwachen blieb der Schlaf ganz aus. Wochenlang verfiel er der Schlaflosigkeit, so daß man für seine geistige Gesundheit fürchtete. Ganz ist er auch diese Plage nie wieder los geworden. Das Fasten, das er oft über mehrere Tage ausdehnte, führte eine Trägheit der Verdauung herbei, die ihn später fast zur Verzweiflung brachte und indem er bei seinen tagelangen Gebetsübungen alle körperlichen Bedürfnisse mißachtete, erkrankte seine Niere, so daß er wahrscheinlich schon seit 1521 am Steine litt. Daß er im Kloster seine Gesundheit für immer zerstört habe, war später seine feste Überzeugung. Um sein Fleisch zu dämpfen, lag er unbedeckt in der kalten Zelle, „daß ich allein für Frost möchte gestorben sein". Vorübergehend fühlte er dann auch einmal Befriedigung, daß er nun genug getan habe. Seine Seele schwang sich auf und er glaubte unter den Chören der Engel zu schweben, aber alsbald schlug die Stimmung um und es wurden Teufel daraus. Auch in der heiligen Schrift fand er in dieser Stimmung nicht Trost, sondern las auf jeder Seite sein Todesurteil; so wird es sich erklären, daß ihn Usingen, der übrigens damals noch nicht Mönch war, warnte: „Ei Bruder Martin, was Bibel? Man soll die alten Lehrer lesen, die haben den Saft der Wahrheit aus der Bibel gesogen. Die Bibel richtet allen Aufruhr an." Er mag in der Tat damals nur Nahrung für seinen Grübelgeist in ihr gefunden haben. Auch erkannte Luther an, daß Usingens Zuspruch ihm gut getan habe, und noch im Jahre 1516 verweist er einen melancholischen Klosterbruder darauf, daß er in Vater Bartholomäus den besten Tröster zur Hand habe. Aber seine Zustände ließen sich nicht wegtrösten; er behielt „Leiden und Marter am Herzen und Gewissen und fand, daß der Seelen Leiden das allergrößte sei". Da in die gleiche Krankheitsperiode Luthers eifriges Studium seines Ordensheiligen und der paulinischen Briefe fällt, so gewannen seine psychischen Ängste bald einen theologisch formulierten Inhalt: er war überzeugt ein Kind des Zornes zu sein. Sobald diese gegenstandslose Angst ihn überfiel, wurde ihm klar, daß er zum Verderben prädestiniert sei. Das war die Anwendung, die seine Schwermut von Augustins Theorie auf ihn selbst machte. Er war verworfen. Die Augen des Weltrichters erinnerten ihn stets an seine Sünde. Er konnte kein Kruzifix mehr ansehen ohne zu erschrecken, so

daß er schließlich anfing es zu hassen. Es kamen Stunden des Trotzes, in denen er versucht war, sich zu empören. Wenn alle Mönchsplage vergeblich war, so wollte er lieber, es wäre überhaupt kein Gott. „Du bist nicht mein Gott, sondern der leidige Teufel!“ ruft er, und noch später sagt er: „Das sei die schlimmste Anfechtung, da man nicht weiß, ob Gott der Teufel oder der Teufel Gott ist.“ Ist dann der Paroxysmus vorüber, dann bricht er in sich selbst zusammen und es bleibt nichts als die dumpfe, trostlose Gewißheit ein Kind des Zornes zu sein.

So gingen sie zu Hunderten in den Klöstern zugrunde. Nicht als ob es an Hilfe und Zuspruch von seiten der frommen Väter gefehlt hätte und es ist ein schöner Zug an Luther, mit welcher Dankbarkeit er aller derer sich erinnert, die ihm damals, als ihm das Wasser bis an die Seele ging, ein tröstliches Wort sagten. In diesem Sinne gedenkt er seines Novizenmeisters oder Pädagogen, eines „feinen, alten Mannes“, der ihn nicht nur mit passender Lektüre versah, sondern mit seinem einfachen christlichen Worte ihm mehr als einmal das Herz im Innersten traf. „Was machst Du, mein Sohn?“ sagte ihm der alte Mann, „weißt Du nicht, daß der Herr uns geboten hat zu hoffen.“ Und Luther bekennt, daß ihn das Wort geboten seltsam bewegt habe, da er es zuvor für verwegen gehalten hätte, noch irgendwelche Hoffnung zu hegen. Beichtete er ihm seine eingebildeten Sünden, so sagte der Greis: „Du bist ein Tor, Gott zürnt Dir nicht, Du zürnst mit ihm.“ Oder er verwies ihn darauf, daß er ja im Credo täglich spreche: „Ich glaube an die Vergebung der Sünden“, so solle er auch glauben, daß ihm seine Sünden vergeben seien. Ein Artikel des apostolischen Glaubens sei so verpflichtend wie der andere. Das schaffte wohl für eine Weile Ruhe. Aber anderseits erzählt Luther mehrfach, wie auch die Beichte ihm wieder zur Quelle neuer Grübeleien geworden sei. Hatte er auch alle Sünden gebeichtet? Hatte er auch wirklich Reue gefühlt? Und wieder begann Zweifel aus Zweifel, Vorwurf aus Vorwurf zu sprießen. Hilflos und haltlos schaute er sich nach Fürsprechern um, denn Christum kannte er nur als Richter, nicht als Erlöser. „Ich gedachte nicht anders, denn Christus säße im Himmel als zorniger Richter, wie er denn auch auf einem Regenbogen sitzend gemalt wird.“ Nur mit Schaudern konnte er jenes Tages gedenken, an dem er zum Gerichte erscheinen werde. „Ich hätte viel lieber von allen Teufeln in der Hölle gehört, denn von dem jüngsten Tag.“ Geängstet von den Flammenaugen des Weltrichters wendete er sich an die Mutter Gottes.

Weil immer nur von Gottes Zorn, nicht von seiner Gnade gepredigt wurde, „ist man Marien unter den Mantel gekrochen, zu den Heiligen wallfahrten gegangen, dieses und jenes getan". Man mußte erst den Erlöser durch Maria versöhnen, ehe er wirklich ein Erlöser war und sich des Sünders annahm. Die einundzwanzig Nothelfer, die in der Messe täglich angerufen werden sollten, teilte er in sieben Gruppen und statt die einundzwanzig Namen nacheinander herunterzuleiern, rief er täglich drei heiß und inbrünstig an, so daß er am Ende der Woche keinen versäumt hatte. Aber auch von den gebotenen Werken erließ er sich keines. Hatte er die Horen versäumt, so schloß er sich am Sonntag ein, um in gesteigerter Gebetsqual das Versäumte nachzuholen. Aber alle diese Mittel wollten „den Stich nicht halten. Denn wo nur ein klein Anfechtung kam vom Tod oder Sünde, so fiel ich dahin, und fand weder Taufe noch Müncherei, die mir helfen möcht ... Da war ich der elendeste Mensch auf Erden. Tag und Nacht war eitel Heulen und Verzweifeln, daß mir niemand steuern möcht." Und nun fingen auch die Brüder im Kloster an, die Köpfe zusammenzustecken. Von Nathin, Luthers früherem Gönner, hat sich Cochläus erzählen laßen, Luther habe an Epilepsie (morbus comitialis) gelitten. So sei einstmals im Chor der Klosterkirche das Evangelium vom Taubstummen, Mark. 9, 17, gelesen worden, wo der bekümmerte Vater zu Jesu spricht: „Meister, ich habe meinen Sohn hergebracht zu Dir, der einen sprachlosen Geist hat und wenn der ihn ergreift, reißet er ihn, und er schäumet und knirschet mit den Zähnen, und zehrt ab." Bei diesen Worten, erzählt Cochläus, sei Luther plötzlich zu Boden gestürzt und habe gerufen: „Ich bin's nicht. Ich bin's nicht." Auch hier also setzt sich die körperliche Beklemmung sofort in Schuldgefühl um, so daß er sich entschuldigend ruft: „Ich bin's nicht, ich bin's nicht," als ob ihn jemand dessen beschuldige. Die Angst, daß Gottes Zorn auf ihm ruhe, ist zu der allgemeinen Empfindung geworden, von allen Seiten verklagt und verdächtigt zu sein. Und bereits war er es auch. Ein Kapuzenträger raunte es dem andern zu, daß Magister Martin besessen sei. Später, als er von der Kirche abfiel, steigerte sich die Vermutung bei den Gegnern zu der Überzeugung, der unheimliche Mönch habe damals geheimen Umgang mit dem Teufel gehabt, wie er ja selbst in seinen Predigten zu Wittenberg gesagt habe, er kenne den Teufel fast wohl und der Teufel kenne ihn nicht minder und er habe manchen Scheffel Salz mit ihm gegessen. So nämlich faßte er später selbst diese Anfechtungen auf. Als er endlich dieses Gefühl

der Sündenangst unter seine Füße bekommen hatte, erkannte er, daß es nicht aus seiner Sünde, sondern aus einer von seinem Tun und Lassen unabhängigen Ursache herrühre, die für ihn aber nicht der kranke Körper, sondern der leidige Satan war. „Der kann da Sünde machen, da keine oder gar kleine Sünde ist, und aus einem Stäubchen wohl einen großen Berg machen und sich in Christus Gestalt also verstellen, daß wir meinen, er sei der rechte Christus, der uns solche Gedanken eingibt, da es doch der leidige Teufel selbst ist." Im Kloster aber war er zu dieser Auffassung seiner Anfechtungen noch nicht hindurchgedrungen und wenn ihn diese gegenstandslose Angst überkam, hielt er sie für eine Folge seines bösen Gewissens und für ein untrügliches Zeichen, daß er von Gott verworfen sei. „Je mehr ich lief, um so weiter entfernte er sich von mir."

Viel fehlte also nicht mehr und auch dieser groß angelegte Geist verfiel der Zerrüttung. Da trat der Mann in Luthers Leben ein, den er sein Leben lang als seinen Retter aus tiefem geistigem Elend, ja vor dem Untergange, dem er bereits ganz nahe gewesen sei, betrachtet hat. Es war das sein Generalvikar, Dr. Johann von Staupitz. Dieser sächsische Edelmann war im Jahre 1503 Nachfolger des Andreas Proles im Generalvikariat der Augustiner geworden. Wir besitzen in Salzburg noch sein Bild, ein volles, offenes Gesicht, mit freundlichem wohlwollendem Ausdruck, einer auffallend schönen hohen Stirne und geistvollen Augen. Ein vornehmer Herr und doch ein echter Mönch war der liebenswürdige, witzige Theologe an den deutschen Fürstenhöfen ebenso gern gesehen, wie er in Rom und bei den deutschen Bischöfen Achtung und Vertrauen genoß. „In der Kirche andächtig, bei Tisch fröhlich", war seine Losung, um deretwillen er namentlich in den Patrizierhäusern der reichen Kaufherren zu Nürnberg ein begehrter Gast war. Erst vor wenigen Jahren, am 9. Juli 1500, hatte er zu Tübingen die Würde eines Doktors der Theologie erworben. Er war gerade noch jung genug, um Luthern ein Freund sein zu können und alt genug, um von diesem als Vater verehrt zu werden. Sein theologischer Standpunkt war der der augustinischen Mystik. Wann seine erste Begegnung mit Bruder Martin stattfand, wissen wir nicht. Es wird wohl eine seiner Klostervisitationen gewesen sein, die ihn mit dem zum Mönche gewordenen Erfurter Magister bekannt machte. Ein feinsinniger Herr und erfahrener Klosterfürst wußte er das innere Leben und die geistige Bedeutung des jungen Asketen zu würdigen. Der kontemplative, zur Mystik neigende Theologe, dessen Züge von Menschen=

freundlichkeit und gutmütigem Humor leuchten, hatte gerade die rechte Art, Luthers kranke Erregung zu beschwichtigen, indem er alles scheinbar leicht nahm und doch das Tiefste dabei geistvoll berührte. Mit dem feinen Takt, den wahre Teilnahme lehrt, ging er auf Luthers Seelenzustände ein. Ihn interessierte dieser bleiche, junge Mönch mit den tiefsinnigen Augen und seinem wundgeriebenen Gemüt. Mochte doch der welterfahrene Aristokrat manchen Standesgenossen kennen, der aus einem Leben voll Blut und Verbrechen nicht so viel Wesens machte als dieser junge Mönch aus seinen „Puppensünden". Er hörte Luthers Beichte, dann sprach er wie die Brüder im Kloster: „Magister Martine, ich verstehe Euch nicht." Der letzte Grund der Schwermut war auch nicht zu verstehen, weil er körperlich war. Wenn Luther klagte, daß seine besten Vorsätze zu Schanden würden und er am Tage nicht halte, was er am Morgen Gott gelobt, sagte Staupitz leichthin, er nehme sich gar nichts mehr vor und habe es seit lange aufgegeben, etwas zu geloben. „Ich hab' Gott mehr denn tausendmal gelogen, daß ich wollt' fromm werden, und hab's nie getan. Darumb will ich mir's nicht fürsetzen, daß ich fromm will sein, denn ich sehe wohl, ich kann's nicht halten, ich will nimmer lügen." So solle es Luther auch machen. Gemeint war das im Sinne der gelassenen Gelassenheit des Mystikers, der auch die Versuchungen ausduldet und mit seiner Natur Geduld hat. Klagte der eifrige Mönch über das Wesen dieser Welt, so meinte der Staatsmann lächelnd, der Weisheit letzter Schluß sei, zu wissen, daß es in dieser Welt nirgends recht zugehe. Luther selbst erzählt, infolge seiner Tentatio und Anfechtung sei er gewesen „als eine tote Leich. Da hub D. Staupitz an zu mir über Tisch, da ich so traurig und erschlagen war, und sprach: ‚Wie seid Ihr so traurig, Frater Martine?' Da sagte ich: ‚Ach, wo soll ich hin?' Sprach er: ‚Ach, Ihr wisset nicht, daß Euch solche Tentatio gut und not ist, sonst würde nichts Gutes aus Euch'." Nicht um ihn zu strafen, sondern um ihn zu fördern, sende Gott ihm diese Heimsuchung, denn er hat Gedanken des Friedens über uns, nicht des Zorns und der Rache. Dann dachte Luther wohl, auch Paulus habe einen Pfahl im Fleische gehabt und ohne solche Heimsuchung würde er vielleicht stolz und hoffärtig. Vertraute er dem Beichtiger, wenn ihn seine sündigen Gelüste erschreckt hatten, seine Angst an er sei kraft des ewigen Ratschlusses zum Verderben prädestiniert, so sagte ihm Staupitz: „Schaue auf die Wunden Jesu, dort steht geschrieben, wozu Du prädestiniert bist. Dazu hat Gott seinen Sohn gegeben, daß er für

Dich genugtue. Auch Du bist sein Schäflein, von dem er gesagt hat, niemand soll es aus meiner Hand reißen. Wenn man der Lehre der Vorherbestimmung „nachhänget und will viel disputieren, so schwindet Christus, Sakrament und alles Heil, ja Gott erscheint mir dann als Bösewicht und Stockmeister. Da höret das laudate auf und fänget das blasphemate an. Darum halte Dich an Christus, dort liegen alle Schätze verborgen.“ Es war die beschauliche Andacht der mittelalterlichen Mystik, die aus Staupitz redete. Statt zu grübeln und zu zergliedern, genießt sein Gemüt die erbauliche Vorstellung und bescheidet sich, daß der Zusammenhang und der tiefere Grund der göttlichen Ratschlüsse uns in einem andern Leben aufgehen werde. „Im übrigen hat Gott das Regiment an sich genommen, daß nicht jedermann stolzieren möge. Das bedeutet das Wort: ‚Mein Weinberg ist in meiner Hand‘.“ Anfechtungen, die uns schrecken, kommen nie von Gott, sondern vom Teufel. „Christus schrecket nicht, sondern tröstet nur.“ Wenn auch diese Worte Luthers Zweifel mehr beschwichtigten als widerlegten, so tat doch die teilnehmende Gesinnung seines obersten Vorgesetzten dem wunden Herzen des einsamen Mönches wohl. Das durch das Mönchsleben nicht befriedigte Bedürfnis nach Liebe und Zärtlichkeit, das jedes junge Herz fühlt, ergoß sich in die heißeste Verehrung für seinen Vater Staupitz. Zum ersten Male erfuhr er, was Vaterliebe sei und mit wahrhaft kindlichem Vertrauen schloß er sich an den ältern Freund. Auch brieflich durfte er sich ihm mitteilen. Einmal schreibt er ihm: „O meine Sünde, Sünde, Sünde!“ Staupitz aber antwortet: „Christus hat für rechtschaffene Sünden gelitten, nicht für solches Humpelwerk und Puppensünden.“ Wenn aber Luther darauf beharrt, ein schwerer Sünder zu sein, so erwidert er: „So gewöhnt Euch daran, daß Ihr ein wahrhaftiger Sünder seid! Für die ist Christus gestorben, nicht für die Gerechten.“ Die Erlösung sei kein Schattenspiel und Christus kein erdichteter Heiland. Oder er bringt den Gegensatz des Glaubens und des Werkdiensts in den Sinnspruch: „Es ist ein großer Berg, sagt das Gesetz. Ich will hinüber, sagt der gute Vorsatz. Du kannst nit, sagt die Erkenntnis der Sündhaftigkeit. So will ich's lassen, sagt die Verzweiflung. So wirkt das Gesetz Anmaßung oder Verzweiflung.“ Nur Gott selbst ist es, der den Sünder hinüberträgt aus lauter Gnade und Barmherzigkeit. Überhaupt sei keine wahre Buße, lehrt ihn Staupitz, als die, die aus der Liebe Gottes und seiner Gerechtigkeit herfließe und darum sei der Sündenschmerz selbst der Anfang der Gerechtigkeit. „Dies

Wort," schreibt Luther später an Staupitz, „habe in seiner Seele gehaftet wie der Pfeil eines Gewaltigen." Er las nun die paulinischen Briefe mit diesem Trost im Herzen. „Da ward ich froh, denn ich lernte und sah, daß Gottes Gerechtigkeit besteht in seiner Barmherzigkeit, durch welche er uns gerecht achtet und hält." Die Sündenangst legte sich, seit Staupitz ihn überzeugt hat, daß der Mensch überhaupt nichts tun und leisten könne, um dessetwillen Gott ihn lieben müßte, sondern daß er vielmehr auf Gottes Liebe vertrauen müsse, die ihm seine Sünden vergibt und im Werke Christi auch ihre Folgen bereits unschädlich gemacht und darum vergeben hat. Von Golgatha aus geht ein Strom der Gnade, der stärker ist als unsere Sünde und der jeden in den sichern Port trägt, der sich ihm hingibt. Nicht durch eigene Werke braucht der Christ erst ein Kind der Verheißung zu werden, sondern er ist es seit der Taufe. Auf diesem Troste fand seine müde Seele Ruhe. Im Rückblick auf diese Zeit der Anfechtungen schreibt er am 15. April 1516 einem in ähnlicher Weise angefochtenen Bruder, Grund und Wurzel dieser peinigenden Unruhe, sei nichts anderes als unsere falsche Klugheit, die durch eigene Leistungen Gottes Gnade sucht und es dahin bringen will, daß sie voll Zuversicht vor Gott hintreten könne, als wäre sie mit Tugenden und Verdiensten geschmückt, was doch ewig vergeblich sei. Vielmehr, so führt er in einer Predigt vom Jahre 1515 aus, müssen wir einsehen, daß wir nach unserer ererbten Sündhaftigkeit das Gesetz gar nicht erfüllen können, und uns trösten, daß Christus dasselbe für uns erfüllt hat. „Er teilt uns seine Erfüllung mit, indem er sich selbst uns als Henne darbietet, auf daß wir unter seine Flügel fliehen und wir durch seine Erfüllung auch das Gesetz erfüllen. Oh süße Henne, oh glückliche Küchlein." Die Meinung, daß man durch eigenes Sinnen und Trachten, durch eigenes Bemühen etwas ausrichte, gehört zu der Weisheit und Klugheit des Fleisches, die uns elend macht. Die frohe Botschaft lautet vielmehr: Das Gesetz ist bereits erfüllt durch Christus, der es für uns erfüllt hat, so daß Gott uns verzeihen kann, daß wir es nicht erfüllen. Wir haben nichts zu tun als ihm dem Erfüllenden in Glauben anzuhängen, weil er unsere Gerechtigkeit, Heiligung und Erlösung ist. Alle unsere Gerechtigkeiten, sagt er in jener Predigt, sind Sünden, wenn sie sich anmaßen das leisten zu wollen, was nur Christus leisten kann und für uns längst geleistet hat. Diese Überzeugung, daß Christus für uns genug getan habe, beschwichtigte die Unruhe, die ihn bis dahin bei jeder sündlichen Regung geängstet hatte.

Nun erst wurde sein Herz stille. Er wußte jetzt, daß er mit der Liebe zu Gott anfangen müsse, nicht mit der Angst vor Gott. Nun war die Buße nicht mehr Heulen und Zähneklappern, sondern nichts klang ihm süßer als das Wort Buße, seit er wußte, sie sei die rechte Liebe zu Gott und zur Gerechtigkeit. Dachte er später an diese Tage zurück, so erinnerte er sich einer Zeit der Finsternis, in die Staupitz den ersten Hoffnungsstrahl brachte, „durch den zuerst das Licht des Evangeliums aus der Finsternis hervorzuleuchten anfing". Die Anfechtungen freilich blieben auch jetzt nicht aus, aber Staupitz, der erfahrene Klosterregent, wußte, was hier not tue. Er sah eine gewaltige geistige Kraft, die sich in sich selbst zerrieb, weil ihr der Raum fehlte, sich anders zu betätigen. Mit einem leidenschaftlichen Gemüt, einer reizbaren Phantasie, einem energischen Willen war der junge Mönch eingeschlossen in ein Grab und so verzehrte er sich in sich selbst. Da beschloß Staupitz, diese Kräfte nach außen spielen zu lassen, ihm Arbeit zuzuweisen, an der der junge Grübler sich seiner Gaben bewußt werde. Mit den Erfolgen mußte auch die Freude am Leben kommen. Also fort aus der Erfurter Zelle in andere Luft, zu großen Aufgaben! Staupitz hatte auf Bitten des Kurfürsten das theologische Dekanat der 1502 gegründeten Universität Wittenberg an der Elbe übernommen. Dorthin berief er Luther gegen Ende des Jahres 1508 an seine Seite. Er schickte ihn auf den Lehrstuhl vor die Studenten, auf die Kanzel vor die Gemeinde, nach Rom vor die Kurie. Damit hat er den Kranken gerettet. Das war Luthers eigene Überzeugung. Noch als Sechzigjähriger schrieb der Reformator dem Grafen Albrecht zu Mansfeld, der an der Lehre von der Gnadenwahl Anstoß nahm, auch er habe einst in diesen Nöten gesteckt „und wo Doktor Staupitz oder vielmehr Gott durch Doktor Staupitz mir nicht herausgeholfen hätte, so wäre ich darin ersoffen und längst in der Hölle". Und ebenso treu bekennt er sich zu seinem geistlichen Vater und Retter in einem der letzten Briefe seines Lebens, indem er dem Kurfürsten Johann Friedrich eine nahe Verwandte des seligen Generalvikars empfiehlt, „welchen ich rühmen muß, solange ich lebe, wo ich nicht ein undankbarer päpstlicher Esel sein will".

III

Die Universität Wittenberg.

Von der Stadt Wittenberg im Jahre 1508 gibt Mykonius, Mecum, Luthers Freund, folgende Beschreibung: „Es war bis doher Wittenberg ein arm unansehnliche Stadt; kleine, alte, heßliche, niedrige, höltzerne Häuslein: einem alten Dorff ähnlicher, denn einer Stadt". Noch im Jahre 1513 bestand die ganze „Stadt" aus 356 schoßpflichtigen Häusern. Das wurde anders, seit der Kurfürst sein festes Schloß gebaut hatte und mit wachsendem Wohlstand ein Kranach, Lufft, Melanchthon und andere ihre stattlichen Häuser an die Straße stellten.*) In seinen Briefen an den Burgkaplan setzt Luther einmal Stadt und Schloß als Gegensätze. „Bedenke, daß du nicht aus dem Kloster ins Schloß, sondern aus dem Schloß ins Kloster kommst." In der Tat war damals noch ein Mißverhältnis zwischen dieser Armut und dem stolzen Schlosse, das zugleich als Brückenkopf den Platz deckte. Ein mächtiger Bau, der sich gegen Westen zwischen zwei festen Rundtürmen drohend erhebt, richtet sich der Schloßbau wie ein Schild vor Wittenberg auf. Mit ihm ist die Allerheiligenkirche oder Schloßkirche verbunden, ein langgestreckter Chor, in dem zwei Emporen ringsum führen. Auf diesen war der größte Schatz Friedrichs des Weisen aufgestellt, die 5005 Reliquien, die er teils ererbt, teils in Palästina selbst oder auch durch Agenten in aller Herren Ländern erworben hatte. Das „Heiltumsbuch" des Lukas Kranach bildet die kunstvollen Tabernakel und Heiligenschränke ab, in denen Knochen, Haare, Gewandstücke und Kreuzsplitter in langen Reihen in kostbaren Silberfassungen aufgestellt waren. Kurfürst Friedrich war stolz, ein Glas der heiligen Elisabeth, ein Stück ihres Mantels, ein Büschel ihrer Haare und Partikeln ihrer Gebeine zu besitzen. Zwei Finger der heiligen Bobilia,

*) Vgl. Cornelius Gurlitt: Die Lutherstadt Wittenberg. Berlin bei Bardt 1888.

eine Rippe der heiligen Ottilia, ein Bein der heiligen Margareta, waren wohlbezeugte Heiligtümer. Der Stein, auf dem die heilige Magdalena gestorben war, erinnerte an das harte Leben der frommen Büßerin. Auf einem andern Gange waren die Andenken an heilige confessores, auf zwei weiteren Korridoren Reliquien von Märtyrern zu sehen, ein sechster Gang enthielt Andenken an die Apostel, den Gürtel des Apostels Paulus, ein Stück vom Stabe des heiligen Petrus und ein Glied von seiner Kette im Kerker. Der siebente Gang hatte uralte Erbstücke der Patriarchen zu zeigen, der achte enthielt die höchsten Heiligtümer, Erinnerungen aus den Leidenstagen Jesu, den Stein, auf dem er ruhte, als ihm das Kreuz zu schwer wurde, ein Stück von dem Schwamme, mit dem er getränkt wurde, von den Ruten, mit denen man ihn geißelte, von den Nägeln, die durch seine Hände und Füße gegangen waren. Zu Allerheiligen strömten von weit her die Gläubigen zusammen, um diese Reliquien anzubeten. Wer alle durchbetete, hatte Ablaß von 1443 Jahren an seiner Fegfeuerstrafe abverdient. Jährlich wurden gegen 10000 Messen in dieser Kirche gelesen. Teilweise waren die Reliquien in kostbare und kunstvolle Tabernakel gefaßt, so daß Luther ausruft: „Wie viele arme Leute hätte man dafür erhalten können!“ Der Kurfürst selbst nahm vor jeder wichtigen Reise von seinen „lieben Heiligen Abschied“, indem er beide Emporen durchkniete. Auch schöne Altarbilder von Albrecht Dürer und Lukas Kranach zierten die Kirche. Minder bedeutend ist die Stadtkirche zu St. Marien, in der Luther predigte. Die dreischiffige Halle des Langhauses ist von gedrückten Verhältnissen. Ihr Schmuck war ein Altarbild Kranachs und ein alter Taufstein des Hermann Vischer, eines ältern Verwandten des Peter Vischer in Nürnberg. An der Nordseite des Schiffes ist ein mächtig thronender Christus vom Jahre 1310 eingemauert, aus dessen Mund ein Stab und ein Schwert hervorragen. Noch roher ist die Figur des Roland an der Südseite des Turms, der auf das Schwert gestützt, einen Schild in der Hand, nach dem Markte zu schaut, das Symbol der Marktgerechtigkeit Wittenbergs. Neben dem Kirchhof lag das Pfarrhaus, in dem siebenundzwanzig Jahre lang Bugenhagen, „unser Pfarrherr“, hauste. Ein schmaler dreifenstriger Giebelbau in der Kollegiengasse ist das heute noch unverändert erhaltene Haus Melanchthons. Handel und Wandel gab es in dem kleinen Flecken wenig. Erst Kurfürst Friedrich hatte eine feste Brücke über die Elbe gebaut, und wie die Augustiner, so verdankten auch die Franziskaner ihm die Vergrößerung ihres Klosters.

Die Kirche zu St. Marien stammte aus dem dreizehnten Jahrhundert und auf dem sie umgebenden Kirchhofe stand die Kapelle „zum heiligen Leichnam“, in der Luther 1518 seine Appellation an ein Konzil einlegte.

Dem neuen Schlosse zu Ehren weilte der Hof oft länger in Wittenberg und gelegentlich wohnte dann der Kurfürst oder sein Bruder, Herzog Johann, auch den Vorlesungen besonders berühmter Universitätslehrer bei. Das Augustinerkloster lag noch sehr in den Anfängen. Der Konvent war einer der unbedeutendsten gewesen, bis der Generalvikar Staupitz seinen Aufenthalt in ihm nahm, um im Auftrage des Kurfürsten Friedrich die Universität zu organisieren. Nunmehr wurde auch das Kloster erweitert. „Zu Wittenberg,“ sagt Mykonius, „war das Augustinerkloster neu angefangen zu bauen, und nicht mehr denn das Schlafhaus, darin jetzt Doktor Martinus noch wohnt, ausgebauet. Die Fundamenta der Kirchen waren angelegt, aber nur der Erden gleich bracht. Mitten in denselben Fundamentis stand ein alt Kapellen, von Holtz gebauet und mit Lehmen gekleibt; das war sehr baufällig, war gestützelt auf allen Seiten. Es war irgend, wie ich's gesehen hab, bei dreißig Schuhen lang und zwanzig breit. Hat ein klein alt rostig Burgkirchlein, darauf ein zwanzig Menschen mit Not stehen kunten. An die Wand gegen Mittag war ein Predigstuhl von alten Brettern, die ungehofelt, ein Predigstühlchen gemacht irgend anderthalb Ellen hoch von der Erden. In Summa: Es hat allenthalben das Ansehen, wie die Mahler den Stall mahlen zu Bethlehem, darinn Christus geboren ward.“ In diese Armut kam nun doch durch die Pläne der beiden Ernestiner Leben und Bewegung. Die gewissenhafte Fürsorge für seine neu gegründete Hochschule zeigt Friedrich den Weisen von seiner verehrungswürdigsten Seite. Es ist gar nicht zu leugnen, daß die Zivilisation des noch arg zurückgebliebenen Landes an der mittleren Elbe auf seiner treuen und unermüdlichen Arbeit beruhte. Die Verhandlungen des Herzogs Georg von Sachsen über die Errichtung einer Ablaßkirche in Annaberg zeigen, daß solche Reliquienschätze auch zu dem Zweck zusammengebracht wurden, damit die Ablaßgelder nicht über die Grenze gingen, sondern dem Lande zu gut kommen sollten. So mag die Aufstellung des Reliquienschatzes in Wittenberg, für den auch Luther einmal die Unterhändler beraten mußte, einen ähnlichen Zweck verfolgt haben. Bei der Errichtung der Universität aber war die Absicht ganz offenbar die, den Landeskindern, welche jetzt ihr Geld nach Leipzig oder Erfurt trugen, Gelegenheit zu geben, ihre Studien im Lande selbst zu

absolvieren. Eine Hauptstütze bei der Errichtung eines Generalstudiums war für Friedrich der Augustinerorden, mit dem er schon zur Zeit seiner eigenen Jugendbildung in Beziehung gekommen war. Die Augustiner als Bettelorden konnten für ihre Lehrtätigkeit keinen Gehalt beanspruchen und ihr Generalvikar Staupitz hatte des Kurfürsten besonderes Vertrauen. Mittel zur Dotierung von bezahlten Doktoren gewann Friedrich, indem er mit päpstlicher Genehmigung seine Stiftskirche mit dem bedeutenden Vermögen des Stifts der Universität inkorporierte und die dazu geeigneten Stiftsherrn verpflichtete, theologische, philosophische oder juristische Vorlesungen an der Universität zu übernehmen. Die Kanonikate selbst aber vermehrte er erheblich, indem er dem Stifte eine Reihe sächsischer Pfarreien einverleibte und deren Pfründen zur Ausstattung von Lehrstühlen verwendete, während die so beraubten Pfarreien durch exponierte Vikare versehen wurden.*) Daher erklärt sich das enge Verhältnis von Stift und Universität, deren beiderseitige Ehrentage stets gemeinsam gefeiert wurden. Karlstadts Professur ward auf solche Weise aus der Pfründe von Orlamünde bezahlt, ein Verhältnis, aus welchem dieser später seinen Anspruch ableitete, auch legitimer Pfarrherr zu Orlamünde zu sein. Das Wichtigste blieb doch der gute Wille des Augustinerordens, dem Friedrich das Vertrauen schenkte, daß er außerhalb der Zänkereien der Dominikaner und Franziskaner eine rechtschaffene Frömmigkeit pflegen werde.

Bei dem Kapitel der Observanten, das am 18. Oktober 1508 zu München gehalten wurde, setzte es Staupitz durch, daß, um die Stiftung des sächsischen Kurfürsten zu fördern, sieben Augustiner in den Konvent zu Wittenberg versetzt werden sollten. Infolge dieses Beschlusses mußten Luther, Link und Trutvetter, gerade die hervorragendsten Glieder des Erfurter Generalstudiums, aus dem blühenden, rebenumkränzten Erfurt nach dem Elbsande in die trostlose Ebene Wittenbergs übersiedeln. Die Erfurter Kuttenträger werden wohl gemeinsam nach dem neuen Wohnsitz die herbstliche Reise angetreten haben. An einem Spätherbsttage des Jahres 1508 ist Luther über die hölzerne Elbbrücke in der Stadt seiner Zukunft eingezogen, damals fünfundzwanzig Jahre alt. Sein erster Brief aus der neuen Heimat ist gedrückt; ein kalter Hauch weht ihm auch aus der Universitätswelt entgegen, es liegt Novembernebel auf seiner Stimmung.

*) Vgl. Kolde: Friedrich der Weise. S. 13.

Aus seinen ironischen Betrachtungen über die Reize Wittenbergs ersieht sich deutlich, wie die flachen Elbeufer, der kaum durch eine Bodenerhebung oder ein dürftiges Wäldchen eingeschränkte Horizont, die magere, sandige Landschaft, das kümmerliche Gelehrtendorf dem Sohne der Berge weder Mansfeld, noch Eisenach, noch Erfurt ersetzten. Der erste Lehrer der Hochschule, der Mediziner und Humanist Pollich, sagte ihm selbst: „Wir sitzen allhie Wittenbergä nur in einem schindeleich." „Bei uns ist's gar eben, daß man drei Meilen lang über eitel Heyde zeucht," meint Luther nachmals, „da unser Land gar sandig ist und anders nicht denn eitel Steine." Auch die Herzlichkeit und Freundlichkeit der Leute zwischen Thüringer Wald und Harz vermißte er. „Das Land trägt's nicht!" Man sei eben hier, so meinte er, an den Grenzen der Zivilisation (in termino civilitatis), noch etwas weiter gegen Nordosten und die Universität käme vollends in mediam barbariem. Ihn wunderte, „daß man hier eine Universität fundieret". Wie die Benediktiner Süddeutschland, die Prämonstratenser Pommern, so sollten die Augustiner diese sächsische Ebene kultivieren. Bis zum Herbste 1508 hatte sich Staupitz nur vorübergehend in Wittenberg aufgehalten. Nach dem Beschlusse des Münchener Kapitels nahm er nun für längere Zeit im Augustinerkloster seinen Sitz. Daß er sofort auch Luther hierher beorderte, hatte dieser wohl ebenso Staupitzens Wunsch, ihn in seiner Nähe zu haben, wie seinem Magistergrade zu verdanken. Aber nicht nur für Lehrer sorgte der Orden, sondern, was für die junge Schule wichtiger war, auch für Hörer. Die Ausbildung, die die Augustiner bisher im Generalstudium zu Erfurt erhalten hatten, sollten sie nun ebensogut in Wittenberg suchen dürfen und Luther hat als Prior später seine liebe Not, alle die jungen Mönche ordensgemäß in dem kleinen Städtchen unterzubringen, die die Prioren ihm zuschicken. Weit über hundert Augustiner wurden während des Vikariats von Staupitz bei der Universität inskribiert und nicht weniger als siebzehn in den Senat aufgenommen. Wie in Köln die Dominikaner, in Leipzig die Franziskaner, so waren hier die Augustiner der entscheidende Faktor. Demgemäß bezeichnet das erste Kapitel des Universitätsstatuts: de deis tutelaribus, den heiligen Augustinus als den Schutzpatron der Universität, den heiligen Paulus als den Patron der theologischen Fakultät. Der erste Rektor der neuen Universität war Pollich von Möllerstadt, den Mathesius den Leibarzt des Kurfürsten, Doktor dreier Fakultäten und eine Leuchte des Weltalls (lux mundi) nennt. Er hatte einst Friedrich auf seiner Reise nach

Jerusalem begleitet und stand seitdem in dessen unerschütterlichem Vertrauen. Pollich war der einflußreichste Vorkämpfer einer universellen Bildung gegenüber der absterbenden Scholastik. Im Lektionsverzeichnis kündigte er gleichzeitig medizinische, philosophische und theologische Vorlesungen an. Fein gebildet, geistvoll und zuverlässig war er entschieden der erste Mann der Universität. Ein liebenswürdiger Zug an ihm war seine Freude an jungen Leuten. „Er konnte gar nicht anders als die Studenten lieb haben", sagt Luther von ihm.

Aus der Absicht, auch die streng scholastische Partei für seine Schöpfung zu interessieren, wird man es zu verstehen haben, daß der Kurfürst neben Pollich 1505 auch dessen größten Widersacher aus Leipzig bei der Gründung seiner neuen Schule zu Rat zog, Konrad Koch aus Buchen im Odenwald,*) der sich nach Wimpfen, wo er seine Jugendbildung erhalten hatte, Wimpina nannte. Gleich Emser war auch Wimpina ein Günstling des päpstlichen Legaten Raimund Peraudi, der höchstselbst bei Wimpinas Doktorpromotion als Promotor fungierte. Aber die gutgemeinte Vertretung beider Richtungen war ein verfehltes Experiment, denn der hohe Herr verpflanzte damit nur einen Streit, der schon in Leipzig begonnen hatte, nach der jungen Anstalt. Im Jahre 1504 oder 1505 hatte Pollich, damals noch in Leipzig, eine Schrift herausgegeben, die er „Lakonismen" nannte und in der er zu erweisen suchte, daß das Studium der alten Poeten wichtiger sei als das der Scholastik. Er erklärte es dabei für unnütz, nach Weise der magistri nostri darüber zu disputieren, ob Adam Kinder erzeugt haben würde, wenn er nicht gesündigt hätte und dergleichen mehr. Sofort stand Wimpina als Verteidiger seiner „Wissenschaft" auf, indem er Pollich Ketzerei vorwarf und den berühmten Mediziner bei Herzog Georg und bei der Kurie als Häretiker denunzierte. Er selbst verfocht Sätze wie den, daß auch die Theologie der Engel ihre Prinzipien habe, daß das erstgeschaffene Licht die Theologie sei und dergleichen. Replik und Duplik folgten sich. Das ketzerrichterliche Auftreten des Zeloten erschien Pollich so gefährlich, daß er sich schließlich auf die Erklärung zurückzog, er stelle keine Dogmen auf, sondern Sätze zum disputieren, was die Kirche nie verboten habe, im übrigen bezweifelte er nach wie vor Wimpinas Behauptung, daß das Genesis 1 am ersten Tage erschaffene Licht die Theologie sei, daß der Teufel den Willen des Menschen ändern und bestimmen könne, daß

*) Vgl. Nik. Müller: Uber Konrad Wimpina. Theol. Studien. 1893. S. 83 f.

den Engeln diskursive Theologie beiwohne u. s. w. In welcher Weise Wimpina unter solchen Umständen Hand in Hand mit Pollich und Staupitz bei der Organisation der Universität Wittenberg mitwirken konnte, ist nicht überliefert. Zu einer ordentlichen Lehrtätigkeit Wimpinas in Wittenberg ist es aber überhaupt nicht gekommen, da er bereits im Februar 1506 nach der brandenburgischen Universität Frankfurt an der Oder übersiedelte. Pollich blieb und wurde nächst Staupitz Seele der Universität, aber diese hatte nun in Wimpina einen Todfeind erworben, der sich bald ein Geschäft daraus machte, gegen sie und ihren Kurfürsten zu wühlen.

Ein anderes, nur kurz in Wittenberg leuchtendes Meteor war der Jurist Scheurl, der 1507 das Rektorat bekleidete, aber bald nach Luthers Eintritt in seine Vaterstadt Nürnberg zurückkehrte. Neben ihm wirkte als Vertreter des kanonischen Rechts Hieronymus Schurf, bekannt als Luthers Rechtsbeistand auf dem Reichstage zu Worms. Er war ein streng kirchlich gesinnter Ehrenmann von großer religiöser Gewissenhaftigkeit. Luther erzählt von ihm, so bedenklich sei er bei der Beichte gewesen, daß er zu dem Priester vor dem Genusse des Sakraments oft noch drei-, viermal zurückgelaufen sei, ja ihm sogar, wenn dieser bereits zum Altar gegangen, noch Bedenken ins Ohr geraunt habe, denn er war fest überzeugt, daß er bei ungenügender Beichte sich das Sakrament zum Gerichte essen würde. Dieser sorgliche, ängstlich konservative Sinn war der Grund, warum er schließlich sich Luthern entfremdete, da er mit dessen Geringschätzung des kanonischen Rechts unzufrieden war.

Ein anderer Genosse der Wormser Tage war Nikolaus von Amsdorf, der seit 1507 theologische Vorlesungen an der Universität hielt und von gutem sächsischen Adel bald ein Kanonikat an der Stiftskirche erhielt. Ein Mann von fester, vornehmer Haltung, furchtlos und treu, war er damals Luthers Protektor, wie er später blind ergebener Anhänger seiner Meinungen wurde. Im folgenden Jahre 1508 wurde auch Andreas Bodenstein aus Karlstadt in Franken als Archidiakon der Stiftskirche Mitglied desselben Kapitels. Seine Lehrer waren die Kölner Dominikaner gewesen, doch hatte er mehr die Mystik des Predigerordens als dessen kirchlichen Fanatismus in sich aufgenommen. Ein heißblütiger Franke, aufgeregt und unklar, hatte er nur ein Scheinwissen, wie es die magistri nostri ihm mitgeteilt hatten. Obgleich er in Italien gewesen, hielt er mit der fortschreitenden sprachlichen Bildung der Zeit nicht Schritt und gab sich als Gelehrter arge Blößen. Aber er war populär, mit einem Stich ins

Ordinäre. Seine verworrene, mystische Beredsamkeit wirkte stark auf die Jugend und Luther stand in der ersten Zeit mit dem im Grunde gutmütigen Polterer in einer warmen und von beiden Teilen aufrichtig gemeinten Freundschaft. Von den anderen wurde Karlstadts Bedeutung stark überschätzt und Scheurl sagte 1508 in einer Lobrede auf ihn: „Hätten wir viele Karlstadte, so könnten wir es mit Paris aufnehmen.“ Luther hatte doch schon damals an einem genug; Emser, der ihn in Leipzig disputieren hörte, wollte ihn den anderen nicht gleichstellen, er habe einen „viel gröberen Kopf“.

Trotz dieser glänzenden Lehrerschar war die Frequenz der Universität seit dem Jahre 1502, in dem man mit 416 Hörern begonnen hatte, stetig gesunken, so daß im Jahre 1508 nur noch 179 Studenten gezählt wurden. In dem Lektionskatalog von 1509, dem ersten, den Luther erlebte, rührte darum Scheurl gewaltig die Werbetrommel. Die Lernbegierigen möchten nach Wittenberg kommen; die Luft sei vortrefflich, die Pest ganz vorüber, das Leben billig, nur acht Goldgulden erfordere der jährliche Unterhalt, man lerne da nicht bloß edle Wissenschaft, sondern auch die besten Sitten, und habe die akademischen Grade umsonst. Auch der Segen des Reliquienschatzes ist nicht vergessen, um fromme Jünglinge anzulocken und schließlich behauptet der Verfasser, er, der in Italien sich gebildet, könne versichern, eine stattlichere Zahl von Gelehrten besitze auch Padua, ja selbst die mater studiorum Bologna nicht. Die Lehrer, so schließt die Anpreisung, würden es sich angelegen sein lassen, daß jeder, der komme, reicher an Wissen dereinst in seine Heimat zurückkehre. Davon freilich hatte der Verfasser keine Ahnung, daß der unscheinbare, bleiche junge Mönch, der, während er diese Reklame schrieb, im Wittenberger Konvente auftauchte, und dem der große Jurist einige Jahre später die Bekanntschaft mit Johann Eck vermittelte, der Mann sei, der diese Frequenz verzehnfachen sollte. Luther erst hat die Universität in die Höhe gebracht. Von Melanchthon unterstützt machte er den elenden Flecken, der ohne die Universität ein kleines Ackerstädtchen mit einem schönen Schlosse geblieben wäre, zur Lutherstadt, deren Namen alle Völker kennen.

Die kirchlichen Verhältnisse fand der neu Angekommene in unerfreulichem Stand. Bischof von Brandenburg, zu dessen Diözese Wittenberg gehörte, war seit 1507 Hieronymus Schultz (Scultetus). Der Hirte, der so lang Luthern gegenüber eine vermittelnde Rolle spielte, war sonst mit Bann und Interdikt rasch zur Hand. Noch kein Jahr Bischof verhängte

er im Frühjahr 1508 das Interdikt über die Universitätsstadt, weil übermütige Studenten „an seyner Gnaden Dynern“ Frevel begangen hatten. Erst nach leidenschaftlichem Zank und nachdem der Zorn des Hochwürdigen durch Erlegung einer beträchtlichen Geldbuße beschwichtigt war, durfte der Gottesdienst wieder aufgenommen werden.

Einigermaßen kühl scheint der Ankömmling den Empfang bei den Doktoren gefunden zu haben, da er in dem ersten Briefe, den er an seinen Gönner Braun in Eisenach schreibt, diesen versichert „kein kalter, hochmütiger Nordwind der Wittenberger Gelehrtenwelt“ solle die Liebesglut gegen den ersticken, dem er so viel schuldig geworden sei. Seine Berufung war nach Mönchssitte so plötzlich erfolgt, daß er sich von Braun und den Freunden in Eisenach, die er gern noch einmal gesehen hätte, nicht mehr hatte verabschieden können, daher die Versicherung.

Kaum angekommen sollte der Magister die Vorlesungen über die Dialektik und nach Melanchthons Bericht auch über die Physik des Aristoteles übernehmen, so daß er die Not, ein erstes Kollegheft auszuarbeiten, gründlich kennen lernte. Neben ihm stand der König aller Aristoteliker, der Doktor Isenaccensis, Trutvetter. Luther selbst aber war, je ernster sein Bedürfnis nach Wahrheit sich geltend machte und je tiefer er sich in Paulus und Augustin versenkt hatte, von dem scholastischen Betrieb der Theologie, dessen Meister Trutvetter war, um so weniger befriedigt. Die Scholastiker in Trutvetters Stil hatten sich das Organon des Aristoteles angeeignet, um vermittelst seines formalen Schlußverfahrens die Wahrheit der Kirchenlehre zu erweisen. Mit Aristoteles' Logik konnte die Schule alles demonstrieren, die Notwendigkeit der Menschwerdung Gottes und die Notwendigkeit der Ketzerverbrennung; sie bewiesen aus dem Verhältnisse der Sonne zum Monde, daß der Papst dreizehnhundertmal so groß sei wie der Kaiser und aus dem Tode Jesu auf Golgatha die zentrale Stellung Jerusalems auf der Erdscheibe. Sie erwiesen die Himmelskönigin aus Schrift und Vernunft und berechneten, wie viele Engel auf einer Nadelspitze Platz hätten, kurz für sie gab es keine Frage ohne Antwort. Aber nach Luthers Sinn waren diese dialektischen Spiele nicht und daß er selbst Dialektik und Physik vortragen mußte, darein ergibt er sich nur in mönchischer Unterwerfung unter einen höheren Willen, denn seine eigene Richtung geht auf die Theologie, die das Wesen der Dinge erforscht, nicht sich mit der Schale und Hülse begnügt, oder, wie er Braun schreibt, die den Kern der Nuß, das Mehl des Weizens und das Mark

des Knochens sucht, während er leeres Stroh dreschen und alte Knochen benagen soll. Aber, so fügt er resigniert hinzu, Gott werde ja wissen, warum er ihn also führe. Auch Staupitz wußte es, der ihn gerade von den Gedankengängen ablenken wollte, in die der fünfundzwanzigjährige Grübler sich am liebsten versenkte. Aber einem Gemüte, das Antwort auf die tiefsten Rätsel des Lebens verlangte, konnte auf die Dauer dieser rein formale Betrieb der Wissenschaft nicht genügen. Überall hörte er von Aristoteles, aber auf die Fragen, die ihn quälten, blieb der Heide ihm die Antwort schuldig. „Willst Du wissen," sagt er später einmal, „was Aristoteles lehrt, das will ich Dir herzlich sagen: Ein Töpfer kann aus Ton einen Topf machen; das kann ein Schmied nicht, er lerne es denn. Wenn etwas Höheres im Aristoteles ist, so sollst Du mir kein Wort glauben, und erbiete mich, das zu beweisen, wo ich soll." Diesen Gegensatz seiner auf das Wesen der Dinge gerichteten Natur mit dem reinen Formalismus der Aristoteliker empfand Luther zu lebhaft, als daß die Versetzung aus der Erfurter Zelle auf den Lehrstuhl einer Universität ihm besondere Befriedigung gewährt hätte. Die Hochschulen sind ihm Stätten leeren Ruhms, „darinnen ein frei Leben geführet, wenig der heiligen Schrift und christlicher Glaub gelehret wird, und allein der blind heidnische Meister Aristoteles regieret". „Wenn Du mein Ergehen wissen willst," schreibt er an Braun, „ich befinde mich durch Gottes Gnade wohl, nur daß mir das Studium eine arge Plage ist, vornemlich das der Philosophie." Seine Meinung war damals schon, wie zehn Jahre später, „daß die Bücher Aristotelis, Physicorum, Metaphysicae, de anima, Ethicorum, welche bisher die besten gehalten, besser ganz würden abgetan." Aber gerade über diese Schriften mußte er seine erste Vorlesung halten. Die Physika des Aristoteles erklärt er in seiner burschikosen Ausdrucksweise schlechtweg für — Mist. Höchstens formale Übungen könne man an Aristoteles vornehmen (si de stercore artem quis exerceat). Der Zorn Gottes habe die Menschen verdammt durch Jahrhunderte hindurch mit diesen Narrheiten ihre Zeit zu vergeuden. Seine Entrüstung stammt aber nicht sowohl daher, daß ihn die formalen Denkübungen langweilen, er disputierte im Gegenteil gern, als aus seiner positiven Richtung, die nur danach fragte, was für Aristoteles Gott, Welt und Mensch seien und da konstatiert er, daß Aristoteles keine Vorsehung und keinen allmächtigen und gerechten Gott kennt, daß er von der Sünde nichts weiß und von der Freiheit des Willens fabelt. Des Aristoteles Ethik ist die ärgste Feindin der Gnade.

So ist der Stagirite dem Mönche, der jeden Schriftsteller nur auf seine Rechtgläubigkeit prüft, ein lasterhafter Schwindler und wäre er nicht Fleisch und Blut gewesen, so würde er ihn für einen Teufel halten. Dieselbe Gemütsrichtung in ihm, die den Haarspaltereien der Jurisprudenz widerstrebte, lehnte sich auch gegen die Spitzfindigkeiten der Aristoteliker auf. Aber mit mönchischer Resignation, doch nicht ohne einen Anflug von Melancholie, unterwirft er sich dem höheren Ratschluß. „Gott ist Gott; der Mensch täuscht sich oft, ja immer in seinem eigenen Urteil; er ist unser Gott, er wird uns freundlich leiten in Ewigkeit."

Des jungen Mönchs Entrüstung gegenüber einer unliebsamen Vorlesung und die ganze „Violenz", mit der er sich in seine Studien stürzt, hat noch immer etwas krankhaft Aufgeregtes. Aber auch die Depressionen dauern fort, das zeigt seine Verzagtheit gegenüber jeder neuen Aufgabe, der er doch, wie seine Freunde wußten, durchaus gewachsen war. Unter den Birnbaum im Klosterhofe stellte ihn eines Tages Staupitz, um ihm den Befehl zu erteilen, nunmehr, nachdem die Vorlesungen im Gang seien, solle Luther sich auch an den Predigten beteiligen. Da ist es denn seltsam, daß der Mann, der später mit seinem Worte die Gemeinde souverän beherrschte, vor dem Gedanken zitterte, die Kanzel zu besteigen. „Oh, wie fürchte ich mich vor dem Predigtstuhl!" Ihm erschien das als etwas ganz anderes als die Andachten im Refektorium, die er doch, wie jeder andere, gewiß auch schon hatte halten müssen. Nicht weniger als fünfzehn Argumente will er dem Vikar eingewendet haben. Endlich rief er weinerlich: „Ehrn Staupitz, Ihr bringt mich um mein Leben. Ich werde es nicht ein Vierteljahr treiben." Der Generalvikar aber erwiderte lachend: „In Gottes Namen! Unser Herr Gott hat da oben auch große Geschäfte und kann kluge Leute brauchen." So bestieg er denn die baufällige Kanzel des mit Balken abgesprießten Klosterkirchleins. „Wenn einer zum erstenmal auf den Predigtstuhl kommt," sagte er später, „niemand glaubt, wie bange einem dabei wird. Er sieht so viel Köpfe vor sich." Bald aber gewann er Freude an dieser Tätigkeit. Als ein kranker Pfarrer, der Bruder des Kanzlers Brück, seinen Dienst an der Stadtkirche nicht mehr versehen konnte, trat Luther auch vor die Gemeinde und mit der Übung wurde er rasch seiner Gabe sich bewußt. Es kam die Zeit, in der er täglich predigte und für ihn die schönste Stunde des Tages die war, die er auf der Kanzel zubrachte. Später finden wir dann nicht nur Kollegen wie Schurf, sondern auch den Kurfürsten, den Herzog Johann und den

Hofmeister Spalatin mit seinen Prinzen unter Luthers Kirchgängern. Natürlich hielt der Anfänger sich zunächst an das Vorbild seiner Lehrer, die allerlei gelehrten Kram in ihre Predigten einflochten und Kirchenväter und Dichter zitierten. Mit Ironie erzählt er selbst, eine seiner Predigten sei von den Brüdern sehr bewundert worden, nämlich die, in der er die Worte 1 Kön. 2, 19 über den Hof Salomos, „und es ward des Königs Mutter ein Stuhl gesetzt", auf Christus und seine Mutter Maria deutete. Dieser neue Schriftbeweis für den Mariendienst fand großen Beifall, und dieser Beifall tat ihm wohl. So kam allmählich ein heiterer Ton in sein Leben. Der Menschenkenner Staupitz hatte ihn behandelt, wie Melancholiker zu behandeln sind. Von dem Grübeln hatte er ihn auf regelmäßige Tätigkeit verwiesen, seinen Angstgedanken hatte er humoristische Einfälle entgegengestellt und vor allem hatte er ihm durch seine warme Teilnahme den Glauben an sich selbst zurückgegeben und das Gefühl, daß er nicht verlassen und allein stehe und allen Teufeln preisgegeben sei, sondern daß gute Menschen an ihm teilnehmen. Im Frühjahr 1509 wurde Luthers Freund Wenzeslaus Link zu dem Grade eines **baccalaureus tanquam ad biblia** zugelassen und am 9. März desselben Jahres erhielt Martin Luther die gleiche Würde. Aus den Verhandlungen über die Gebühren für diese Promotion ersehen wir nun aber, daß Luther bald nach derselben nach Erfurt zurückkehrte. Das Verfahren war nicht ganz korrekt gewesen, und wurde Anlaß zu Zerwürfnissen, die für Luther mancherlei Ärger im Gefolge hatten. Luther konnte die Gebühren nicht entrichten, da er nichts besaß und sich an seinen Vater nicht wenden konnte. Ein Eintrag ins Dekanatsbuch entschuldigte den Defekt damit, daß Luther bald darauf nach Erfurt zurückkehren mußte. Ein Zusatz von Luthers Hand aber erklärt, er werde auch nichts zahlen, da er kraft Ordensgehorsams nach Wittenberg geschickt worden sei. In Erfurt erhob sich nun aber dieselbe Schwierigkeit. Seine Aufgabe in Erfurt sollte sein, nunmehr, da er theologische Vorlesungen halten durfte, für den nach Wittenberg gezogenen Trutvetter einzutreten. Also dort, nicht in Wittenberg, wo er promoviert worden war, hielt er seine ersten theologischen Vorlesungen, und zwar über die Sentenzen, wie die Ordnung vorschrieb. Wir besitzen das Exemplar des Lombarden noch, in das er vereinzelte Randbemerkungen eintrug. Er ist danach im Lauf von drei Semestern bis zum Ende des dritten Buchs der Sentenzen gekommen. Auch ein Band der kleineren Schriften Augustins, den er in Erfurt damals benützte,

hat sich erhalten. Aus jenen Randbemerkungen geht hervor, daß er die Gnadenlehre des Augustin und Paulus auch hier ständig mit sich umhertrug, doch ohne sie in einen feindlichen Gegensatz zu der Werkgerechtigkeit des Lombarden zu setzen.

Sonst wissen wir nur, daß er mit manchen Fakultätsmitgliedern in wenig angenehmen Beziehungen stand. Da er erst in Erfurt als Sententiarier auftrat, glaubten sie, er habe die Gebühren an sie und nicht nach Wittenberg zu entrichten, während er tatsächlich an keinem der beiden Orte die Zahlung hatte leisten können. Als Luther nach seiner Rückkehr aus Rom in Wittenberg zum Doktor promovierte, wachte der Streit neu auf. Man warf Luther vor, daß er bei seiner Promotion zum Sententiarier in Erfurt Mitglied der dortigen Universität geworden sei und darum nur in Erfurt zum Doktor hätte promoviert werden dürfen. Der morose Magister Nathin legte ihm gar Bruch seines eidlichen Versprechens zur Last und überhäufte ihn mit Beleidigungen, für die Luther den ganzen Erfurter Konvent verantwortlich machte. Aus einem Briefe Luthers in dieser Sache am 16. Juni 1514 ist ersichtlich, daß dieser wirklich gegen ihn Partei ergriff und es scheint, daß auch während der drei Semester, die er in Erfurt lehrte, das Verhältnis mit den Ordensbrüdern nicht immer das beste war. Luthers Geringschätzung des Aristoteles, d. h. des ganzen scholastischen Studienbetriebs, wie ihn seine Lehrer Usingen und Trutvetter führten, verschärfte den Gegensatz und der gereizte Ton, den der junge Mönch in den Disputationen anschlug und der mit seinem leidenden Zustande zusammenhängen mochte, soll den Erfurter Vätern mißfallen haben. Ein Gegner wenigstens, Johann Oldekopp, der in Wittenberg den Pater Luther zum Beichtvater hatte und ihm bei der Messe oft ministrierte, berichtet später, Luthers Abgang hätte die in Erfurt „nicht hart bedrouet, vente Martinus wolde in allen Disputationibus recht hebben und zanckede gerne". Die ungünstigen Nachrichten, die Cochläus über Luthers Erfurter Vergangenheit mitzuteilen weiß, stammen gleichfalls aus dem Kreise dieser Gegnerschaft.

Auch von diesen unerquicklichen Verhältnissen abgesehen, konnte von einer rechten Wirksamkeit in Erfurt schon darum nicht die Rede sein, weil im Sommersemester von 1509 und im Jahre 1510 in der Stadt wilder Aufruhr herrschte. Der Rat hatte schlecht gewirtschaftet und dadurch die Bürgerschaft bestimmt, sich wieder näher an die Behörden des Erzbischofs anzuschließen, während die Universität zum Rate hielt. Mainzer Kom-

missäre und eine Mainzer Besatzung rückten ein. Ein Mitglied des Rates, Heinrich Kelner, wurde nach einem gewalttätigen Prozesse hingerichtet und Luther sah in diesem Akte einen schändlichen Justizmord. Der Jurist Göde und viele andere Lehrer der alten Schule flohen nach Wittenberg oder zu Herzog Georg. Schließlich kam es zwischen den Landsknechten und den Studenten zu einem Straßenkampfe, bei dem die Universität durch das Volk gestürmt und verwüstet wurde. Der ganze Freundeskreis Luthers, Eoban Hesse, Crotus Rubeanus, Justus Jonas und wie sie alle heißen, zerstreute sich, doch fand Luther, als er im April 1521 nach Worms reiste, die Genannten wieder in Erfurt versammelt und in alter Weise geneigt, jede Gelegenheit zum Lärmmachen zu benutzen. Da Trutvetter sich nicht dauernd in Wittenberg festsetzen wollte und die Anwesenheit des berühmten Sententiariers jetzt in dem zerrütteten Erfurt nötiger war als in Wittenberg, kehrte er nach anderthalbjähriger Abwesenheit 1510 dorthin zurück und damit wird es wohl zusammenhängen, daß Luther nun wieder nach Wittenberg versetzt wurde, um die dort entstandene Lücke auszufüllen. Er las hier über biblische Bücher auf Grund der Vulgata. Melanchthon berichtet, auch Zuhörer reiferen Alters hätten sich eingefunden und unter ihnen habe Pollich von Möllerstadt schon damals — vor Luthers Romreise — vorausgesagt, der junge Mönch werde eine völlig neue Lehrweise auf die Bahn bringen, denn, so führt Mathesius die Meinung Pollichs weiter aus, Luther lege sich auf der Propheten und Apostel Schriften und stehe auf Jesu Christi Wort, das könne keiner weder mit Philosophey, noch Sophisterey, Skotisterey, Albertisterey, Thomisterey und dem ganzen Tartaret (dem berühmten Pariser Skotisten) umstoßen und widerfechten. Auch über Tisch wollten Pollich „die Argument und Solutiones des Mönchs" nicht aus dem Sinne. Anderseits wirkte der große, allseitig gebildete Humanist auch wieder anf Luther zurück, wie dieser denn gelegentlich erzählt, Pollich schon habe ihm gesagt: „Laß die Doktores Doktores sein, man muß nicht darauf hören, was die Kirche sagt, sondern was die Schrift sagt." Um eine prinzipielle Alleinherrschaft des Schriftprinzips braucht es sich dabei noch nicht gehandelt zu haben, aber die humanistische Losung ad fontes, zurück zu den Quellen, gewinnt doch auch für Luther stetig an Bedeutung. Sein auf das Wesen der Dinge gehender Tiefsinn haßte aus religiösen Gründen das ewige videtur quod sic und videtur quod non sic der Scholastik, wenn auch das Prinzip des Humanismus, „zurück zu den Quellen", ihn zunächst

nur bis zu Augustin und auf den heiligen Bernhard zurückführte, für dessen erbauliche Schriften er auch später noch eine große Vorliebe besaß und von dem er rühmt, auch er rate lieber aus dem Borne zu trinken als aus dem Bache. Denn, so führt Luther in der Schrift von den Konzilien und Kirchen aus, je weiter von dem Borne, um so mehr verlieren die Wasser beide, Schmack und Kraft, bis sie in das gesalzene Meer verfließen und sich verlieren. An Anfängen des Weges, den er später beschritt, sehen wir ihn also schon jetzt. Denselben aber weiter zu verfolgen, hinderte ihn eine neue Unterbrechung seiner Lehrtätigkeit.

IV

Luthers Romfahrt.*)

Die Reise Luthers nach Rom hing mit alten Verfassungsstreitigkeiten des Augustinerordens zusammen. Im dreizehnten Jahrhundert hatte Papst Alexander IV. die wilden Eremitenvereine Italiens und ähnliche Gesellschaften gezwungen, die sogenannte Regel des heiligen Augustin anzunehmen. So war 1256 der Orden der Augustinereremiten entstanden. Derselbe fand im folgenden Jahrhundert auch in Deutschland großen Anklang.**) Im fünfzehnten Jahrhundert aber trat eine Spaltung ein. Aus dem großen Ordensstamme sonderte sich eine strengere Gruppe ab, die deutsche Kongregation der Observanten, so genannt, weil ihre Anhänger die unbedingte Einhaltung der Regel verlangten und sich von Konventen lossagten, denen das Klosterleben zu einem bequemen Ruhepolster geworden war. Während die Konventualen von vier deutschen Provinzialen geleitet wurden, hatte zuerst Andreas Proles dreißig reformierte Klöster als Generalvikar zu einer eigenen Kongregation der Observanten zusammengefaßt, die zwar den Augustinergeneral in Rom als Oberhaupt anerkennen mußte, von den deutschen Provinzialen aber sich unabhängig stellte. Proles, der Vorgänger des Staupitz, hatte in leidenschaftlichem Streite mit Rom diese verhältnismäßige Unabhängigkeit der Observanten durchgesetzt und Staupitz durfte bereits daran denken, seine Kongregation durch unmittelbare Unterstellung unter den Papst von der Herrschaft des römischen Generals völlig zu befreien. Er schloß sich zu diesem Zwecke eng an die lombardische Kongregation der Augustinerobservanten an, die sich eine

*) Die Belegstellen in M. Luthers Romfahrt, nach einem gleichzeitigen Pilgerbuche erläutert. Berlin. G. Grote. 1894.

**) Vgl. für das Folgende das lehrreiche Buch von Kolde: Die deutsche Augustinerkongregation. Gotha. 1879.

solche Unabhängigkeit schon erkämpft hatten. Dem Gesandten der deutschen Observanten, dem Münchener Prior Nikolaus Besler und seinem Begleiter Heinrich Rietpusch, glückte es in demselben Jahre 1505, in dem Luther in den Orden eingetreten war, eine Verbindung der deutschen und lombardischen Sezession herzustellen, nach welcher der Prokurator der Lombarden in Rom auch die Vertretung der deutschen Observanten übernahm. Es gelang Besler die Genehmigung der Kurie zu diesem Abkommen zu erlangen, aber der im September 1505 gewählte neue General Augustinus von Interamna setzte sich über diese Verfügung des Papstes einfach hinweg. Als die beiden Gesandten Staupitzens nach Rom zurückkehrten, sperrte sie der General in das Augustinerkloster Sta. Maria del popolo und verbot ihnen bei Strafe der Exkommunikation die Stadt zu verlassen. Hier lebten die beiden deutschen Mönche mehrere Monate in steter Angst vor dem General und glaubten ihres Lebens nicht sicher zu sein. Am 24. März 1506 hatte der gewalttätige Augustinergeneral seinen Willen durchgesetzt. Ein neues Breve stellte seine Gewalt auch über die Observanten wieder her und wies die Opponenten zur Ruhe. Aber bald darauf führte der Auftrag des Kurfürsten, eine Bestätigungsbulle für seine neugegründete Universität Wittenberg zu erwirken, Staupitz an den Hof Julius' II. nach Bologna, wohin nun auch Besler entboten wurde. Im gleichen Momente starb der tatkräftige Augustinus von Interamna und Staupitz konnte nun selbst bei der Wahl eines neuen Ordenshauptes mitwirken. Aus derselben ging ein Freund der Observanz und des deutschen Generalvikars hervor, Ägidius von Viterbo. Mit ihm verständigte sich Staupitz dahin, daß er die Autorität des Generals wieder anerkannte, wofür man ihm die Reform der sächsischen Konvente gestattete, die die Observanz nicht angenommen hatten. Schon am 15. Dezember 1506 erließ der päpstliche Legat Bernhard vom Titel St. Croce in Gerusaleme, von Memmingen aus, eine Bulle, die Staupitzens neue Konstitution bestätigte und ihm die Reform der sächsischen Konvente auftrug. Durch Wahl sollte Staupitz dann zu dem Generalvikariat der Observanten auch das Provinzialat der sächsischen Kongregation übernehmen. Gegen diesen Plan erhob sich aber ein heftiger Widerspruch in Staupitzens eigenen Klöstern, die sich von einer Verbindung mit der laxen Partei wenig Segen versprachen. Ihr Widerstand wuchs, als am 26. Juni 1510 der General in Rom unter Mißachtung ihrer Rechte ihren Generalvikar kurzweg zum Provinzial der sächsischen Ordensprovinz ernannte, um so die

Union durchzuführen. Sieben Konvente, darunter die angesehenen von Erfurt, Nürnberg und Kolmar, protestierten gegen den Plan Staupitzens und scharfe Parteiungen spalteten den ganzen Orden.*) Das waren die Streitigkeiten, die in den Jahren 1509 und 1510 den Frieden auch des Erfurter Konvents verstörten. An diese Verdrießlichkeiten, die er selbst erlebt hatte, denkt Luther wohl, wenn er in seiner großen Reformschrift 1520 schreibt: „Es sollten auch aufgehoben werden so mancherlei Sekten und Unterscheyd einerlei Ordens, welche zuweilen umb gar geringe Ursach sich erhoben und noch viel geringer sich erhalten, mit unsaglichem Haß und Neid gegenander streitend.“ In diesen Angelegenheiten hatte Luther schon von Erfurt aus mit dem unverträglichen und mürrischen Pater Nathin eine Reise nach Magdeburg gemacht, um mit dem Dompropst Adolf von Anhalt, dem späteren Erzbischof von Magdeburg, zu verhandeln. Er selbst war, so viel wir wissen, ein Gegner der Union. Auch Staupitz sah in Bälde ein, daß er auf seinen Plan verzichten müsse, wolle er sich nicht zwischen zwei Stühle setzen. Die Stadt Nürnberg hatte schon früher die Unterordnung ihres ansehnlichen Konvents unter den bayerischen Provinzial als eine politische Gefahr für sich betrachtet, sie setzte aus gleichem Grunde jetzt der Vereinigung desselben mit einem sächsischen Provinzial zähen Widerspruch entgegen, ja sie entzog dem Augustinerkloster das Trinkwasser, bis die Brüder versprachen, sich für die Freiheiten ihres Klosters ernstlich wehren zu wollen.**) Ein Ausgleich, den Staupitz im Sommer 1511 versucht hatte, wurde von dem Nürnberger Rate am 19. September 1511 definitiv zurückgewiesen. Unter diesen Verhältnissen gab Staupitz seine großen Eroberungs- und Organisationspläne auf. Er war im Grunde doch eine zu weiche Natur, um seine ganze Amtszeit, wie sein Vorgänger Proles, in Kampf und Streit zu leben, und auch ein zu frommer Mann, um die Organisation über den Frieden zu stellen. Es ist durchaus charakteristisch für seinen Standpunkt, wenn er zu Luther sagte: „Im ersten Triennium habe er alles nach eigenem Rate ausrichten wollen, aber es ging nicht vorwärts. Im zweiten Triennium habe er sich nach dem Rate der frommen Väter gerichtet, es habe ihm aber gefehlet. Im dritten habe er es dem Rate Gottes überlassen, da ging es erst recht nicht.“ So lasse er es denn

*) Kolde: Göttinger Gelehrten Anzeigen. 1893, 88.

**) Kolde: Zeitschrift für Kirchengeschichte. 2, 465.

gehen, wie es geht. „Es wil weder ich noch die Patres, noch Gott schaffen, es muß ein andrer Vikar kommen.“ Nach diesem bequemen Grundsatze willigte er darein, alle erlangten päpstlichen Bewilligungen wieder rückgängig zu machen. Im Orden also war man nunmehr einig. Da es sich aber um Aufhebung von Verfügungen handelte, die unter Zustimmung der Kurie und des Generals ergangen waren, mußte eine neue Gesandtschaft nach Rom gehen, um die Zustimmung beider zu erwirken. Diese Vorgänge waren der Anlaß zu Luthers Romfahrt.

Daß im Februar 1512 der Augustinerprior Johann von Mecheln von einer Gesandtschaft in Rom nach Salzburg zurückkehrt, dort mit Staupitz berät und dann gleichfalls mit Aufträgen zur Ordensorganisation nach Köln weiterreist, steht fest. Dieser Abgesandte Staupitzens wird also im Herbste 1511 entsendet worden sein, nachdem die Verhandlungen mit der Stadt Nürnberg definitiv gescheitert waren. Früher kann er auch seine Mission nicht angetreten haben, denn derselbe Johann von Mecheln, vormals Prior des Augustinerklosters zu Enkhuizen am Zuidersee, wurde am 16. September 1511 in Wittenberg zum Doktor kreiert und am 4. Oktober in den theologischen Senat daselbst aufgenommen. Auf der Tatsache also, daß Johann von Mecheln seine Reise nach Rom von Wittenberg aus antrat und vier Wochen nach des Priors Wiedereintreffen*) in Salzburg, auch Luther sich wieder in Wittenberg befindet, beruht die Annahme, daß der socius itinerarius des Priors kein anderer war als Martin Luther. Melanchthon, der für sein Leben Luthers die Wittenberger Universitätsakten benutzte, setzt die Reise ganz richtig in das Jahr 1511. Nur ein Gedächtnisfehler Luthers ist es, wenn er sie in das vorangegangene Jahr zurückschiebt, in welchem er noch in Erfurt war. Auch der Anlaß der Reise ist bekannt. Melanchthon, Luthers Freund, und Cochläus, Luthers leidenschaftlicher Gegner, berichten beide, daß Luther nach Rom gereist sei aus Anlaß von Streitigkeiten, die den Orden der Augustiner zerrütteten und die nach Cochläus ihre Spitze gegen Staupitz richteten. Wer aber unter diesen Umständen der eigentliche Gesandte war, ist klar. Johann von Mecheln war bereits Prior, Doktor der Theologie und Mitglied des Senats, der achtundzwanzigjährige Luther war Magister und einfacher Klosterbruder. Deshalb redet auch Besler nur von des Doktors Wiedereintreffen in Salzburg, weil Johann von Mecheln der

*) Kolde: Zeitschrift für Kirchengeschichte. 2, 468.

Gesandte war und Luther nur sein Begleiter. Da die päpstliche Entscheidung, die Doktor Johannes und Bruder Martin aus Rom mitbrachten, alle seitherigen Maßregeln des Generalvikars rückgängig machte, haben die Gegner nicht verfehlt, Luthers Biographie mit dem häßlichen Zuge zu bereichern, er sei nach Rom, um gegen seinen Vorgesetzten Staupitz zu intriguieren. Aber mit den in Rom zu erwirkenden Verfügungen war Staupitz einverstanden und mit dem Geschäfte selbst hatte Luther nichts zu tun. Nach der Ordensregel, die auf Mark. 6, 7 zurückgeht, mußte der Prior einen Reisebegleiter haben und daß ihm Luther zugesellt wurde, wird gerade in Staupitzens Fürsorge für diesen seinen Grund gehabt haben. Dem schwermütigen, klosterkranken jungen Freunde gönnte der Vikar das seltene Glück einer solchen Romfahrt. Die Frage, welche Partei Luther in Rom vertreten habe, ist somit gegenstandslos. Luther hatte überhaupt niemanden zu vertreten, sondern der Regel gemäß den Prior von Enkhuizen zu begleiten; mit den Geschäften hatte er so wenig zu tun als Bruder Petzensteiner, der ihn im Jahre 1521 als socius itinerarius nach Worms begleitete, mit Luthers Verantwortung vor Kaiser und Reich zu tun hatte.

So weit von einem persönlichen Zweck seiner Reise geredet werden kann, war es der, daß er in Rom eine Generalbeichte ablegen wollte, um an den Schwellen der Apostel eine besonders wirksame Absolution zu erhalten. Die Kniebeugungen, die er am Reliquienschatze in Wittenberg geübt hatte, setzte er an allen heiligen Stätten Roms fort. Darum hat er die Romreise später einfach als Wallfahrt nach Rom bezeichnet zur Lösung seiner jugendlichen Gelübde. Zu diesem Zwecke hatte ihm sein Vater Staupitz dieselbe vermittelt. Kurz vor seinem Abschied erlebte Luther noch die Einweihung des Neubaus für die Augustiner, die unter großem Zulauf der schwarzen Kutten gefeiert wurde, und bei der zugleich Johann von Mecheln am 16. September 1511 zum Doktor der Theologie promoviert ward, damit er in Rom um so stattlicher auftreten konnte. Am 4. Oktober fand die Einführung des neuen Doktors in den Senat statt. Dann traten die beiden ihre Reise an.

Zu zweien, wie das Evangelium und die Regel vorschrieben, zogen Prior Johannes und Pater Luther aus, nicht in fröhlichem Gespräche nebeneinander wandelnd, sondern hintereinander, ihre Gebete murmelnd, wie Dante im zweiundzwanzigsten Gesange des Inferno solche Gänge der Mönche schildert:

Taciti, soli e senza compagnia,
N'andavam l'un dinanzi e l'altro dopo,
Come i frati minor vanno per via.

(Stillschweigend, einsam, unbegleitet schritten
Wir nun einher, der eine hinterm andern,
Wie ihres Wegs die mindern Brüder hingehn.)

Scheinbar ist es ein wunderlicher Weg, den die beiden Mönche einschlugen, indem sie von Wittenberg durch die Schweiz nach Italien ziehn. Aber die Schweizerreise, die Luther gemacht hat, läßt sich nur hier unterbringen. Er rühmt die Wege in der Schweiz, sie seien sicher und angenehm, da die Schweizer die kürzesten Meilen haben. Man sieht die Matten voll ungezählten Viehs gleichsam vor sich, wenn er in einer späteren Streitschrift sagt, Gott kümmere sich um die Gräber der Heiligen so viel wie um die Kühe in der Schweiz. Von der Herrlichkeit der Alpenlandschaft ist freilich nie bei ihm die Rede. Der Reisende des sechzehnten Jahrhunderts nimmt Land und Leute von der praktischen Seite. „Schweiz ist ein dürr und bergig Land, darum sind sie emsig und hortig, müssen ihre Nahrung anderswo suchen.“ „Es sind starke Leute, aber weil sie zwischen den Alpen leben, haben sie keinen Ackerbau, sondern nur Wiesen, den es ist nicht mehr dan Berg und Tal.“ Der Umweg, den die Gesandten machten, ist wohl daraus zu erklären, daß sie noch mit den süddeutschen Konventen zu verhandeln hatten, unter denen Nürnberg und Kolmar am lebhaftesten gegen Staupitzens Projekte aufgetreten waren. Auch das spricht für den Weg durch die Schweiz, daß sie „beim Reinzug“ auf Mailand herauskommen, denn daß Reinzug hier Heimzug heiße, ist eine leere Behauptung. Sie konnten dieses Ziel entweder über den Gotthard erreichen, „dem Strom der Reuß entgegen“, an den Kreuzen knieend, „zum Gedächtnis der Wanderer, die die Lawine begraben“, oder über die via mala, bei der „der Drachen alte Brut haust“. Fröhliche Erinnerungen an Rhätien sprechen für den Splügenpaß. Luther erwähnt mehrfach den roten Veltliner und rühmt dessen gute Wirkungen für die Verdauung. Auch der ruhmvollen Vergangenheit des Veltliners gedenkt er, die bis in die Römerzeit zurückreicht. Schon Kaiser Augustus habe den Wein Rhätiens als Magenmittel geschätzt: „Do hat er alle malzeit anderthalb nössel ausgetrunken.“ Man sieht, daß Luther den seinen aus dem Klosterkeller erhielt und gelehrte Mönche ihn kredenzten. Mit dem Südabhange zwischen Kleven und Como sieht der Wanderer die ersten silbergrauen Wälder von

Ölbäumen, die mit ihren saftigen Früchten mächtig und reich aus dem härtesten Steinboden hervorsprossen, weshalb in seinen Tischreden Luther auf den Ölbaum das Psalmwort anwendet: „Mit Honig aus dem Felsen will ich sie sättigen.“ Sein Öl ist Symbol der kirchlichen Milde, wie der Wein Symbol des Evangeliums ist. Die Weinlese war bereits vorüber, aber die Trauben Welschlands stehen Luthern dennoch in guter Erinnerung. „Es sind große Weinbeeren da, da müssen auch große Pfirsichen sein, daß diese in unsern Landen wie die Schlehen dagegen sind.“ Vom Zitronenbaum sagt er einmal, daß er das ganze Jahr Früchte trage, so daß schon wieder grüne Ballen vorbereitet sind, wenn die gelben fallen, auch soll das Holz ein Heilmittel sein gegen den Biß der Viper, weshalb ihm der Citrusbaum zum Gleichnis wird des Lebensbaumes Christi, der, wenn die einen Kämpfer sterben, schon neue bereithält, wie er auch das rechte Antipharmakon ist gegen den Stich der alten Schlange. So setzten die Reiseeindrücke dem jungen Mönche sich sofort in Gleichnisse um, über die er zu Hause predigen wird. Aus der Region der Kastanien- und Nußbäume steigt er hinab in die lachende, grüne Ebene Oberitaliens. „Ein sehr fruchtbar, gut und lustig Land! Sonderlich Lombardia ist ein Tal, zwanzig deutscher Meilen Wegs breit. Auf beiden Seiten sind die Alpes und Apenninusgebirge.“ Die musterhafte Bebauung der lombardischen Ebene mit ihren Maisfeldern und Wasserrinnen fiel ihm, der den Sand an der Elbe gewohnt war, angenehm auf. Dort ist „Opulenz“, während die Deutschen zählen, wie viel Scheffel Gerste und Fässer Bier sie haben. Um so weniger ließ er sich von der Bevölkerung imponieren. Ein wenig Italienisch hatte er sich angeeignet, wenigstens flicht er später zuweilen italienische Ausdrücke in seine Tischreden ein, „wie die Itali sagen“. Aber es ging ihm wie andern Touristen, die Leute verstanden sein Italienisch nicht. „Sie haben ihre rechte Muttersprache in Italien nicht gelernt“, meint er und über das Latein in den Klöstern ist er vollends entrüstet. Die Mönche plapperten ihre Gebete unverstanden herunter und sagten: „Versteht's doch der heilige Geist und der Teufel fleugt.“ Dafür rühmt er die Höflichkeit der Italiener, daß sie ihr mi ser (messer) oder Madonna und das gremmerze (grand merci) nie vergessen. Auch ihr lustiges solfeggiare, das ut, re, mi, fa, sol, la, vielleicht auch das Liedlein ohne Ende Falalilalela, ahmte er nach, wie bei seiner Freude an Musik nicht zu verwundern. So sprudelte zwischen den erbaulichen Wallfahrtsgebeten sein Humor immer wieder auf, sobald die

gesunde Wanderlust die bösen Geister verscheucht hat. In Mailand angekommen wollte Pater Luther im Dankgefühl gegen Gott, der bis hierher geholfen, eine Messe lesen. Da war es ihm eine befremdliche Überraschung, daß man ihm sagte: „Was wollt Ihr, wir sind Ambrosianer. Ihr könnt hier nicht zelebrieren.“ Man hatte ihn zu Hause gelehrt, daß die katholische Kirche nur einen Kultus kenne, nun erfuhr er, daß Mailand „den kleinen Kanon nicht habe und aller Dinge ein eigen Wesen halte in der Messe“. So wurde er in der ganzen mailändischen Kirchenprovinz mit seinem Verlangen abgewiesen. Zur Rechtfertigung ihrer Bräuche beriefen sich die Lombarden sogar auf ein Gotteszeichen. Man habe, erzählten sie ihm, um den Streit der Liturgie zu schlichten, Gregors Meßbuch und das des heiligen Ambrosius auf den Lesepult gelegt; am andern Morgen aber fand sich das Meßbuch Gregors in Fetzen durch die Kirche gestreut, während der Kanon des heiligen Ambrosius unverletzt auf dem Altare lag. Das aber besagte, daß das gregorianische Buch sich über die ganze Erde ausbreiten werde, das ambrosianische aber sollte in Mailand gelten. „Also halten's die zu Mailand anders als die römische Kirche, so daß ich, da ich da durchzog, an keinem Orte konnte die Messe halten.“ Die zweite Station, die Luther gelegentlich nennt, war die Stadt der berühmten Geigen, Cremona, von der er behauptet, sie sei von Juden bewohnt und zähle nur achtundzwanzig Christen. Ihm freilich mochten alle Italiener wie Juden aussehen. Mit Cremona erreichten die beiden Mönche den Po. „Mitten durch die Ebene,“ erzählt Luther, „fließt der Eridanus (Po), gar ein lustig Wasser, so breit als von Wittenberg gen Pratau ist.“ Danach muß Luther den Po, den er im November überschritt, bei Hochwasser gesehen haben und konnte trotz Elbe und Rhein, die er kannte, als er so erzählt, ihn mit dem Ausdruck aus Virgils Georgica (I, 481) den Fürsten unter den Strömen der Erde nennen. Der weitere Weg der beiden Mönche ist nicht zu ermitteln, da der Prior auch die zerstreuten Augustinerkonvente der lombardischen Kongregation verständigen mußte, warum Staupitz sich von dem Kartell mit ihnen lossage. Luther schweigt darüber; um so lebendiger aber sind seine Schilderungen von Land und Leuten. Daß es auf Wegen und Herbergen nicht immer geheuer ist in Welschland, läßt er in seinen Anekdoten mehrfach einfließen. Auf den Straßen ist ihm die an Kerkyra erinnernde Freiheit ärgerlich; „italico modo sicut canes“, berichtet er mit Kopfschütteln. In den Herbergen entgeht ihm nicht, daß viel weniger zinnernes Geschirre in Gebrauch war als in Deutschland

und er lobt das als weise Sparsamkeit. Die Weine schmecken feuriger als die deutschen, was die Italiener damit erklären, die deutschen Weine bekämen beim Transport leicht die Wassersucht. Darum tut aber auch Mäßigkeit beim welschen Weine doppelt not. Die Italiener redeten die Deutschen wohl auf das Trinken an und wunderten sich, daß sie sich den Hals noch nicht abgetrunken hätten. Das aber, erklärte Martinus, komme daher, daß die Deutschen beim Zutrinken sagten: „Das gesegne dir Gott." Auf der Wanderung in der Poebene imponierte ihm der Reichtum so mancher alten Abtei und er erzählt von einem Kloster des heiligen Benedict am Po, dessen Einkünfte man auf 36000 Dukaten berechnete, wovon es ein Drittel auf Gastung verwendete, wie denn auch sie daselbst „ehrlich traktiert und gehalten wurden". Das reiche S. Benedetto de Larione lag an ihrem Weg; die noch reichere Abtei des heiligen Benedict von Pomposia im Po Delta dagegen könnten sie nur auf dem Rückweg über Padua berührt haben. Daß man es in diesen Klöstern mit dem Fasten nicht zu genau nahm, beweist Luther mit mehr als einer Anekdote. So erzählt er, daß ein fremder Gast in der Herberge in den Fasten gefragt ward, ob er eine rechte Mahlzeit halten oder eine Fastenkollation haben wolle. Da er als Reisender Dispens hatte, erbat sich der Fremde eine rechte Mahlzeit. So erhielt er zähes Lammfleisch, Brathering und geringes Gemüse, daneben aber saßen die Frommen bei ihrer Fastenkollation, bei der ein schmackhafter Fisch auf den andern folgte, dazu Feigen, Konfekt und eingemachte Früchte. „Es ist lauter Heuchelei und des Teufels Gespött und Gespenst", setzt Martinus scheltend hinzu. Doch war es nach seiner Meinung in den deutschen Klöstern nicht besser, denn in so manchen bestand die Fastenkollation in „zwo Kannen gut Bier, ein Kännlein Wein, Pfefferkuchen, Salz und Brot, daß man wohl trinken könne; da gingen die armen Brüder wie die feurigen Engel, also waren sie verblichen." Wortreichtum und großes Gerede fiel dem deutschen Mönche an den Welschen unliebsam auf und ihre Ehrlichkeit kann er nicht loben. „Die Welschen können viel Dinges machen und zurichten, als sei es wahr und ist doch nicht; haben listige verschmitzte Köpfe." Die blasphemischen Reden, die bei allen Italienern im Schwang gehn, tadelt er bitter. Auch ihr Lärmen ist ihm lästig, wenn sie über einen gefallenen Apfel ein Geschrei ausstoßen, das für einen Totschlag genügte. Dazu rächen sie sich blutig für die geringste Beleidigung und selbst in der Kirche ist der Feind vor dem Feinde nicht sicher. Bei dem Karneval vollends geht es selten

ohne Unglück ab. Daß sie mit Spott auf die deutsche Einfalt herabschauen, ist dem Wittenberger Augustiner verdrießlich und Redensarten wie Tedescola bestia, misero porco und tedesche ubbriacchezze („Ew. deutsche Besoffenheit"), hat er den Welschen nie vergessen. Vollends aber entrüstet es ihn, wenn er wahrnimmt, daß bei ihnen un buon Christiano so viel bedeutet wie ein guter Narr. Das far le fiche, das er 1518 in Augsburg dem Urban von Longaserra nacherzählt (gestu Italico movens digitum), kannte er gleichfalls von seiner Reise her.

Den Heiligendienst fanden die Mönche in Welschland noch entwickelter als in der Heimat. Namentlich die Verehrung des Franziskaners Antonius von Padua fiel dem Augustiner auf und der Nutzen, den die Hausbesitzer aus ihr zogen, indem sie sein Bild mit einem feurigen Spieß in den Ecken anbrachten, um dieselben gegen Verunreinigung zu schützen. Das trauliche Straßenleben, wie er es von Eisenach und Wittenberg gewohnt war, wo die Leute über die in der halben Höhe zurückschlagbare Haustür hinweg sich mit denen draußen unterhalten, vermißt Luther dagegen und er findet es bedeutsam, daß kein Welscher gestattet, daß man mit seinem Weibe auf der Straße rede. „Lassen ihre Weiber nicht ausgehen unverhüllt, noch mit aufgedeckten Angesichten." Dem Schleier der Lombardin weiß er nur diese eine Bedeutung zu geben und für die Anmut, mit der sie ihn trägt, hat der Mönch kein Auge. Die Prachtgestalten der Renaissance, die wir aus Lionardos und Raphaels Bildern kennen, konnten natürlich auch seinem Blicke nicht verborgen bleiben. Melanchthon meinte, wo ihm solche große Herrn entgegentraten, die Helden der Iliade in Person zu schauen. Bruder Martin dagegen läßt sich vom Scheine nicht imponieren. Sein nüchterner Verstand schwingt sich nur zu einer Lobrede auf die Kleidermacher auf, die diese Leute so stattlich gemacht haben. Kein Wunder, denn für jedes Kleidungsstück gibt es in Welschland Spezialkünstler. „In Deutschland aber da gießen sie die Hosen gar über einen Leisten." „Die Augen tun ihm weh", wenn er neben den schmucken Welschen seine Landsleute sieht, „da einer dahergeht, hat Hosen wie eine rauche Taube und einen kurzen Rock, daß es heißt: in curta tunica saltat Saxo quasi pica." Daß freilich kein Schneider der Welt seine sächsischen Herzöge zu Gestalten gleich Cesare Borgia oder Pietro Aretino machen könnte, verhehlt sich sein Patriotismus.

Eine schmerzliche Enttäuschung bereitete dem jungen Mönche das kirchliche Leben Italiens. Die prachtvollen Dome stehen leer und selbst

an den Festtagen bleiben die Leute lieber zu Hause. Auch der deutsche Respekt vor dem Gottesdienste fehlt. Ist es doch keine Seltenheit, daß Feindschaften an heiliger Stätte mit dem Messer ausgetragen werden. Die Unandächtigkeit der Kirchenbesucher und die kahle Weise der Beerdigungen wird dem Germanen in Italien stets anstößig sein und Luther macht davon keine Ausnahme. Bei dem Hinaustragen, sagt er, fehlt die Beteiligung der Verwandten; auch sonst ist niemand dabei. „Es ist nicht einmal gestattet." Die Gefahr, auch so hinausgetragen zu werden, war für die Pilger nicht ausgeschlossen. „Die Luft in Italien ist subtil," meint unser Wanderer. Wer nicht des Nachts Fenster und Spalten genau verstopft, hat bald ein Fieber. „Mir und meinem Bruder widerfuhr das, da wir gen Rom zogen in Italien und einmal die ganze Nacht mit offenen Fenstern sehr hart schliefen bis um sechs. Da wir erwachten, waren uns die Köpfe voll Dunst, ganz schwer und ungeschickt, also, daß wir desselben ganzen Tags nur eine Meile konnten gehn, so plagte uns der Durst und ekelte uns für dem Wein, daß wir ihn auch nicht riechen konnten, begehrten immerzu Wasser zu trinken, welches doch tödlich ist. Endlich labten wir und erquickten wir uns wieder mit zwei Granatäpfeln; dadurch erhielt uns Gott das Leben." Auch nach diesen Granatäpfeln hat man geschlossen, daß Luthers Reise in den November fällt, denn wie unsere Mispel ist in Italien der Granatapfel die späteste Frucht des Herbstes. Luther erzählte davon im November, vielleicht weil damals gerade das Ereignis sich jährte.

Um diese Zeit ungefähr werden sie in Bologna angekommen sein, das seit dem Mai 1511 sich in der Gewalt Bentivoglios befand. Unter diesen Umständen wurde der Mönch gar nicht inne, daß er bereits den Kirchenstaat betreten hatte, und als 1535 der Legat Vergerius ihm Bologna als Ort für ein Konzil vorschlug, sagte er verwundert: „So hat der Papst auch diese Stadt an sich gerissen." Wenn spätere Biographen hierher die Erkrankung Luthers verlegen, so fehlt dafür jeder Nachweis; wir wissen nur, daß sie auf dem Weg nach Rom eintrat. Eher möchte man an Florenz denken, wo er die Einrichtungen des Spitals so ingehend beschreibt. Zwischen beiden Städten aber liegt der Apennin. Über die Paßhöhe, die um diese Zeit meist schon der Schnee deckt, führte die alte Straße nach dem Arnotal hinab, aus dessen grünem Gelände dem Wanderer schon von weitem die Bischofsstadt Pistoja mit ihren roten Ziegeldächern gleich einer Rose entgegenglänzt. Den gelben Arno

entlang führte die Straße nach der ruhmvollen Vaterstadt der Mediciäer, deren hellleuchtender Dom mit Brunelleschis Marmorkuppel und Giottos schlankem Campanile dem Wanderer durch viele Stunden als Wegweiser dient. Die alte Hauptstadt der italienischen Kunst war damals schon angefüllt mit Werken Ghibertis, Donatellos, Lionardos, Michelangelos. In Luthers Erinnerung leben nur die kirchlichen Anstalten. Er rühmt die Einrichtungen im Spitale, die glänzenden Räume, die gute Küche, die aufmerksame Bedienung, die geschickten Ärzte, die reinen Betten. Sobald ein Kranker eintrifft, wird über seine Kleider und das, was er sonst abliefert, von einem Notar ein Protokoll aufgenommen und alles geht in gute Verwahrung. „Dann zeucht man ihm einen weißen Kittel an, leget ihn in ein schön gemachet Bette, in reine Tücher.“ Arzenei, Speise und Trank werden in reinen Gläsern gereicht, „ruren die nicht mit einem Fingerlin an“, sondern reichen sie auf einem Brette. Vornehme, verschleierte Damen überwachen den Krankendienst bis andere sie ablösen. Zum erstenmal kommt dem sächsischen Mönche doch auch die höhere Zivilisation Italiens zum Bewußtsein und er zollt ihr uneingeschränkten Beifall. So lobt er auch die Einrichtung des Findelhauses, über dessen Portal das rührende Kinderrelief des Luca della Robbia angebracht war und sieht mit Wohlgefallen, wie die kleinen Insassen, „alle in eine Kleidung und Farbe geschmückt“, durch die Straßen der Arnostadt ziehen. Wenn er später einmal schilt, es gingen drei italienische Spitzbuben auf einen Florentiner, so meint er damit Schüler Macchiavellis, wie Leo X. oder Clemens VII., seiner Hochachtung vor den edlen Florentinerinnen des Hospitals und den trefflichen Anstalten der Stadt tat das aber keinen Eintrag. Demnächst taucht in seinen Erinnerungen die freundliche Bergstadt Siena mit ihrer feingebildeten Bürgerschaft und ihrer reichen Geschichte auf. Er gedenkt eines Gesprächs, das er „zu Senis in Welschland“ über die Hohenstaufen hörte. Die Sienesen rühmten Kaiser Friedrichs kluge Politik. „Sie hätten gern gesehen,“ sagt er, „wenn der Hohenstaufe mit dem Kopfe hindurchgefahren wäre, damit sie Gelegenheit gehabt hätten, ihren Schaden zu rächen.“ So lobten sie auch Friedrichs weise Sprüche, zumal den den gescheiten Italienern besonders einleuchtenden Grundsatz: „Wer nicht versteht vieles zu übersehen, der versteht auch nicht zu herrschen.“ Siena mit seinem farbigen Dome und dem malerisch ansteigenden Forum ist die letzte bedeutende Station, die Luther erwähnt. Ende November wird es gewesen sein, als Prior Johannes und sein junger Begleiter an ihrem

Reiseziele anlangten. Da ist es denn einer der ergreifendsten Momente in Luthers Leben, wie der junge Mönch, dem noch kein Zweifel den Glauben an die mittelalterlichen Heiligtümer erschüttert hat, vom Monte Mario herabsteigend, zum erstenmal die heilige Stadt erblickt. Kein Kreuzfahrer hat mit inbrünstigerer Andacht Jerusalem begrüßt als er die sieben Pfarrkirchen, die da, wo die Via Flaminia sich zum Ponte Molle herabsenkt, vor seinen Blicken ausgebreitet lagen. Vergessen war alles, was er etwa gegen die Welschen auf dem Herzen trug. Er sah in dieser Stadt nur noch den heiligen Ort, wo 110 000 Märtyrer ihr Blut vergossen hatten; diese Basiliken waren ihm nur noch die Sarkophage über den heiligen Leibern der Apostel, dieses Amphitheater nur noch die Opferschale, bis an den Rand einst gefüllt mit dem Blute der Heiligen, und so warf sich der junge Augustinerbruder, überwältigt von seiner Empfindung auf die Kniee, erhob die Hände gegen den Hochaltar seiner jugendlichen Träume und indem er sich bekreuzte, rief er: „Sei mir gegrüßt, du heiliges Rom, dreimal heilig durch der Märtyrer Blut, das da vergossen ist.“ Über die uralten Bogen der milvischen Brücke überschritten die deutschen Mönche den Tiber und die großen Erinnerungen des Ponte Molle waren Luther nicht unbekannt. Er gedenkt dessen an seinem Orte, daß „Maxentius ist zu Rom in der Tiber ersuffen“. In Rafaels Geist lebte damals bereits das gewaltige Bild dieses Vorgangs, als der Mönch die Brücke überschritt, der der römischen Kunst durch den Ablaßstreit den materiellen Boden entzog und den geistigen durch Bestreitung der Legende erschütterte. Aber noch verschwand der Mann des Jahrhunderts unter der frommen Schar der nordischen Pilger, die sich täglich durch die altersgrauen Torbogen der Porta Flaminia drängten. Die beiden Augustiner waren, sobald sie die Porta del Popolo passiert hatten, sofort am Ziel. Zur linken Hand, an der Piazza del Popolo, war das Augustinerkloster, das die Aufgabe hatte, die wandernden Brüder zu beherbergen und in dem auch Staupitzens früherer Gesandter, Besler, abgestiegen war. Den Platz unterhalb der heutigen Pinciopromenade nahm damals die Vigne der Augustiner ein und stieg der deutsche Mönch hinauf unter die Pinien, die dem Berge den Namen gegeben, so hatte er alle Herrlichkeiten Roms zu seinen Füßen. Die alte Überlieferung, daß hier in Sta. Maria del Popolo Luther seine erste Messe nach der Ankunft in Rom gehalten habe, hat also die Wahrscheinlichkeit für sich. Ihr voran ging wohl die Generalbeichte, die abzulegen er gekommen war und die er abgelegt haben wird,

ehe die Rundfahrten durch die Stadt ihn zerstreuten. Ob der römische Priester ihn besser getröstet hat als sein Beichtiger Staupitz? Ob er sich dem Ohre Gottes hier näher fühlte? Ob er bei der Absolution ein stärkeres Gefühl der Befreiung empfand? Nie hat er sich darüber ausgesprochen.

Nach Erledigung dieses Gelübdes wird er den Rundgang durch die sieben Pfarrkirchen angetreten haben.

Wir besitzen noch das Reisebuch, das auch Luther benutzte, das auf Grund des mittelalterlichen Wegweisers „mirabilia Romae“ die Merkwürdigkeiten, Kirchen und Reliquien der heiligen Stadt beschreibt, zu Nutzen der deutschen Pilger, die in Massen jährlich Rom überschwemmten. Ein Blockdruck dieses Pilgerbuchs ist auf der Gothaschen Bibliothek*) zu finden, gedruckt schon unter Nikolaus V., 1447 bis 1455, dessen Wappen, zwei gekreuzte Schlüssel, das erste Blatt schmückt. Zahlreiche Abdrücke durch Stephan Planck von Passau (de Patavia) wiederholen im wesentlichen nur die Angaben dieses alten Reisebuchs, das nach den Parallelen in den Tischreden auch Luthers römischer Führer gewesen ist.**) Aus diesem Berater erfuhr der deutsche Mönch zunächst, daß das Kloster, in dem er wohnte, ein Bild unserer lieben Frau besitze, das S. Lukas nach dem Leben gemalt hatte. Da, wo das Kloster stand, war vor alter Zeit ein großer Nußbaum gewesen, auf dem zahllose Teufel hausten, die den Vorüberkommenden schändliche Lästerreden zuriefen, ohne daß Reiter oder Wanderer wußten, wer sie höhne. Da wurde dem Papste Paschalis geoffenbart, er solle den Nußbaum abhauen und eine Kirche zu Ehren der heiligen Frau Maria allda bauen. Als nun der Papst mit großer Prozession zur Porta Flaminia zog und der Baum umgehauen war, kam der Sarg des bösen Nero zum Vorschein und nun war es klar, warum der Ort von den Dämonen so besucht gewesen war. Der Papst befahl deshalb, daß der Leib des Mörders von S. Peter und Paul auf der Piazza mit dem Holze desselben Nußbaumes verbrannt werde und baute auf der Stelle Sta. Maria del Popolo, so genannt, weil viel Volks der Verbrennung beigewohnt hatte. So entstand dabei auch ein Kloster, „da sind Augustiner und halten Observanz“. Vier Wochen waren Prior Johannes

*) Xylographa 1, Nr. 3.

**) Der Titel lautet: „Wye Rom gepauet ward“. Die Parallelen bei Luther in M. Luthers Romfahrt. S. XIII f.

und Bruder Martin Gäste dieses Konvents. Die Insassen gehörten, wie sie, der strengen Richtung an und der General Ägidius von Viterbo war Staupitzens Freund. Auch bei der päpstlichen Rota fand der Gesandte der Observanten freundliches Entgegenkommen und Luther rühmt den prompten Geschäftsgang. Haben schon die Urteile Luthers über Italien etwas Kindliches, so kommt in seinen Berichten über die Herrlichkeiten Roms hinter der schwarzen Kutte der einfache Bauernsohn zum Vorschein. Der Kunstsinn fehlte dem späteren Freunde von Lukas Kranach und Albrecht Dürer damals noch völlig. Vor ihm ausgebreitet liegt der leuchtende Blumenteppich der Renaissance, in neuer Pracht strahlen die Bilder Rafaels und die Bauten Michelangelos und Bramantes, zum Staunen der Zeitgenossen entsteigen die antiken Statuen ihren Gräbern, der deutsche Augustinermönch aber hat dafür kein Wort, keinen Blick, er kniet in dunklen Kapellen und rutscht auf den Knieen von Heiligtum zu Heiligtum. So oft man es ihm gestattet, hält er an den berühmtesten Altären Messen, ungefähr zehn, wie er sagt, er schlüpft durch alle „Schlüfte und Grüfte" und macht den üblichen Rundgang durch alle sieben Pfarrkirchen. Die älteste, zugleich die Kirche des Papstes, ist S. Giovanni in Laterano. Die Peterskirche spielt darum in Luthers Erinnerungen nur eine Nebenrolle, zumal dieselbe seit 1506 im Umbau begriffen war. Doch war der Bauplatz abgegrenzt und in der vorderen Basilika nahm der Gottesdienst wie sonst seinen Fortgang. Über achtunddreißig Stufen stieg man zur Vorhalle empor und wer die in Andacht hinaufging, gewann, nach Versicherung des Pilgerbuchs, mit jeder Stufe sieben Jahre Ablaß. Von den zahlreichen Altären, an denen man Seelen aus dem Fegfeuer losbeten kann, erwähnt Luther den der heiligen Veronika neben der Goldenen Pforte, von dem das Pilgerbuch erzählt, Kaiser Tiberius habe, als er vom Aussatze befallen wurde, sich an Jesus um Hilfe wenden wollen, als aber seine Boten nach dem heiligen Lande kamen, hatte Pilatus den Herrn eben kreuzigen lassen. Pilatus wurde deshalb gefangen gesetzt und die heilige Veronika, die auf ihrem Schleier einen Abdruck des Antlitzes Christi besaß, fuhr auf Bitten der Gesandten mit ihnen nach Rom und machte den Kaiser gesund. Auch Luther verehrte dieses Bild der heiligen Veronika, „das," wie er nachmals erzählt, „nur ein schwartz Bret ist, mit zweien seidenen Tüchern behangen, da man nur das eine wegnimmt und zeiget . . ist doch nur ein schwarz Täfelin, darauf nichts nicht stehet." In der Kapelle seines eigenen

Heiligen, des S. Martinus, an der er sicher nicht vorüberging, stand damals die bekannte Bronzestatue des h. Petrus, „der sitzt da und reckt da sine Fues zu küßen und wer denselben Fuß küßt, der hat all die Gnad, als hätte er dem Papst seinen Fuß geküßt". Denen aber, die etwa zuvor den Fuß abwischen wollen, denen sagt der Pilgerführer zur Warnung, wie vordem hier ein Kreuz zu küssen war, als aber eine Frau das Kreuz zuerst abwischte, weil vor ihr eine Bettlerin es geküßt hatte, wollte das Kreuz von einer solchen Hoffart überhaupt nicht geküßt sein und als die Frau mit ihren Lippen sich nahte, entwich das Kreuz bis hinauf in das Dach der Basilika. „Das Kreuz aber sicht man noch in der Hoche." Mit großem Unwillen spricht Luther später von einer seltsamen Reliquie, „die in S. Peters Kirche gewiesen wird, doch nicht als Heiligtum, sondern zum Wunder". An dem Altar der beiden Apostel Simon Zelotes und Judas Lebbäus hing nämlich der Strick, „daran sich Judas Ischariot selb erhangen hat, der Christum unsern Herrn verkaufte umb dreißig Pfennige". Welscher Witz hatte auch Ischariot an den Apostelaltären in passender Weise vertreten. Verwandter Art war die Reliquie in der benachbarten Kapelle der h. Petronella, in welcher ein Stein zu sehen war, „darin hat geweint sanct Peter ein groß Rinnen, als wyt als zween Finger, da er Christum verläugnet hatte". Zum Abschied von S. Peter läßt sich der Pilger wohl auch heute die Sakristei mit ihren Schätzen erschließen. Die päpstlichen Gewänder wurden ihm gewiesen, nur die dreifache Krone fehlte, und der Mönch, der ihnen die Herrlichkeiten vorwies, brach über die Naivetät des deutschen Konfraters in ein Gelächter aus, als Luther eine einfache bischöfliche Inful für die Papstkrone hielt. Die, sagte er, sei so kostbar, „daß ganz Deutschland sammt allen seinen Fürsten sie nicht bezahlen könnten". Luther hat das nicht vergessen und erklärt in der Schrift an den christlichen Adel: „Es wäre dem Papste genug eine einfache Bischofskrone. Mit Kunst und Heiligkeit sollte er größer sein vor andern und die Krone der Hoffart dem Widerchrist überlassen." Die Hauptsache freilich, die Leiber der Apostel, die in der Papstgruft ruhen sollten, blieb S. Peter ihm schuldig. Das Pilgerbuch versichert, die heiligen Reliquien seien zwischen der Peterskirche und Paulskirche so geteilt worden, daß jede einen Teil beider Leiber erhielt, aber niemand wies sie vor. Nur in Stein gehauen waren in der östlichen Vorhalle die beiden Häupter zu sehen, und Luther zitiert das lateinische Epigramm, das „zu des Papsts Ruhm und Triumph" dort zu lesen war. Die wirk-

lichen Häupter dagegen zeigte man in der Laterankirche und zu S. Paolo fuori. Die Scholastik rechtfertigte das mehrfache Vorkommen derselben Reliquie mit der wunderbaren multiplicatio rei sacrae. Vor den Augen namhafter Zeugen teilte sich ein Dorn der Dornenkrone Christi, so daß beide Teile gleich echt waren, wie zwei Flammen desselben Lichts; das Pilgerbuch erklärt die Sache rationeller. Wenn nur eine Partikel der Reliquie echt sei, so sei diese selbst echt, so wie man an hundert Orten sagen könne, das ist Rom, obwohl man jedesmal andere Häuser oder auch nur eine einzige Turmspitze sehe. Dem sächsischen Mönche freilich wollte das nicht ganz einleuchten. „Man weiß," sagt er enttäuscht, „zu Rom selbst nicht, wo S. Peter und Pauls Körper begraben liegen und weiset an ihrem Tage falsche Körper." „Doch stellen sie," heißt es in einer Predigt Luthers, „zwei Häupter auf an S. Petri und Pauli Tag, geben für und lassen den gemeinen Mann glauben, es seien der Apostel natürliche Häupter, da läuft der andächtige Pöbel zu mit Hans von Jenä. Aber Papst, Kardinal und ihr Gesindlein wissen sehr wohl, daß es zwei hülzen, geschnitzte und gemalde Häupter sind." So haben die Heiligtümer der Peterskirche, deren kostspieliger Umbau für sein eigenes Leben so wichtig werden sollte, ihm nur einen zweifelhaften Eindruck hinterlassen, obwohl er später versichert, er habe damals alles geglaubt, was daselbst erstunken und erlogen sei.

Kehrte Luther vom S. Peter im Trastevere nach seinem Kloster an der Piazza del Popolo zurück, so kam er in einer Straße, die die päpstlichen Prozessionen vermieden, an einer Bildertafel vorüber, auf die das Pilgerbuch den Fremden ausdrücklich aufmerksam macht. Auch Luther erzählt von ihr: „Zu Rom hab ich gesehen in einer großen Gassen, so stracks nach S. Peters Münster geht, öffentlich in einen Stein gehauen einen Papst, wie ein Weib, mit einem Zepter, päpstlichem Mantel, trägt ein Kind am Arme; durch dieselbe Gasse zeucht kein Papst, daß er solch Bilde nicht sehen darf." Luther meint damit das berühmte, vom Volke auf die Päpstin Johanna gedeutete Relief, in dem die gelehrte Forschung einen alten Mithrasstein erkannt hat. Der oberste Mithraspriester mit der Mitra und dem dienenden Knaben, der zwischen seinen faltigen Gewändern zum Vorschein kam, wird in der Inschrift, die am Kolosseum eingemauert war, aber zu dem Bilde ursprünglich gehörte, mit dem üblichen Titel als „Vater der Väter" bezeichnet. Die Inschrift wird in verschiedenen Lesungen berichtet, doch sind allen Lesungen die Buchstaben PA.

PATER PATRUM. P. P. P. gemein. Diese Worte besagen: Papirius, Vater der Väter, das heißt oberster Mithraspriester, hat diesen Stein für sein eigenes Geld gesetzt, propria pecunia posuit. Die Lateinschüler aber deuteten sich die Gestalt in den weibischen Gewändern als Päpstin Johanna und den dienenden Knaben als ihr eben geborenes Kind und so lasen sie:

Papa Pater Patrum peperit papissa papellum,

oder auch

Parce Pater Patrum papissae prodere partum.

Die Deutung beweist, daß die Fabel von einem Weibe, das Papst geworden und ein Kind geboren habe, schon zuvor verbreitet war, sonst wäre niemand auf diese Lesung gekommen, wie denn die Erzählung auf alte byzantinische Volksschwänke zurückgeht. Luther aber sagt: „Es nimmt mich wunder, daß die Päpste solch Bild können leiden." Der strenge Sixtus V. ließ den Stein auch wirklich zerschlagen, womit er freilich die Widerlegung der Sage nur erschwert hat. An dem gleichen Wege, nur wenig abseits, liegt die Kirche, die als Bauwerk Luthern den stärksten Eindruck hinterlassen hat. Sta. Maria della Rotonda ist das alte Pantheon, die idealste Verklärung irdischer Massen, die zugleich beweist, wie unabhängig das Erhabene von dem Umfang des Baues sein kann. Nach aller Urteil ist diese Kuppelkirche das schönste Tempelinnere der Welt und Luther erkennt wohl, daß der Grund dieser überirdischen Wirkung der herrlichen Kuppel in dem magischen Oberlichte liegt. „Da ich," sagt er, „zu Rom war, hab ich diese Kirche gesehen, die hatte kein Fenster, sondern von oben hatte sie ein rundes Loch, davon sie Licht hatte, eingewelbt, ist hoch; sie hatte so dicke marmelsteinerne Säulen oder Pfeiler, die unserer Zween schwerlich umgreifen könnten. Oben am Gewölbe waren alle Götter der Heiden gemalt, Jupiter, Neptunus, Mars, Venus und wie sie mehr geheißen haben." Heimweh nach dieser schönen Götterwelt kennt der Mönch nicht, vielmehr empfindet er eine gewisse Schadenfreude, daß die Heiden durch ein solches Pantheon alle ihre Dämonen in einen Tempel lockten, so daß Christus alle mit einer Klappe treffen konnte. „Denn der ist der rechte Mann und hat sie auch alle über einen Haufen gestoßen." Wiederum etwas weiter auf seinem Wege, seinem Konvente ganz nah, lag S. Silvestro in capite, so genannt von dem Haupte Johannes des Täufers, das hier gezeigt wurde. Später entrüstet sich Luther über den Betrug, weil er in der Chronik des Theodoret liest, daß die

Heiden die Leiche des Täufers verbrannt hätten; er hat also dem Schädel Gott weiß welches Verbrechers seine Reverenz erzeigt. So viel erfahren wir von den frommen Gängen Luthers in dem Bezirke, der seinem Konvente zunächst lag. Das Hauptinteresse jedes Rompilgers konzentrierte sich aber um den Lateran, der am entgegengesetzten Ende der Stadt lag und ganz andere mittelalterliche Erinnerungen umschloß als die neuen vatikanischen Paläste. Die Kirche des Papstes, der ihren Kardinalstitel führt, S. Giovanni, war das älteste und größte Heiligtum der Christenheit. In ihr lag die goldene Pforte, die nur in den Gnadenjahren aufgetan wird und die man auch Luther gezeigt hat. Papst Bonifacius sagte von der Kirche des h. Johannes: „Selig ist die Mutter, die das Kind gebar, das gen Rom kommt zu der Kirchen und besunder am samstag; durch das ganz Jar so ist Statio zu sanct Johann lateran." Diese Worte, die er in seinem Pilgerbuche las, hatte Luther im Sinn, wenn er sagt: „Es ist zu Rom ein Spruch: ‚Selig ist die Mutter, deren Sohn am Sonnabend zu St. Johann eine Messe hält.' Wie gern hätte ich da meine Mutter selig gemacht. Aber es war zu Drange und konnte nicht zu kommen, und aß einen rustigen (gerüsteten) Hering dafür". Da der Samstag durch das Pilgerbuch als der wirksame Tag der Verheißung bezeichnet wird, mochte es einem einfachen Mönche schwer fallen, gerade an diesem Tage eine Messe für sich zu erringen. Mit dem Spott, wie praktisch er sich getröstet habe, stimmt es freilich nur halb, wenn er einen Freund versichert, es sei ihm dazumal schier leid gewesen, daß sein Vater und Mutter noch lebten; denn er hätte sie gern aus dem Fegfeuer erlöset mit seiner Messe und ander mehr trefflichen Werken und Gebeten. Die wichtigste Andachtserweisung der Pilger in diesem Bezirk war das Hinauf- und wieder Hinabknien der Stufen der scala santa in der Kapelle Sancta sanctorum. Ein frommer Römer sah einst im Gesichte, wie in diesem Kirchlein die Engel Gabriel und Michael selbst den Altar für die Messe herrichteten. Dann kam Petrus im päpstlichen Ornate und las Messe, während der Diakon Laurentius und der heilige Vinzentius ihm ministrierten. Jesus aber und Maria, samt allen Märtyrern und Aposteln, bildeten die fromme Gemeinde und hielten aus bis zu Ende. Zuletzt blieb Johannes, der Patron der Kirche, allein zurück, weckte den Römer und sagte ihm, zum Wahrzeichen, daß das Ganze nicht bloß ein Traum gewesen sei, lasse er ihm die Gefäße und den Ornat, in dem Petrus Messe gelesen habe. Als nun über den Besitz dieser Gefäße

Streit ausbrach, ließ der Papst die Kapelle mit einem starken Gitter versehen und warf den Schlüssel dazu in den Tiber. Durch das Gitter mochte man hineinsehen, aber Messe sollte in der Kapelle sancta sanctorum, nachdem die Heiligen dort Gottesdienst gehalten, von Menschen nicht mehr gelesen werden. Hinauf aber zu diesem Heiligtum gelangte man auf der scala santa, bestehend aus den 28 Stufen, die einst zum Prätorium des Pilatus führten und die der Heiland bei seinem letzten Gange hinauf und hinab gegangen war. „Wer die Stege in Andacht uff odder abbe geet, der hat als offt er das tut, vor jeder Staffel neun Jahr ablas." Auf der Staffel aber, auf der Christus zusammenbrach und die mit einem Kreuze bezeichnet ist, ist der Ablaß „zwiefeltig." Ein Bibeleintrag von der Hand von Luthers Sohn Paul*) erzählt bekanntlich, daß Luther zwar wie alle andern Rompilger die preces graduales in scala Lateranensi habe verrichten wollen, aber dabei sei ihm der Spruch des Habakuk eingefallen: „Der Gerechte wird seines Glaubens leben", und „habe darauf sein Gebet bleiben lassen". Aber diese preces graduales gehörten zu den höchsten Gnadenmitteln der ganzen Wallfahrt und die Erzählung setzt einen Standpunkt voraus, der Luthern doch erst aufging, nachdem er seinen Studenten den Römerbrief ausgelegt hatte, sonst wäre sein ganzes Verhalten in Rom unbegreiflich. Eine Art Unterströmung mag wohl bei dem einen oder andern Werkdienst vorhanden gewesen sein, aber im allgemeinen faßt er selbst seinen damaligen Standpunkt in die Worte: „Ich glaubte alles." Ermüdet von der Wanderung im Lateran, nach der Luther sich mit einem zubereiteten Hering stärkte, ruht der Romfahrer wohl auch heute aus in der gegenüberliegenden Kirche S. croce in Gerusalemme, auch schlechtweg Gerusalemme genannt, von deren Portal man einen wunderbaren Blick auf die blauen Albanerberge genoß. Genau mit den Worten seines Pilgerbuchs erzählt uns Luther von ihr die wunderbare Begebenheit, wie Sylvester II., der Faust der Italiener, als armer Knabe seine Seele dem Bösen verschrieb, falls er ihn zum Papste machen wolle. Abholen dürfe er seine Seele aber erst, wenn er als Papst eine Messe zu Jerusalem lese, das Sylvester mit Ottos III. Hilfe erobern wollte. Leider vergißt der Papst, daß die Kirche S. Croce auch Gerusalemme genannt wird und geht so dem Bösen ins Garn. „Da kamen die Teufel geflogen," sagt Luther, und wie dem Pilgerbuche ist es auch ihm tröstlich,

*) Bibliothek zu Rudolstadt.

daß die Dämonen in Gestalt von Vögeln zwar alle Gliedmaßen des Papstes wegtrugen, aber das Herz ließen sie liegen. „Ein gut Zeichen der Gnaden," sagt Luther, „er hatte mit solchem Tode gebüßt und genug getan." Wanderte Luther von hier weiter zur porta Appia, so kam er auf der appischen Straße zu dem Kirchhof des Calixt bei S. Sebastian und Stephanus, „das ist ein Grufft unter dem Ertrich und geht wyt und fer unter der Erten". In ihrem weiteren Umfang sind diese Katakomben erst seit 1578 aufgedeckt, doch die Szenerie selbst war damals keine andere und machte auf den jungen deutschen Mönch den größten Eindruck. Durch einen schmalen, in den Tuffstein gehauenen Gang steigt der Pilger auf steinerner Treppe hinab in die Unterwelt. „Da ist Vergebung aller Sunde, wer in Andacht dar dorchgeht", sagt das Pilgerbuch. In die gelbe Töpfererde zur Rechten und Linken sind längliche Nischen ausgehöhlt, eben groß genug, um, wie Luther sich ausdrückt, einen Leib „einzuschränken". Einzelne Gerippe, Öllampen, Fläschchen, angeblich mit Märtyrerblut, liegen noch, gegen Raub fest angekittet, in den Nischen, und in künstlich hergestellter Unordnung sehen wir zerbrochene Grabdeckel, Inschriftsteine und menschliche Gebeine in den Ecken. Das rote Licht der Fackel gleitet hier über eine Grabschrift: in pace, dort über einen Steinsarg, oder es kommen schwache Reste von Bildern an der Decke zum Vorschein. Der Hauptraum, die unterirdische Kapelle der Lucina, mit dem in Tuffstein gearbeiteten Bischofssitze wird vorgewiesen, und in dem flackernden gelben Lichte der brennenden Späne sieht man das Bild des Heilands, der mit großen, starren Augen und aufgehobenen Händen gespenstisch und überirdisch auf uns herabblickt. Nicht anders als auf die Tausende, die seit den Tagen des Hieronymus hier hindurchgegangen, hat der Ort der religiösen Schrecken auf Luthers empfängliche Seele gewirkt. Mit Andacht folgte er der flackernden Kienfackel durch die engen Gänge im Tuffgesteine und schaute rechts und links in die loculi mit menschlichen Gebeinen. „Sie liegen unter der Erde schrenkicht", berichtet er. Daß alle, die hier liegen, Märtyrer seien, ist ihm auch dann noch gewiß, als er die meisten Erzählungen des Pilgerbuchs als „ungeschwungen Lügen" verspottet. In seinem „Unterricht auf etliche Artikel" von 1519 zählt er genau wie das Pilgerbuch 46 Märtyrerpäpste und die Zahl der andern Märtyrer schätzt er auf 176000, später auf 70—80000, aber der Gedanke, es überhaupt mit profanen Gräbern zu tun zu haben, ist ihm nie gekommen. Je größer der Zudrang der Wallfahrer zu dieser

Totenstadt war, um so sicherer war sie eingegliedert in das System der römischen Geldmacherei. So fand Luther die Art der Verwaltung des berühmtesten und ältesten Kirchhofs der Christenheit höchst unwürdig. Den ganzen Dienst versahen zwei Minoriten, die die reichen Einnahmen an den Papst abliefern mußten und mit sechs Dukaten im Jahr abgefunden wurden. Die reichen Pfründen der Pfarrkirche aber waren in commendam vergabt. Da Luther selbst an Ort und Stelle war, hat er diese Notizen wohl nicht von dritten erhalten, sondern es ist bei dem Eingang an der via Appia zu einem Austausch zwischen den braunen und schwarzen Kapuzen gekommen und die Welschen klagten dem deutschen Konfrater ihr Leid und ihre bedrängte Lage. So kommt Luther 1520 in der Schrift an den christlichen Adel zu dem Vorwurf, auch in Rom ziehe der Papst die berühmtesten Kirchen an sich und verleihe sie in commendam. Der Pfründnießer aber setze „irgendeinen verlaufenen Mönch hinein, der fünf oder sechs Gulden des Jahres nimmt und sitzt des Tags in den Kirchen, verkauft den Pilgern Zeichen und Bildlin, daß weder Singen noch Lesen mehr da geschehen . . . also mehren sie zu Rom Gottesdienst und verhalten die Kloster". Auch in der Schrift: „Vom Papsttum zu Rom vom Teufel gestift", hat er S. Sebastian nicht vergessen unter den Pfründen, die der Papst also geplündert hat. Dem Hausprälaten des Papstes aber, Silvester Prierias, macht er zum Vorwurf, daß man in den Krypten von S. Sebastian, S. Laurentius und der heiligen Pudentiana zwar Ablaß erhalte, „ihr möget aber sehen, was ihr Römer selbst von solchen Orten haltet". Ähnliche Katakomben besaß auch das Kloster S. Agnese an der Via Nomentana, das Luther in mehrfacher Beziehung merkwürdig war. Der jugendlichen Märtyrerin, der Schutzpatronin der Unschuld, gedenkt er öfter. Jährlich nahm dort der Papst das volkstümliche Fest der Weihe der Lämmer vor, von deren Wolle dann die Nonnen seine weißen Gewänder spinnen. Namentlich konnte Luther sich hier überzeugen, wie Rom auf Rom gebaut ist, denn der Schutt hat sich so gehäuft, daß, wer zu ebener Erde in die Kirche eintritt, sich auf der Empore befindet und in das Schiff der Kirche hinabsteigen muß. Auch anderer Orte macht Luther diese Wahrnehmung. „Da itzt Häuser stehn, sind zuvor Dächer gewest, so tief liegt der Schutt, wie man bei der Tiber wohl siehet, da sie zween Landsknechtsspieß hoch Schut hat." Auch unter den Stiften, die der Papst ausgeplündert hat, nennt Luther S. Agnese in erster Reihe. „Siehe die Kirchen an St. Agnetis, da zuvor 150 Nonnen inne gewest, St. Pan-

cratii, St. Sebastiani, St. Pauli und alle reichen Kirchen und Klöster, wie sie stehn inwendig und auswendig von Rom, das haben alles der Papst und Kardinäle verschlungen." Mit „St. Paul auswendig Rom" ist natürlich S. Paolo fuori le mura gemeint, die prachtvolle Basilika an der Via Ostiensis. Die Wanderung dorthin, an der Pyramide des Cestius vorbei, außerhalb der Mauer, galt zuzeiten für gefährlich, da man Gelegenheit hatte, von den Piraten auf ihre nahen Tiberkähne geschleppt zu werden. Eine kurze Strecke weiter zweigt sich dann von der Via Ostiensis die Via Ardeatina ab, an der in der Sumpfluft der Tiberniederung die Abtei delle tre fontane liegt, deren Legende Luther wieder in genauem Anschluß an das Pilgerbuch erzählt. Hier nämlich wurde Paulus enthauptet und sein fallendes Haupt berührte in drei Sprüngen die Erde, wobei es jedesmal: „Jesus" rief. Wo es aber die Erde berührte, entsprang ein Quell, daher die tre fontane. Später, als in Sachsen der Brunnen des heiligen Benno zu einem Heiligtum für das Herzogtum geweiht wurde, schrieb Luther wohl in Erinnerung an die Stunde, da er gläubig an den tre fontane stand: „Wer will bewähren, daß Benno den heiligen Brunnen gemacht hat? Zu Rom ist solches Dings viel".

Dem Meere so nah, wird der thüringische Bauernsohn, der das Meer nie gesehen hatte, nicht versäumt haben, die Via Ostiensis bis zur Küste zu verfolgen. Schon von der Höhe der Düne wird die See sichtbar. Ostia, Fiumicino, Isola Sacra und das Ufer von Laurentum liegen vor dem Pilger, ringsum aber ist unangebaute Wüste. Auch dem Augustiner mußte das Landschaftsbild heilig sein, angesichts dessen Monika, die von ihm hochverehrte Mutter seines Ordensheiligen, in den Armen ihres Sohnes ihre schöne Seele aushauchte. Seit Julius' II. großen Bauten war Ostia wieder ein beliebtes Seebad der Kardinäle und Luther wünscht in der Schrift „wider das Papsttum" 1545 den hohen Herrn, sie möchten dieses Wegs nach dem „Heilbad zu Ostia" geführt werden, aber den Felsen Petri am Halse samt den „Dreckten und Dreckstalen", wie er die Dekrete und Dekretalbriefe nennt. „Nicht weiter denn drei Meilen von Rom" (5 Miglien) möchte er sie geleiten, „denn ungegürtet und ungeführt würden sie nicht gehen, dahin sie nicht wollten. Daselbs ist ein Wässerlin, das heißt latinisch Mare Tyrrhenum, ein köstlich Heilbad wider alle Seuchen, Schaden, Gebrechen päpstlicher Heiligkeit, aller Kardinäl und seines ganzen Stuels". Und der alte Reformator freut sich, wie sie da „platschen und das Wasser ins Angesicht schlagen würden, daß ihnen Maul

und Nasen bluten". Da er im Winter in Rom war, hat er dieses Schauspiel selbst nicht genossen, aber Weg und Steg sind ihm offenbar bekannt. Wie an den Stätten, wo Paulus enthauptet wurde, hat Luther natürlich auch da gebetet, wo Petrus gekreuzigt ward, zu S. Pietro in montorio. Das darüber gelegene S. Pankrazio erwähnt er ausdrücklich. Diese ehrwürdige Abtei war damals von Hieronymiten bewohnt und ist noch heute berühmt wegen des großartigen Rundblicks über Rom, den man hier von der Höhe des Janiculus genießt.

Schon die treue Erinnerung an alle diese Heiligtümer, neben denen für ihn die neue Herrlichkeit der Renaissance kaum zur Geltung kommt, beweist die Andacht, mit der Luther ganz in seinen kirchlichen Zwecken aufging. Mit gutmütigem Spotte schaut der alte Reformator nachmals auf den tollen Heiligen zurück, der damals durch alle Kirchen und alle „Kluften" lief und glaubte, was die Römer ihm vorlogen. Dabei sah er so viel Messe halten, daß ihm später graute und er bekennt, selbst gegen zehn Messen gelesen zu haben. Damals war ihm das Bedürfnis und er hatte es als Entbehrung empfunden, in der mailändischen Kirchenprovinz daran gehindert zu werden. An der geringen Andacht freilich, mit der die römischen Konfratres dieser heiligen Handlung walteten, nahm er großen Anstoß. „Sie nahmen Geld darum, ich aber keines." Sobald, erzählt er, einer am Altar sich aufstellt, „laufen die Leute zu mit großen Haufen, die Präsenz begehren, und wenn einer eine halbe Stunde verzeucht, so bekömpt er eine ganze Handvoll Groschen." Da die vielen fremden Priester alle in Rom eine Messe gelesen haben wollen, so reichen in den berühmteren Kirchen oft die Altäre nicht hin, um allen Bestellungen zu genügen, „so daß zween Pfaffen zugleich über einen Altar gegenüberstehn und halten Messe; sind mächtig fertig mit ihrem Handwerk, haben eine Messe in einem Hui geschmiedet. Wenn dieselben abgehn, so treten andere zween über und halten Meß; es muß aber jeder sein eigen Meßgewand mitbringen." Luther war schon in Erfurt mit seiner ängstlichen Pünktlichkeit den andern, die nach dem Frühmahl begehrten, oft lästig gewesen. „Schick unsrer Frauen ihren Sohn bald wieder heim", baten die Brüder ihn zuweilen. So riefen auch die welschen Konfratres: „passa, passa, immer weg, komm davon." Er aber entrüstete sich, wie sie „so sicher fein rips raps konnten die Messe halten als trieben sie ein Gaukelspiel". „Denn ehe ich zum Evangelium kam, hatte mein Nebenpfaff die Messe schon ausgerichtet." Eine geringere Rolle als die Messe spielte

die Predigt. Es gibt nicht viele Kanzelredner in Rom, versichert Luther. Was ihm an diesen auffiel, war die große Lebendigkeit der italienischen Volksprediger. Diese Welschen, meint Luther, liefen auf der Kanzel hin und her, beugten sich herab, schrien und wechselten Stimme und Gebärden als wären sie närrisch. Ganz im Stil der Franziskanerpredigt ist auch der Scherz, den er erzählt, es habe ein Mönch in Rom gepredigt, zur Zeit der Märtyrer habe man in Rom conscientiam gehabt, dann kam die Periode der Scholastiker, da hatte man scientiam und heuer habe man nur noch entiam übrig. Da Luther über die Feste des scheidenden und beginnenden Jahres in Rom war, wird er auch den Papst in kirchlicher Funktion gesehen haben, denn wir wissen, daß Julius II. den Winter 1511 auf 1512 in Rom verlebte. Am 5. Oktober hatte er in der Kirche Maria del popolo, wo bald darauf Luther seine erste Messe las, umgeben von den ihm treugebliebenen Kardinälen die Gründung seiner neuen heiligen Liga verkündet. Auch erzählt Mathesius ausdrücklich, Luther habe „den heiligsten Vatter Bapst und sein gülden Religion und ruchlose Courtisanen und Hofgesinde“ gesehen. Gesehen natürlich, wie in den überfüllten Kirchen sich sehen läßt, das Kerzengefunkel, die schimmernden Mitren und Gewänder und das Vorbeitragen des ehrwürdigen Greises in der sella gestatoria, überwallt von Pfauenfedern und inmitten der Prozession. Im Chor thronend empfängt der Papst dann den Fußkuß und sitzend nimmt er die Kommunion, indem er den Kelch, den ihm ein Kardinalpriester knieend darreicht, mit einem goldenen Röhrchen aussaugt. Auf Luther hat das alles einen schlechten Eindruck gemacht. Er nennt es in der Schrift an den christlichen Adel ein häßlich Stück der römischen Hoffart, daß der Papst, „obwohl er stark und gesund ist, sich von Menschen läßt als ein Abgott mit unerhörter Pracht tragen“. Daß man ihm die Füße küsse, hält der Papst für eine Gnadenerweisung, die er den Leuten gewährt, und vor allem ist die Art seiner Kommunion Luthern ein Ärgernis. „Welch Christenherz mag oder soll das mit Lust sehen, daß der Papst, wenn er sich will lassen kommunizieren, stille sitzt als ein Gnadenjungherr und lässet ihm das Sakrament von einem knieenden Kardinal mit einem gülden Rohr reichen; gerade als wäre das heilig Sakrament nicht würdig, daß ein Papst, ein armer stinkender Sünder, aufstünd, seinem Gott ein Ehr tät; so doch alle andern Christen, die viel heiliger sein denn der allerheiligste Vater mit aller Ehrerbietung dasselbe empfangen.“ Auch auf der Straße hat Luther, nach Äußerungen in den

Tischreden zu schließen, Julius II. begegnet, nämlich in der Prozession, bei der er die Monstranz auf weißem Hengst durch die Straßen führte, und auf Spazierfahrten, begleitet von einer Schar von Maulreitern. Zu einem persönlichen Eindruck von der Art des stolzen Rovere reichten diese Beobachtungen aus der Ferne freilich nicht hin und darum spricht Luther von Julius II. nicht anders als von jedem andern Papste. Er war auch nicht um seinetwillen gekommen.

Neben den zahlreichen Erinnerungen an die Kirchen und Reliquien spielen die an die ewige Stadt bei ihm nur eine nebensächliche Rolle. Mit den Augen der Humanisten hat er die ehrwürdigen Reste nicht betrachtet. „Rom, wie ich's gesehen," erzählt er, „ist groß, in das Gevierte umbfangen eine gute Meile Wegs, so weit als von Wittenberg auf den Poltersberg. Daraus ein jeglicher abnehmen mag, was es für ein großer Platz in die Runde muß gewest sein." Vier Wochen, sagt er, habe er das alte Rom durchstreift, mit der höchsten Gefahr, denn das Amphitheater und die Campagna waren wegen ihrer Unsicherheit berüchtigt. Auf dem Capitolinus findet er nur ein Minoritenkloster, Ara Celi. Der tarpejische Fels erscheint ihm höher als Aventinus, Capitolinus und Quirinalis. Die schönen Treppen und das Arrangement des Platzes durch Michel Angelo bestanden damals noch nicht. Auch das Forum war noch eine malerische Weide, auf der die silbergrauen Stiere der Campagna zwischen antiken Marmorsäulen und Tempelgiebeln grasten. Über diesen campo vaccino gelangte man zu dem Bauwerke, das auch Luther gewaltig imponierte, zu dem damals noch wohl erhaltenen Kolosseum. Mauern und Fundamente ständen noch, erzählt er, eine gewaltige Rotunde, fünfzehn Reihen staffelweise übereinander, in denen einst das römische Volk dem römischen Volke gegenübersaß. Auch der Thermen des Diokletian gedenkt er und bringt mit ihnen den großen Aquädukt in Verbindung, dessen Bogenreihe das Auge weithin in die Campagna verfolgt. In diesen drei Bildern, die für die römische Landschaft so charakteristisch sind, Kolosseum, Thermen und aqua Claudia, faßt er seine Erinnerung an Rom zusammen. „Des alten Rom Fußtapfen kann man kaum noch erkennen, wo es gestanden hat. Das Theatrum siehet man noch und die Thermas Diokletianas, das warme Bad des Diokletian, welches geleitet ist in fünfundzwanzig deutsche Meilen von Neapolis in ein schön und herrlich gebauet Haus. Ach, da sind der Welt Schätze und Reichtum gewest, darum nahmen sie auch für und taten, was sie gelüstet". Die mönchische Reflexion fehlt also auch hier nicht.

„Ich hab mich oft verwundert, wie das römische Reich so hoch hat können steigen und zunehmen ohne Erkenntnis Gottes.“ Doch beruhigen ihn über diese paradoxe Tatsache des Gedeihens ohne Gott die punischen Kriege. „Da standen die Ochsen am Berge.“ Und noch tröstlicher sind ihm diese Trümmer der großen Babel; sie zeigen, daß es keine Lüge war, was man ihn lehrte, daß kein Reich auf die Dauer bestehen könne ohne Erkenntnis Gottes. Aber auch das germanische Blut in seinen Adern regte sich bei dem Anblick des Gottesgerichts, das die wackern Vorfahren hier geübt haben, die Goten, Longobarden und Wenden, wie er die Vandalen nennt. Die Stadt, meint er, die einst auf sieben Hügeln lag, wurde von den Goten so verwüstet, daß kein Kaiser noch Papst sie wiederherstellen konnte, sie liege nicht einmal auf derselben Stelle. „Das liegt eine halbe Meile jetzt von Rom, das vorhin mitten inne gelegen ist.“ Das Kapitol selbst ist so geschleift, daß nur noch ein Gebäude übrigblieb, „das so mit großen Wacken und Steinen ist zusammengegossen, daß man's nicht konnte umbreißen“. Im Mittelalter wurden die Klammern, die die großen Quadern verankerten, bei dem Mangel an Eisen herausgehauen, wie das an der porta nigra in Trier und an andern römischen Denkmalen ähnlich zu beobachten ist. Die Löcher, die so in den Quadern zurückblieben, deutet sich Luther aber als Denkzeichen, die die Barbaren zum Andenken hinterließen. „Noch sollen die Goti in einen jeglichen Stein ein Loch gehauen haben ad significandam aeternam vastationem.“ So hat man ihm die Löcher in den Quadern erklärt, und der deutsche Pilger hat auch diese Erklärung treuherzig hingenommen.

Wie ihm das landschaftliche und geschichtliche Rom zum Herzen sprach, so weit seine erbauliche Pilgerstimmung ihm dafür Zeit ließ, so ist er auch an der großen Kunstentwicklung der Zeit Julius' II. wenigstens nicht ganz achtlos vorübergegangen, wenn auch seine Äußerungen recht kindlich klingen. Er rühmt es, wie geschickt und sinnreich die Maler in Welschland wären, denn sie könnten „der Natur so meisterlich und eigentlich nachfolgen und nachahmen in Gemälden, daß sie nicht allein die rechte eigentliche Gestalt an allen Gliedern geben, sondern an den Gebärden als lebten und bewegten sie sich“. Luther ist es auch später gewesen, der trotz seiner Abneigung gegen die Welschen, seinem Gevatter Lukas Kranach riet, seinen ältesten Sohn zur weiteren Ausbildung nach Italien zu schicken. Aber von einem eigentlichen Kunstinteresse war doch nicht bei ihm die Rede. Die Decke der sixtinischen Kapelle war gegen Ende des Jahres

1511 fertig geworden. Ganz Rom strömte hin, um das Wunderwerk Michelangelos zu bestaunen. Luther nennt Buonarrotis Namen nie. In dem gleichen Jahre hatte Raphael die Ausmalung der Stanza della Segnatura in Angriff genommen. Das Bild der Disputa mit der Fülle ihrer Heiligen, Kirchenväter und Kirchenlehrer wäre für den Augustinermönch besonders interessant gewesen, aber es läßt sich nicht beweisen, daß er auch nur von der Existenz eines Raphael wußte. In der Zeit, in der Raphael seine Messe von Bolsena eben vollendet hatte, mochte die Geschichte des Priesters, der an die Wandlung nicht glaubte, bis das Bluten der Hostie ihn bekehrt, häufig in Rom zu hören sein und so berichtet Luther: „Ich bin zu Rom gewest (nicht lange), hab daselbst viel Messe gehalten und auch sehen viel Messe halten, daß mir grauet, wenn ich daran denke; da hört ich unter andern guten, groben Grumpen über Tische die Courtisanen lachen und rühmen, wie etliche Messe halten und über dem Brot und Wein sprechen sie die Wort: ‚Brot bist du, Brot bleibst du, Wein bist du, Wein bleibst du,‘ und also aufgehoben. Nu ich war ein junger und recht ernster, frommer Mönch, dem solche Worte wehe täten, was sollt ich doch denken? Was konnte mir anders einfallen denn solche Gedanken: Redet man hier zu Rom frei öffentlich über Tisch also? Wie, wenn sie allzumal, der Papst, Kardinal, samt den Courtisanen so Messe hielten?“ Sollte nicht der Priester, der die Hostie segnete: „Brot bist du, Brot bleibst du!“ am Ende der Pfaffe von Bolsena sein, der für seinen Unglauben durch das Bluten der Hostie bestraft ward? Den Anlaß wenigstens zu jenem ärgerlichen Tischgespräche im Refektorium wird man in Raphaels vielbesprochenem Bilde suchen dürfen. Ein anderes als dieses materielle Interesse nahm Luther an den Bildern nicht und an den antiken Statuen ist der strenge Mönch ohnehin mit geschlossenen Augen vorübergegangen. Des statuenberühmten Belvedere gedenkt er und des Campo di Fiore beim Ponte Sisto mit seinen schönen Brunnen, aber nur um zu erinnern, für welche Dinge die Gelder der Christenheit in Rom verschleudert würden. „Ich schweige auch noch zur Zeit, wo solch Ablaßgeld hingekommen ist, ein andermal will ich danach fragen: denn Campofiore und Belvedere und etliche mehr Orte wissen wohl etwas davon.“ Was waren ihm der Apollo von Belvedere und die Laokoongruppe! Mit dem Maßstab der großen Meister des Cinquecento gemessen war Martin Luther ein deutscher Bauer, der zu ihren Bestrebungen kein Verhältnis hatte, dafür aber alle Fabeln der Priester gläubig hinnahm.

Wohl zeigte die Lebendigkeit, mit der er die neuen Eindrücke ergriff, und die naive Unmittelbarkeit seiner Urteile, daß er nicht ein Mönch war wie andere, aber diese ganze Kultur der Renaissance war ihm doch eine fremde Welt. Seine Bedeutung bestand in einer Kraft des Gemüts, die sich hier nicht betätigen konnte, die aber die Welt von dem tiefer liegenden Punkte ergriff, von dem aus sie allein aus den Fugen zu rücken war, und darum verdanken wir diesem deutschen Bettelmönche unsere Befreiung und nicht den großen Künstlern Italiens.

Hatte die gewaltige Kunsttätigkeit Julius' II. nicht Luthers Beifall, so erkennt er es um so williger an, daß an Stelle des Lasterregiments Alexanders VI., unter dem die Pilger nicht sicher waren, in den Kirchen vor der Stadt ausgeplündert zu werden, durch den neuen Papst „ein trefflich hart Regiment" getreten war. Mit Befriedigung sieht er an den Häusern die Spuren, wie Julius II. sogar die steinernen Wappen der Borgia hatte herunterschlagen lassen, um auch die äußeren Erinnerungszeichen an den Pontifikat der Schande auszutilgen. „Der Bargell, der Hauptmann und Richter, reitet alle Nacht mit dreihundert Dienern in der Stadt umher, hält die Scharwache stark. Wen er auf der Gasse erwischt, der muß herhalten; hat er eine Wehr bei sich, so wird er entweder gehängt oder ertränkt und in die Tiber geworfen oder eine Strapechorde (strappata di corda, d. i. Wippen) gegeben." Die kirchliche Welt pries Julius II. als den größten Papst, der seit S. Peters Zeit auf dem Stuhle Petri gesessen; auch Luther meinte später: „Er war die letzte Flamm in der Lampen, wenn sie jetzt bald verlöschen und ausgehn will." Wenn er die kriegerische Tätigkeit des „Blutsäufers Julius" streng verurteilt, so hat man doch den Eindruck, daß er dem Völkerhirten, dem Michelangelo das Bild Mosis aufs Grab stellte, trotz alles Scheltens, einige persönliche Sympathie nicht versagen konnte. Ähnlich zwiespältig ist Luthers Urteil über die päpstliche Verwaltung. Die Promptheit des Geschäftsgangs erkennt er an. „Nichts ist da zu loben denn das Consistorium und Curia Rotä, da die Händel und Gerichtssachen fein regelmäßig gehört, erkannt, gerichtet und geörtert werden." In vier Wochen war die Angelegenheit seines Ordens entschieden, doch dauerte der Prozeß immerhin lang genug, um den Schaden Luthern zum Bewußtsein zu bringen, „daß zu Rom solche Sachen werden gehandelt, da große Kost aufgeht, dazu dieselben Richter nicht wissen die Sitten, Recht und Gewohnheit des Lands, so daß sie die Sachen zwingen und ziehen nach ihren Rechten und Opinionen, damit

den Parteien muß Unrecht geschehen." Auch das entgeht ihm nicht, daß die Römer nur nach dem Grundsatze handeln: „Man soll den deutschen Narren das Geld ablecken, wie man kann." Wenn er die langen Korridore der vatikanischen Kanzlei mit seinem Prior durchschritt, war Tür für Tür ein anderer Zahltisch. „Hier werden die Gelübd aufgehebet; hie wird den München Freiheit geben aus dem Orden zu gehn, hie ist feil der eheliche Stand der Geistlichen, hie mögen Bankerte ehrlich werden, hie muß sich der eheliche Stand leiden, der in verbotenem Grad oder sonst einen Mangel hat ... Was Himmel und Erde nit vermag, das vermag dies Haus." Wenn er aus dem berühmten Palast des Bramante heraustrat, hatte er das Gefühl als komme er „vom Jahrmarkt und Kaufhandel zu Venedig, Antorf oder Alkair". Welch glänzende Geschäfte aber geschickte Leute hier zu machen vermochten, das bewies ihm ein Courtisan, von dem man ihm sagte, er habe nicht weniger als 22 Pfarren, 7 Propsteien und 42 Pfründen für Geld und gute Worte an sich gebracht. Dazu welch ein Apparat von Beamten und Schreibern! „Wer mag des Papstes und der Kardinäl Gesinde zählen!" „Es ist ein solch Gewürm und Geschwürm in dem Rom, und alles sich päpstlich rühmet, daß zu Babylonien nit ein solches Wesen gewesen ist. Es sein mehr denn dreitausend Papstsschreiber allein; wer will die andern Amptleut zählen, so der Ampt so viel sein, daß man sie kaum zählen kann." Seiner besonderen Ungnade erfreuen sich dabei die „Maulreiter", denn welcher italienische Prälat bestiege nicht sein Maultier, statt wie die deutschen Priester zu Fuß zu gehn? Luther redete von viertausend Maultieren allein des Papstes und wie ihm Eck das als Übertreibung vorrückt, meint er sogar, „es sein ums Papsts willen zu Rom täglich mehr denn zwanzig tausend Maulpferd".

Über die politische Lage scheint der deutsche Mönch nicht viel mehr gewußt zu haben als über die neuere italienische Kunstentwicklung. Die große politische Krisis des Jahres 1511 berührt er nirgends. Die Gegnerschaft des Papstes zu Pisa, unter Frankreichs Fittichen, die Kriegsrüstungen des heiligen Vaters wegen ein paar verlorener Städte, das ganze rasende Parteitreiben der Klerisei rauschte unbeachtet an ihm vorbei. Es war ein Schattenspiel, dem jungen Mönche unverständlich. Den Geschäften der deutschen Augustiner-Eremiten von der Observanz aber mochte die Notlage Julius' II. zugut kommen. Die Verfügung, deren Rücknahme sie verlangten, war durch den Kardinal von S. Croce erlassen worden und dieser war inzwischen von Julius II. abgefallen und stand

an der Spitze der französischen Partei, die zur Zeit zu Pisa ein schismatisches Konzil versammelt hatte. Um so leichter konnte sich das römische Konsistorium von seiner Entscheidung lossagen und da Staupitz, der die Vereinigung von Observanten und Konventualen ursprünglich betrieben hatte, dieselbe nunmehr selbst preisgab, wurde der frühere Stand wieder hergestellt. Schon nach vierwöchentlichem Aufenthalte konnten Johann von Mecheln und sein socius itinerarius die heilige Stadt wieder verlassen, und zwar war dieses Mal Salzburg ihr Reiseziel, wo der Prior an den Generalvikar seinen Bericht erstatten sollte. Vermutlich schlugen sie deshalb einen östlicher gelegenen Apenninenpaß ein. Vielleicht daß sie jetzt in der reichen Benediktinerabtei von Pomposia „ehrlich traktiert und gehalten wurden“. Auch von Padua redet Luther ausführlicher. Es ist ihm nicht unbekannt, daß hier das Gebiet der Republik Venedig beginnt. Paduas Tribut schätzt er auf 150000 Dukaten. „Das vermöchten beide Fürsten von Sachsen nicht.“ Auch die vielen Bilder des h. Antonius, von denen er redet, die Bemerkungen über das Fieber, das man das Antoniusfeuer nennt, passen am besten nach Padua. Über Bozen und den Brenner, der im Februar schwer genug zu passieren sein mochte, kamen die Wanderer nach Innsbruck. Luther sagt von der Stadt nur, sie sei klein und die Häuser so völlig gleich gebaut, daß die Häuserzeile gleichsam ein einziges Gebäude darstelle. Mit der beginnenden Fastenzeit trafen sie dann zugleich mit Staupitzens früherem Gesandten, dem Münchener Prior Besler, bei Staupitz in Salzburg ein. Nachdem die Streitfrage durch die römische Entscheidung ihren Austrag gefunden hatte, wurde Johann von Mecheln nunmehr nach Köln entsendet, um dort eine Kapitelsversammlung für das nächste Pfingstfest vorzubereiten, während Luther nach Wittenberg zurückkehrte, um seine Vorlesungen wieder aufzunehmen. Bis Augsburg werden beide noch zusammen gereist sein. Dort taucht wenigstens Luther noch einmal auf, „als er von Rom kommen und durch Augsburg gezogen“. Einen Augustinerkonvent gab es dort nicht, Luther wird aber bei den den Augustiner-Eremiten nahestehenden Karmelitern Herberge gefunden haben, wie er auch 1518 bei ihnen abstieg. In der Stadt der heiligen Afra erlebt der Heimgekehrte nochmals ein Stück Aberglaubens, das dem Italiens nichts nachgab, nur ist es weniger geschmackvoll. Die Stadt erbaute sich an einer lebenden Heiligen, der Ursula Lamenetlin, die sich der Nahrung entwöhnt hatte und nur von der Kommunion ihr Leben fristete. Auch Luther läßt sich durch einen Kaplan zu

der großen Fasterin führen. Als er ihr sagte: „Du möchtest wohl lieber tot sein, Ursula, und bittest den Herrn, daß er dich sterben lasse,“ antwortete die Heilige: „O nein, hie weiß ich, wie es zugeht, dort weiß ich nicht, wie es zugeht.“ Befremdet über diese seltsame Antwort der großen Büßerin, sagte der Mönch: „Ursel, schau nur, daß es recht zugehe.“ Da merkte das Wundermädchen, daß sie aus der Rolle gefallen war. „‚O,‘“ sprach sie, ‚behüte mich Gott!‘ und nahm mich und den Kaplan, und führte uns hinauf in ihr Kämmerlein, da sie ihre Andacht hatte. Da hatte sie zwei Altare stehn und darauf zwei Kruzifixe, die waren mit Harz und Blut also gemacht in Wunden, Händen und Füßen als tröffe Blut heraus.“ Daß Luther mit Sicherheit den Betrug durchschaut hätte, sagt er nicht. Der Zulauf dauerte noch eine Weile fort und Holbein hat sogar eine Zeichnung der Betrügerin verfertigt. Später wurde die große Fasterin überführt, Pfefferkuchen unter ihrer Schürze zu verbergen. Aber die Herzogin von Bayern nahm sich ihrer an, so daß sie mit dem Ertrag ihres Betrugs, der nicht weniger als fünfzehnhundert Gulden betrug, frei abziehen durfte.*) Später soll sie in der Schweiz ertränkt worden sein. Wenn wir von einem Gang zu der kunstvollen Uhr in Nürnberg absehen, deren er in einer Predigt vom Jahre 1517 gedenkt, so ist der Besuch des fastenden Wundermädchens in Gesellschaft des Kaplans das letzte bemerkenswerte Erlebnis unseres Pilgers. Dieser Besuch ist immerhin ein Beweis, mit welch unerschüttertem Glauben Luther von seiner Romfahrt heimkehrte. Am 8. Mai suchen Grüße eines Freundes den Heimgekehrten wieder in Wittenberg.

Fragen wir nun, welches der Ertrag der Romfahrt für Luthers innere Entwicklung war, so kann man nur antworten, seine kirchliche Gesinnung wurde durch dieselbe nicht erschüttert, sondern befestigt. Es ist durchaus wörtlich zu nehmen, wenn er sagt: „Ich glaubte alles.“ Erst später konnte er hinzufügen: „Es hat mich aber der Glaube gerauen.“ Die Erzählungen seines Pilgerbuchs nennt er dann: „ungeschwungene Lügen“, aber er gesteht auch: „Nichts ist so ungereimt und lügerlich gewest, das wir nicht geglaubt hätten.“ In seinem Glauben, daß S. Peter und Paul, sechsundvierzig Päpste und viele hunderttausend Märtyrer in Rom ihr Blut vergossen, Hölle und Tod überwunden haben,

*) Wir besitzen eine Silberstiftzeichnung, die das Wundermädchen darstellt, von der Hand Holbeins.

war er fester als je, seit er das Amphitheater mit seinem altertümlichen Kreuze gesehen und die Katakomben durchwandert hatte, wo Grab an Grab sich reiht. Der gewaltige Phantasieeindruck der heiligen Stätten hat ihn durchs Leben begleitet. Das schloß ihm aber bei seiner klugen und nüchternen Art nicht die Augen für die vielen Schäden des kirchlichen Regiments. In der Schrift an den christlichen Adel warnt er andere, die gleiche Wallfahrt zu tun, „denn sie zu Rom kein gut Exempel, sondern eitel Ärgernis sehn". „Je näher Rom, je ärgere Christen." „Ein jeder Landfahrer oder Kretschmer weiß davon zu schwätzen." Manches wird er von seinem späteren Standpunkte aus in die Zeit seiner Romfahrt nachträglich hineingetragen haben, aber in der Zeit, in der er in Rom war, war die italienische Welt selbst so erregt gegen das Papsttum, daß die oppositionellen Stimmen notwendig auch sein Ohr erreichen mußten. So sagten die Courtisanen selbst, wie er versichert, „es ist unmöglich, daß es so soll länger stehn, es muß brechen". Andere meinten, „die Sonne sei müde, diese Greuel zu bescheinen". „Ist eine Hölle, so ist Rom darauf gebaut." Auch seine Erzählung von den abenteuerlichen Greueln in der Familie Alexanders VI. schließt er mit der Versicherung: „Das habe ich zu Rom für gewiß gehört." Daß vollends über die ständigen Erpressungen und Geldschneidereien der Courtisanen, über die Art, wie täglich wieder ein anderes Stift ausgeschlachtet wurde in einem strengen Observantenkonvente, wie dem, in dem er zu Gast war, viel und bitter verhandelt ward, darf um so mehr vorausgesetzt werden, als der römische General der Augustiner selbst, Ägidius von Viterbo, kein Blatt vor den Mund nahm und einmal in einer Predigt ironisch die Engelsburg des kriegerischen Julius II. den Fels und Eckstein des päpstlichen Glaubens und Vertrauens nannte. Das alles entging dem jungen Mönche nicht. Alle jene Erfahrungen, die er neun Jahre später in seiner gewaltigen Schrift an den christlichen Adel zu einer furchtbaren Anklage gegen Rom zusammenflocht, hat er damals gemacht, aber es lag in seiner Natur, daß er diese Eindrücke langsam in sich verarbeiten mußte. Erst, als er durch eigene Erfahrungen sich von der Verderblichkeit und Unverbesserlichkeit dieses Regiments überzeugt hatte, erst da wurden diese Eindrücke recht in ihm lebendig. Dann erschienen sie ihm in einem viel grelleren Lichte und nun sagte er, nicht 100 000 Gulden wolle er dafür nehmen, daß er das Treiben in Rom mit eigenen Augen gesehen, er müßte sonst immer besorgen, er tue dem Papste unrecht. Aber er fügt auch ausdrücklich hinzu:

„obwohl ich damals seine Abscheulichkeit noch nicht erkannt hatte“ ... „Solches haben wir zu Rom nicht können erkennen, wir sahen den babst ins angesicht, jetzt aber sehen wir seine Schattenseite.“ Das Rom, das er verehrte, war kein anderes als das, das er nachmals bekämpft hat, ja eine Schilderhebung gegen Julius' II., so meint er selbst, hätte sogar mehr Aussicht gehabt, weil dieser mit Frankreich und Habsburg zerfallen war. „Aber Gott wollte nicht, daß ich wider Julius schriebe. Ich war ihm noch zu jung.“ Und in der Tat machen alle seine Äußerungen über Italien und Rom den Eindruck, daß ihm die Binde noch nicht von den Augen genommen war und daß er innerlich, noch über seine Jahre unentwickelt, dahinträumte. Welch ganz anderen Einfluß hat auf den gleichalterigen Crotus Rubeanus und den jüngeren Hutten das Italien der Renaissance geübt! Luther, noch immer vergrübelt in melancholischer Beschäftigung mit sich selbst, sah nur das, was ihm Anknüpfungspunkte für sein religiöses Leben bot. Auch war es ganz gut, daß er so gebunden war, sonst hätte er über dem Glanze der welschen Kultur seine Aufgabe vergessen, die nicht darin bestand, die Welschen zu bewundern, sondern Deutschland von ihnen zu befreien. An der Pracht der italienischen Kunst ging er ebenso achtlos vorüber wie an der Verderbtheit der Kurie. Nicht, als ob er die letztere nicht bemerkt hätte, aber er sagte noch 1519: „Ob es nu leider zu Rom so steht, daß wol besser tuchte, so ist die und kein Ursach so groß, daß man sich von derselben Kirche reißen oder scheiden soll; ja, je übeler es do zugeht, je mehr man zulaufen und anhangen soll; denn durch Abreißen oder Verachten wird es nit besser ... Es ist eine schlechte Liebe und Einigkeit, die sich läßt durch fremde Sünde zerteilen.“ In dieser Gehorsamsgewöhnung des Mönchs überließ er die römischen Schäden denen, die es anging. Eine geistige Epoche bezeichnet die Romfahrt also für Luthers Entwicklung nicht. Nur eines können wir mit Sicherheit behaupten, daß Luthers starke nationale Eigenart sich gründlich von dem welschen Wesen abgestoßen fühlte. Er gehörte nicht zu den Reisenden, die sich in die Italiener verlieben. Im Gegenteil; die geringe Höflichkeit, mit der der Italiener dem Klerus begegnet, und die freche Unandächtigkeit in den Kirchen war dem frommen Mönche entrüstend. Die überwältigende Beredsamkeit der beweglichen italienischen Zunge war ihm zuwider. „Spötter sind es, Wäscher, die viel plaudern können, betrügen die armen Leute.“ Der Reichtum an großen Worten, hinter denen nichts steckt, die Unzuverlässigkeit der gemeinen Leute, mit

denen der Wanderer in Berührung kommt, die Perfidie, die bei aller scheinbaren Offenheit stets geheime Zwecke verfolgt, die Rachsucht, die auch eingebildete Beleidigungen blutig verfolgt, die Betrügerei, die „viel Dings machen kann“, haben ihn zu der Meinung gebracht, daß alle Welschen „Buben in der Haut“ seien und dabei blieb er bis zu seinem Ende. Sicher ist diese Meinung übertrieben, aber sie beruht auf dem Gegensatze seiner echten und treuen Natur zu dem windigen Wesen und dem flitterigen Glanze romanischer Zivilisation und hat darin ihre persönliche Berechtigung. Aus all diesen Eindrücken jetzt schon die Konsequenzen zu ziehen, hatte er damals noch nicht die Muße. In Wittenberg warteten seiner neue Aufgaben, die ihn über den Anforderungen an die eigene Kraft den Tadel anderer völlig vergessen ließen. Von Reiseerinnerungen ist in den Briefen der nächsten Zeit überhaupt nicht die Rede. Er hatte eine Masse von Eindrücken mit bemerkenswerter Lebendigkeit in sich aufgenommen, aber das alles mußte erst gesichtet werden und je länger, um so mehr stellte er sie unter Gesichtspunkte, die erst einem späteren Stadium seiner Entwicklung angehören.

V

Luther als Klosteroberer.

Es muß billig auffallen, wie bald Luther seit seiner Rückkehr aus Rom in Wittenberg die höchsten Ehrenstellen seines Ordens und der Universität erlangte, nachdem er in Erfurt so lang in sehr untergeordneter und bescheidener Stellung festgehalten worden war. Vielleicht ist der Grund dieses rascheren Vorrückens teilweise in seiner Romfahrt zu suchen. Kleriker, die in Rom gewesen, hatten nach der Meinung der Zeit vor ihren Brüdern etwas voraus. Die heiligen Stätten selbst besucht zu haben, von denen so viel geredet und gepredigt wurde, war ein großer mystischer Gewinn. Man setzte voraus, daß der Romfahrer sich reichen Ablaß gewonnen habe für jenes Leben und nützliche Verbindungen angeknüpft für dieses. War einer dazu ein so scharfer Beobachter und mitteilsamer Erzähler wie Pater Martinus, so war er nach seiner Heimkehr überall gut aufgenommen. Dazu kommt, daß man in Wittenberg, wo Luther nunmehr (seit 1512) seinen dauernden Aufenthalt angewiesen erhielt, das Talent und die Bedeutung des mönchischen Magisters besser würdigte als in Erfurt, wo die von ihrem eigenen Ruhme erfüllten großen Doktoren den aufstrebenden Genius mehr niederzuhalten als zu fördern bemüht waren. Es ist ganz charakteristisch, daß die Erfurter Usingen und Trutvetter stets den angeblichen Hochmut Luthers bekämpften, während Staupitz im Gegenteil ihm seinen Kleinmut austreiben will. Hochmut ist es, wenn Luther die Schrift selbst studieren will statt der Kollegheste und Bücher der Doktoren, die Mark und Saft der Schrift bereits in ihre Lehre aufgenommen haben; es ist Hochmut, wenn er die Väter selbst in die Hand nimmt statt der Scholastiker, Hochmut, wenn er auf Aristoteles schilt und die Aristoteliker verachtet. So hatten die väterlichen Freunde im Erfurter Kloster nur immer die Furcht, ihr Schüler könne sich überschätzen und dadurch dem Kloster Schande machen. Zum

Doktor finden sie ihn viel zu jung und als er schreibt, was nicht in ihren Kram taugt, verlangen sie, er habe, ehe er etwas drucken lasse, seine Schriften erst den Erfurter Vätern zur Zensur vorzulegen. In Wittenberg war das alles ganz anders. Vor seiner Romfahrt Magister und einfacher Klosterbruder, steigt er jetzt an der neuen Universität in wenig Jahren zu den höchsten Würden des Ordens empor.

Dieses rasche Aufsteigen wäre aber nicht möglich gewesen, hätte Luther nicht, auch mit mönchischem Maßstab gemessen, die anderen an Eifer, Frömmigkeit und Begabung übertroffen. Er war das Muster eines strengen, pünktlich gewissenhaften Klosterbruders. Wir sind gewohnt in Luthers Entwicklung überall den Anfängen des Reformators nachzuspüren, aber auf diese Weise kommt der katholische Luther nicht zu seinem Recht. Wir haben von dem ernsten Mönche auszugehen, der voll und ganz in der mittelalterlichen Frömmigkeit wurzelte. Aus seiner katholischen Vergangenheit haben wir ihn zu erklären, nicht aus seiner protestantischen Zukunft, sonst stellen wir die Dinge auf den Kopf. Es hat aber auch seinen eigenen Reiz zu sehen, wie Luthers eigentümlicher Charakter sich in den katholischen Formen aussprach, und so fremd er uns anfänglich in diesem mittelalterlichen Gebaren ist, wenn er die Horen absolviert und den Rosenkranz betet, gelegentlich kommen doch unter der Kutte und Kapuze die wohlbekannten Züge und charakteristischen Gewohnheiten des Reformators zum Vorschein.

Ob und was Luther im Sommersemester 1512 nach seiner Rückkehr aus Italien an der Universität las, wissen wir nicht. Vielleicht verwendete er seine Zeit auf Vorbereitungen zur Doktorpromotion, die ihm im Oktober bevorstand. Daß ihn Staupitz auch jetzt zu dem notwendigen Schritte drängen muß, zeigt freilich, daß er die kleinmütige Stimmung, die ihm die letzten Jahre in Erfurt verdorben hatte, noch nicht völlig los war. Wenn nicht in den Tischreden zwei Geschichten ineinander geflossen sind, so war es wiederum unter dem Birnbaume im Klosterhofe, wo Staupitz ihn stellte und ihm sagte: „Domine Magister, nun müßt Ihr Doktor werden, so kriegt Ihr etwas zu schaffen." Luther aber erwiderte nach den Tischreden schwermütig, er sei ein schwacher und kranker Bruder, der nicht lang zu leben habe, man solle sich nach einem taugllicheren und gesunderen umsehen. Da habe Staupitz seinen alten Scherz wiederholt, „ob ihr stirbet, so darff euer gott euch zu seinem regiment." Mag da derselbe Vorgang sich verdoppelt haben, vielleicht schon in Luthers eigener

Erinnerung, sicher ist, daß Luther den Schritt tat „gezwungen und getrieben, ohne eignen Dank“. So läßt auch Mathesius Staupitzen sprechen: „Folget, was euch euer Konvent auflegt, wie ihr mir und demselben auf euer Profeß schuldig seid zu gehorsamen.“

Am 22. September 1512 sind die Vorfragen so weit erledigt, daß Luther die Brüder des Erfurter Konvents einladen kann, seiner Promotion beizuwohnen. Eine namentliche Aufforderung richtet er nur an den Lektor Pater Georg Leiffer, der wegen seiner melancholischen Anfechtungen Gegenstand seiner besonderen Teilnahme war. Den Brüdern des Konvents schreibt er: „Ehrwürdige und liebe Väter! Es naht der Tag des heiligen Lukas heran, da ich im Gehorsam gegen die Väter und den ehrwürdigen Vater Vikarius insonderheit den Doktorstuhl der Theologie feierlich besteigen soll. Ich will mich nicht erst viel entschuldigen, noch von meiner Untüchtigkeit reden, damit es nicht scheine, als wollte ich aus meiner Demut Lob und Ruhm gewinnen. Gott weiß und mein Gewissen weiß es auch, wie würdig und dankbar ich für solches Gepränge des Ruhmes und der Ehre bin. Darum bitte ich Euch inständig um der Barmherzigkeit Christi willen, zum ersten, daß Ihr mich in einmütigem Gebet Gott befehlen wollt. Zum anderen, daß Ihr, wo es füglich geschehen kann, mich würdigt, meinen Aufzug durch Euere Gegenwart zu verherrlichen.“ Bei den zahlreichen Mißhelligkeiten, die zwischen ihm und den Erfurtern schwebten, ist kaum anzunehmen, daß sie dieser Einladung, von der er überdies schreibt, er habe sie in Gehorsam gegen die Befehle des Generalvikars ergehen lassen, Folge leisteten. Betrachteten sie es doch als Treubruch, daß Luther in Wittenberg promovierte und nicht bei ihnen, da er nach ihrer Auffassung Erfurt angehörte, wo er die unteren Grade erlangt hatte. Die Kosten ließen sich die Wittenberger dieses Mal vorausbezahlen. Der Kurfürst, der Luthern bereits aus seinen Predigten kannte, und nach Melanchthon Luthers Genie und Rednergabe ebenso bewunderte, wie ihn der Inhalt seiner Predigten gemütlich ergriff, ließ sich auf Staupitzens Verwendung bereit finden, die Doktorgelder für ihn zu erlegen. Damals wird es gewesen sein, daß der Generalvikar dem hohen Herrn „angezeigt, daß er einen aigen Doctor an diesem Mann ziehen“ wolle. Der Kurfürst behielt das wohl im Sinn und als Staupitz Luthern 1518 nach Heidelberg zitierte, erinnerte er ihn daran, daß Luther Wittenberg verpflichtet sei; er wollte sein Geld nicht vergeblich ausgegeben haben. Die Auszahlung stand dem kurfürstlichen Rate Degenhardt Pfeffinger zu, der die Kammer

unter sich hatte, aber in Geldfragen sehr zäh war. Auch jetzt mußte Luther zu Fuß nach Leipzig wandern, um die angewiesenen fünfzig Gulden selbst zu erheben und da dort das Geld nicht bereit lag, wäre er nach tagelangem Warten am liebsten wieder leer heimgekehrt, hätte ihn nicht der schuldige Gehorsam gezwungen auf Abfertigung zu warten. Die an Pfeffinger ausgestellte Quittung ist noch vorhanden und widerlegt die von dem Mönche Kilian Leib in Umlauf gesetzte rührende Geschichte, die Bruder Leib von der Schwester Sabina Biber, Nonne zu Maria Burk, erfahren haben will, Staupitz habe zu der Promotion des Ketzers das Geld ihres Bruders Peter Biber verwendet, das eine edle Dame bestimmt gehabt habe, ihrem Bruder zur Promotion zu verhelfen; im Ärger über dieses Unrecht sei Biber aus dem Kloster gelaufen und elendiglich verkommen. Die gleiche üble Nachrede, die Staupitz und Luther zu Dieben stempelt, lesen wir bei dem Domdekan Cochläus, der auch genau weiß, daß Luther nur darum Doktor habe werden wollen, um bei Disputationen in Wittenberg und außerhalb sich nach Herzenslust streiten zu können.

Die Feierlichkeit selbst erfolgte unter Karlstadts Dekanat, was nach Universitätsbrauch ein Pietätsverhältnis begründete, das Luther auch so lang als möglich respektiert hat. Am 4. Oktober 1512 disputierte Luther um den Grad eines Lizentiaten, am 19. fand unter Geläute aller Glocken, morgens um sieben Uhr, ein pomphafter Aufzug statt, der den Doktoratskandidaten zu der höchsten akademischen Feier geleitete. Seine Beistände waren sein Freund Wenzeslaus Link, jetzt auch sein Prior im Konvente, und Nikolaus Grüneberg (Viridimontanus), der Presbyter der Wittenberger Pfarrkirche. Karlstadt schmückte ihn mit dem Doktorhute und bekleidete ihn mit dem goldenen Doktorringe, den gleichfalls der Kurfürst gestellt hatte. Am 22. Oktober wurde D. Luther darauf in den theologischen Senat eingeführt. Kurz vor dem Eintritt in sein dreißigstes Lebensjahr hatte er mithin die Stufe erreicht, mit der die Gelehrtenlaufbahn damals abschloß.

So zögernd sich Luther entschlossen hatte, die Würde eines Doktors anzunehmen, die er sein Leben lang für etwas Großes hielt, eine so feste Stütze war ihm dieselbe später innerlich, wenn andere bezweifeln wollten, daß er ein Recht habe, gegen die gesamte Tradition der Kirche Einspruch zu erheben. Er hatte gelobt, die Schrift treulich und lauter zu predigen und zu lehren und diesen Eid mußte er halten. „Ich trage der ganzen Welt Haß und Feindschaft,“ sagt er einmal, „den Kaiser und Papst mit all ihrem Anhang ... dann spricht mich der Teufel auch darum an, und

zwar hätte er mich oft mit diesem Argument getötet: ‚Du bist nicht berufen', wenn ich nicht wäre Doktor gewest." Auf alle Anklagen der Menschen und der Engel hatte er die eine Antwort, daß sein Doktoreid ihn zur Verkündigung der erkannten Wahrheit verpflichte. Das war seine Offiziersehre, sie mußte gewahrt werden, mochte dann daraus werden was da wollte. Ein starkes Selbstgefühl, das namentlich bei den Disputationen hervortrat, wird dem jungen Doktor in jenen Jahren nachgesagt und Luther selbst blickte später in der Stimmung des bekannten Schillerschen Distichons auf jene Tage zurück, in denen der frühe Erfolg die Segel seines Schiffleins so fröhlich schwellte. „Die Jugend ist verwegen," sagt er. „Also thut ein junger Knabe auf dem Kegelplan, der will erstlich zwölf Kegel treffen, darnach neune, darnach sechs, drei, zu letzt nähme er einen und fehlet doch gleich wol. Wan die Jugend klug, das Alter stark wäre, so wäre es sehr feine, aber Gott hat es anders geordnet."

Der Lehrstuhl an der Universität, den Luther übernahm, hatte amtlich den Namen: „lectura in biblia, auf das Augustinerkloster gestiftet." Es war derselbe, den vor ihm Staupitz bekleidet hatte. Mit Rücksicht darauf nannte sich Luther gern: „Doktor der heiligen Schrift" und demgemäß las er nicht mehr über die Sentenzen, sondern über die Psalmen und eine Reihe von paulinischen Briefen, darunter Römer- und Galaterbrief, wobei er aber den lateinischen Text der Vulgata zugrunde legte.

Nach einer Bemerkung des Wittenberger Dekanatsbuchs hatten der Promotion nicht nur die Herren von der Universität, sondern auch eine große Zahl verehrungswürdiger Gäste beigewohnt. Es werden das vornehmlich Herren vom Hofe gewesen sein, die dem Beispiele des Kurfürsten und des Herzogs Johann folgend, den Festen der Universität beizuwohnen liebten.

Machen wir uns jetzt schon mit diesem Kreise bekannt, in dem Luther nach und nach festen Fuß faßte. Friedrich der Weise, der eben in seinem fünfzigsten Lebensjahre stand und zu vorübergehendem Aufenthalte öfter in Wittenberg weilte, hat mit Luther nie persönlich verkehrt, aber ihn von Anfang an mit Wohlwollen gefördert, weil ihm Staupitz den Mönch als ein eigenartiges Talent von bedeutender Zukunft bezeichnet hatte. Auch nahm er an den Augustinern persönliches Interesse. Seine Beziehungen zu den Schwarzmönchen stammt schon aus der Zeit, da er zu Grimma die Schule besuchte. Im dortigen Augustinerkonvente brachte

er als Kurfürst zuweilen die Festtage zu. Die Messe versäumte er selbst auf Reisen nur ungern. Als Dreißigjähriger hatte er eine Wallfahrt nach Palästina gemacht und sein ganzes Herz hing an dem Reliquienschatze seiner Allerheiligenkirche, den er zum Teil selbst gesammelt hatte. Über 200 000 fl. soll er nach Spalatin auf Verschönerung und Ausstattung seines Allerheiligenstiftes verwendet haben. Wenn er trotz dieser mittelalterlichen Frömmigkeit darauf hielt, daß Luther nicht vergewaltigt werde, so macht das seinem Rechtsgefühl um so mehr Ehre. Ein anderer hätte den Anschlag der Thesen an seiner Hofkirche, am Tag vor der Ausstellung seines heiligsten Schatzes, als Beleidigung empfunden, Friedrich aber war, so gut wie sein Bruder, Herzog Johann, von dem Luther den Ausdruck braucht, „ein Fürst ohne Galle“. Luther meinte sogar, beide Brüder seien zu weiche Fürsten, um Karlstadt im Zaum zu halten, aber auch er hat zuweilen eine Sprache gegen sie geführt, die kein anderer Fürst sich von einem Untertanen hätte gefallen lassen. Spalatin rühmt an Friedrich die persönliche Tüchtigkeit. Man habe von ihm gesagt, wenn er nicht als Fürst geboren wäre, so hätte er auch als Bauer es mindestens zum Schultheißen gebracht. Kaiser Max, der von ihm, wie von aller Welt, große Summen borgte, soll zugegeben haben, Friedrich habe mit seiner Friedfertigkeit mehr erreicht als er mit all seinen Kriegen. Schwierigkeiten überwand er mit Geduld und wenn man klagte, er käme nie zu einem Entschluß, so meint Spalatin, nicht die Draufgänger sondern ein Fabius cunctator habe den Hannibal geschlagen. „Jeder männiglich weiß, daß nichts gewest ist, das er in seine Hände genommen hat, das nicht Hände und Füße gehabt hätt, wie man pflegt zu sagen.“ Auf seiner Friedfertigkeit, seinem Rechtsgefühl, seiner Uneigennützigkeit beruhte das Ansehen, das Friedrich auf den Reichstagen genoß, wo er unablässig an der Aufrichtung einer festen Rechtsordnung und eines Reichsregiments arbeitete. An seiner Universität hing Friedrich sehr und nannte sie gern seine Tochter. Auch die Fürsorge für sie machte ihn zum Gönner ihres kühnen Doktors Martinus. Wesentlich im Interesse der Hochschule hatte er die Stiftsstellen von zwanzig auf achtzig erhöht und damit zugleich der Stadt emporgeholfen. Im Verkehr war Friedrich wortkarg und sein Wille schwer zu ergründen. Zuweilen, berichtet Luther, ließ er alle Räte sich aussprechen und tat dann das Gegenteil. Auch der Nuntius Aleander meint, man wisse nie, wie man mit ihm daran sei. Aber in Friedrichs Briefen an seinen Bruder Johann spricht sich eine Seele voll Güte und Treue aus.

Zu Hause steht er gern an der Drechselbank, bei den Turnieren sitzt er fest im Sattel, auf der Jagd gilt er für den besten Schützen. Sie war seine Haupterholung, aber er findet es auch der Mühe wert zu erwähnen, wenn um sein Schloß in Lochau die Nachtigallen singen, wenn am Rheine die Obstbäume blühen oder wenn ein neues Täfelchen seines Meisters Kranach angekommen ist. Daß ein Fürst von dieser Tiefe des Gemüts die religiösen Traktate Luthers gern liest, sie kauft und verschenkt, ist nicht zu verwundern. Auch fühlt man wohl, daß Luther bei mancher seiner Schriften an seinen gnädigen Herrn gedacht hat, obwohl er mit ihm keinen persönlichen Verkehr hatte wie mit dem jungen Herzog Johann Friedrich und dessen Vater.*)

Vermutlich durch Spalatins Vermittlung trat Pater Martin mit der Zeit auch den meisten Edelleuten am Hofe persönlich nah. Den Räten Pfeffinger, Feilitzsch, Hirschfeld, dem Kanzler Brück und Marschall Löser hat Luther Schriften gewidmet, die zeigen, daß das Verhältnis zu diesen einflußreichen Herren beiderseits ein achtungsvolles war. Namentlich auf Fabian von Feilitzsch hat Luther große Stücke gehalten; er zählte ihn zu den Männern, von denen man lernen kann. „Solcher Leute sind nicht viel." Zuweilen wenn ein berühmter Besuch da ist, lädt der Subprior die Herren aus der Burg in seine Klosterzelle zu Gast. Dann aber muß Spalatin für die Bewirtung sorgen. „Sieh, wie Du Wein schaffst, da Du aus dem Schloß ins Kloster, nicht aus dem Kloster ins Schloß kommst." Am häufigsten wird in Luthers Briefen aus dieser Zeit der kurfürstliche Rat Degenhard Pfeffinger erwähnt, der am kaiserlichen Hofe wohlgelitten war und dessen Stammgüter in Bayern lagen. Auch er war ein frommer Mann, der bei seinem Tode im Jahre 1519 fünfunddreißig frommen Bruderschaften, denen er angehörte, Legate hinterließ. Luther nennt ihn dafür blind in geistlichen Dingen, ein so kluger Staatsmann er sonst sein möge. Pfeffinger selbst war Luthern wohlgeneigt, da er aber ein sparsamer Camerar war, entspinnt sich zuweilen ein spaßhafter Krieg zwischen dem Hofmann und dem Bettelmönch. So hat einmal der Kurfürst dem Augustiner durch den Hirschfeld „ein neu Kleid" versprochen, aber Luther verklagt dann den Pfeffinger beim Kurfürsten: „Er kann fast gute Wort spinnen, wird aber nit gut Tuch daraus."

*) Vgl. Kolde: Friedrich der Weise und die Anfänge der Reformation. Erlangen. 1881.

Besorgt dagegen der Kurfürst die Kutte, so erhält der Doktor so feines und gutes Tuch, daß er es gar nicht zu einer Kutte verwenden würde, wenn es nicht des Herrn Geschenk wäre. Im übrigen sind die Geschäfte, für die er beigezogen wird, die, für die man Mönche braucht. So schreibt er noch 1516 an Spalatin über einen Reliquienkauf, den Staupitz am Rhein für den Kurfürsten besorgen soll und gibt die Wege an, wie der Kurfürst zum Ziele seiner Wünsche gelangen kann. Seine Gedanken wird er sich ja dabei wohl gemacht haben, aber er behält sie für sich.

Luthers sonstiger Verkehr bezog sich ohne Zweifel auf denselben Kreis von Freunden, der in den nächsten Jahren sich immer enger an den Augustinerpater anschloß, weil er sie durch geistvolle Unterhaltung, glänzenden Humor und musikalische Begabung an sich fesselte. Das geistige Haupt dieses Kreises war Staupitz, der aber bald darauf, nachdem seine Aufgabe an der Universität erfüllt war, nach Nürnberg übersiedelte. Ein Ersatz für diesen Verlust war es, daß im Konvente Wenzeslaus Link Prior wurde, den Luther in einem Briefe an Cajetan seinen Schulfreund nennt. Zum Doktor war Wenzeslaus Link zugleich mit Johann von Mecheln ernannt worden, und während Luther mit diesem nach Rom ging, übernahm Link die Leitung des Wittenberger Konvents. Nach Luthers Rückkehr stellte er sich seinem alten Genossen Martinus als Subprior zur Seite. Mit Lang, der ihm gleichfalls schon von Erfurt her nahe stand, übernahm Luther die Leitung der Mönchsschule, des „Studiums“. Link erscheint als der Ruhigere und Besonnene, der auch länger brauchte, bis er sich zum Bruch mit Rom entschloß, während Lang ähnlichen Aufwallungen, wie Luther selbst, ausgesetzt war, beide aber waren gerade, ehrliche Mönche, ohne jeden pfäffischen Beigeschmack. Lang, der zugleich Mentor von zwei jungen Verwandten des Rates Pfeffinger wurde, soll Luthern im Griechischen den ersten Unterricht erteilt haben. Als der Lehrer ihn verlassen hat, schreibt ihm Luther im Februar 1517 noch, daß es mit dem Schreiben langsam vorangehe und er die griechischen Buchstaben nicht so recht malen könne, auch bittet er um Belehrung über einige gleichlautende griechische Vokabeln. Er muß aber rasche Fortschritte gemacht haben, da er schon im Herbst das Evangelium nach dem Texte des Erasmus liest. So war er mit den beiden alten Freunden vier Jahre in freundlichstem Verkehr im Kloster zusammen bis zum Jahr 1516, in dem Lang von Luther als Prior im Erfurter Kloster eingeführt

wurde, während Link durch Staupitz im Winter 1517 erst nach München, dann an Staupitzens Seite als Prediger nach Nürnberg berufen ward. Im Konvent also waren für Luther die persönlichen Verhältnisse so angenehm als nur immer möglich. Von den Kollegen an der Universität stand ihm damals Karlstadt besonders nah. Da Luthern die ihm zugewiesene Stunde von 6—7 Uhr des Morgens für seine Vorlesungen nicht genehm war, trat ihm Karlstadt die seine „umb eyns nach essens" ab. Nächst ihm war Luthern am engsten der Kirchenrechtslehrer Hieronymus Schurf befreundet, der eine konservative, innerliche Natur war und dem Luther ähnliche Anfälle einer überreizten Gewissenhaftigkeit zuschreibt, wie er sie selbst erduldete.

Eine große Bedeutung für Luthers Stellung gewann Spalatin, der als Kaplan und Sekretär des Kurfürsten auf die Entschließungen desselben großen Einfluß hatte. Georg Burkhard aus Spalt im Bistum Eichstädt, daher auf seinen Büchern Spalatinus genannt, gehörte zu den Freunden und Günstlingen des Domherrn Mutian. In dieser Stellung sind wir ihm bereits in dem Erfurter Humanistenkreise begegnet. Er hatte dann in dem stillen waldgrünen Georgenthal seines priesterlichen Amtes gewaltet und war im Jahre 1508 durch den Allerweltsgönner Mutianus den sächsischen Herzögen als Erzieher des Kurprinzen Johann Friedrich empfohlen worden.*) An dem Unterricht nahmen auch andere junge Adelige, darunter ein Hirschfeld, teil, wodurch der Lehrer in den Hofkreisen zahlreiche Bekannte, teilweise aber auch entschiedene Gegner gewann. Große Freude an seinem prinzlichen Zögling hatte der energische und damals noch im ersten pädagogischen Eifer überstrenge Spalatin nicht. Vom Hofe, wo er gegen allerlei schädliche Einflüsse zu kämpfen hatte, durfte er 1510 mit seinem Prinzen nach Eisenach übersiedeln, aber auch hier fand er an dem Informatorenleben wenig Geschmack. Johann Friedrich ist unter dem Einfluß späterer humanistischer Lehrer nachmals einer der schreibseligsten Fürsten des ganzen Jahrhunderts geworden, Spalatin aber sah in ihm nur ein ingenium pingue und da das Verhältnis mit der Zeit unhaltbar wurde, löste es Friedrich der Weise in seiner rücksichtsvollen Art unter dem Vorwand, daß der Prinz für Spalatins Methode noch zu jung sei. Er ernannte Spalatin zu seinem Historiographen und da im Herbste 1511 seine Neffen Otto und Ernst von Lüneburg die

*) Vgl. Mentz: Johann Friedrich. Jena 1903. S. 4.

Universität Wittenberg bezogen, gab er ihnen Spalatin als Begleiter mit. In dieser freieren Stellung gewann Spalatin mit der Zeit großen Einfluß; er wurde Geheimschreiber und Hofkaplan Friedrichs des Weisen, der ihn bei allen Geschäften zu Rat zog. Zurückhaltend und taktvoll, was sonst nicht die starke Seite des jungen Humanismus war, wurde der frühere Erfurter Poetenschüler ein geschätzter Staatsmann. Bald stand er dem Herrn ebenso nah wie dessen erstem Diener, dem Kanzler Brück, der ihn in einem Wormser Bedenken: „lieber Herr Magister" anredet. Luthern war er ein zuverlässiger Freund und kluger Ratgeber. Während die Briefe so mancher „Freunde" des Reformators in unseren Tagen eine Auferstehung aus dem Staube der Archive feierten, aber eine Auferstehung zum Gerichte, bestätigten die zahlreichen Schreiben Spalatins nur die gute Meinung, die Luther selbst von diesem Kampfgenossen hatte, dem es nicht am wenigsten zu danken ist, daß der in so ganz andern Anschauungen alt gewordene Kurfürst an Luthern festhielt. Seinem ganzen Lebensgange nach war Spalatin mehr Humanist als Luther und seine Freude an den von Luther abgelehnten Dunkelmännerbriefen ihres gemeinsamen Freundes Crotus beweist, daß er von vornherein einen freieren Standpunkt einnahm als dieser. Das hinderte aber den feinen und kühler denkenden Hofmann nicht, allezeit mäßigend auf seinen stürmischen und weit leidenschaftlicheren Freund einzuwirken. Wie in seinem Verhältnis zu dem Kurprinzen über seine Schroffheit geklagt wird, so erlaubte er sich auch in Luthers Anfangszeit zuweilen sehr gewalttätige Eingriffe, wenn er von Luthers Leidenschaft unheilvolle Folgen für die Sache befürchtete. An Konflikten hat es darum in dieser Freundschaft nicht gefehlt, aber mit der Zeit erkannte Spalatin doch, wer der Meister sei und ordnete sich dem gewaltigen Freunde gehorsam unter.

In ähnlicher Stellung wie Spalatin befand sich zu Torgau Jakob Vogt, gewöhnlich Bruder Jakobus genannt. Auch dieser Franziskanerpater, der im Kloster zu Torgau der Beichtvater und Vertraute Friedrichs war, ist Luthern freundlich gesinnt und macht sich gern zum Besteller von dessen Wünschen. Luther scheint nach einem spaßhaften Gruße an den podagrosum Patrem reverendum zu schließen, mit diesem Konfrater in mönchischer Vertraulichkeit verkehrt zu haben. Erst in Worms erfahren wir aus einer Äußerung Brücks, daß er sich schließlich doch auf die Seite Roms geschlagen hatte. Durchweg hat dieser Luthersche Kreis in Wittenberg einen streng konservativen Charakter. Es war ausschließlich Luthers

Einfluß, der ihm eine Oppositionsstellung gegen Rom gab. Trotz mancher Zerwürfnisse mit dem Bischof wurde in der kleinen Stadt an der Elbe viel weniger als in dem unruhigen Erfurt an einen Abfall von der Kirche gedacht.

Ebenso beliebt wie unter den Hofleuten war der junge Augustinerpater in der Bürgerschaft und hier kam ihm namentlich seine enge Freundschaft mit Lukas Kranach und dessen Gattin, deren Gevatter der Mönch wurde, zu statten. Der berühmte Maler war zugleich ein rühriger Geschäftsmann und wurde schließlich Bürgermeister der Stadt Wittenberg. Lucas pictor war ein stattlicher Herr mit einem Barte gleich Herzog Georg und von adeligem Ansehen, wie er denn später auch geadelt wurde. Elf Jahre älter als Luther hatte der aus der Gegend von Bamberg stammende Franke in Wittenberg eine Malerwerkstätte gegründet und arbeitete zugleich als Deckenmaler und Vergolder. Daneben hatte er eine Druckerei und zu Nutzen der Studenten einen Buchladen und trieb Papierhandel. Sein Eigentum war die beim Rathause liegende stattliche Apotheke, deren Gründung Pollich veranlaßt hatte, in der er aber nicht bloß Rhabarber und Aloe, sondern auch Zucker für die Hausfrauen verkaufte und Wein für die Bürger schenkte. Die geistige Nüchternheit, die man an seinen Bildern gerügt hat, kam seinem Geschäfte zu gut. Noch steht der stattliche Bau seiner Apotheke mit dem Treppenturm. Im weiten Hofe, der einem öffentlichen Platze gleicht, fassen vier Pappeln einen fließenden Brunnen ein und berichten von der geräumigen, breiten Existenz des tüchtigen Mannes. Schon längst war er der gute Freund und ständige Jagdgenosse des Kurfürsten und seines Bruders Johann, der mit ihnen in der Lochauer Heide pirschte und dann die Jagdbeute zum Andenken auf saubern glatten Tafeln verewigte. Von der täuschenden Ähnlichkeit dieser Bilder wissen die Zeitgenossen zu erzählen, daß die Hunde seine gemalten Hirsche anbellten, und ein Graf bat, die toten Vögel wegzunehmen, da sie röchen. Zu einem Porträt des Rektor Scheurl machte dieser selbst das lateinische Epigramm:

„Wenn Dir Scheurl bekannt ist,
Wanderer, wer ist mehr
Scheurl, dieser oder jener?“

Verreist der Kurfürst, so läßt er sich die Täfelchen des Meister Lukas, so gut wie die neusten Büchlein des Doktor Martinus nachschicken. Zuweilen zeigen Kranachs Bilder als Hintergrund Straßenpartien des alten

Wittenberg, hochgiebelige Häuser mit Erkern, die in die krummen Gassen vorspringen, zuweilen behagliche Stuben mit runden Butzenfenstern. Es ist lehrreich, sich diese Bilder anzusehen, die Fräuleins mit den schief aufgesetzten tellerförmigen Hüten und viereckig ausgeschnittenen Kleidern, die Gesellen mit gepufften Ärmeln und schönen Beinen, die Proletariergesichter der Knechte und Mägde; das war die Gemeinde, für die Luther predigte und die nicht allzu zart angefaßt sein wollte. Auch über das innere Leben des Künstlers, der im Umgang mit Luther so tiefe Befriedigung fand, geben seine Bilder reichliche Auskunft. Gemüt spricht aus all den jugendlichen blonden Madonnen, die er gemalt hat. Die „Ruhe auf der Flucht nach Ägypten", wo die Englein mit dem Jesuskinde spielen, das auf dem Schoße der Mutter sitzt, ist ein echt deutsches Familienbild. Seine Madonna in der Jakobskirche zu Innsbruck wirkte nach dem Glauben der Bevölkerung Wunder, doch wohl auch eine Wirkung der Seele, die der Künstler ihrem Angesichte verliehen hatte. Zur Zeit, da Luther zuerst im Kloster zu Wittenberg auftauchte, war Kranach mit der Abbildung des Reliquienschatzes des Kurfürsten beschäftigt, der in der Kirche aufgestellt war, an der Luther seine Thesen gegen den Ablaß anschlug. Im Jahre 1521 dagegen bildete der Heiligtumsmaler den Doktor Martinus mit einem Heiligenscheine ab und zeichnet das Passional Christi und Antichristi, in dem er das arme Leben des Herrn mit dem üppigen seines Nachfolgers in einen satirischen Gegensatz stellt. Kranachs theologische Entwicklung hat mithin mit der seines großen Freundes durchaus Schritt gehalten. Man hat freilich gesagt, dem Maler von Heiligenbildern und Reliquienkästen sei anfänglich Luthers Auftreten anstößig gewesen. Auf einem Bilde der Kreuzigung im Dome zu Merseburg habe er dem einen Schächer die Züge Luthers gegeben und ebenso will man auf Kranachs Holzschnitten in dem Kriegsknechte, der dem Gekreuzigten den Schwamm mit Essig und Galle reicht, und in dem, der mit seinen Genossen um den ungenähten Leibrock würfelt, Luthers Bild erkennen. Der Meister habe also zu der Gruppe gehalten, die wie der Jurist Göde und viele Stiftsherren die Angriffe Luthers auf die Reliquienschätze des Kurfürsten mißbilligte. Aber die Annahme steht auf schwachen Füßen. Das Merseburger Bild ist überhaupt nicht von Kranach und die flüchtige Ähnlichkeit des Kriegsknechts mit Martinus kann Zufall sein oder auch Scherz. So gut Kranach zum Urteil des Paris seinen Gönner und Jagdgenossen, den Herzog Johann, verwendete, ebensogut konnte er Luthern als Kriegs-

knecht malen. Wenn der Soldat den dürstenden Heiland tränkt, so liegt darin auch keine Spitze gegen Luther, sondern eher ein Bekenntnis zu ihm. Die Freiheiten, die er sich gegen die Fürsten und Luther herausnimmt, versetzen uns im Gegenteil so recht in den behaglichen, freundschaftlichen Verkehr, der an diesem Hofe herrschte. Mit der Zeit wird Meister Lukas Luthers intimer Freund und Mitarbeiter. Aus Luthers Theologie stammt seine Darstellung des Christs und Antichrists, er macht die Holzschnitte zur Bibelübersetzung, er vermittelte auch bei der Übersetzung des letzten Kapitels der Apokalypse dem Übersetzer die dort vorkommenden Edelsteine, damit der Freund wisse, was er übersetzt. Ihm selbst sieht Luther „aufs Maul", um Volksausdrücke zu sammeln. So findet er es ganz treffend, daß Meister Lukas einen hypocrita einen heiligen Schalk nenne. Auch Kranachs großes Altarbild in der Weimarer Stadtkirche ist ein Bekenntnis des Meisters zu der Lutherschen Rechtfertigungslehre. Schon 1520 hatte er Luther zum Gevatter gebeten; ihm erstattet Luther eigenen Bericht über die Wormser Vorgänge. Kranach ist einer der drei Zeugen bei Luthers Vermählung, einer der drei Paten bei der ersten Taufe, er hat 1530 Luthers Lenichen für den Vater gemalt, ebenso Luthers Eltern und seine Käthe, diese zu solcher Zufriedenheit ihres Gatten, daß er sagte: „Nun will ich auch einen Mann dazu malen lassen und solche zwei Bilder aufs Concilium schicken und die versammelten heiligen Väter fragen lassen, ob sie lieber haben wollen den Ehestand oder den Zölibat?" So ist das Verhältnis Luthers zum Hause des Bürgermeisters so herzlich, fröhlich und lebensfrisch wie alle seine Freundschaften und mancher Zug beweist, welche Freude es seinen Freunden war, ihm Freude zu machen.

Neben Lukas Kranach war Hans Lufft, der „Bibeldrucker", der bedeutendste Mann der Bürgerschaft. Eine unglaubliche Menge von Streitschriften, Sendschreiben, Büchern und Predigten sind aus seiner Offizin in die Welt hinausgegangen und Papier, Lettern und Satz der ersten Gesamtausgabe von Luthers Bibel verkünden noch heute die Tüchtigkeit dieses soliden Geschäfts. Luthern verdankt die Firma es, daß der Papst das Lesen aller bei ihr gedruckten Bücher mit harten Strafen bedrohte, was nicht hinderte, daß Lufft durch sie zum reichen Manne geworden ist, während Luther, verglichen mit ihm, ein armer Mann blieb. Den Jahrestag des Erscheinens der Gesamtbibel, Gründonnerstag 1534, pflegte Lufft mit einem Feste zu feiern, bei dem er es an Getränken für seine Gäste und namentlich für sich nicht fehlen ließ, weil er, wie er sagte, das

Höllenfeuer dämpfen müsse, zu welchem der Papst ihn verurteilt habe. Sehr viel weniger zufrieden als mit Lufft, war Luther mit dem andern Drucker, Grüneberg, der, namentlich während Luther auf der Wartburg war, durch Säumigkeit, Unordnung, Verlieren von Manuskript und inkorrekten Satz seine Geduld stark in Anspruch nahm und den er darum den unverbesserlichen Hans, Joannes in eodem tempore, nennt, den Hans, der aus seinem Tempo nicht herauszubringen ist. Natürlich haben sich diese reichen geselligen Beziehungen erst allmählich herausgebildet, aber man hat doch schon 1517 bei Beginn des Thesenstreits den Eindruck, daß Luther in der Bürgerschaft und bei Hof festen Boden unter den Füßen hatte, so daß die lokalen kirchlichen Behörden einem Konflikte mit ihm gern aus dem Wege gingen. Der bedeutendste Professor an der Universität war doch auch für den Bischof ein Mann, mit dem man nicht gern sich entzweite. Von fanatischen Regungen in der Bürgerschaft aber war für Luther um so weniger zu fürchten, als er schon bei seiner Rückkehr aus Rom in Wittenberg einen Streit der Geistlichkeit und des Stadtrats mit dem Bischof von Brandenburg vorfand.*) Der Wittenberger Klerus hatte eine vom Bischof auf seinem Schlosse zu Ziesar im Juni 1512 abgehaltene Synode nicht besucht und verweigerte die Entrichtung der dort beschlossenen Umlage. Anderseits hatte der Rat einen aus dem Gefängnis entflohenen Geistlichen unter Verletzung des Asylrechts aus seinem Kloster ins Gefängnis zurückgebracht. Am 21. November 1512 befahl nun der Bischof dem Klerus, daß ein deshalb von ihm verhängtes Interdikt in allen Kirchen durchzuführen sei, aber die Geistlichkeit, die selbst mit dem Bischof zerfallen war, verweigerte den Gehorsam. Die Sache wurde durch alle Instanzen verfolgt und erst nach erfolgter päpstlicher Entscheidung leistete der Rat dem Bischof Genugtuung und Abbitte, worauf am 5. April 1515 das nie vollzogene Interdikt wieder aufgehoben wurde. Daß infolge dieser Konflikte eine antiklerikale Stimmung in der Bürgerschaft aufgekommen wäre, ist aber nicht ersichtlich und Luther selbst hatte nicht diesen Eindruck.

In die Periode dieser Streitigkeiten dürfte eine Synodalrede fallen, die Luther für den Propst von Leitzkau verfaßte, und die beweist, daß Luther in den Jahren 1512—1515 sich bereits mit Gedanken der kirchlichen Reform trug. Auf die Seite der Wittenberger in den eben er-

*) Vgl. darüber Brieger, Zeitschrift für Kirchengeschichte 11, 110.

wähnten Händeln war die Geistlichkeit des Archidiakonatsbezirks von Leitzkau getreten, weshalb der Bischof das Interdikt auch auf diesen Bezirk ausdehnte. Mit dem Propste, der diesem Bezirke vorstand, finden wir Luther eben damals in freundschaftlichem Verkehr. Es ist ein bemerkenswertes Zeichen des Vertrauens zu dem Wittenberger Augustiner, daß Georg Maskov, der Propst des Prämonstratenserklosters Leitzkau, Luthern ersuchte, ihm für eine Synode, auf der er sprechen sollte, einen Sermon zu schreiben, den er derselben vortragen könne. Daß ein zu einer offiziellen Ansprache verpflichteter Prälat sich seine Rede von einem dazu Begabteren aufsetzen ließ, hat nichts Auffallendes. Ließ sich doch auch der Pariser Rektor Kop seine Aktusrede am Allerheiligenfeste von Calvin verfassen und wie jenem Calvin seine Reformgedanken kühnlich in den Mund legte, so Bruder Martin die seinen dem Prämonstratenser Maskov, doch ohne daß der Propst davon so unangenehme Folgen erlebt hätte wie der Pariser Rektor. Die Rede de emendatione vitae et defectuum verlangte als Erstes Gottes Wort statt der Menschenlehre, mit der der Erdkreis überschwemmt werde, und als Zweites eine strengere Sitte der Geistlichkeit, die sich aber gleichfalls finden wird, wenn sie lesend bei Tag und lesend bei Nacht mit der Schrift wieder vertraut wird. Zu diesem Zwecke wünscht Luther Zurückstellung der Legenden hinter das feste, sicher verbürgte, göttliche Wort. Aber dieses Programm ist doch sehr allgemein und enthält nichts, was nicht jeder Klosterobere einer katholischen Synode hätte ans Herz legen dürfen. Als Prior der Augustiner stand Luther später mit dem Propste von Leitzkau auch in geschäftlichen Beziehungen, indem sein Kloster aus dem Leitzkauer Klosterteiche seine Fische erhielt. Mit der Zeit erwuchs so eine Freundschaft zwischen dem Augustiner und dem Prämonstratenser, die Probe hielt, so daß Maskov 1520 erklärte, er wolle lieber seine Propstei niederlegen als die Bannbulle gegen Luther vollziehen. Der Bischof von Brandenburg scheint übrigens Luthern aus seiner Intimität mit Maskov keinen Vorwurf gemacht zu haben, wie die achtungsvolle Weise zeigt, in der er mit ihm auch nach Ausbruch des Thesenstreits verkehrte. Wann freilich diese Rede gehalten wurde, ist strittig. Man hat an die am 22. Juni 1512 gehaltene Versammlung gedacht, die der Bischof von Brandenburg auf seinem Schlosse zu Ziesar abhielt, aber der scharfe Ton des Tadels der kirchlichen Zustände will nicht zu der Stimmung passen, in der der Verfasser von seiner Reise nach Rom zurückkam. Handelt es sich um eine Synode der Brandenburger Diözese, so käme

eher die Diözesansynode vom 21. Mai 1515 in Betracht. Es liegt aber näher an eine Synode des Archidiakonatsbezirks von Leitzkau zu denken, dem Wittenberg selbst angehörte, so daß bei derselben auch die Wittenberger Geistlichkeit zu erscheinen hatte. Auf welches Datum dieselbe aber fiel, war nicht zu ermitteln.*)

Die Wendung auf die Reform des kirchlichen Wesens, die auch Luthers Predigten in dieser Zeit nehmen, hängt mit seinem Studium des Paulus und Augustin zusammen, das damals begann und sein Urteil über die kirchliche Praxis allmählich umgestaltet. Eine Wirkung der Romfahrt darf man in ihr schwerlich sehen.

An der Universität hatte Luther zunächst über den Psalter zu lesen und gerade in dieser Vorlesung fand sein religiöser Sinn und seine poetische Anlage eine tiefe Befriedigung. Durch Jahre wendete er die Übersetzung im Geiste hin und her, die dann auch der am reifsten vorbereitete Teil der Bibelübersetzung geworden ist. Mit dem Kommentar zum ganzen Psalter kam ihm bei der Sorgfalt, mit der er arbeitete, der fleißige und stets auf einen nächsten Zweck konzentrierte Bugenhagen zuvor, der als alter Präzeptor der Mönche der Arbeit völlig gewachsen war. Über den Eindruck, den Luthers Psalmenvorlesung auf die Studenten machte, sind wir durch einen jungen Hildesheimer, Oldekop, unterrichtet, der zehn Jahre jünger war als Luther und sich in den Jahren 1513 und 1514 eng an ihn anschloß, um später sein leidenschaftlicher Gegner zu werden. Oldekop hörte Psalmen und paulinische Briefe bei dem Augustiner und erzählt selbst: „Ich war damals 21 Jahre alt und hörde de Lectiones von Martino gern. Ich ging ock tho alle sinen Predigen und kam mit ehme in sünderliche Kundtschaft; he was min Bichtvader, ock diende ick ihm offt tho der Messe. De Studenten hörten ihn gerne, weil er die lateinisch Wort so tapper verdutschet.“ Im Jahre 1513 erzählt Oldekop weiter, habe Luther sein erstes Buch drucken lassen, „mit großen rothen Buchstaben, die über die Maßen groß waren“, der Titel habe geheißen Preceptorium D. Marthini Lutheri; „weren de tein Gebode Goddes“. „Das Buch war voll der tofelle (casus) und Materien zu disputiren und das war des neuen Doctoris Martini Lutheri beste Lust, und ist nicht unrecht, wenn die jungen Doctores und Magisteri ohne Hader und Zancken disputieren können, aber das konnte Martinus Luther nicht wohl thun.“

---

*) Brieger a. a. O.

Von Luthers Predigten sagt Oldekop, Luther sei oft heftig auf der Kanzel gewesen und strafte die Sünde ohne allen Unterschied und Furcht, „aber de Hoffart wart dar gesporet.“ Auch die Akademiker schonte er nicht. Er hatte erfahren, daß die Studenten bei ihren Festen, bei denen sie tranken und fröhlich waren, die Bürgerstöchter zum Tanze baten. Zuweilen baten auch die Jungfrauen die Studenten und setzten wiederum der Studenten Barette auf, „darendgegen predigte Doctor Martinus hart und scharf, daß darnach die Eltern ihre Töchter, die mannbar waren, in ihren Häusern behielten und dadurch kriegte Luther bei den vornehmsten Bürgern Anhang, Zulauf, Ehr und Preis.“ Auch in der Seelsorge zählte der schwarze Mönch unter die strengen Priester. Er selbst bekennt sich dazu (1518), daß er die Kranken auf dem Todbette nicht mit kindischen Hoffnungen hinhalte, sondern er sage ihnen: „Ermanne dich und bis keck (sei tapfer), denn solchen Schall machet gewißlich das Wort Gottes im Herzen, wenn es recht kompt. Darum sollt man die Weiber und weibische Geplapper weit von den kranken und sterbenden Menschen treiben, die da sagen: Lieber Gevatter und lieber Hans, es hat noch nicht Not, ihr werdet wohl wieder gesund, selig und reich. ... Darumb spreche ich wieder: Liebe Gevatter, freßt euern faulen Brei selbst, ich wart des täglichen Brots, das mich stärkt. Und also soll man die Kranken nur frisch zum Tode stärken und die Leidenden nur zu mehr Leiden reizen.“ Zu den Zeloten gehörte der Pater darum dennoch nicht. Wir wissen aus hundert Beispielen, wie er zu trösten verstand und zahlreiche Zeugen versichern, daß er betete, wie sie nie hätten beten hören. Neben den Klosterpredigten wurden ihm, als der Pfarrer Brück erkrankte, auch die Predigten in der Stadtkirche aufgeladen, so daß er in den Feiertagen zuweilen vier conciones an einem Tage zu halten hatte.

Ein strenger Mönch ist Luther in diesen Jahren in keiner Weise aus dem Rahmen der klösterlichen Gewohnheiten herausgetreten. Wie jeder andere Bruder absolviert er an den sieben Gebetsstunden seine Pater Noster und Ave Maria. Hat die Menge der Arbeit ihn in der Woche daran verhindert, so schließt er sich am Sonntag in seine Zelle und spricht die ganze Zahl der Tagesgebete siebenmal, um für die ganze Woche das Versäumte nachzuholen. „Das treib ich so lange, bis ich dämisch im Kopfe ward und durch fünf Wochen das Tageslicht nicht anblicken konnte.“ Selbst sein Freund Amsdorf, der sich davon längst emanzipiert hatte, pflegte über diese Gewissenhaftigkeit des Doktors zu lachen. Noch 1516

klagt Luther seinem Lang, daß er selten volle Zeit habe, die Horen zu absolvieren und Messe zu halten „außer den eigenen Versuchungen mit Fleisch, Welt und Teufel". Auch Melanchthon wollte ihn später von dem Nachholen der Horen abhalten, mit dem Einwand, wenn er sie einmal versäumt habe, so sei die Sünde begangen, eine abgelaufene Stunde lasse sich nicht nachholen. Die Einhaltung dieser Ordnungen gehörte aber zur Regel und so lang er Mönchsoberer war, wollte Luther seinen Untergebenen kein schlechtes Beispiel geben. Meist arbeitete er täglich bis die Müdigkeit ihn überwältigte. Dann ging er zu seinem Bette, das er vorfand, wie er es am Morgen verlassen — non stratum per totum annum — „und fiel also in das Bette". Daß er bei solcher Lebensweise nicht gesunden konnte, ist einleuchtend. Gemütlich und körperlich hatten diese Übertreibungen zuweilen wieder dieselben Folgen wie einst in Erfurt. So gehört in die Zeit, als er bereits Doktor war, Ratzebergers Erzählung, der Präzeptor des Herzogs Johann Ernst, des Bruders Johann Friedrichs, habe Luthern mit einem Freunde besuchen wollen, die Mönche hätten ihnen aber gesagt, Luther halte sich schon die ganze Zeit auf der Stube, ohne ordentlich zu essen und zu trinken. Da auf ihr Klopfen Luther nicht antwortete und sie durch einen Spalt ihn am Boden liegen sahen, drangen sie mit Gewalt ein und fanden ihn auf seinem Angesicht liegend mit ausgestreckten Armen in tiefer Ohnmacht. Nachdem sie ihn hinuntergetragen und wieder zu sich gebracht, fangen sie an leise zu musizieren. „Da solches geschieht, kommt D. Luther allgemach wieder zu sich selbst, und verging ihm seine Schwermuth und Traurigkeit, also daß er auch anfehet mit Ihnen zu singen. Hierüber wird er so frolich und bittet gedachten Magister Lukas und seine gesellen ufs vleissigste, sie wollten in ja oft besuchen, insonderheit wan sie lust zu musiciren hätten und sich nicht irren noch abweisen lassen." Aus der Zeit seiner ersten Psalmenvorlesungen, also gleichfalls aus dieser Periode, erzählt er selbst, daß er des Nachts, als er nach dem Gesang der Mitternachtsmesse noch im Rempter saß und studierte, den Teufel dreimal deutlich rauschen hörte, als ob er einen Scheffel nach der Hölle schleife. Da habe er seine Bücher zusammengepackt und sei zu Bett, habe dann aber bedauert, den Bösen nicht noch weiter beobachtet zu haben. „So hab ich ihn sonst auch ein Mal über meiner Kammer im Kloster gehört, aber da ich vermerkt, daß er's war, acht ich's nicht und schlief wieder ein." Normal war sein Zustand also immer noch nicht, im Gegenteil läßt die Regelmäßigkeit, mit der „die An-

fechtung" sich durch all die Jahre wiederholt, auf eine zirkuläre Psychose schließen, deren Anfälle zwar nach Gründung seines eigenen Hausstandes seltener auftreten, aber niemals ganz aufgehört haben. Immerhin sind die freien Zeiten jetzt die Regel, während sie in der letzten Erfurter Periode die Ausnahme gewesen waren. Im Jahre 1519 bezeugt Petrus Mosellanus, daß Luther von Fasten und Askese so mager sei, daß man jede Rippe an seinem Leibe zählen könne. Die ersten Lutherbilder Kranachs aus dem Jahre 1520 zeigen einen abgemagerten Mönchskopf, mit tiefliegenden Augen voll Schwermut und geheimer Trauer. „Bete für mich," schreibt er selbst 1516 an den Propst von Leitzkau, „denn mein Leben kommt täglich dem Grabe näher, da ich täglich schlimmer und elender werde." Aber der Tüchtigkeit seiner Leistungen tat das geheime Seelenleiden keinen Abbruch. Kein beliebterer Lehrer stand auf dem Katheder als er, und sein Kloster wußte die jungen Augustiner nicht zu fassen die nach Wittenberg drängten, um unter seiner Leitung zu studieren. In mehr als einem Briefe hat er zu schelten, daß man ihm Scharen von Mönchen zusende, ohne zu sagen, wo in aller Welt er diesen Haufen in ordnungsmäßiger Weise unterbringen solle. Ein nicht minder sprechender Beweis, wie hoch der Dreißigjährige bereits im Orden gefeiert war, ist seine Erwählung zum Distriktsvikar, als welcher er den Generalvikar für Sachsen und Thüringen zu vertreten hatte. Mit dieser Wahl durch das Kapitel, das am 1. Mai 1515 zu Gotha gehalten wurde, trat der seitherige Subprior unter die Häupter seines Ordens. Gotha bekam bei dieser Gelegenheit eine seiner gewaltigen Kanzelreden zu hören, die sich dieses Mal „gegen die kleinen Heiligen im Kloster" richtete. Dieselbe hat sich in Langs Nachschrift erhalten und geht der Lästersucht, Ohrenbläserei und dem ewigen Richten der Mönche übereinander scharf zu Leib. Die Predigt machte solches Aufsehen, daß der berühmte Kanonikus Mutian in Gotha sich des früheren Erfurter Magisters erinnerte. Luther konnte sich indessen bei einer späteren Klostervisitation nicht zu einem Besuche bei dem Gönner des Crotus, Hutten und der andern Poeten entschließen, sondern ließ es bei einem höflichen Briefe vom 29. Mai 1516 bewenden, in dem er, doch wohl mit einiger Ironie, erklärt, als bäuerischer Korydon, der unter Gänsen zu schreien gewöhnt sei, habe er es nicht gewagt, sich unter Mutians Jünger zu drängen. Luthers Distrikt umfaßte elf Klöster, darunter Wittenberg, Dresden, Herzberg, Gotha, Langensalza, Nordhausen, Sangerhausen, Erfurt, Magdeburg, Neustadt und Eisleben. Für die süd-

deutschen Konvente wurde jener Besler Distriktsvikar, den der General in Rom einst in S. Maria del popolo als Gefangenen behandelt hatte. In solchem Amte finden wir Luther viel unterwegs auf Visitationen in Grimma, Himmelspforte, Kemberg und den andern genannten Orten. Sein erstes Geschäft war die Einweihung eines neuen Augustinerkonvents, den Albrecht von Mansfeld zu Eisleben gestiftet hatte, an dem Orte, wo Luther geboren und gestorben ist. Wahrscheinlich bei dieser Prozession, in der er mit Staupitz neben dem Venerabile herging, überfiel ihn ein plötzlicher Schauder, der nach dem Volksmunde jeden anwandelt, der auf sein Grab tritt. Bei solchen Visitationen ordnete der neue Distriktsvikar große und kleine Dinge. Auch Fragen der mönchischen Kleidung, ob die Novizen innerhalb und außerhalb des Klosters dasselbe Habit tragen dürfen, sind ihm wichtig. Er verschmäht es nicht, seinem Freunde Lang Belehrung über die Führung der Bücher zu geben, in denen der Prior täglich einzutragen hat, quantum cerevisiae, quantum vini, quantum panis, quantum carnis jeden Tag gebraucht worden sind und wieviel der Unterhalt der Gäste erfordert. Selbst ein Formular stellt er dafür auf. So nur könne festgestellt werden, ob das Kloster noch ein Kloster sei oder eine Herberge. Namentlich die Terminierenden solle der Prior genau beaufsichtigen, samt den Gästen, die sie zuschleppen, damit man ihnen, die auf ihre Nützlichkeit so stolz sind, eine Gegenrechnung machen könne.

Trotz seiner gewaltigen Arbeitskraft wachsen ihm die Geschäfte zuweilen über den Kopf und am 26. Oktober 1516 schon schreibt er an Lang: „Ich brauche zwei Schreiber oder Kanzler, schreibe den ganzen Tag Briefe, bin Prediger bei Tisch, Prediger in der Klosterkirche und Prediger in der Stadtkirche. Ich bin Leiter des Studiums, ich bin Ordensvikar, d. h. soviel als elfmal Prior. Ich bin gesetzt über den Leitzkauer Fischteich. Ich führe den Prozeß der Herzberger Mönche in Torgau. Ich lese über Psalmen und Paulus. Siehe, was für ein müßiger Mensch ich bin.“ Wie seine Verfügungen in praktischen Fragen ein Zeugnis seiner Treue auch im kleinen sind, so geben seine disziplinären Anordnungen das Bild eines ernsten und liebevollen Vorgesetzten, der jedem schwachen oder fehlenden Bruder das sein möchte, was ihm einst Staupitz war. Wie grundfalsch ist doch die Vorstellung, die die Welt sich aus den späteren Streitschriften von Luthers Wesen gemacht hat! Ein tiefes Erbarmen, warm empfundene Teilnahme für die Irrenden, Mitleid für die Gefallenen, Güte und Menschenliebe ist die Grund-

stimmung seiner amtlichen Schreiben. In Dresden war ein Mönch, nachdem er dem Kloster Schande gemacht hatte, entlaufen, hatte sich dann aber in das Mainzer Augustinerkloster geflüchtet. Luther mußte ihn reklamieren. Er tut es in folgendem Schreiben an den Mainzer Klostervorstand: „Es ist die böse Nachricht zu mir gekommen, daß sich einer meiner Brüder, Georg Baumgärtner, aus unserem Dresdener Kloster bei Euch aufhalte, der leider aus Ursachen und auf Wegen zu Euch gekommen ist, die schmachvoll sind. Ich danke aber Euerer Treue und willigen Dienstfertigkeit, daß Ihr ihn aufgenommen habt, damit der Schande ein Ende würde. Es ist mein verloren Schaf, mir gehört es; meine Sache ist es, es zu suchen und aus der Irre zurückzuführen, wenn es dem Herrn Jesus gefällt. Ich bitte Euch daher, ehrwürdiger Vater Prior, um des gemeinsamen Glaubens an Christum und des gemeinsamen Bekenntnisses zum heiligen Augustin willen, wenn es Euerer dienstfertigen Liebe irgendwie möglich ist, so schickt ihn zu mir, sei es nach Dresden oder nach Wittenberg, oder überredet ihn vielmehr dahin zu gehn, und stellt es ihm freundlich vor, daß er freiwillig komme. Mit offenen Armen werde ich ihn aufnehmen. Er mag nur kommen, von mir hat er keine Kränkung zu fürchten. Ich weiß, daß Ärgernis kommen muß und es ist kein Wunder, daß der Mensch fällt, es ist nur ein Wunder, wenn er wieder aufsteht. Fiel doch selbst ein Engel im Himmel und Adam sogar im Paradies. Auch Petrus ist gefallen und täglich kommen die zum Himmel ragenden Zedern des Libanon zu Falle. Was Wunder also, wenn ein Rohr vom Sturmwind hin- und hergetrieben wird." Der jugendliche Vikar ist fast strenger gegen die „kleinen Heiligen", die sich für Lilien und Rosen unter den Dornen halten, als gegen die Sünder, und mahnt Lang, er solle eines zu Fall gekommenen Bruders Schandendeckel sein, wie Christus unser aller Schandendeckel ist. Gott sei wunderbar in seinen Ratschlüssen, er treibe oft Sünde durch Sünde aus, so daß ein solcher Gefallener nachher oft besser sei als zuvor. Am rührendsten ist er, wo er einen schwermütigen Bruder tröstet, wie jenen Lektor Leiffer in Erfurt, der von der Mönchskrankheit Ähnliches erduldet, was „hui", auch er erfahren hat und noch erfährt. „Vom Kreuze Christi kommt auf jeden sein Teil, stoße es also nicht von dir, sondern lege es als eine hochheilige Reliquie in einen goldenen Schrein, nämlich in dein liebendes Herz." Für einen Augustiner in Memmingen hatte er einige Besorgungen gemacht. Der Mann scheint viel auf sich gehalten zu haben. So schreibt

ihm Luther: „Ich möchte wissen, wie es um Deine Seele steht, ob sie endlich ihrer eigenen Gerechtigkeit überdrüssig ist und danach begehrt in Christi Gerechtigkeit fröhlich und getrost zu sein ... Hüte Dich, mein Bruder, jemals einer solchen Reinheit nachzutrachten, daß Du Dir nicht mehr ein Sünder scheinen, ja gar kein Sünder mehr sein willst, denn Christus wohnet nur unter Sündern. Dazu ist er ja herabgekommen vom Himmel, wo er unter Gerechten wohnt, damit er auch unter Sündern wohne. Wenn Du eine Lilie, eine Rose Christi bist, dann wisse, daß Dein Wandel unter Dornen sein muß. Sieh nur zu, daß Du nicht durch Ungeduld, leichtfertiges Richten oder geheimen Hochmut selbst ein Dorn werdest." So ist er bei aller Freundlichkeit und Milde von weichlicher Schwäche weit entfernt. Er verpflanzt einen Bruder aus Wittenberg nach Erfurt mit der Weisung ihm ritus et ordinis mores beizubringen. Selbst sein Freund Lang entgeht gegebenen Falls nicht seiner Zurechtweisung. Fehlen die kirchenordnungsmäßigen Bedingungen, so weist er auch vornehme Postulanten kategorisch zurück. Da gilt kein Ansehen der Person. Unbotmäßige Brüder versetzt er in andere Konvente. In Neustadt setzt er sogar einen Prior ab „im Namen des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes", weil er ihn für den Unfrieden im Konvente verantwortlich macht. Aber er sagt auch den Brüdern, sie sollten mehr beten, denn ohne das würden sie keinen Frieden finden, auch wenn Johannes der Täufer in Person ihr Prior würde. Alle seine Briefe sind auf den Ton milder Trauer und brüderlicher Freundlichkeit gestimmt und erinnern nirgend an eine sinkende oder verwilderte Genossenschaft. Die Korrespondenten sind fromme Mönche, die mit den Karikaturen des Crotus keine Ähnlichkeit haben. Wie sehr Luther das Vertrauen der Brüder besaß und welches die Art des Verkehrs war, zeigt in rührender Weise die Erzählung des pommerischen Chronisten Berkmann von einem Prior Johann Vogt, der wie Luther aus Eisleben stammte und um 1516 Gast im Wittenberger Kloster war. „Ein alt Mann, wenn der nicht konnte raten der unrechten Lehre, so pflegte er stets zu sagen: ‚Ik will's meinem Sohn Martino klagen', wente he wußte wol, was in ihm stak." Er selbst, der in seiner Zelle sich in innern Kämpfen zerreibt, ist ein ganz anderer, wo er im Leben praktischen Aufgaben gegenüber steht. Und es war gut, daß er bei diesen Visitationsreisen die kirchlichen Zustände so kennen lernte, wie sie waren. Es gab ihm diese genaue Kenntnis der wahren Lage den kirchlichen Autoritäten gegenüber, die ihres Amtes so

schlecht gewaltet hatten, die innere Freiheit, ohne die er seinen Kampf gegen Rom weder begonnen, noch durchgeführt hätte. Er lernte bei seinen Visitationen das ganze Elend der Mönchszelle und des unteren Klerus kennen und macht die Bischöfe für all diesen Jammer verantwortlich. Ein wahrhaft vernichtendes Urteil über die sittliche Beschaffenheit des Episkopats spricht er bereits am 8. Juni 1516 aus, als Spalatin von ihm zu wissen wünscht, was er von dem Plane des Kurfürsten halte, Staupitz zum Bischof von Chiemsee zu machen? Dazu, meint Luther, sei der Mann wahrlich zu gut, sich auf eine Bank mit diesen Sodomitern und Römlingen zu setzen, unter denen die Soldaten und Familienwirte noch die besten seien. Der Kurfürst möge in weltlichen Dingen weise sein, in geistlichen sei er siebenfach blind samt seinem Pfeffinger, das könne er jedermann als seine Meinung wissen lassen.

Weit mehr als die römische Reise haben die Rundreisen in Deutschland ihm die Augen über den grenzenlosen Verfall der Kirche geöffnet, denn auch im eigenen Vaterlande fand er „schnarchende Priester und eine mehr als ägyptische Finsternis". Zunächst wurden diese Eindrücke in seinen Predigten laut und darin darf man vielleicht eine Nachwirkung seiner italienischen Erfahrungen sehen, daß die Exzesse des Heiligendienstes ihn ganz besonders entrüsteten. Er sieht in dieser vielköpfigen Schlange des Aberglaubens ein neues Heidentum, indem das Volk für jedes Bedürfnis an einen besonderen Heiligen sich wendet. Bei solchen Thematen regt sich denn in Luther auch zuerst der in ihm steckende große Humorist, der so wenig wie Geiler von Kaisersberg oder Thomas Murner ein heiliges Ostergelächter in der Kirche verschmäht. Wie unsere Bauern die Bohnen am Bonifaciustage stecken, so sagt er in einer Predigt von 1515, der heilige Valentin werde darum gegen die fallende Sucht angerufen, weil der gemeine Mann seinen Namen von Fallen ableite. So soll der heilige Rochus gegen Gottes Rache angerufen werden, damit die Sünde ungerochen bleibe und aus gleichem Grunde rufen die Weiber, wenn sie etwas verloren haben, den heiligen Vinzentius an, weil der gut fürs Finden ist. Auch gegen die Feste der heiligen Anna, die der Bergmannssohn einst so inbrünstig verehrt hat, spricht er sich aus, weil die Schutzpatronin des Bergwerks nur noch um schnödes Silber und Gold angerufen wird und die Mönche sie als Spenderin des Reichtums preisen, statt auf das arme Leben der Apostel hinzuweisen. Nach Oldekop sagte Luther einmal in einer Predigt, jeder Heilige im Himmel habe seinen

eigenen Befehl; den einen Heiligen riefen sie an, wenn ihnen die Zähne wehe täten, den andern, wenn ihnen die Augen wehe täten. So habe er namentlich über Sankt Valentin, Servatius, Wendelin und Sankt Christophorus gespottet. Auf Sankt Christophorustag hätten sie in Wittenberg vierstimmig gesungen: „Sankt Christophorus, viel heiliger Mann.“ Wenn aber D. Martinus das hörte, „so wollte er als man secht uth dem Felde fahren“. Auf diese Weise werde Gott hinter die Türe geschoben und die Heiligen würden an den Tisch obenan gesetzt und Gott der Schöpfer aller Dinge müsse sie leiden. Dennoch hält auch Luther noch Predigten auf die Hauptheiligen, wie den von den Heiden geschundenen S. Bartholomäus. Verachtet er die Märchen der legenda aurea, so erbittet er sich dafür von Spalatin den catalogus virorum illustrium des Hieronymus, um eine Unterlage für seine Apostelpredigten zu haben. Auch die kirchliche Ausbeutung des Aberglaubens entgeht seiner Rüge nie. Er erwähnt neben den betrügerischen Wundern, Visionen und Weissagungen auch die falschen Reliquien. So habe jüngst in der Umgegend einer Heu gezeigt, auf dem Christus geschlafen habe, und er ruft sein Wehe über solche falsche Propheten. Nicht minder eifert er gegen die Wallfahrten, die oft das ganze Haus zugrunde richten. Wenn das Gesinde nicht arbeiten will, dann macht es eine Wallfahrt. Er aber sagt in einer Predigt: „Wenn der Geist des Wallfahrens in dein Weib oder in deinen Knecht fährt, so höre meinen Rat, nimm einen Kreuzstock von Eichenholz und heilige ihren Rücken tapfer mit einigen Schlägen und du wirst sehen, wie durch diesen Finger Gottes jener Dämon ausgetrieben wird.“ Das war die Sprache, die das Volk verstand. Meinten einige, er habe einen zu gelben Schnabel, um alte Schälke zu bessern, so ist doch übereinstimmend bezeugt, wie er gerade solche praktische Predigtkurse unter allgemeinstem Zudrang der Gemeinde absolvierte. Wie diese zunehmende Polemik gegen den kirchlichen Werkdienst parallel ging mit seiner fortschreitenden Erkenntnis der paulinischen Theologie, werden wir noch erfahren. Bei seinem großartig offenen Gemüte wurden seine theoretischen, wie seine praktischen Erkenntnisse sofort auch auf der Kanzel laut. Was er erlebte, innerlich und äußerlich, blieb auch der Gemeinde kein Geheimnis.

Eine bedeutsame Feuerprobe hatte Luthers seelsorgerliche Treue zu bestehen, als im Herbste 1516 wieder einmal die Pest in Wittenberg ihren Einzug hielt. Ruhig wie sonst besorgte der Pater seine Geschäfte, deren Menge ihn bereits zu erdrücken begann und die ihm zu seinem Kummer

nicht Zeit ließen, alle seine Stundengebete zu sprechen und täglich Messe zu halten. Seine Vorlesung, meint er, werde ihm die Pest vielleicht schließen, die rechts und links von ihm Opfer einfordert. „Bei dem Schmied, unserem Konvent gegenüber, war gestern ein Sohn noch gesund, heute ist er tot und der andere liegt darnieder. Ja, die Pest ist da und schreitet fort, grimmig und schnell, zumal unter der Jugend.“ Langs Einladung aber, nach Erfurt zu fliehen, lehnt er ab. „Der Erdkreis wird, hoffe ich, nicht einfallen, wenn Bruder Martin fällt.“ Die Brüder wolle er in andere Klöster verteilen, falls die Epidemie zunimmt, er aber sei hierher gesetzt und so lang es ihm nicht kraft des Mönchsgehorsams auferlegt werde, wolle er seinen Posten nicht verlassen. Nicht als ob er den Tod nicht fürchte, er sei nicht der Apostel Paulus, sondern nur sein Ausleger, aber Gott werde ihn, wie er hoffe, auch von seiner Furcht erlösen. Bei dieser aufreibenden Tätigkeit, deren einzelne Bestandteile er seinem Freund Lang aufzählt, wird es in ihm stille. In einsamer Zelle hatte es in ihm gestürmt und getobt; bedrängt und überhäuft von Geschäften stellt sich das innere Gleichgewicht in ihm wieder her. So schreibt er an den Prior von Neustadt an der Orla, Gottes Frieden finde man mitten im Unfrieden, von ihm heiße es, „du sollst herrschen inmitten deiner Feinde“. Nicht der habe Frieden, den niemand stört, sondern der, den jeder stört und der gleichwohl das alles ruhig und freudig erträgt. Du sprichst mit Israel: „Friede, Friede!“ und ist doch kein Friede. Sprich lieber mit Israel: „Kreuz! Kreuz!“ und ist doch kein Kreuz. Das „Angelaufenwerden alle Tage“, von dem der Apostel Paulus spricht, hat auch er als Ordensoberer stündlich zu erfahren, aber er seufzt darüber nicht, sondern er kommt zu dem Satze, mit dem er bald darauf seine 95 Thesen schloß, daß der von der Welt gepriesene Friede kein Friede und das von der Welt gefürchtete Kreuz kein Kreuz sei, „denn dieses hört auf ein Kreuz zu sein, sobald du fröhlich sprichst: ‚O, gesegnetes Kreuz, unter allem Holze ist dir keines gleich‘“.

VI

Die Reuchlinistenfehde.

Durch sein Vikariat stand Luther nun an der Spitze der sächsischen Observanten, zugleich aber hatte er als Lehrer der Hochschule eine so bedeutende Stellung gewonnen, daß er jetzt bereits eine der hervorragenden Persönlichkeiten im Kurstaate war. Der Distriktsvikar der Augustiner war eine der Autoritäten, nach denen sich ganz von selbst die Blicke wendeten, wenn eine Frage auftauchte, in der die öffentliche Meinung zwischen Gründen und Gegengründen ratlos hin- und herschwankte. Das zeigte sich zuerst in dem großen Kampfe der Humanisten und Scholastiker, der zwischen 1510 und 1516 die Gemüter der Gebildeten in ganz Europa in Aufregung hielt. In Sachen Reuchlins wollten nicht nur die gelehrten Freunde Luthers Meinung kennen, sondern auch in der Burg legten der Kurfürst und die Herren bei Hof großen Wert darauf zu wissen, wie der Augustinervikar sich zu dem Streite stelle, der seit dem Jahre 1510 zwischen den Dominikanern und dem Vater der hebräischen Studien in Deutschland, dem würdigen Johann Reuchlin, entbrannt war. Während Luther in Rom war, hatte diese Fehde große Dimensionen angenommen und es ist ein Beweis, wie rasch Pater Martin durch seine Predigten sich das Vertrauen der Herren am Hofe erworben hatte, daß gegen Ende des Jahres 1513 Spalatin ein Gutachten Luthers über diese ganz Deutschland erregende Frage einforderte.

Zu Anfang des Jahres 1510, als Luther in Erfurt über die Sentenzen las und die Erfurter Revolution im besten Gange war, geschah es, daß ein getaufter Jude mit Namen Pfefferkorn an Johann Reuchlin in Stuttgart das Ansinnen stellte, er solle sich an einer Visitation der Judenbücher beteiligen, die nach seiner Denunziation Lästerungen Jesu Christi enthielten, und darum auf Befehl des Kaisers Max vernichtet werden sollten. Zu dieser Visitation hatte der Proselyt selbst das Mandat

erhalten. Hinter ihm standen die Dominikaner Kölns, die gegen die Juden unter diesem Vorwande vorgehen wollten, um ihnen ähnliche Schicksale am Rheine zu bereiten, wie sie die spanischen Juden unter Kardinal Ximenes erduldeten. Haß auf die eigenen Volksgenossen, von denen er abgefallen war und die ihn verfolgten, scheint bei dem Proselyten Pfefferkorn, Neigung von den Juden Geld zu erpressen, scheint bei seinen Hintermännern das Motiv des unsauberen Handels gewesen zu sein. Reuchlin wies den unheimlichen Menschen ab, indem er die Rechtskraft seines Mandats bestritt, das formale Mängel habe. Da aber die Kölner ihren Anschlag festhielten, wurde Reuchlin, als Senior der hebräischen Studien in Deutschland, von der Reichskanzlei in Mainz aufgefordert, ein Gutachten darüber abzugeben, ob man nicht den Juden ihre sämtlichen Bücher, ausgenommen das Alte Testament, abnehmen und verbrennen solle? Reuchlins Gutachten ging dahin, daß man die wenigen jüdischen Fabelbücher, welche wirklich Lästerungen Christi, der Mutter Gottes und der Apostel enthielten, wie die Tholdoth Jeschu, Sepher Nizahon u. dgl. verbrennen möge, daß aber die Vernichtung des Talmud und der kabbalistischen und exegetischen Literatur der Rabbinen eine schwere Schädigung der Wissenschaft sein würde, da dieselben ein unentbehrliches Hilfsmittel zum Verständnis des Alten Testamentes bildeten. Um jedoch nicht den Schein auf sich zu laden, als ob er es mit dem Widerspruch der Juden gegen die christliche Wahrheit leicht nehme, kam er zu dem Schlußantrage, „daß man der Juden Bücher nicht verbrennen solle, sondern sie durch vernünftige Disputationen sanftmütig und gütlich zu unserem Glauben mit der Hilf Gottes überreden“. Gegen dieses Gutachten schrieb nun Pfefferkorn eine Schmähschrift unter dem Titel „Handspiegel“, in welchem er Reuchlin jede selbständige Kenntnis des Hebräischen absprach und sogar bezweifelte, daß dieser seine Grammatik selbst verfaßt habe. Dazu verdächtigte er den alten Herrn, sein Gutachten sei von den Juden erkauft. Als der so beschimpfte Gelehrte von Kaiser Max die versprochene Genugtuung nicht erhielt, beschloß er sich selber zu arzneien und antwortete auf Pfefferkorns Handspiegel mit einem Augenspiegel, wie man damals die Brille nannte, die auch auf dem Titelbilde abkonterfeit war. In dieser Schrift behauptet Reuchlin, daß „der getaufft Jud“ nicht weniger als vierunddreißig Lügen gegen ihn vorgebracht habe. Er erklärt, „daß er all sein Lebtage von seinen kindlichen Zeiten bis auf diese Stunde von den Juden oder von ihretwegen weder Heller noch Pfennig, weder Kreuz

noch Münz, nie empfangen, genommen, noch verschafft habe, auch insbesondere diesen Ratschlag betreffend ihm nichts dergleichen versprochen und erboten worden sei". Vielmehr gibt er Pfefferkorn den Vorwurf zurück, da der Schelm jetzt schon mit seinem Libell mehr Gulden aus ihm gelöst habe als Judas Pfennige aus unserem Herrn Gott. Der Behauptung aber, daß er seine hebräische Grammatik gar nicht selbst verfaßt habe, setzte er die stolze Erklärung entgegen, keiner habe vor ihm die hebräische Sprache in ein Buch reguliert, „und wenn dem Neid sein Herz bersten sollte, dennoch bin ich der Erste". Aus dem Prioritätsstreit wurde alsbald ein Ketzerprozeß. Die Kölner Dominikaner traten zugunsten ihres Schützlings in Tätigkeit. Wie Reuchlin selbst, so waren auch der Dominikanerprior Jakob Hochstraten, ferner Viktor von Carben, vormals Rabbiner, jetzt Kölner Prediger, und außerdem die Fakultäten von Köln, Mainz, Erfurt und Heidelberg von der Mainzer Reichskanzlei zu Gutachten aufgefordert worden. Zugleich übergab die Kölner Fakultät, die durch päpstliche Vollmacht das oberste Zensurrecht in Deutschland besaß, Reuchlins Augenspiegel ihrem Doktor und Professor Arnold Lugde von Tungern zur Prüfung, ob nichts Ketzerisches in demselben enthalten sei? Auf Tungerns Referat hin warf die Fakultät Reuchlin vor, durch sein Gutachten habe er das Vorgehen des Kaisers gegen die Judenbücher aufgehalten und sich der Begünstigung der jüdischen Treulosigkeit verdächtig gemacht. Sein Augenspiegel werde von den Juden gelesen und verbreitet, diese seien hocherfreut, daß ein christlicher Doktor ihre Schriften schütze. Damit entbrannte denn an allen Universitäten Deutschlands ein leidenschaftlicher Kampf, in welchem, nach anfänglichem Schwanken, die Führer des Humanismus sich gegen die Tyrannei der Dominikaner erhoben. Von der Stärke seiner Position hatte der alte Gelehrte in Stuttgart damals noch keine Ahnung und da ein Konflikt mit den Ketzerrichtern eine sehr ernste Sache war, so war Reuchlin so unklug, zurückzuweichen. Noch ehe das Urteil erfolgt war, wandte er sich in demütigen Briefen an die Glieder der Kölner Fakultät, um den Ketzerprozeß abzuwenden. Ihren Referenten Tungern flehte er an: „Habe Geduld mit mir, ich will Dir alles bezahlen. Befiehl, so stecke ich mein Schwert ein; es krähe mir der Hahn, so will ich weinen; donnere erst, bevor Du blitzest." Natürlich war das das sicherste Mittel, den Übermut der Mönche zur Frechheit zu steigern und Hochstraten als Dekan der Fakultät schrieb ihm nun geradezu, Reuchlin sei der Begünstigung des jüdischen Unglaubens verdächtig und

habe den Juden Anlaß zu neuem Spotte gegen die Christen gegeben. Dazu habe er Stellen des kanonischen Rechts und der heiligen Schrift verdreht, anstößige, übelklingende und für fromme Ohren ärgerliche Behauptungen eingestreut und so seine Rechtgläubigkeit in Frage gestellt. Aus Mitleid indessen will die Fakultät von einem förmlichen Ketzerprozeß Umgang nehmen, wenn Reuchlin eine Reihe von Sätzen seines Gutachtens widerrufen wird. Auch darauf antwortete der geängstete Gelehrte mit einem Dank für die Frömmigkeit und Menschenliebe, die das Schreiben der Kölner Theologen atme, und erklärte sich gern bereit, Belehrung anzunehmen, da er als zweimal verheirateter Laie sich kein Urteil über theologische Fragen anmaße. Nur Eines bittet er. Statt der Revokation, die sie ihm auferlegen und die sie vielleicht nicht genügend finden würden, möge man ihm lieber eine formulierte Erklärung auf seine Kosten zusenden, um unnütze Weitläufigkeiten abzuschneiden. Nach längeren Erwägungen kamen die Kölner Inquisitoren nunmehr zu der Forderung, Reuchlin solle die noch nicht verkauften Exemplare seines Augenspiegels aus dem Buchhandel zurückziehen, er solle den Inhalt desselben widerrufen und versichern, daß er in allem mit der katholischen Kirche übereinstimme, die gottlosen Bücher der Juden aber und insbesondere den Talmud verwerfe. Diese Aufforderung war an den Reuchlin gerichtet, der an Tungern geschrieben hatte: „Es krähe mir der Hahn, so will ich weinen," aber sie traf den alten Schwaben nicht mehr in so weinerlicher Stimmung. An den Universitäten begann es sich zu regen. Zahlreiche Briefe redeten dem Angegriffenen zu, mutig auszuharren und er selbst besann sich, wer er sei und wer jene. Als das Ultimatum der Kölner an ihn gelangt war, erwiderte er, die nicht verkauften Exemplare des Augenspiegels seien Eigentum des Verlegers, er könne sie also nicht zurückziehen. Sein Gutachten aber werde er nicht widerrufen, sondern in deutscher Sprache mit den nötigen Erläuterungen herausgeben. Damit hatte auch er sich für den Kampf entschieden und nachdem er ihn aufgenommen, hat der alte Mann denselben mit großer Energie und überraschender Kühnheit durch viele Jahre fortgeführt. Infolge von Reuchlins Absage gaben die Kölner das ketzerrichterliche Gutachten Tungerns in Druck und ein Überläufer aus dem humanistischen Lager, Ortwin, genannt Ortuinus Gratius, der in Köln bonas literas dozierte, leitete dasselbe mit einem Gedichte ein, das er in der dunkelsten Stunde seines Lebens verfaßt hatte und das ihn teuer zu stehen kam. Zu dem Handspiegel und Augenspiegel fügte Pfefferkorn nun

auch noch einen Brandspiegel, wohl um den Scheiterhaufen Reuchlins anzuzünden. Reuchlin aber warf den Kölnern nun geradezu den Vorwurf ins Angesicht, nur um von den Juden Geld zu erpressen, hätten sie die Visitation der Judenbücher beantragt. Mit einer unerhörten Kühnheit, vor der Mutian, Pirkheimer und Erasmus sich bekreuzten, erklärte der Schwabe hier, wenn er, wie die Dominikaner ihm vorwürfen, Schriftstellen gegen ihren ursprünglichen Sinn ausgelegt habe, so habe er nur getan, was die Kirche und was die biblischen Schriftsteller selbst allezeit getan haben und noch tun. Die Kirche wende das hohe Lied auf Christus und die menschliche Seele an, Paulus gebe dem Altar in Athen eine andere Inschrift als er gehabt habe, Matthäus führe eine Stelle des Jeremia an, die gar nicht so bei Jeremia stehe. Genau dasselbe tue auch er. Natürlich lieferte er, statt mit diesen hohen Vorbildern sich zu decken, damit nur den Gegnern Wasser auf ihre Mühle oder Scheite für seinen Holzstoß. Auch alte Freunde wollten ihm auf diesem Wege nicht folgen. Die Erfurter theologische Fakultät erklärte sich in einem Gutachten vom 3. September 1513 mit der Unterdrückung des Augenspiegels Reuchlins einverstanden, während die Heidelberger Universität sich des schwäbischen Nachbarn annahm. Die Humanisten benahmen sich anfänglich zweideutig. Hermann von dem Busche, der die scholastischen Bücher in Erfurt verbrannte, hatte es doch für vorteilhaft erachtet, die Schrift Arnolds von Tungern mit einem Epigramm gegen die Juden und die Judengönner zu schmücken, indem er auf die antisemitischen Leidenschaften spekulierte. Mutian, der sich sonst stets als Patron der gelehrten Studien gab, meinte jetzt, man dürfe die Juden nicht so verteidigen, daß man den Christen damit Schaden tue. Bei dem gefährlichen Lärme, den die Kölner Inquisitoren machten, dachte der reiche Kanonikus mehr daran, daß Reuchlin Verlegenheiten bereite, als daß er recht habe. Er findet, der große Hebraist habe sich auf eine zu freie Weise über die Autorität der Kirche geäußert; die Ohren der Mönche, der Schwachen, hätten geschont, esoterische Lehren nicht ausgeplaudert werden sollen, da darauf alles Bestehende, auch der Besitz der Würden und Pfründen beruhe, deren man genieße. So waren anfänglich die Meinungen geteilt. Kaiser Max, dessen Verhalten auch in dieser Sache widerspruchsvoll und säumig war, half sich endlich so, daß er Reuchlins Schriften über diese Frage konfiszierte und beiden Teilen Schweigen auferlegte. Aber die Kölner setzten ihre kirchliche Vollmacht zur Verteidigung des reinen Glaubens dem kaiserlichen Berufe, für

den Frieden zu sorgen, entgegen. Hochstraten reiste im September 1513 nach Mainz und lud binnen sechs Tagen Reuchlin vor seinen Richterstuhl, doch erschien dieser nur, um eine Appellation nach Rom zu überreichen. Trotzdem wollte Hochstraten am 11. Oktober Reuchlins Schriften in Mainz öffentlich verbrennen, aber ein Befehl des Erzbischofs von Mainz verhinderte ihn an der Ausführung. Entrüstet reiste er ab und vollzog im Februar 1514 in Köln sein Auto da fé, gestützt auf ein Gutachten der Kölner Fakultät, das den Augenspiegel als ein nach Ketzerei schmeckendes, judenfreundliches, gegen heilige Kirchenlehrer unehrerbietiges, ärgerliches Buch verurteilt hatte. Inzwischen war der Bischof von Speyer durch den Papst mit der Schlichtung des Streites beauftragt worden und die von diesem jugendlichen Prälaten eingesetzten Richter entschieden, daß Reuchlins Augenspiegel nicht nach Ketzerei schmecke, nicht ärgerlich, nicht unehrerbietig, nicht allzu judenfreundlich sei und verkauft und gelesen werden dürfe. Ja Hochstraten wurde sogar in einen Kostenersatz von 111 Goldgulden verurteilt. Aber die Kölner verweigerten dem jungen Bischof den Gehorsam. „Wie denn ein solches Kind eine so schwierige Frage entscheiden wolle? Er sei geschickter Hasen zu fangen.“ Sofort legten sie Berufung an die Kurie ein und ebenso sendete Reuchlin eine Darstellung seines Handels an den Papst, und zahlreiche Kurfürsten, Fürsten, Bischöfe und Äbte, nebst 53 schwäbischen Städten unterstützten Reuchlins Beschwerde. Bei dem Aufsehen, das der Streit erregt hatte, und Reuchlins Bitte an die Fürsten, ihn zu schützen, hatte auch Kurfürst Friedrich Ursache, sich über die Meinung seiner Theologen in dieser Sache zu unterrichten. Nach seiner Weise blieb er persönlich im Hintergrund, aber bald nach den Mainzer Vorgängen, gegen Ende des Jahres 1513, ließ Spalatin durch Vermittlung ihres gemeinsamen Freundes Lang Luther ersuchen, sich zu der Frage zu äußern. Habe Doktor Martinus Reuchlins Ratschlag, „ob man den Juden alle ihre Bücher nehmen, abtun, und verbrennen solle“, noch nicht gelesen, so möge er es jetzt tun und ein Gutachten erstatten, denn wenn auch in ihrem Kreise niemand an Reuchlins Integrität und Gelehrsamkeit zweifle, so würde ein solches Votum doch von Nutzen sein. Daß Friedrich der Weise im Jahre 1514 sich in Rom für Reuchlin verwendete, wird wohl im Zusammenhang mit diesem eingeforderten Gutachten geschehen sein.

Luther hatte damals keine Ahnung davon, wie bald er den Dominikanern in ähnlicher Lage gegenüberstehen werde, aber an Verständnis für diese Lage fehlte es ihm auch jetzt nicht. Er selbst saß zurzeit täglich als

Schüler zu Reuchlins Füßen, indem er zu Nutz seiner Psalmenauslegung die Elemente des Hebräischen aus Reuchlins Grammatik erlernte, in der der Tübinger Gelehrte die hebräische Sprache in ein Buch reguliert hatte. In seiner Schrift gegen Latomus erzählt Luther später, als Kaiser Max den Dominikanern ein Mandat gegen die Judenbücher in die Hand gab, da habe er gedacht, Max hätte ihnen besser die Erlaubnis erteilen sollen, alle sophistischen Raupen und sonstiges Geschmeiß in ihrer eigenen Theologie auszutilgen. Luther muß sich auch schon persönlich in diesem Sinne geäußert haben, wenn er auf Spalatins Frage, ob Reuchlin sich in Gefahr der Ketzerei befinde, darauf hinweist, sein Urteil werde wohl kaum für ein unbefangenes und parteiloses gelten, da Spalatin wisse, wie sehr er Reuchlin schätze und liebe. Seine Meinung aber gehe dahin, daß er in dem ganzen Gutachten Reuchlins schlechterdings nichts Gefährliches sehen könne. Er wundre sich höchlich, daß den Kölnern eine so einfache Sache so verwickelt, ja verwickelter als der gordische Knoten erscheine, da Reuchlin feierlich und wiederholt erklärt habe, er stelle keine Glaubenssätze auf, sondern gebe nur eine gutachtliche Äußerung. Wenn solche Vota nicht mehr frei sein sollten, „so müssen wir fürchten, daß die Kölner anfangen werden nach Belieben Mücken zu seigen und Kamele zu verschlucken". Aber auch das Unternehmen der Kölner gegen die Juden findet Luther widersinnig. Die Juden sind durch Gottes Rat gegen Christus verstockt. Alle Propheten haben das verkündet und die Schrift muß erfüllet werden. Sie zu bekehren wird Gottes Werk sein, der von innen wirkt. Äußerer Zwang durch Menschen wird nichts helfen und wenn man ihnen ihre Lästerbücher abnimmt, so machen sie noch ärgere. Insofern ist er sogar gegen Maßregeln der Judenmission, wie sie Reuchlin empfohlen hatte, die in der Praxis nur zu Erpressungen geführt und jedem Sykophantentum Tür und Tor geöffnet hätten. Ihm scheint, daß die Predigermönche sich um viel näher liegende Fragen kümmern sollten als um die Judenbücher. „Hundertmal schlimmere Dinge begegnen uns auf allen Gassen Jerusalems. Alles ist da erfüllt von Abgötterei. Diese hinwegzutun ist dringend Not und wir befassen uns mit fremden Sachen auf des Teufels Rat!" Liegt ihm doch seit seiner Klostervisitation so vieles auf der Seele. „Mein Herz ist voll solcher Gedanken, mehr als die Zunge sagen kann." Dank will er für sein Gutachten nicht. „Spare die Worte, aber bete für meine sündige Seele bei dem Herrn." Es muß Luther zu dauerndem Ruhme gereichen, daß er schon in der Zeit, in der die meisten Fakultäten sich

beugten und selbst die lärmenden Poetenschüler kleinlaut wurden, von vornherein für die Freiheit der Wissenschaft eintrat. Gleiche Furcht vor den Ketzerrichtern kannte er nicht und wie er selbst, so war auch Spalatin von vornherein klar und entschieden. So bescheiden Luther von seinem Gutachten redet, so bedeutungsvoll war es doch, denn wir dürfen annehmen, daß in Rom die Fürsprache des mächtigsten deutschen Kurfürsten für die Reuchlin günstige Entscheidung schwer ins Gewicht fiel. Die Entscheidung des Kurfürsten war aber im letzten Grunde eine Entscheidung des Geheimschreibers Spalatin und dieser versichert in einem Briefe vom 3. März 1514, daß er Luthern nicht nur wegen seiner Gelehrsamkeit und Rechtschaffenheit, sondern auch wegen seines treffenden Urteils sehr hoch stelle. Luther selbst wurde mit der Zeit immer wärmer in der Sache. Die Kölner suchten auf das Urteil in Rom unter anderm auch dadurch einzuwirken, daß sie die Urteile der vier Fakultäten, die sich gegen Reuchlin erklärt hatten, zusammendrucken ließen und Pfefferkorn sprach von dem Gutachten der Pariser Fakultät so, als ob ein Widerspruch gegen dasselbe einer Lästerung des Evangeliums gleichkomme. Ortuinus Gratius aber stellte jenen Gutachten Pränotamenta voraus, in denen er den ganzen Vorgang so lügenhaft wie möglich berichtete und Reuchlin die niedrigsten Motive unterschob. Diese neue Denkschrift der Kölner scheint Luthern durch Spalatin zugekommen zu sein, der Ortuinus dabei in bitterem Zorne ein Krokodil nannte. So viel Ehre tut ihm Luther nicht einmal an. Er erwidert am 5. August 1514, bis jetzt habe er diesen Poetaster für einen Esel gehalten, nun sehe er, daß er ein Hund sei oder ein Wolf im Schafspelze. „Ein Jammer ist es zu sehen, wie die Worte eines Unschuldigen verdreht werden und der Ankläger sich selbst verblendet.“ Mit Spalatin würde Luther über den ungeheuerlichen-Unsinn lachen, wenn man nicht vielmehr weinen müßte, wo so viel Seelen verloren gehn. Aber noch ist sein Vertrauen auf den Papst so groß, daß er sich freut, daß die Sache nach Rom gezogen worden ist, denn unter den Kardinälen seien sehr gelehrte Männer, während die Kölner ABC-Schützen sind, die den Sinn von Reuchlins Schriften nicht verstehen können, oder richtiger gesagt, nicht verstehen wollen. Auch Lang gegenüber gibt er seiner Teilnahme für Reuchlin in ähnlichen Worten Ausdruck. Selbst hinauszutreten auf die Arena liegt ihm fern. Ist seine Tagesarbeit getan, so geht er in seine Zelle, um zu beten und so beschließt er auch seinen Brief an Spalatin: „Bete für mich und lasset uns gemeinsam beten für unsern Kapnion.“

Inzwischen war nun auch im Kreise der Erfurter Humanisten ein Umschwung eingetreten. Hermann von dem Busche, der anfänglich seine Muse in den Dienst Tungerns gestellt hatte, entschuldigte sich bei Reuchlin und nennt jetzt Pfefferkorn „die Schande seines Jahrhunderts". Auch Mutianus erklärt sich fortan für solidarisch mit dem tapfern Schwaben. Crotus Rubeanus, Eoban Hesse, Ulrich von Hutten, Justus Jonas, Petrejus Eberbach, Justus Menius, Luthers Freund Lang, mehr als zwanzig Verschworene, wie Hutten sich ausdrückt, traten in Verbindung, um mit allen Mitteln Reuchlin zu decken und auf das päpstliche Urteil einzuwirken. Es mußte sich jetzt zeigen, wie weit es dem Mediceer in Rom mit seinem Humanismus ernst war.

Luthers Vertrauen auf Rom sollte dieses Mal nicht getäuscht werden. Nachdem die Dominikaner durch die Fakultätsgutachten und Drohungen mit einem Konzil und die Freunde Reuchlins durch die Herausgabe der Epistolae illustrium virorum, die sich für Reuchlin erklärt hatten, noch ihre letzten Trümpfe ausgespielt, fand am 2. Juli 1516 die öffentliche Schlußsitzung der vom Papste eingesetzten Kommission statt und es zeigte sich, daß die Partei der Humanisten und Artisten am Hofe Leos X. eine Großmacht geworden war. Der Vorsitzende, der ehrwürdige Erzbischof von Nazareth, gab als erster seine Stimme für Freisprechung Reuchlins ab und ihm folgten alle andern Richter mit einziger Ausnahme des Dominikaners Sylvester Prierias, der später auch der erste war, der gegen Luthers Thesen zu gunsten seines Ordensbruders Tetzel die Feder ergriff. Nach dem Willen der Kommission sollte Reuchlins Augenspiegel für kirchlich unbeanstandet erklärt werden. Allein Leo X. wollte sich den mächtigen Predigerorden nicht für immer verfeinden. Die Predigermönche bedrohten den humanistischen Papst mit einem Gegenkonzil, wie einst Julius II. ein solches in Pisa erlebt hatte. Unter diesen Umständen hielt der Mediceer es für weise, ein Urteil in dieser heikeln Sache überhaupt nicht zu erlassen. Es erfolgte ein mandatum de supersedendo, d. h. der Prozeß wurde niedergeschlagen. Aber auch das schon war für die Dominikaner eine ungeheuere Niederlage. Sie hatten Himmel und Hölle in Bewegung gesetzt, um die Verurteilung Reuchlins zu erwirken und hatten sie nicht durchsetzen können. Die Reuchlinisten aber waren die Leute danach, den errungenen Sieg nach Kräften auszuschreien. Zu der bereits veröffentlichten Sammlung der Briefe der illustren Männer, die sich für Reuchlin erklärt hatten, und zu der der jugendliche Philipp Melanchthon in

Tübingen eine Vorrede schrieb, erschien nun, man streitet, ob von Hermann von dem Busche oder von Ulrich von Hutten verfaßt, ein Gedicht: Triumphus Reuchlini unter dem Pseudonym Eleutherius Byzenus. Auf Luther muß die Schrift Eindruck gemacht haben, da er später den Namen Eleutherius sich selbst beilegt. In klassischen Hexametern wird da berichtet, welchen Triumph nach der alten Imperatoren Weise der große Sieger Kapnion gefeiert hat. Auf mit festlichem Grün geschmückten Straßen bewegt sich Reuchlins Triumphzug. Voran getragen werden die erbeuteten Waffen der Barbaren, die sophistischen Schlüsse und Beweise, die erkauften Titel, blutigen Griffel u. s. w. Große Tafeln, wie sie vor Titus nach der Einnahme von Jerusalem hergetragen worden sind, sieht man auch hier, die die Niederlage der Barbaren darstellen. Dann folgen die Bilder der vier Ungeheuer, die Reuchlin besiegt hat, des Aberglaubens, der Barbarei, der Unwissenheit und des Neids. Dann aber kommt das Hauptschauspiel, die Gefangenen des Feldzugs. Hochstraten, begleitet von einem Sozius, der Feuer frißt, Feuer speit und nichts anderes redet als: „Ins Feuer!" Hinter ihm der betrunkene, neidische Ortuin, sodann der ehrgeizige, scheinheilige Arnold von Tungern und schließlich der Judas Pfefferkorn, den der Henker an den Füßen schleift. Auf die Gefangenen folgen die Opferstiere, Musik und ein Sängerchor, die einen Päan auf Kapnion anstimmen und endlich auf blumenbekränztem Wagen die ehrwürdige Gestalt des Triumphators, die grauen Locken mit Lorbeer und Efeu bekränzt, den Augenspiegel in der rechten, einen Ölzweig in der linken Hand und hinter ihm der endlose Zug der edlen Reuchlinisten, die Sieger sind über die gebundenen Ungeheuer, welche ihnen nach dem Leben getrachtet hatten. So war die Freiheit der Welt gerettet.

Einen noch stärkeren Eindruck als diese pompöse Verherrlichung Reuchlins in steifer Renaissanceform machte eine Satire, die im Jahre 1515 angeblich in Venedig, der Tat nach bei W. Angst in Hagenau zuerst gedruckt wurde. Hatten Reuchlins Freunde im Jahre 1514 die Briefe berühmter Leute an Reuchlin herausgegeben, um zu zeigen, welche Achtung der schwäbische Gelehrte bei den ersten Männern von ganz Europa genieße, so trat dieser Last von Huldigungen hier eine Sammlung von Briefen obskurer Leute gegenüber, die sich alle gegen Reuchlin aussprechen. In ihrem unnachahmlichen Küchenlatein schütten hier die Bakkalare und Magistri der Dominikanerpartei die saubern Geheimnisse ihres Herzens aus; wir erfahren genau, wie viel Schüsseln mit Fleisch, Hühnern und Kapaunen

bei jedem Magisterschmause auf Kosten des Kandidaten gegeben worden sind, welche tiefsinnigen Gespräche nach aristotelischen Schlußverfahren dabei siegreich geführt wurden und welche christlichen Wünsche die Gottesmänner gegen Reuchlin und seine Freunde untereinander austauschen. Alle diese burlesken Briefe waren an den Poeten Ortuinus Gratius gerichtet, eine Ehrenlast, die diesen völlig platt gedrückt hat. Zu einem Magister Langschneiderius und Mistladerius warfen die Gegner seinen Namen und das schmerzte ihn, denn er hielt sich für einen schönen Geist. Wenn diese Parodien auch nichts von dem befreienden Humor haben, durch den Luthers oder Rabelais' satirische Schriften noch heute unser Lachen entfesseln, so begreift es sich doch, daß sie damals als ergötzliches Konterfei der Humanistengegner an den Universitäten einen großen Jubel erregten. Die Fragen, die die magistri nostri, d. h. die graduierten Theologen dem hochberühmten Poeten Ortuinus vorlegen, sollen den Leser mit dem Niveau der Bildung bekannt machen, auf dem sich die heutige Scholastik befindet. Da trägt der Bakkalar Langschneiderius seinem Ortuin die Streitfrage vor, ob man von einem Kandidaten der Magisterwürde besser sage: magister nostrandus oder noster magistrandus. Ein anderer beunruhigt sich, ob er nicht eine Todsünde begangen habe, indem er aus Versehen vor zwei Juden sein Baret abnahm? Johannes Straußfederius ist über Hutten empört, der öffentlich behauptete, Reuchlin sei gelehrter als der Stadtpfarrer Meyer in Frankfurt. Bakkalaureus Ziegenmelker will wissen, welches Griechisch das richtige sei, das mit den Akzenten oder das ohne Akzente? Magister Hasenmus hat das Bedenken, ob man die Poeten dem Unterricht der Jugend zugrunde legen dürfe, denn die Poeten sagen, was nicht wahr ist; die Lüge aber ist eine Sünde, so wurzelt der Unterricht der Poetenschule in der Sünde. Da Ortuin mehrere Gedichte in einer Stunde zu machen pflegt, kann er wohl diese Frage am füglichsten entscheiden. Franz Gänseprediger meldet, daß die Kölner beschlossen haben, niemanden zu einem Examen zuzulassen, der in Heidelberg studiert hat, da Heidelberg gegen die Verurteilung Reuchlins stimmte. Cornelius Fenstermacher ist durch den „Hornschluß" eines Sophisten beunruhigt, der ihn an der Echtheit des heiligen Rocks zu Trier irre machen wollte. „Alles," sagte derselbe, „was zerrissen ist, ist nicht der Rock des Herrn, da man in denselben keinen Riß machen darf. Der Trierer Rock ist zerrissen, also ist er nicht der Rock des Herrn." Matthäus Honiglecker fragt an, ob ein Schüler einem Magister gegenüber überhaupt recht haben

könne, da doch die Schrift sagt: „Ein Schüler ist nicht über seinen Magister." Den traurigen Tiefstand des theologischen Personals haben die epistolae in solchen Proben allerdings grell beleuchtet, aber Luther hatte daran geringe Freude und wollte von dem Geiste, der hier das Wort führte, nichts wissen. Diese dünkelhafte Verachtung der Philologen für die Theologen war ihm zuwider und auch uns schmecken die Witze, daß ein Magister den Namen Kapnion für hebräisch erklärt haben soll, ein anderer über die Bedeutung der Akzente nicht im klaren ist, ein dritter gar meint, das Griechische sei eine neue Sprache, die die Poetenschüler erfunden haben, doch zu sehr nach der Schulbank. Der dürftige Pennalismus, der sich groß dünkt, wenn er den Theologen alle möglichen Schnitzer nachsagen kann, erweckt keine sonderliche Sympathie für den Verfasser. Dieser Verfasser aber war kein anderer als Luthers alter Freund Crotus (Jäger), einstmals Genosse seines Kontuberniums in Erfurt. Nach einem unsteten Literatenleben, in dem er die Sitten der magistri nostri, die er verhöhnt, genau kennen lernte, hatte es ihm gefallen im Jahre 1513 in den geistlichen Stand einzutreten, um durch den ihm befreundeten Abt von Fulda eine Pfründe zu erhalten. Das damit verbundene Lehramt bei den Mönchen gab er bald wieder auf und im Jahre 1515 kam er im Gefolge seines Gönners nach Erfurt zurück, wo er im Umgang mit den alten Freunden und in der Nähe des Mäcenas Mutian sich wieder völlig in den Strudel des akademischen Lebens warf. In diesem Kreise feiner Latinisten machte man sich häufig das schulmeisterliche Vergnügen, recht barbarisches Küchenlatein zu reden, wie es angeblich die Mönche unter sich kauderwelschten. Aus diesen Belustigungen gingen diese Satiren hervor, und so entstand die Sammlung der Briefe der Dunkelmänner, für die Erasmus drei Verfasser annimmt. Der Hauptautor und Herausgeber war Crotus, wie der Brief eines Wissenden vom Jahre 1532 bezeugt, der dem inzwischen selbst zu den Dunkelmännern Abgefallenen seine alten Sünden vorhält. Dieser Genosse des damaligen Freundeskreises, vielleicht Justus Menius, erinnert Crotus daran, wie er auf Spaziergängen und bei Mahlzeiten diese Scherze vorgetragen und in Kirchen und Hörsälen sich Sätze zur Verwendung in seiner Satire auf sein Schreibtäfelchen rasch notiert habe. Auch die Freunde werden schon zur ersten Sammlung beigesteuert haben; bei den spätern sind dann noch andere Hände tätig gewesen, auch die Huttens und vielleicht auch Melanchthons. Hauptautor aber bleibt Luthers ehemaliger Erfurter Freund Jäger. Einzelnes in

dieser Schrift, die gerade in den Klöstern am eifrigsten gelesen wurde, konnte Luthern sympathisch sein, so die Verhöhnung der umständlichen aristotelischen Schlußformen zum Erweis der einfachsten oder auch der absurdesten Sätze. Darin dachte Luther selbst nicht anders als Crotus. Auch die Ausfälle auf den Ablaß, die dem Prediger Johann Reiß in Würzburg in den Mund gelegt werden, wird er gebilligt haben; daß ihm das Buch aber als Ganzes mißfiel, wird jeder begreifen, der die gramvollen Briefe liest, in denen er als Vikar die traurigen Zustände bespricht, die die epistolae zum Gegenstand ihrer Witze machen. Wie sollte ihm, der das Elend der Mönchszelle aus bitterer eigener Erfahrung kannte und dem als Ordensoberen es schwer auf der Seele lag, wie er so manche Mönche aus ihrer Versunkenheit emporheben könne, nicht das Herz geblutet haben, wenn er in diesem Buche zum Ziele des Spottes gemacht sah, was Gegenstand seiner täglichen Sorgen und seiner Seufzer war? Ihm war die Sünde weder an sich noch an andern Sache des Scherzens und die sittliche Bloßstellung der Amtsgenossen, das eifrige Schlechtmachen der Mönche von seiten von Leuten, die doch selbst keine Tugendspiegel waren, war nicht nach seinem Sinn. Nur ein im Herzen selbst frivoler Kleriker konnte den eigenen Stand so herabsetzen. Luther mahnt den Prior Lang, er solle der Schandendeckel seiner Mönche sein, der Priester Crotus aber verrät seine Brüder für ein Gelächter. Was er selbst tut, beweist darum gerade so gut den Niedergang des kirchlichen Lebens, als was er von den andern berichtet.

Heute ist für uns an diesem Buche das Lehrreichste, daß schon vor Luthers Thesen hier der Widerspruch gegen Wallfahrten, Ablaß, Reliquien und Heiligendienst und andere kirchliche Werke mit schneidender Schärfe zu Wort kommt. So liefert es den Beweis, daß wie in der Schweiz, so auch in Deutschland der Humanismus schließlich zum Bruch mit der Kirche gelangt sein würde, ganz ohne Luthers Zutun. Hat doch in den Dunkelmännerbriefen ein Gerhard Schirrugel zu klagen, daß unlängst ein Poetenschüler ganz öffentlich gesagt habe, der Trierer Rock sei kein Gewand des Herrn, sondern ein Fetzen voll Ungeziefer; auch glaube er nicht, daß sich Haare der allerseligsten Jungfrau noch irgendwo befänden. Ein anderer soll gespottet haben, es sei möglich, daß die drei Könige zu Köln drei westfälische Bauerngerippe seien und der Schild des heiligen Michael Gott wisse woher stamme. Die Ablässe aber habe er unflätig gelästert, denn die Ablaßprediger seien alle Hanswürste. Solche Scherze machte der

Priester Jäger, während er Schützling des Abtes von Fulda war. Der polemische Teil von Luthers späterer Predigt wird also hier schon im Jahre 1515 mit größter Schärfe vorweg genommen, aber mit Ironie und Satire war der Kirche nicht zu helfen, das fühlte niemand tiefer als Luther selbst. Als ihm sein Freund Lang, damals Prior in Erfurt, eine der zahlreichen Nachahmungen der Jägerschen Satire*) zusendete, gibt er seinem Unmut über das größere Werk, wie über diesen Nachtrag, unverblümten Ausdruck. Die beiden Produkte, meint er, schmecken nach einem Topfe und beide haben wohl den gleichen oder wenigstens einen ähnlichen Hanswurst zum Verfasser, beide sind ihm „Albernheiten eines Unverschämten". Luther hat das letztere Pasquill zu einem medizinischen Doktorschmaus, zu dem er gebeten war, mitgenommen, um es zu lesen, aber alle Anwesenden waren seiner Meinung. An Spalatin gibt er die Schrift weiter mit der Bemerkung, daß er die Absicht billige, aber nicht das Buch. (Votum ejus probo, sed opus non probo.) Dieses scheint ihm voll von Verleumdungen und Beleidigungen. Gelacht hätten die Leute freilich darüber. Spalatin möge es lesen mit gewohnter Bescheidenheit. Auch hier zeigt sich wieder, wie langsam der gewissenhafte Mönch sich von der Verehrung der gewohnten Autoritäten löste. Noch steht ihm kein Gedanke ferner als der, daß er in wenigen Jahren der Verbündete der Leute sein werde, die diesen Satiren zujauchzten. Aber auch diese selbst waren bei seinem Auftreten der Meinung, Luthers Thesenstreit mit Tetzel sei ungefähr eine solche Kontroverse, wie sie in ihren Briefen der Magister Dollenkopfius und Baccalar Schlauraffius miteinander führen. Für seinen Ernst hatten sie so wenig Sinn wie er für ihre Scherze.

*) Vgl. die Huttenausgabe von Böding 1, 505.

VII

Theologische Entwicklung.

Die Wendung gegen den kirchlichen Werkdienst, die wir in der Synodalrede für den Propst von Leitzkau und in Luthers Predigten wahrnahmen, hängt zusammen mit dem innern Prozeß, der den Mönch von dem überlieferten Pelagianismus auf die Seite des Paulus und Augustinus herübergeführt hat. Der Ausgangspunkt von Luthers religiöser Entwicklung waren die volkstümlichen Vorstellungen gewesen, wie er sie aus dem Elternhause und der Mansfelder Schule mitgebracht hatte. Furcht vor Gott, Christus und dem Weltgericht, Vertrauen auf Maria und ihre Mutter Anna und die lieben Heiligen, die er durch Kirchenlaufen und Gebetesprechen für sich zu gewinnen suchte, das war seine Frömmigkeit, die sich von der durchschnittlichen der Zeitgenossen nicht unterschied. Wie wenig sie ihm auf die Dauer genügte, haben wir gesehen. Gefördert wurde er erst durch Staupitzens Fingerzeige im Kloster, die alle nach der Richtung der mittelalterlichen Mystik wiesen. Staupitz sagte ihm, daß er von seiner Vielgeschäftigkeit und Pressionssucht lassen solle. Wegräumen, was ihn von Gott trenne, sich der wärmenden und scheinenden Liebe hingeben, glauben, daß das Heil da sei und nicht erst gemacht werden brauche mit tausend Bußübungen und kirchlichen Veranstaltungen, das war Staupitzens deutsche Theologie. Neben dieser Erziehung zur Stille in Gott wurde Luther nun freilich durch Usingen und Trutvetter zur vollen scholastischen Durcharbeitung des religiösen Stoffes angehalten. Er hat die Arbeit vieler Jahre darauf verwendet, alle Streitfragen der Schulen kennen zu lernen und sich der Methode der scholastischen Beweisführung zu bemächtigen. Aber gerade hier zeigt es sich, daß ein originaler Geist sich innerlich nur aneignet, was ihm von Haus aus homogen ist. Während Luther die mystischen Gedanken Staupitzens ganz in sein Gemütsleben verschmolz, so daß sie sich aus diesem nicht mehr ablösen lassen, bleibt die scholastische

Argumentation immer etwas Fremdes im Zusammenhang seiner Schriften und im Grunde kommt er ohne diese klappernden Mönchsschuhe rascher zum Ziel als mit ihnen. Erst als er sie beiseite wirft, steht er als Stilist und Denker fest auf eigenen Füßen. Insofern war Luther nur Staupitzens Schüler, nicht der Usingens oder Trutvetters. Die Trostgründe, die Staupitz dem angefochtenen jungen Mönche entgegenhielt, waren dem augustinisch-mystischen Vorstellungskreise entnommen. Sollte der Ältere manche mystische Schriften, wie das Büchlein von der deutschen Theologie, erst durch Luther erhalten haben, so werden dem Augustinervikar ihre Grundgedanken doch längst durch die Klostertradition bekannt gewesen sein. Diese augustinische Mystik aber und nicht die scholastischen Kollegien des Erfurter Generalstudiums war für Luther der erste Ansatz zu seiner eigenen Lehre. Einen ihn tief ergreifenden Ausdruck dieser Gedanken fand er im Jahre 1516 in jenem Traktat ohne Titel und Namen, den er deutsche Theologie nennt. Nur ein Bruchstück, etwa der vierte Teil der ganzen Schrift, war ihm zugekommen, das er 1516 veröffentlichte. Er nennt es ein „geistlich edles Büchlein", das er dann 1518 auch vollständig herausgeben konnte unter der Aufschrift: „ein deutsch Theologia". Bei der Übersendung des Fragments, das er gelegentlich kurzweg „Adam" tauft, schreibt er an Spalatin am 14. Dezember 1516, wenn er Freude habe an einer reinen, zuverlässigen und der Lehre der Väter ähnlichen Theologie, so solle er sich an diese halten. Weder in der lateinischen noch in der deutschen Sprache wisse er eine heilsamere und mit dem Evangelium übereinstimmendere. „Schmecke und sieh, wie freundlich der Herr sei." Dieses Büchlein lehrte ihn, wie Adam in uns sterben und Christus erstehen soll. Alles wegzuräumen, was hindert, daß Gott allein und ohne Hindernis in der Seele wirkt, auf alles ich und mir, mein und mich zu verzichten und nur Gottes zu sein, erscheint auf diesem Standpunkte als der einzige Weg zum Heil. Adam hätte zehn Äpfel essen können ohne Schaden für seine Seele, aber daß er aus Ichsucht den Apfel an sich riß, daß er sprach: mein und mir und für mich, das war sein Sündenfall.

Auch Taulers Predigten, „des hochgelehrten in Gnaden erleuchteten Doctoris sanct Dominici Ordens, die da weisend den nächsten Weg im Geist zu wandern durch überschwebenden Sinn, von Latein in Teutsch gewendt, manchem Menschen zu seliger Fruchtbarkeit", waren 1508 erschienen (Augsburg bei Hans Otmar) und Luther stellte sie sehr hoch. Aus der Einfachheit und Einförmigkeit dieser mystischen Kontemplation

weckten ihn nun aber die theologischen Lehrpflichten, die er seit seiner Rückkehr nach Wittenberg auf sich genommen hatte und die ihn zunächst zur Auslegung der Psalmen führten. Gerade der Psalter machte ihn mit der Mannigfaltigkeit der religiösen Empfindung und dem alle Mystik überbietenden Reichtum der Offenbarung bekannt. Für jedes Bedürfnis seiner Seele fand er hier Nahrung. Mit Beziehung auf die Psalmen sagt er, die Schrift sei den gläubigen Seelen, was dem Tier die Weide, dem Menschen ein Haus, dem Vogel ein Nest, der Gemse ein Fels, dem Fische ein Strom. Um diese Vorlesung scharte sich auch der große Kreis seiner Zuhörer. Oldekop berichtet: „Im Jahre 1513 hub Martin Luther an, den Psalter Davids zu lesen und was dar flittich by und hadde vele thohörers." Noch steht ein mittelalterlicher Theologe, ein Mönch, auf dem Katheder. Er liest über die Psalmen, aber er versteht noch kein Hebräisch. Zum Zweck seiner Vorlesungen hatte er einen lateinischen Text abdrucken lassen mit breit auseinandergerückten Zeilen, damit die Zuhörer ihre Interlineargloſſen dazwischen schreiben konnten. Sein eigenes Exemplar liegt heute auf der Bibliothek in Wolfenbüttel und nach Oldekops Annalen hatte er ganz die gleiche Einrichtung für den Römerbrief getroffen. Von historisch grammatischer Schriftauslegung hat der mönchische Exeget noch keine Ahnung. Wie die andern sucht auch er nach einem mehrfachen Schriftsinn und deutet den Text allegorisch. Jerusalem ist nach dem Buchstaben die Stadt, tropologisch die Tugend, anagogisch die Belohnung. Der Berg Zion ist zugleich das Land Kanaan; die Synagoge die pharisäische Gerechtigkeit u. s. w. Der, der im Psalter redet, ist durchweg der Messias. Der Heiland ist es, der Gott lobt, preist, ihm dankt und der sogar die Bußpsalmen im Namen der Menschheit gesprochen hat. Daß Jesus das Subjekt der Psalmen sei, ist ihm so ausgemacht, daß er sogar kein Bedenken trägt, das Leben Jesu nach den Psalmen zu bereichern. Wenn es Psalm 6, 7 heißt: „Ich schwemme mein Bette die ganze Nacht und netze mit meinen Tränen mein Lager", so ergibt sich daraus, daß der Herr sehr viel geweint habe, besonders in der Nacht, obwohl davon in den Evangelien nichts geschrieben steht. So ist es eine durchaus mittelalterliche Schriftauslegung, der der dreißigjährige junge Doktor huldigt. Aber die religiösen und praktischen Gedanken, die er gelegentlich seines Textes vorbringt, sind alle geistvoll und fruchtbar. Reine Wissenschaft um des Wissens und der Erkenntnis willen hat Luther überhaupt nie getrieben. Er hat stets etwas Praktisches gewollt, so hier die sittliche

Förderung seiner Zuhörer. Was dazu dient, gehört ihm zur Auslegung der Psalmen. Auch das später von ihm edierte Heft enthält eine Menge Exkurse. Vom Kurfürsten ist darin die Rede, von weisen und unweisen Räten, von Wittenberg und Land und Leuten. Mit dem Psalmentext hat das nichts zu tun; Exegese und erbauliche Anwendung fließen dem Ausleger noch ineinander. Das hohe Pathos aber und die Poesie der Psalmen, Leid und Freud, die sich in ihnen aussprechen, ihr tiefes Schuldgefühl und ihren jubelnden Dank vor dem Höchsten hat der durch die gleichen Wasser der Trübsal gerettete Mönch verstanden wie kein anderer. Auch ist er stets zu dieser Lektüre zurückgekehrt und aus der Psalmenvorlesung und der Psalmenübersetzung ist später sein eigenes Kirchenlied erwachsen. Drei Jahre las er an dem ganzen Buche, und begann dann wieder mit demselben von vorne. Den Psalter auszulegen bezeichnet er in Worms kurzweg als sein Geschäft als Lehrer. An Stelle des mystischen Monochords, mit dem Staupitz sich begnügte, lernte Luther durch seine Psalmenvorlesung eine reicher besaitete Empfindungswelt kennen. Die ganze Klaviatur des religiösen Gefühls in allen Höhen und Tiefen seiner Seele wurde in ihm laut. Eine Frucht für die Gemeinde trug dieselbe, insofern Luther zu Anfang des Jahres 1517 die sieben Bußpsalmen erbaulich auslegte und als erstes selbständiges Büchlein drucken ließ. Staupitz hatte große Freude an Luthers Erstlingsschrift und verbreitete sie unter den Nürnberger Freunden. Wie sehr der beliebte Prediger bereits die Meinung der Wittenberger für sich hatte, beweist der reißende Absatz, den die Erbauungsschrift fand, deren erste Bogen neu aufgelegt werden mußten, noch ehe die letzten fertig gestellt waren.

Noch viel tiefer als die Vorlesung über die Psalmen hat die über den Römerbrief, die er seit 1515 hielt, auf die Umbildung von Luthers Anschauungen eingewirkt, weil die Probleme, die den Apostel Paulus bedrängten, dieselben waren, die ihm auf der Seele lagen. Der Schmerzensruf des an der Werkgerechtigkeit gescheiterten Pharisäers, der durch die Jahrhunderte gellt: „Ich elender Mensch, wer wird mich erlösen von dem Leibe dieses Todes?“ war ja die Frage, die auch Luther bei Tag und bei Nacht wiederholte. Mit dieser Qual im Herzen las er den Erguß eines ihm verwandten Geistes, der vor anderthalb Jahrtausenden sich unter den gleichen Zweifeln krümmte. Mit dem vollen Verständnis eigener Erfahrung versenkte er sich in dieses merkwürdigste Dokument des menschlichen Geisteslebens, und, was er hier las, war die mit unvergänglichen

Zügen niedergezeichnete Geschichte seiner eigenen armen Seele, ihres Sündenschmerzes und ihrer Tröstung, ihrer Verzweiflung an der eigenen Kraft und ihrer Rettung durch den Glauben an Christi Gnade. Diese Lektüre erst führte die letzte Reinigung seiner religiösen Begriffswelt herbei. Sein Heft ist erst jüngst, und zwar in Rom, wieder aufgefunden worden, aber Luther selbst sagt in der Vorrede zur Ausgabe seiner lateinischen Werke, daß er gerade bei der Beschäftigung mit dem Römerbrief das Wesen der Glaubensgerechtigkeit erst erlernt habe. „Da ward ich fröhlich", erzählt er, „also that sich mir die ganze heilige Schrift und der Himmel selbst auf." Was er damit meine, zeigt seine 1519 gedruckte Vorlesung über den Galaterbrief und seine Predigten. Da läßt sich sofort spüren, wie er die paulinischen Begriffe, seit die innern Stürme in ihm ausgetobt haben, im Lichte seiner eigenen Selbsterfahrung sah, so daß er nicht erst den Scholastikern abzufragen brauchte, was der Apostel meine? Alle Voraussetzungen der paulinischen Theologie, die Erfahrung, daß Werke nicht selig machen und daß das gläubige Vertrauen auf Gottes Gnade in Christo die einzige Hilfe vor Verzweiflung und Untergang ist, das alles hatte er an sich erfahren. Er identifizierte kurzweg die jüdischen guten Werke mit dem katholischen Werkdienst, beschränkte aber das Gesetz keineswegs auf das Ritualgesetz, sondern rechnete das ganze Sittengesetz hinzu, um zu konstatieren, daß wir wahrhaft Gutes von uns aus überhaupt nicht zu leisten vermögen. Auch der Glaube, der uns rechtfertigt, ist nicht unser, sondern Gottes Werk, also gleichfalls ein freies Geschenk von oben. Die Buße aber ist der Prozeß unserer Sinnesänderung, die durch Gott allein gewirkt wird. Das Bewußtsein, das er Hosea 13, 9 ausgesprochen findet: „O Israel, in dir ist nichts denn dein Verderben, allein aber in mir stehet deine Hilfe", ist jetzt das Bekenntnis, in dem er Ruhe findet. Von diesem Standpunkte des göttlichen Monergismus, nach dem Gott beides wirkt, das Wollen und das Vollbringen, war es ihm unbegreiflich, wie die Scholastiker so unzutreffende Bemerkungen zu diesem wichtigsten Buche der Christenheit machen konnten. „Ich mußte sie alle aus den Augen stellen," sagt er, „und wegthun, dieweilen ich in meinem Gewissen damit nicht konnte zufrieden sein und mußte mich also wieder mit der Bibel würgen, denn es ist viel besser mit eigenen Augen sehen denn mit fremden." Das eben war's. Er hatte den Römerbrief erlebt, die andern redeten von dem Heilsprozeß, den Paulus beschreibt, wie die Blinden von der Farbe. Und eben das wird es auch gewesen

sein und nicht bloß, wie Oldekop spottet, das tapfere Übersetzen, was die Zuhörer fesselte. Es kam eine unerwartete Bewegung in die Begriffe, die für die meisten ein toter Schall gewesen waren. Persönliche Erfahrung schien alles zu sein, was zuvor unverständliche Runenschrift war. Daß diese psychologischen Prozesse, von denen Paulus redet, sich gleichsam vor den Zuhörern in diesem Mönche neu erzeugten, machte auf sie einen tiefen Eindruck. Nach Melanchthon legte er den Römerbrief so aus, daß nach Urteil aller Frommen ein neuer Tag über die Lehre aufzugehen schien. „Dieser Mönch wird eine neue Lehre aufbringen," das war das Urteil, mit dem Pollich eines Tags Luthers Hörsaal verließ. Diese neue Lehre war aber uralt. Der Römerbrief, diese tiefsinnigste aller neutestamentlichen Hieroglyphen, fand wieder einen Deuter, der sie verstand. Er fing wieder an lebendig zu werden in den Gemütern, um von da an stoßweise alle Kirchen Europas zu erschüttern und ihre Einrichtungen umzustürzen. Frömmigkeit war dazumal Werkdienst. Da sprach Luther das geheimnisvolle Wort sola fide, die Zauberformel, die die Armen reich und die Reichen arm machte. Was er brachte, nannte er schlechtweg das Evangelium und die Predigt Zwinglis, die Institutio Kalvins, die Artikelakte Eduards VI., die Reformpredigt Ochinos in Italien, sind nur das Echo dieses Evangeliums, mit dem Luther die Welt überfallen hatte und das die Gestalt der Kirche veränderte. Die ganze Frömmigkeit von dem ersten Horaläuten bis zur Mitternachtsmesse, vom Paternoster am Morgen bis zum Ave am Abend, das Fasten und Geißeln, Kirchenlaufen und Wallfahren, Kreuzschlagen und Kirchenknieen, die neun Gebetsstunden, die Festtage und Fasttage und Karenzzeiten waren allzumal Werkdienst. Wer die Losung ausgab, die Werke helfen nimmermehr, der brach den Stab über das ganze kirchliche Wesen.

Aber auch über die große Mehrzahl der Lehrer und Bücher war der Stab gebrochen, wenn nichts mehr gelten sollte als die paulinische Theologie. Von den alten Autoritäten trat neben der Schrift nur noch eine in helleres Licht und blieb völlig aufrecht: Augustin. Das war ein großes Glück, daß es gerade der Patron seines Ordens selbst war, auf den der Augustiner sich berufen konnte, aber er protestiert dagegen, daß er ihn aus Ordensvorurteil so hoch stelle. Ehe er zufällig auf ihn fiel, hatte er Augustins Bücher nicht höher gestellt als andere. Nachdem er aber dessen Schriften de spiritu et litera, de peccatorum meritis, und die Bücher gegen Pelagius und Julianus gelesen, da habe er erkannt, daß Augustin

der wahre Interpret der paulinischen Briefe sei. Auch von Augustin konnte man ja sagen, daß er den Römerbrief nicht bloß ausgelegt, sondern erlebt habe. Auch über seinem Leben stand der Spruch: „Ich elender Mensch!“ An ihn konnte Luther sich anlehnen, denn für alle diejenigen Erkenntnisse, die ihn damals bewegten, fand er bei Augustin bestätigende Worte und mehr als einen aus der Tiefe der Seele und der Erfahrung quellenden Ausspruch. Seine Theologie, wie die Augustins, war getrösteter Sündenschmerz. Die elegische Resignation der Confessiones und Soliloquien ist der Grundton, auf den auch Luthers neues Leben gestimmt ist. Augustins Losungen: „Befiehl Herr, was dein Wille und dann schenke, was du befohlen“, „Unser Herz ist in Unruhe bis es ruht in dir“, und so viele Worte, mit denen Augustin durch die Tiefen unserer Seele greift, waren aus Luthers Stimmung geboren. Der sächsische Mönch war aus derberem Stoff als der tiefsinnige Bischof von Hippo, aber darum bewegten ihn dieselben Stimmungen nur um so gewaltsamer. Daß seine eigenen Seelenkämpfe ihm erst den Schlüssel zum Verständnis des Römerbriefs in die Hand gespielt, wußte Luther recht wohl. S. Bernhard, der die große Harmonie der Natur wie einen Hymnus auf Gott belauschte, konnte sagen, Eichen und Buchen seien seine Lehrer gewesen. Luthers Ausgangspunkt war nicht die Harmonie in der Welt, sondern die Disharmonie in seiner Seele, der alte Kampf des Geistes gegen das Fleisch, den er mit Not und Herzeleid durchgefochten. Der Teufel, sagte er darum, sei der Vater seiner Theologie geworden, denn ohne dessen Anfechtungen hätte er nie erfahren, was Gnade ist. Dieses Verständnis leitet er von dem Tage, da ihm Staupitz sagte, die Gerechtigkeit Gottes sei nicht dessen rächende Tätigkeit, sondern die Tätigkeit, durch die er uns gerecht macht. „Da ward ich froh,“ so schildert er die Stunde, in der es Licht in ihm geworden war, „denn ich lernte und sah, daß Gottes Gerechtigkeit ist seine Barmherzigkeit, durch welche er uns gerecht achtet und hält: da reimte ich Gerechtigkeit und Gerechtsein und ward meiner Sache gewiß.“ Das also war ihm das Tröstliche an dieser Vorstellung, daß eigene Werke bei der Rechtfertigung keine Rolle spielen, sondern allein das Vertrauen auf Christus, der das Gesetz für uns erfüllt hat. „Er hat deine Sünden zu den seinen gemacht und seine Gerechtigkeit zu der deinen.“ „Ich bin deine Sünde und du bist meine Gerechtigkeit.“ Von da ab war ihm Christus nicht mehr der drohende Richter mit den flammenden Augen, der auf dem Regenbogen reitet, sondern der gütige Heiland, der das Gesetz für ihn erfüllt und

durch sein Blut ihn rein gewaschen hat. Die Gerechtigkeit erfuhr er jetzt als Rechtfertigung und Gnade. Mit keiner größeren Inbrunst und Liebessehnsucht hat sich je ein Mönch vor der Gnadenmutter niedergeworfen, wie er in heißer Liebe nun zu seinem Christus betet: „Was mein ist, hast du an dich genommen und hast mir gegeben, was dein ist. Du hast genommen, was du nicht warst und mir gegeben, was ich nicht war.“ Hinter dem Glorienscheine der Trinität, die zuvor sein Auge verblendet hatte, ging ihm jetzt das sanfte, milde Bild des Menschensohns auf, der dem nachgeht, was verloren ist. Hat sein Christus immer noch etwas von dem alttestamentlichen Jehovah, so ist er doch nicht mehr der zornige Gott, den er einst nicht nur gefürchtet hatte, sondern im Begriff gewesen war zu hassen. Je mehr er aber sich selbst, seine frühere Verzweiflung an sich und seinen Glauben an Christi Hilfe, hineingelesen hatte in seinen Römerbrief, um so weniger befriedigte ihn, was die Früheren zu diesem Buche sagten. Weil er mit der Sicherheit eigener Erfahrung den Apostel verstand, stellte sich hier für immer sein Urteil über die Scholastik fest. Er sah die Meister, vor denen er sich beugen sollte, gröblich irren und er leitet alle ihre Verirrungen daher, daß sie nicht schlicht und einfach das Schriftwort auf sich wirken ließen, sondern daß sie jeden Begriff nach aristotelischen Kategorien abwandelten und ihre Schulweisheit der Schrift aufnötigten. Indem er selbst die Schrift auslegt, entflammt sich sein alter Haß gegen den Vater der Dialektik aufs neue. Alles wäre plan und einfach, schlicht und fromm, wäre nicht der hochmütige Heide dazwischen gekommen, der alles zum Gegenstande des dialektischen Spieles machte. Statt also den christlichen Glauben nach den Kategorien des Aristoteles und dem sic et non sic des Lombarden breit zu schlagen, fragt er kurzweg, was sagt die Schrift? Die Humanisten verwarfen die Weisheit der Thomisten und Skotisten, weil sie ihnen unvernünftig schien. Luther verwirft sie, weil sie ihm zu vernünftig ist, d. h. weil jene Menschenwitz und heidnische Dialektik an die Stelle der göttlichen Offenbarung setzten, und weil sie in ihrer gelehrten Geschwätzigkeit alle Scheu vor den göttlichen Dingen verloren haben und von Gott, Sünde und Erlösung reden wie der Schuster vom Leder. Er, der stets seine Vorlesungen innerlich erlebte und in jedem Worte sein ganzes Herz gibt, war das volle Gegenstück zu dieser herzlosen Sophistik des richtigen Scholastikers. Der ganze dialektische Betrieb der Glaubenswissenschaft sollte also ausgefegt werden. Die Entscheidung der Jugend war bald getroffen. Das Stichwort der Zeit, das

sie überall hörte: „Zurück zu den Quellen“, wendete ihr Lehrer hier auch auf den Glauben an. Zurück zur Schrift, ad fontes. Seine zürnenden Reden gegen die Scholastik fanden in ihren Herzen einen wohlvorbereiteten Boden. Der ganzen Last der Sententiarii wurde sie so ledig und statt der trockenen Erörterungen zahlloser Schulmeinungen zeigte ihnen der Lehrer im Römerbriefe das reine, lautere Evangelium als einen lebendig sprudelnden Quell, der von Menschen verschüttet worden und ebenso verloren gegangen war wie die echte Sprache Ciceros und die wahre Philosophie der Alten. Also zurück zu den Quellen! Aber während Luther so die Losung der Humanisten aufnahm, ist er sich der trennenden Momente doch klar bewußt. Nicht nur von der Lebensstimmung der Humanisten, wie sie sich in ihren Satiren aussprach, fühlte sich Luther durch seine ganze ernste und schwermütige Anschauung von des Menschen Sünde und Erlösungsbedürftigkeit geschieden, sondern auch an dem halbheidnischen Pelagianismus, wie ihn Erasmus in seinen Erläuterungen zum Neuen Testamente vortrug, nahm er Anstoß. Unter Langs Beihilfe hatte sich Luther die Elemente des Griechischen allmählich angeeignet und da war es auch für ihn ein großes Ereignis, daß Erasmus im Jahre 1516 das Neue Testament griechisch herausgab mit lateinischer Übersetzung und philologischen Anmerkungen. Mancher neutestamentliche Ausdruck war für ihn in der Ursprache eine Offenbarung, die ihm die wahre Meinung der Schrift erst enthüllte, keiner aber überfiel ihn mehr mit der Gewalt einer großen Entdeckung, als der der *μετάνοια*, der ihn lehrte, daß Buße nicht in Pönitenzen und guten Werken bestehe, sondern in der Änderung des alten fleischlichen Sinns. Um so weniger war er dafür mit den Erläuterungen des Erasmus zufrieden. War es ihm schon verdächtig, daß Erasmus den Hieronymus über Augustin stellte, so bekennt er Lang, daß er Erasmus' scharfe Zurückweisung der scholastischen Träume zwar billige, aber von der wahren Gnadenlehre habe der große Humanist keine Ahnung. Seine Meinung zwar behalte er für sich, um nicht unter die unwürdige Gegnerschaft des Erasmus gerechnet zu werden, aber er definiert den Gegensatz zwischen ihrer beiderseitigen Theologie schon 1516 dahin, daß Erasmus den Menschen mitwirken lasse bei seiner Rechtfertigung, während für ihn Anfang, Mitte und Ende der Erlösung Gottes Gnade ist. Dieser Gegensatz bestand zwischen ihnen bis zum Ende. Des Erasmus rationalistische Auslegung der paulinischen Briefe findet Luther seicht. Ihm ist, als ob der große Humanist Römer 5 einfach nicht verstanden habe. Erasmus

versteht unter dem Gesetze nur das jüdische Zeremonialgesetz, während der Apostel doch auch von dem Dekalog und dem Sittengesetz überhaupt behauptet, daß der Mensch ohne Gottes Gnade es von sich aus nicht erfüllen könne. Für die Möglichkeit, auch ohne Christus gut zu sein, verweist Erasmus auf Fabricius, Regulus und andere edle Heiden, deren Werke doch so wenig nach Gerechtigkeit schmecken wie die Beere des Sorbus nach der Feige. Denn wir werden nicht gerecht, wie Aristoteles meint, indem wir recht tun, sondern wir können erst recht handeln, nachdem wir gerecht geworden sind. Erst wird der Mensch anders, dann erst seine Werke und Abel gefiel Gott vor seinem Opfer. Den Optimismus der Renaissance, mit dem Erasmus die menschliche Natur und ihre Gaben feierte, konnte Luther nicht teilen. Je länger er Erasmus lese, schreibt er an Lang, um so tiefer sinke er ihm. Das Menschliche verstehe Erasmus trefflich, vom Göttlichen habe er keine Ahnung. Obwohl Luther diese Meinung nur seinen nächsten Freunden anvertraute und es in den folgenden Jahren an Huldigungen für den großen Mann nicht fehlen ließ, hatte er doch viel zu wenig Geschick, seine wahre Meinung zu verbergen, als daß der mit den feinsten Fühlfäden begabte Günstling des Glücks nicht durch alle Höflichkeit hindurch gefühlt hätte, daß Luther im Grunde sein Gegner war. Daß Spalatin, auf Luthers eigenen Wunsch vom 19. Oktober 1516, dem Erasmus die Einwendungen gegen seine Auslegung des Römerbriefs mitteilte, konnte diesen in seinem Verdachte nur bestärken, denn wenn Spalatin auch Luthers Namen nicht nannte, wird der kluge Gelehrte doch bald erraten haben, von wem diese Einwendungen ausgegangen waren. Solange freilich Luther selbst seine Hauptaufgabe in der Bekämpfung der Scholastik sah, war er Erasmus' Verbündeter und wünschte selbst keinen Bruch. Sollte das theologische Studium auf biblische Theologie und Patristik gegründet werden, so war auch er auf Erasmus und seine Ausgaben auf Schritt und Tritt angewiesen. Diese Reform des theologischen Studiums erschien ihm aber damals als sein eigentlicher Lebenszweck, für den er sich ganz einsetzte. Seine Überzeugung war, daß nur das Studium der Schrift zu dem von ihm über alles geliebten Christus, unserem Trost und unserer Gerechtigkeit, hinführe, daß dagegen alles Philosophieren über den Glauben von Christus entferne. Denn nicht nur in formaler Beziehung verwirft er die aristotelische Scholastik, weil ihre Methode unfromm, dünkelhaft, gottlos macht, sondern er beschuldigt sie auch materiell der Irrlehre. Des Aristoteles Ethik, die den freien Willen des Menschen

lehrt und das Wort Gottes, das ihn leugnet, sind unversöhnliche Gegensätze und indem die Scholastiker sich auf Aristoteles stützen, laufen sie dem Pelagius nach. Der eigentliche Irrlehrer der Zeit ist ihm darum Aristoteles. Diesen „Gaukler“, den heidnischen „Sophisten“ zu überführen, allen Gläubigen seine Blößen zu zeigen, diesen „Proteus“ festzunageln, nennt er in einem Briefe an Lang vom 8. Februar 1517 sein heißestes Begehren, denn wäre Aristoteles nicht Fleisch, so würde er ihn unbedenklich den Teufel selbst heißen. Auch einen Kommentar zur Physik des Aristoteles kündigt er dem Erfurter Prior an, der eigens den Zweck haben soll, dem Gaukler Aristoteles die Larve abzureißen, doch ist der Plan bei dem bald darauf ausbrechenden Ablaßstreit nicht mehr zur Ausführung gekommen.

Bei diesem Standpunkte Luthers begreift es sich, wie er von den Satiren der Poetenpartei schreiben konnte, er billige ihre Zwecke, nicht aber ihre Bücher. Eine Richtung, die in seinen Augen seelenmörderisch war, bekämpft man nicht mit Scherzen. Crotus hatte seine helle Freude an diesen Bakkalaren und Magistern des verpfuschten Aristoteles. Er wünschte sie gar nicht anders als sie sind. Je verkehrter, verbildeter, verkommener sie sich zeigen, um so köstlichere Modelle sind sie für seine Satire. Es wäre ihm leid, wenn sie sich bessern wollten, denn dann verlöre er ja die Objekte seines Witzes. So wie sie sind, wolle Gott sie erhalten, damit die Vernünftigen doch auch etwas zum Lachen haben. Luthern aber ist es nicht ums Lachen, sondern ums Weinen, wenn er sieht, wie an den Universitäten die Priester erzogen werden, die dann wieder das Volk unterweisen zu seinem Verderben. Er mißt die Lehre der magistri nostri nicht wie Crotus an der gesunden Vernunft und der griechischen Philosophie, sondern an dem Worte Gottes, das sie verfälschen und verleugnen und ruft wehe über die blinden Blindenleiter. Natürlich antwortete dem ein entsprechendes Echo. Verehrer wie Oldekop fanden, daß er gern zankete, die ältern Lehrer nannten seine Verachtung des Aristoteles Hochmut. Auch die Verwandtschaft seines Paulinismus mit dem der Hussiten wird schon früh hervorgehoben. Gegen diese Ankläger wendete sich im September 1516 Luthers Schüler Bernhardi aus Feldkirch, der „den Kläffern“ den Mund stopfen wollte, indem er aus Luthers Kollegheft Thesen über des Menschen Unvermögen, aus eigener Kraft die Gebote Gottes zu erfüllen, zusammenstellte und eine Disputation herbeiführte, der Luther selbst präsidierte. Die Angriffe beider auf den

Pelagianismus der Scholastik waren so scharf, daß selbst Amsdorf sich anfänglich befremdet fühlte, während die Vertreter der alten Schule bitter zürnten. Im Sommer 1517 bereitete Luther sechs oder sieben Kandidaten zum Magisterexamen vor, die er alle auf Aristoteles hetzen will. Das entscheidende Manifest gegen die herrschende Lehrweise aber war die disputatio contra scholasticam theologiam, die er am 4. September 1517 gelegentlich der Promotion des Franz Günther von Nordhausen veranstaltete. In diesem akademischen Akte nahm er die feierliche Entthronung des Königs der Scholastiker vor. Mit Spott redet er von Gabriel Biel, dem Engel Gabriel der Scholastiker; Paulus hat zu entscheiden und es ist gleichgültig, „ob Gabriel dieses, oder Michael jenes, oder Raphael etwas anderes sage“. „Es ist wahr, daß der Mensch, der ein böser Baum geworden ist, nicht anders kann als das Böse wollen oder tun. Es ist falsch, daß die freie Begierde sowohl Gutes als Böses zu tun vermag, denn sie ist nicht frei sondern gefangen. Es ist falsch, daß der Wille sich von Natur nach der gesunden Natur richten könne (wider Scotum und Gabriel), sondern der Wille ohne Gottes Gnade kann nichts anderes denn unvernünftig und übel tun. Die Freundschaft ist keine Tugend der Natur, sondern eine Wirkung der Gnade (wider Gabriel). Es ist falsch, wer da sagt: wenn der Mensch so viel tut als er vermag, so vertreibt er das Hindernis der Gnade. Es ist nicht wahr, daß eine unüberwindliche Unwissenheit von der Sünde freispricht (gegen alle Scholastiker). Die Natur ist notwendig innerlich stolz und hoffärtig auch in den Werken, die äußerlich einen guten Schein haben. Wir sind nicht Herren unseres Tuns von Anfang bis zum Ende sondern Knechte (gegen alle Philosophen).“ Der ganzen Weisheit der Scholastik, wie sie unter seinen Lehrern namentlich Trutvetter und Usingen vortrugen, warf er damit den Handschuh hin und er erwartet selbst, daß die Erfurter seine Thesen „kakodox“ finden würden. Bei seiner Verehrung für die alten Herren ist er aber gern bereit, nach Erfurt zu kommen und ihnen in einer feierlichen Disputation Rede zu stehn. Auch an Eck in Ingolstadt, der sich um seine Freundschaft beworben hat, sendet er die Thesen durch Scheurl, um zu hören, was der dazu sage? Der feinsinnige Scheurl erkannte sofort die Tragweite dieser Sätze. Er lernt aus ihnen, daß man auch ohne Aristoteles ein christlicher Theologe werden könne und beginnt seinen Dankbrief an Luther mit dem beziehungsvollen Votum: Christi theologiam restaurare! Das Christentum Christi muß wiederhergestellt

werden, denn, was sie an den Hochschulen lehren, ist das Christentum des Aristoteles. Die Rettung aus der herrschenden pelagianischen Theologie sieht Luther in dem Verzicht auf alle Scholastik. Biblische Theologie, nicht Sentenzen, das ist für ihn das Einzige, was wirklich helfen kann. Die Fortführung der alten Streitfragen führt nur immer tiefer in den pelagianischen Sumpf.

Anfänglich widersprachen die Wittenberger Kollegen. Karlstadt und Lupinus waren erzürnt über Luthers Angriffe auf eine Methode, der sie in ihren eigenen Vorlesungen huldigten. Aber die Stimmung der Jugend für Luther mußte notwendig auf die Lehrer zurückwirken. Auch Luthers steter Berufung auf Augustin hatten sie nichts entgegenzusetzen. Zuerst trat Amsdorf, dem Luther einen Augustin ins Haus geschickt hatte, auf Luthers Seite und begrüßte die Befreiung von dem ganzen scholastischen Kram als eine Erlösung. Dann warf Karlstadt gleichfalls seinen Thomas beiseite und nach seiner aufgeregten Weise überbot er nun Luthern noch in stürmischer Proklamation der paulinischen und augustinischen Theologie als des wahren Evangeliums. So konnte Luther am 18. Mai 1517 seinem getreuen Lang nach Erfurt melden: „Unsere Theologie und S. Augustin schreiten glücklich vorwärts und herrschen auf unserer Universität durch Gottes Wirken. Aristoteles steigt allmählich herab und neigt sich zum Falle, vielleicht auf immer. Wunderbar überdrüssig ist man der Vorlesungen über die Sentenzen. Keiner kann mehr auf Zuhörer hoffen, wenn er nicht die Bibel oder den heiligen Augustin oder einen andern Lehrer von wirklicher kirchlicher Autorität vortragen will." In Wittenberg regieren Paulus und Augustin, in Erfurt und allen andern Hochschulen der Lombarde und Thomas. Das war die Situation wie sie Luther selbst im Frühling 1518 zu Heidelberg dem Schlettstädter Dominikaner Martin Butzer darlegt. Von großer Bedeutung aber war es, daß inzwischen auch Staupitz für die augustinische Theologie eingetreten war und Luther war eifrig dessen Schriften über die Prädestination und „von der Nachfolgung des willigen Sterbens Christi" zu empfehlen und zu verbreiten, nicht ohne die Versicherung, daß Erasmus etwas derart nie würde schreiben können.

Man kann es als einen Akt der Naivetät betrachten, daß Luther seine Thesen contra scholasticam theologiam hauptsächlich nach Erfurt schickte, denn der Ruhm eines Usingen und Trutvetter beruhte gerade auf ihrer völligen Beherrschung der aristotelischen Dialektik. So fanden die

Erfurter denn auch Luthers ganzes Auftreten vermessen; er sei zu hochfahrend in seinen Behauptungen und verdamme zu leicht die Behauptungen der andern. Der Gegensatz gegen die Erfurter Lehrer hatte sich schon stark zugespitzt, als die Dominikaner eine Ablenkung herbeiführten und Luthers Angriffe von Usingen und Trutvetter vielmehr auf Tetzel und Prierias ablenkten. Die Ablaßpredigt, die Wittenberg immer zudringlicher umkreiste, stieß den Augustiner darauf, daß die pelagianische Werkgerechtigkeit in der Praxis noch viel verheerendere Wirkungen ausübe als in den Hörsälen. Das war denn doch der schreiendste Gegensatz zu seiner Überzeugung, daß die Seligkeit nur durch unser gläubiges Vertrauen auf Christus gewirkt werde, wenn Tetzel sie in Aussicht stellte für das geringste aller Werke, für ein Opfer an Geld. Gröber konnte Pauli Lehre von der Rechtfertigung nicht verhöhnt werden, und so ließ Luther den Streit contra scholasticam theologiam vorerst ruhen und begann statt dessen den Kampf gegen Tetzel. Seine Richtung, die überall auf „das Mark der Dinge" ging, fand auch jetzt die Wirklichkeit wichtiger als die Theorieen der magistri nostri, deren Glanz ohnehin, auch ohne sein Zutun, im Verbleichen war.

Doch nicht bloß für seine theologische Stellung, sondern auch für seine persönliche religiöse Entwicklung bezeichnet der Ablaßstreit eine neue Epoche. Bis dahin war Luthers Frömmigkeit bestimmt von den alten Mönchsidealen, die dem Novizen, Pater und Ordensobern allein vorgeschwebt hatten. Demut, Gehorsam, Selbstverleugnung, Auslöschung des eigenen Ich sind die Tugenden, die er sich und den andern predigt. Daß er seine eigene Person unter die Hut dieses Mönchsideals stellt, zeigen alle seine Briefe. Gelegentlich aber treten uns doch auch in überraschender Weise bittere Glossen und selbst schneidende Ausfälle entgegen, die in ihrer Leidenschaftlichkeit die Vermutung wecken, im Falle eines ernstlichen Kampfes könnte dieser demütige Mönch sich aus einem Lamme in einen Löwen verwandeln, vor dem die Gegner erzittern werden. Dann wird das „Brüderlein Martin", die „Hefe der Welt" vielmehr „der furchtbare Mönch", „der große Mörder", „der Teufel in Mönchsgestalt" heißen. Das Überspringen von dem einen zum andern war in seiner Natur begründet und doch ist es ihm innerlich nicht leicht geworden, aber er sagte getrost: „Gott hat mich's geheißen." Er war überzeugt, Gott zu dienen, als Papst und Staupitz seine Autoritäten waren und als er die Losung ausgab: „Gottes Wort und Römerbrief!" tat er es in der gleichen Überzeugung.

VIII

Luthers fünfundneunzig Thesen, 1517.*)

Nicht am Vorabend des Allerheiligenfestes, wie man zu sagen pflegt, sondern nach Melanchthons Angabe mittags 12 Uhr, schlug Luther seine berühmten Thesen über die Kraft des Ablasses an. Auffallendes war an diesem Akte nicht; jeden Freitag hatten die Theologen in Wittenberg zu disputieren, denn diese öffentlichen Disputationen gehörten zu den regelmäßigen Übungen des mittelalterlichen Universitätswesens. Luthers Sätze waren nicht einmal gedruckt, wie Scheurl berichtet, sondern „bloßlich geschrieben". Zur Disputation stellte sich niemand, denn die meisten waren einverstanden, und die es nicht waren, fürchteten wohl Luthers Überlegenheit und die Stimmung der akademischen Jugend. Aber die Kirche des Allerheiligenstifts wurde am Allerheiligenfeste bei der Reliquienausstellung von großen Scharen besucht, die den Anschlag lasen, und so ließ auch der Druck desselben nicht lang auf sich warten. Johann Agricola, der damals in Wittenberg weilte, redet von einem solchen auf einem halben Bogen Papier, „der das Rößlein laufen gemacht". Anfangs Januar 1518 hatte Adelmann in Augsburg bereits einen Nachdruck aus Basel in Händen und in Nürnberg besorgte Kaspar Nützel sofort eine lateinische Ausgabe mit deutscher Übersetzung. Von den zahlreichen Thesen, die Luther drucken ließ, sind diese so sehr die berühmtesten geworden, daß, wenn heute von Luthers Thesen geredet wird, man nur an diese fünfundneunzig Sätze vom 31. Oktober 1517 denkt. Dennoch würde man eine ganz falsche Meinung haben, wollte man in ihnen die Grundsätze in einiger Reinheit und Vollständigkeit suchen, auf die der Reformator nachmals seine Kirche gegründet hat oder wenn man sie sich als Proklamation der Freiheit aller Christen-

---

*) Die Belegstellen in „Luthers Thesenstreit", Heidelberger Jahrbücher. 1898. S. 181 ff.

menschen, als Aufruf zum Abfall vom Papsttum vorstellte. Ihr Verfasser selbst sagt bei einem späteren Abdruck: „Ich laß geschehen und gut sein, daß meine Disputationes und Propositiones, die ich im Anfang meiner Sache wider den Ablaß gehandelt habe, an den Tag kommen und ausgehen ... denn durch dieselben Propositiones wird öffentlich angezeigt meine Schande, d. i. meine Schwachheit und Unwissenheit." Eine Aufforderung zum Abfall vom Papsttum sind die Thesen nicht und wollten sie nicht sein, vielmehr hat ihnen sogar der Bischof von Brandenburg, der Hirte der Wittenberger Gemeinde, bezeugt, er vermöge nichts Unkatholisches in ihnen zu entdecken. Die katholischen Vorstellungen des Fegfeuers, des Schatzes der Kirche, der Schlüsselgewalt, werden in ihnen nicht bestritten, sondern näher begründet und es ist im wesentlichen der Standpunkt der mittelalterlichen Mystik, von dem aus Luther den dürr gewordenen scholastischen Begriffen neuen religiösen Lebenssaft zuzuführen strebt. Eine stärkere Beschneidung erleidet nur der Begriff des Ablasses, aber gerade hier durfte Luther sich der Meinung hingeben, daß er das alte Kirchenrecht und die Meinungen der besten Väter auch der lateinischen Kirche auf seiner Seite habe. Er gestand später, daß er die scholastischen Doktrinen vom Ablaß damals nur unvollkommen gekannt habe, aber er wußte, daß Ablaß ursprünglich nichts gewesen sei als Nachlaß von Kirchenstrafen. Die älteste Kirche hatte nur eine Art von Strafen, den Ausschluß aus der Kirche. Als dann die Kirche Weltkirche geworden war, gab es kein „draußen" mehr im alten Sinne. Verweigerung der Absolution, Zurückweisung vom Abendmahl, Verbot des Gotteshauses, Ausschluß vom Verkehr mit den Gläubigen, Entziehung des kirchlichen Begräbnisses und aller Sakramente trat an die Stelle, bis der Sünder durch gewisse Büßungen oder Leistungen die Kirche versöhnt hatte. Als solche „Genugtuungen" galten längere Fasten, Geißelungen, Abstinenzen und Wallfahrten, die der Büßer über sich nehmen mußte, ehe ihm Absolution und das Recht der Teilnahme an den Sakramenten wieder zu teil wurde. Die Bußansätze einer strengen, barbarischen Zeit erwiesen sich aber für spätere, weichere Geschlechter nicht mehr durchführbar und so ließ die Kirche Bußumwandlungen, Redemtionen, zu, in denen man lange Strafen in kürzerer Form, harte in ungefährlicherer Weise absolvieren konnte. Mit dem Eindringen der germanischen Rechtsgewohnheiten wurde die gewöhnlichste Form der Redemtion, Umwandlung der Kirchenstrafe in eine Geldstrafe, da das Wehrgeld die gewöhnliche Form der Buße bei den

Germanen war. Bei ihnen hieß eine „Buße" schlechtweg eine Geldstrafe. Damit aber bemächtigte sich die Habsucht der Bischöfe dieses Instituts. Jeder Büßende, der zu festgesetzter Zeit, meist zur Zeit der Kirchweih, eine Kirche besucht und eine Steuer für ihre Zwecke gibt, erhält einen Teil seiner Bußen erlassen. Schon Abälard*) wirft in dieser Hinsicht vielen Bischöfen vor, daß sie Nachlaß geben „unter dem Schein der barmherzigen Liebe, in Wahrheit aber aus schnöder Gewinnsucht". Nicht ein Teil, sondern alle Strafen wurden von Urban II. 1095 denen erlassen, die am Kreuzzuge teilnahmen und auch solche, die nicht in Kirchenstrafe waren, konnten sich bei solchen Gelegenheiten durch Kampf gegen die Ungläubigen oder Ketzer volle Vergebung ihrer Sündenschuld verdienen.**) Die Rückwirkung auf die Vorstellung von der Buße war denn die, daß man meinte, im Sakrament der Buße, das in Reue, Beichte und Genugtuung bestand, werde die ganze Schuld des Sünders, nebst den ewigen Strafen vergeben, so daß der Absolvierte die Hölle nicht zu fürchten brauche. In den Himmel aber kommt er darum doch noch nicht, denn vorbehalten sind bei der Absolution die zeitlichen Strafen, zu denen auch das Fegfeuer gehört. Die Befreiung von diesen zeitlichen Strafen müssen wir durch Satisfaktionen erwirken und hier hat der Ablaß seine Stelle. Die Sündenschuld wird uns durch das Bußsakrament abgenommen, für die zeitlichen Strafen im Diesseits und im Fegfeuer haben wir dagegen die Wahl zwischen Leistung der Satisfaktionen oder dem Ablaß. Der päpstliche Ablaß ist aber der sicherere Weg. Der Beichtvater kann sich in der Bestimmung der Satisfaktionen vergreifen und uns zu wenig auflegen, so daß wir das Fehlende dann doch im Fegfeuer büßen müssen. Nur in dem päpstlichen Ablaßbrief haben wir schwarz auf weiß die Versicherung des Erlasses der zeitlichen Sündenstrafen. Der Ablaß ist also nicht mehr bloß Erlaß der kirchlichen Strafen, sondern auch der Fegfeuerstrafe und ist zu unterscheiden von dem Bußsakrament. Die Sündenschuld und ihre ewige Strafe müssen dem reuig Beichtenden durch die Absolution des Priesters vergeben sein, dann erst kann er auch Kirchenstrafen und Fegfeuerstrafe im Ablaß erlassen bekommen. So baute die Kirche dem Vorwurfe vor, sie erlasse Sünde für Geld. Die Schuld wird nur dem reuigen Herzen und beichtenden Munde erlassen, nur die Strafe

*) Vgl. Weltverbesserer im Mittelalter. I. Abälard. S. 211.

**) Vgl. Brieger: Das Wesen des Ablasses. Leipzig bei Edelmann. 1897.

erläßt die Kirch auch gegene Ablaßgeld. Für den gemeinen Mann war natürlich diese subtile theologische Unterscheidung unverständlich; er war der festen Überzeugung, mit dem Ablaß erhalte er volle Vergebung aller Sündenschuld und aller Sündenstrafe. Schon Berthold von Regensburg klagt über die Pfennigprediger, die an Stelle der Buße das Ablaßgeld setzen und so „ein michel Teil" der ihnen anvertrauten Seelen verderben. „Wenn Du aufstehst und vergibst einem alle die Sünde, die er getan um einige Pfenning, so meint er, er habe gebüßt." Eine weitere Verschlechterung erlitt das System durch die Einführung der Jubelablässe. Unter Berufung auf das alttestamentliche Erlaßjahr, verhieß Bonifacius VIII. für das Jahr 1300 jedem Christen völlige Vergebung seiner Sünden, der an den Gräbern der Apostel zu Rom seine Gebete und Opfer darbringen werde. Durch diese Bulle wurden die Ablaßgelder eine Haupteinnahme des päpstlichen Stuhles. Die Jubelablässe kamen nicht nur in immer kürzeren Fristen, sondern sie wurden jetzt auch durch umherwandernde Kommissäre an Ort und Stelle angeboten, so daß die Reise nach Rom erspart werden konnte. Einen solchen Jubelablaß hatte Luther schon als Student zu Erfurt erlebt, als Kardinal Peraudi, begleitet von seinem Sekretär Emser, denselben mit allem Pompe verkündete, mit der Versicherung, dieses heilige Jubiläum sei noch viel größer als das im Jahre 1500 zu Rom gefeierte. Durch dieses Ausschreien der „Plenarablässe" verwischte sich dann für das Bewußtsein der Gemeinde vollends die Unterscheidung zwischen Sündenvergebung und Straferlaß, sie war gewiß, das Kaufen der Ablaßbriefe sei das Eine, was not tue. Das war für Luther der Anstoß für sein Hervortreten. Nicht das Studium des alten Kirchenrechts, sondern die Wahrnehmungen im Beichtstuhl, wie verderblich diese Ablaßpredigt wirke, veranlaßten ihn zu seinem Proteste. Er selbst bekennt, mit den subtilen Distinktionen der Lehrer, deren Scharfsinn gerade hier die höchsten Triumphe feierte, gar nicht bekannt gewesen zu sein. Er hatte es einfach mit der päpstlichen Ablaßbulle und mit der Instruktion zu tun, die der Mainzer Erzbischof seinem Tetzel mitgegeben hatte und mit den Instruktionen, die dieser den Pfarrern zugehen ließ, die die ganze Lehre des Evangeliums von Buße und Sündenvergebung verleugneten. Um so mehr aber entrüstete ihn diese verderbliche Predigt, als sie ihn bei dem Studium des soeben erschienenen Neuen Testaments des Erasmus fand, das ihm die Grundbedeutung der biblischen Begriffe aufschloß, die er bis dahin nur in der lateinischen Terminologie der Scholastiker gekannt

hatte. In dem Begleitschreiben, das er für Staupitz den Resolutionen zu seinen 95 Thesen voranstellte, gibt er über diese Genesis seines Auftretens gegen Tetzel klare Auskunft. Er geht zurück auf den großen Augenblick, in dem er „von den gelehrten Männern, die uns griechisch und hebräisch genau übersetzen", erfuhr, daß poenitentia im Urtexte metanoia laute, das heißt Sinnesänderung. Das Wort also schon besage, daß an die Stelle des alten Sinns ein neuer zu treten habe, was ohne Änderung unserer Neigungen und Lüste nicht möglich sei. Nun erst reime sich Jesu Lehre mit Pauli Predigt von der Wiedergeburt, denn nun sei die poenitentia eine innere Wiedergeburt, eine transmutatio mentis. Die Buße ist eine Wandlung des ganzen Sinnes des Menschen und die Scholastiker irren, wenn sie meinen, sie bestehe in Beichte und äußerlichen Satisfaktionen. Hätte die lateinische Übersetzung das Wort Jesu genau wiedergegeben, so würde die Kirche auf eine so äußerliche Auffassung der Buße nie gekommen sein. „Da", fährt er fort, „da mir eben das Herz von solchen Gedanken brannte, siehe da fingen an um uns zu rauschen und zu tönen neue Posaunen und Drommeten von Ablaß und Sündenvergebung", die nicht für Sinnesänderung, sondern für Geld, also die geringste Form der sogenannten Satisfaktionen, gegeben werde. Nicht bloß gottlos, sondern falsch und ketzerisch war ihre Lehre „und da ich ihrer Unsinnigkeit nicht steuern kann, faßte ich den Beschluß, sie bescheidentlich anzufechten".

Es war schon auf einer Visitationsreise, die Luther 1516 gemeinsam mit Staupitz machte, daß bei einem Konvente zu Grimma die Rede darauf kam, welcher Unfug in dem benachbarten Wurzen von den Ablaßkommissären des Leipziger Dominikanerpriors Tetzel getrieben werde. Wieder einmal war durch Leo X. ein Ablaß ausgeschrieben worden zur Deckung der Kosten des Baues der Peterskirche in Rom. Es war das bereits der fünfte volle Ablaß für alle Sünden, den diese Generation erlebte und in den kirchlichen Kreisen, die die römische Praxis kannten, glaubte niemand, daß der Ertrag wirklich dazu bestimmt sei, wie die Ablaßprediger sagten, „die Gebeine der Märtyrer gegen die Unbilden der Witterung zu schützen". Luther selbst hatte bei seinem Aufenthalte in Rom Gelegenheit gehabt, sich zu überzeugen, daß es damit keine Not habe und daß man die ehrwürdigste Basilika der Christenheit nur der Baulust Julius' II. geopfert hatte. Mit besonderer Energie wurde der Ablaß vertrieben, weil der Kurfürst Albrecht von Mainz an dem Ertrag beteiligt war, der nicht sowohl Palliengelder als eine „Komposition" für die

Cumulierung dreier Bistümer hatte zahlen müssen. Luther spottete später, Pallium sei ein hänfener oder flächserner Faden, etwa drei Finger breit, wohl etwa einen Groschen wert, vom Papste auf dem Altar in Rom gesegnet und über den angeblichen Körpern S. Petri und Pauli geweiht. Der Tat nach war er aus der Wolle der Lämmer von S. Agnese gesponnen, mit Kreuzen besetzt und hatte Albrecht Tausende gekostet. Friedrich der Weise wollte nun aber nicht, daß der Hohenzoller sein neues Erzbistum mit dem Gelde sächsischer Untertanen bezahle und war darum dem Beispiel anderer Fürsten gefolgt und hatte die Vertreibung des Ablasses im Kurstaat verboten. Da aber der deutsche Primas und brandenburgische Prinz das Geschäft betrieb, standen die benachbarten bischöflichen und brandenburgischen Gebiete den Ablaßpredigern offen und das Geld der sächsischen Untertanen ging nun doch auf hundert Wegen über die Grenze. Die Verschlechterung der kirchlichen Praxis, wie sie Luther auch bei seinen Visitationsreisen auf vielen Punkten entgegen getreten war, sprang hier ganz besonders verletzend in die Augen. In der päpstlichen Ablaßbulle, die die Unterschrift des großen Stilisten und Humanisten Sadoletus trägt, bietet Leo X. als Nachfolger Petri, der den Schlüssel zur Himmelstüre führt, seinen Ablaß auch denen dar, die wegen der Weite der Orte nicht zu den Gräbern der Apostel kommen können, indem der Papst nach dem Exempel unseres Heilands, der seine Apostel in die verschiedenen Gegenden der Welt ausgesendet hat, eigene Nuntii und Kommissarii entsendet, um jedem Christen Gelegenheit zu geben, sich an dem Verdienste des Baues von S. Peter Anteil zu erwerben. Wer in den Kasten der gedachten Kommissarii und Subkommissarii die auf dem Tarif näher bezeichneten Summen einlegt, soll völlige Vergebung der dort verzeichneten Sünden und so viel und dergleichen Ablaß haben, als wenn er alle Tage die sämtlichen Kirchen der Stadt Rom besuchte, um daselbst die Stationsgebete zu sprechen. Außerdem haben die Kommissarien Vollmacht, Beichtbriefe auszustellen, durch welche der Käufer das Recht erhält, sich einen Beichtvater selbst zu wählen, der den Vorzeiger dann von allen Übertretungen und Missetaten, so hoch und schrecklich sie auch sein mögen, auch in den dem heiligen Stuhle vorbehaltenen Fällen, sowie von der Exkommunikation freisprechen darf. Der Käufer eines solchen Beichtbriefes ist also von der Parochialordnung eximiert und kann die Absolution da holen, wo sie am leichtesten zu haben ist. Die Kommissäre dürfen ferner

die darum Nachsuchenden von gelobten Wallfahrten jenseits des Meeres und von anderen Gelübden gegen Geld entbinden und Dispensationen jeder Art erteilen. Sie können Ablaß verkaufen für die Greuel der Simonie und sonstige Sünden, so daß der kirchlich infam Gewordene wieder in den Stand gesetzt wird, alle Ämter zu übernehmen und Benefizia zu genießen, indem der Ablaß alle Flecken, Schande und Unfähigkeit tilgt. Güter, die durch Wucher oder sonstiges Unrecht erworben sind, oder die der jetzige Inhaber ohne Ermächtigung an sich genommen hat, können die Kommissäre gegen einen passenden Anteil für legitimes Eigentum des jetzigen Inhabers erklären. Alles, was man res nullius nennt, herrenloses Gut, zweifelhafte Legate, unsichere Besitztitel, angefochtene oder nicht erhobene Erbschaften, Eigentum, das zu Unrecht besessen wird, werden bei der Kirche am besten aufgehoben sein, darum sollen es die Kommissäre an sich nehmen und ihrem Kasten einverleiben, „da der Herr Papst es für besagten Kirchenbau bestimmt hat“. Aber auch bischöfliche Vollmachten sind in die Hände der Ablaßkommissare gelegt. Solchen Personen, die vor Vollendung des gesetzlichen Alters in das Kloster oder in den Klerus eingetreten sind, können sie nachträglich Dispensation erteilen. Von verbotenen Ehegraden oder geistlichen Ehehindernissen können sie lossprechen. Für Leute, die ohne Absolution gestorben sind, können sie die Beerdigung in geweihter Erde gestatten. Sie können den Adeligen tragbare Altäre erlauben, die auch an ungeweihten Orten aufgestellt werden dürfen und ihnen das Recht erteilen, selbst während des Interdikts an denselben Messe lesen zu lassen. Ingleichen können sie gegen Beitrag zum Bau von S. Peter den Dispens erteilen, in den Fasten und anderen verbotenen Zeiten Eier, Butter, Käse und andere Milchspeise, ja sogar Fleisch zu genießen ohne Gewissensskrupel, in aller Freiheit. Ingleichen sind sie befugt, alle Eidschwüre, es sei in Handelsschlüssen, Instrumenten, Verzeichnissen oder Verschreibungen, der Wirkung nach, zu erlassen und von allem Meineid, doch ohne eines dritten Schaden, loszusprechen, ferner ungerechte Vorbehalte aufzuheben und jede Art von Ablaß, die die Bettelorden oder sonstige Bevollmächtigte erteilen, können auch sie erteilen. Die aber, die irgend einer dieser Vollmachten widersprechen oder Widerstand leisten, sollen sie zu 500 Goldgulden Strafe verurteilen und das Geld sofort zu Nutzen ihres Kastens einziehen.

Ist so den Lebenden eine Fülle von Ablaß zugedacht, so sind auch die Toten nicht vergessen. „Daß der Seelen Heil desto mehr befördert

werde, so wollen und vergönnen wir," sagt die Bulle, „den Seelen, die im Fegfeuer sind, daß auch ihnen solche Hilfe zu statten käme, weil wir solchen Seelen, so viel wir mit Gott können, gerne mitleidig helfen wollen aus göttlicher Gnade und voller apostolischer Macht." Für diese armen Abgeschiedenen sollen ihre Eltern, Kinder, Freunde und sonstige Gläubige steuern, damit dieselben Anteil erhalten an allem Gebet, allen Messen, kanonischen Stunden, Geißelungen, Wallfahrten und anderen guten Werken, durch die die Kirche stündlich Gottes Zorn versöhnt und den Schatz der Verdienste mehrt.

Der Schluß endlich ist der aller solcher Bullen, daß diejenigen, die dieser Willensmeinung des Stellvertreters Gottes widerstehen oder an den eingehenden Geldern Unterschleif treiben, den Ablaßkommissären Übles nachreden oder vorwenden, sie hätten bereits genug Ablaß gekauft oder sich mit dem Papste oder sonst jemand darüber anders verglichen, daß solche übelwollende Menschen durch die Tat selbst dem Banne verfallen und von diesem Banne durch keinen andern als durch den Kommissar oder durch den heiligen Stuhl gelöst werden können.

Noch anstößiger als diese päpstliche Bulle war dem Wittenberger Mönche die Instruktion des Erzbischofs von Mainz an die Ablaßkommissare. Der kurmainzische Hof war einer der aufgeklärtesten in ganz Deutschland; Vettern und Freunde Huttens saßen in Albrechts Rat; schlimmer als Luther selbst nennt sie der Nuntius Aleander im Jahr 1521; Huttens antirömische Schriften wurden in Mainz gedruckt, allein das hinderte die Räte des Kurfürsten nicht, die noch immer schuldigen Palliengelder auf dem Wege des Ablasses aufzubringen. Statt den Untertanen neue Lasten aufzubürden, verkaufte man Lose für die himmlische Lotterie. Eine solche Sündensteuer, bei der jeder sich selbst einschätzte, drückte schließlich am wenigsten, zumal sie nicht bloß in der Mainzer Diözese erhoben wurde. Die Instruktion selbst gibt ein sehr lehrreiches Bild des Apparats, der dazu bestimmt war, deutsche Sünden in römische Dukaten zu verwandeln. Wo „die päpstliche Gnade", d. h. die Ablaßmission, einrückt, sind fünf Kirchen mit dem päpstlichen Wappen zu bezeichnen. An diesen Altären haben die Ablaßkäufer ihre Gebete zu verrichten, als ob sie die Stationen der römischen Pfarrkirchen durchbeteten. Die Beichtstühle sind mit dem päpstlichen Wappen zu versehen; ein Ablaßkreuz ist aufzurichten, an dem sich am Abend nach der Vesper die Kleriker um die mit weißen Stäben ausgezeichneten Pönitenziare zu einer öffentlichen Andacht versammeln.

An drei Tagen der Woche soll über die Ablaßbulle gepredigt werden und zu gleicher Stunde ist kein anderer Gottesdienst zu dulden. Die Beichtväter sollen im Beichtstuhl die Beichtenden fragen, „vor wie viel Geld oder andere zeitliche Güter sie die Erleichterung ihres Gewissens entbehren wollten?“ Antworten sie dann, wie zu erwarten, nicht um alles Geld der Welt, so kann man „dieselben hernach desto leichter zum Beitrag bringen“. Nach der Beichte ist der Beitrag in den Kasten zu werfen. Derselbe steht in der Hauptkirche vor einem roten Kreuze und zwischen zwei roten Fahnen mit dem päpstlichen Wappen. Die Taxe ist angeschlagen, und zwar haben zu zahlen: Könige und Königinnen und ihre Prinzen, Erzbischöfe, Bischöfe und Fürsten 25 rheinische Goldgulden. Äbte, Prälaten', Grafen, Barone 10 Goldgulden. Bessergestellte Adelige und Bürger, die 500 Goldgulden im Jahre einnehmen, sollen 6 Gulden bezahlen, die folgende Klasse einen Gulden und geringe Leute einen halben bis viertel Gulden, doch kann der Pönitentiar nach Lage des Falles auch noch weiter herabgehen. Von ihrem Weibergut können Frauen auch gegen den Willen ihres Mannes Ablaß kaufen. Können Frauen und Unmündige das Geld nicht erlangen, so sollen sie die nötige Summe durch Betteln zusammenbringen. Bezeugt wird der Kauf des Ablasses durch eine Quittung. Die Gnade dieses Ablaßzettels ist, daß der Käufer und seine verstorbenen Eltern von nun an in Ewigkeit teil haben an allen Bitten, Fürbitten, Almosen, Gebeten, an allen Wallfahrten, auch an denen ins heilige Land; ferner an den Stationen in Rom, an den Messen, Kasteiungen und allen übrigen geistlichen Gütern, welche in der katholischen Kirche und von allen ihren Gliedern geschehen, geschehen werden und geschehen können. In dem zweiten Sermon, der als Musterpredigt hinausgegeben wurde, heißt es allerdings: „Du sollst wissen, daß jeder, der gebeichtet und seine Sünden bereut, die Almosen in den Kasten gelegt, vollkommene Vergebung aller seiner Sünden erlangen wird.“ Aber die Reue und Beichte tritt doch sehr zurück hinter dem Einlegen in den Kasten und bei der Ablaßpredigt wurde beides in einer Weise zusammengeworfen, daß die praktische Reue eben im Kaufen des Ablasses bestand. Bei dem Ablaß für die Seelen im Fegfeuer aber sagt die Instruktion ausdrücklich: „Auch ist nicht nötig, daß die Personen, welche für die Seelen in den Kasten legen, in dem Herzen zerknirscht sind und mit dem Munde gebeichtet haben, indem sich diese Gnade nur auf die Liebe gründet, in der die Verstorbenen abgeschieden sind und auf die Einlegung der

Legenden, wie aus dem Texte der Bulle ersichtlich ist.“ Darauf aber hob Tetzels Ablaßpredigt in erster Reihe ab, die Leute zu bestimmen, für die armen Seelen in des Fegfeuers Qual Ablaß zu lösen. Bei der Umwandlung der Gelübde ist im allgemeinen der Geldwert der erlassenen Leistung, bei Gewährung eines Dispenses der Betrag des Betrugs, der ungerechten Besitzergreifung usw. zugrunde zu legen. „Bei letzterer Gnade sollen die Pönitentiarii und Beichtväter sich nicht einlassen außer nur bei denen, die ein böses Gewissen wegen zwanzig rheinischen Gulden hätten. Wo aber das Gewissen mit einer größeren Summe beschweret wäre, alsdann sollen sie es denen Subkommissariis anzeigen, und mit ihnen über eine gewisse Taxe schließen.“ Auch für die Art, wie Gefangenen, Kranken, abwesenden Personen der Ablaß zugewendet werden kann, ist umsichtig Sorge getragen. Für solche Verbrecher, die ihre ganze Nachbarschaft geärgert haben, ist durch den Ablaß gleichfalls Gelegenheit gegeben, wieder ehrlich zu werden, indem sie sich von den Kommissarien den nackten Rücken mit der Rute öffentlich züchtigen lassen, worauf dieselben das miserere und oremus über sie sprechen und sie dann für restituiert erklären. Den Weibern aber sollen bei diesem Akt „wegen der Ehrerbietigkeit gegen dieses Geschlecht nur der Schuh ausgezogen werden“. Schließlich bestimmt die Instruktion auch die Form der Ablaßzettel, deren noch einige im Original vorhanden sind. Es ist auf denselben ein Dominikanermönch abgebildet mit Kreuz, Dornenkrone und feurigem Herzen. Oberhalb an den Ecken ist eine genagelte Hand des Erlösers zu sehen, unten ebenso ein angenagelter Fuß. Auf der Vorderseite stehen die Worte: „Papst Leo X. 1517. Gebet. Das ist die Länge und Weite der Wunden Christi der heiligen Seiten. So oft sie einer küsset, hat er 7 Jahre Ablaß.“ Auf der Rückseite: „Das Kreuz zu 40 Mal gemessen, macht die Länge Christi an seiner Menschheit. Der es küsset, der ist sieben Tage behütet vor dem jähen Tode, auch hinfallender Krankheit wie auch vom Schlage.“ Aus einem Erlasse des Erzbischofs an die Administratoren seines Stiftes zu Halle geht hervor, daß an der Form mehrmals gebessert wurde, um die Ablaßscheine noch verkäuflicher auszustatten. „Das Übrige,“ heißt es dann, „wird der Subkommissarien, Prediger und Pönitentiare Urteil und Sorgfalt ersetzen, welche von unserem Herrgott und denen heiligen Aposteln Petro und Paulo ewige Belohnung für ein so glückliches Werk erlangen werden.“

Wenn Luther behauptete, daß solche Vorschriften mit dem alten

Kirchenrechte nicht stimmten, hatte er vollkommen recht, denn die Scholastik hatte wirklich gelehrt, daß die Vergebung der Sünden von Gottes Barmherzigkeit ausgehe und auf dem Verdienste Christi ruhe und hatte Reue und Beichte zur Bedingung der Wirksamkeit des Ablasses gemacht. Die Sündenschuld wird durch Reue und Beichte getilgt, die Sündenstrafe durch Ablaß nachgelassen. Um so mehr durfte Luther überzeugt sein, daß er nicht gegen die Lehre der Kirche, sondern gegen die Abenteuerlichkeiten eines unhaltbaren erzbischöflichen Erlasses kämpfe.

In der Praxis kümmerten sich aber die Ablaßprediger um diese scholastischen Unterscheidungen wenig. Nachdem die Vorverhandlungen erledigt waren, verhandelte die erzbischöfliche Kanzlei wegen der Vertreibung des Ablasses mit den beiden Bettelorden. Die Verhandlungen mit den Franziskanern zerschlugen sich, da, nach Mykonius, ihre Guardiane der Meinung waren, ihre Konvente brächten schon jetzt für ihren eigenen Unterhalt kaum die notdürftigen Gaben zusammen, kämen sie auch noch mit dem Ablaß, so grüben sie sich selbst das Wasser ab. So übertrug der Erzbischof die Predigt des Ablasses den Dominikanern. Sie spielten in Mainz eine vorwaltende Rolle und ihrer hatten sich die beiden Hohenzollern Joachim und Albrecht schon bei der Gründung ihrer Universität Frankfurt an der Oder in erster Reihe bedient. Auch besaß der Orden diejenige Persönlichkeit, die in dem Ablaßgeschäfte am meisten Erfahrung hatte, den Leipziger Domikanerprior Johann Tetzel, der auch sonst schon als Gnadenprediger gute Dienste geleistet und schöne Einnahmen erzielt hatte. In dieser Eigenschaft diente er seit dem Jahre 1504 dem Deutschorden unter dem Ablaßprediger Arcimboldi „wider die Rewssen und Lifflande“. Wo irgendein kirchliches Unternehmen durch Ablaßpredigt gefördert werden sollte, wendete man sich gern an ihn. So finden wir ihn 1507 in Freiberg, Zwickau und Dresden, 1508 in Annaberg und Bautzen, wo er zum Besten eines neuen Kupferdaches für die Kirche 45000 Gulden zusammengebracht haben soll. In Görlitz kam er 1508 selbst in Kollision mit der Ablaßpredigt für S. Peter, indem der Rat zwei Ablässe gleichzeitig nicht zulassen wollte, und damals erklärte Tetzel dem Rate, daß seine Gnade, d. h. der Ablaß für den Deutschorden, viel besser begründet sei als die Not des Gebäudes in Rom. Übrigens meinte er mit Selbstgefühl, daß die Görlitzer mit zwei Ablaßpredigern darum nicht zu rechnen hätten, denn wo er gewesen sei, komme sobald kein anderer. In der Tat behauptete er das Feld und Bürgermeister Johann Heß gedenkt in seinen

Görlitzer Annalen Tetzels Ablaßpredigt mit folgenden Worten: „Im Jahre 1509 ist allhier gestanden eine römische Gnade durch die deutschen Herrn in Lievland zu Widerstand den Ungläubigen aufgebracht, und durch Johann Tetzeln, einen Mönch Predigerordens geführt worden. War seines Leibes ein groß stark Mann, seiner Sprache beredt und sehr kune, ziemlich gelart und seines Lebens also hin. Er sagte, er wäre mehr denn die Mutter Gottes zur Vergebung und zur Behaltung der Sünde. Sobald der Pfennig in's Becken geworfen und klünge, sobald were die Seele, dafür er geleget, gen Himmel. Er wäre ein Ketzermeister; allen, die wider seine Predigt und den Ablaß redeten, wolle er die Köpfe abreißen lassen und so blutig in die Hölle verstoßen, die Ketzer brennen lassen, daß der Rauch über die Mauern aufschlagen sollte. Und der torstigen (verwegenen) und unzweiffelig unchristlichen Worte und Meinung überaus viel, wie die sagen, die ihn mehr denn ich gehört haben."

Dennoch darf man sich den Leipziger Prior nicht bloß als geistlichen Marktschreier und gewöhnlichen Bettelmönch vorstellen. Wie es auch mit seiner persönlichen Würdigkeit stehen mochte, die würdevollen Formen eines höheren Prälaten hatte er sich mit Glück angeeignet; man rühmte an ihm, daß er Ernst mit Freundlichkeit zu vereinigen wisse. Daß ihm bei seinem fahrenden Leben manche Exzesse nacherzählt wurden, daß er nach Miltitzens Bericht Vater zweier Kinder war, daß er mit den Erträgnissen des Ablasses seine Schwester in Pirna unterstützte, so daß diese, nach Bericht des märkischen Chronisten Haftitz, sich vier Rosse halten konnte, und er seinen Erben, nach Erzählung einer Zeitzer Chronik, ein Vermögen von 2000 fl. hinterließ, sind keine Dinge, die ihn besser oder schlechter erscheinen lassen als Emser, Murner, Aleander und viele andere Prälaten, die in Ehren gestorben sind. Nachmals wurde Tetzel Sammelname für eine Menge von Pfaffenanekdoten, die aus deutschen Schwänken oder aus dem Decamerone stammen. Im ganzen hat man doch den Eindruck, daß er bei dem gemeinen Mann eine gewisse Popularität genoß. Ein dicker Mann, ein guter Mann, der sich an den Grundsatz hielt: wollt ihr das Volk betrügen, so macht es nur nicht fein. Die harte Strafe, mit der dann der alte Mann die Sünden des Systems büßen mußte, hat auch Luthers Mitleid erregt, dessen Rechtschaffenheit sich dagegen auflehnte, daß man den Dominikaner zum Sündenbock machte, obwohl er nur getan hatte, was ihm befohlen war. Damals nahm ihn die Bevölkerung überall als päpstlichen Kommissär und bevollmächtigten

Ketzerrichter mit Ehrfurcht auf. Nachdem er solange und mit großem Erfolge in diesem Geschäftszweige gearbeitet hatte, galt er als eine Autorität, deren Rat die Fürsten gern in solchen Dingen einholten. So bat ihn im Jahr 1516 Herzog Georg um sein Gutachten, wie es zu machen sei, um Annaberg, das der Herzog in die Höhe bringen wollte, mit einer Wallfahrtskirche auszustatten. Der Herzog hatte dort für seine Bergknappen eine schöne Kirche gebaut, für die er die Ablaßprivilegien wünschte, und Tetzel gab ihm ein ausführliches Gutachten, nach dessen Ratschlägen Herzog Georg in Verhandlungen mit dem heiligen Stuhle eintrat. Die Kurie verlangte für eine Bulle, die der Kirche zu Annaberg die Vollmacht gab, die Lebenden von Sünden und die Toten aus dem Fegfeuer zu befreien, nicht weniger als zweitausend Goldgulden und jede weitere Gnade sollte noch außerdem mit Bergen Goldes erkauft werden. Die Verhandlungen wurden von dem sparsamen Herzog und den habgierigen Beamten der Dataria mit erstaunlicher Zähigkeit geführt. Der Herzog ist über die Kurie tief entrüstet, aber in seinem Glauben, daß nur Rom seiner Annaberger Kirche diese Macht der Sündenvergebung verleihen könne, läßt er sich durch alle Greuel, die ihm sein Gesandter aus Rom berichtet, dennoch nicht irre machen. Er erreicht es denn auch, daß ihm die Bulle statt für 2000 Dukaten schließlich für 1600 abgelassen wurde. Für die Beförderung derselben nach Deutschland mußte er den Fuggers dann nochmals 30 Dukaten bezahlen. Auch bekam Georg die Ausfertigung erst, nachdem sich Miltitz und andere sichere Leute für rechtzeitige Zahlung verbürgt hatten und eine Konventionalstrafe von jährlich 500 Dukaten für diesen Fall noch außerdem zugestanden war. Nachdem nun aber der Herzog diesen Jubelablaß für Annaberg erworben hatte, beeilte er sich, sein Land für alle anderen Ablässe zu schließen und als Tetzel sich beikommen ließ, den Ablaß für S. Peter in Leipzig auszubieten, fuhr der Herzog mit einem scharfen Edikte dazwischen und sequestrierte die eingegangenen Gelder. Der Ertrag der herzoglich sächsischen Sünden sollte nur dem Herzogtum Sachsen zugute kommen. Für sie hatte Annaberg das Monopol.

Aus dem Dienste des deutschen Ordens war Tetzel jetzt in die Dienste des Kurfürsten Albrecht übergetreten. Nach Mykonius hatte er sich dem Erzbischof selbst angeboten, „gab sich an, wu man ihn brauchen wolt, so wolt er den Ablaß umführen; und also herausstreichen, daß er verhofft, es solt etwas redlichs tragen“. Diesem Versprechen gemäß nahm er die

Vertreibung mit größter Energie in die Hand. Zunächst erließ er an die Priester der Bezirke, in denen er mit der Ablaßpredigt beginnen wollte, eine Instruktion, in welcher Weise die Pfarrherrn ihre Gemeinde vorzubereiten hätten für die ihnen bevorstehende Gnade. Die Predigtentwürfe, die er zu diesem Zwecke an die Pfarrer versendete, liegen vor und geben ein gutes Bild jener Beredsamkeit Tetzels, die den Bürgermeister von Görlitz, wie wir hörten, so wenig erbaute. Ein erster Entwurf gibt eine Übersicht der Vollmachten der Kommissarien. In der zweiten Predigt soll der Priester seinen Gläubigen zu Gemüt führen, welchen großen Schatz die Heiligen für sie erworben haben, daß der heilige Laurentius seinen Leib zu braten gegeben hat und S. Bartholomäus seine eigene Haut gab in grausamer Todespein, daß Stephanus gesteinigt und alle Märtyrer getötet und zerschlagen worden sind, um diesen Schatz zu erwerben. Der so martervoll erworbene Schatz, so soll der Priester verkünden, sei nun in der eigenen Stadt zu haben: „Deine Kirche ist die Kirche S. Petri zu Rom und deine Priester sind apostolische Beichtiger geworden. Deine Kirchen sind wie die sieben zu Rom, die zur Vergebung aller Sünden verordnet sind. Die sieben Altäre, die der Kommissär aufstellt, sind wie jene sieben, die zu S. Peter sind, wo völlige Vergebung gefunden wird. Was bedenkst du dich also? Was säumest du, dich zu bekehren? Warum vergießest du jetzt in dieser Zeit nicht Tränen für deine Sünden? Warum beichtest du nicht vor den Vikarien unseres allerheiligsten Herrn Papstes? Hast du nicht ein Exempel an Laurentio, nimmst du dir nicht ein Beispiel an Bartholomäo?“ u. s. w. Nachdrücklich wendet sich die Predigt dann an die einzelnen Stände und Lebensalter. „Schämest du dich, das Kreuz mit einem Lichte zu besuchen und schämest dich nicht, in das Trinkhaus zu gehn? Du schämest dich, zu den apostolischen Beichtigern zu gehn aber nicht zum Tanz? Bedenke, daß du auf dem tobenden Meere dieser Welt in so viel Sturm und Gefahr bist, und nicht weißt, ob du zum Hafen des Heils kommen könnest.“ Mit besonderem Nachdruck ist das Thema behandelt, daß jeder Hinterbliebene nach der Größe seiner Trauer für den gestorbenen Gatten, Vater oder die Kinder Ablaß kaufen solle, um den Geschiedenen die Qual im Fegfeuer zu kürzen. Wer bedenkt, wie weich Elternherzen, zumal Mutterherzen gestimmt sind, nach dem Tod ihrer Kinder, der begreift, wie leicht ihnen in dieser Stimmung Ablaß aufzudringen war, damit sie über die Seele ihres Lieblings beruhigt sein konnten. „Höret ihr nicht,“ so ruft Tetzel,

„die Stimme euerer schreienden toten Eltern und anderer, die da sagen: ‚Erbarmet euch doch mein, weil die Hand Gottes uns gerühret hat. Wir sind in schweren Strafen und Pein, davon ihr uns mit wenigen Almosen retten könnt, und doch nicht wollt. ... Warum seid ihr denn so grausam und hart, daß, da ihr uns mit leichter Mühe erretten könntet, ihr doch nicht wollt und lasset uns in Flammen liegen.‘“ In einer weiteren Predigt wird erörtert, welch wichtige Gelegenheit, unendliche Qualen abzukaufen, hier den Gläubigen gegeben ist. „Sie sollen wissen, daß man für jede Todsünde sieben Jahre lang nach der Beichte und Reue büßen muß, entweder in diesem Leben oder im Fegfeuer. Wie viele Todsünden werden des Tags wohl begangen, wie viele des Monats, wie viele des Jahrs, wie viele im ganzen Leben? ... Und ihr wollet nicht für einen Vierteil eines Gulden diesen Brief haben, kraft dessen ihr die göttliche und unsterbliche Seele sicher und frei zum Vaterlande des Paradieses bringen könnt? Darum rate, ermahne und so viel es ein Hirte tun mag, befehle ich, daß sie zugleich mit mir und anderen Priestern den köstlichen Schatz annehmen.“ ... Bequemer werden sie ja dieses unentbehrliche Mittel zur Seligkeit niemals haben. „O, ihr Mörder, ihr Wucherer, ihr Räuber, ihr Lasterhaften, jetzt ist es Zeit Gottes Stimme zu hören, der nicht will den Tod des Sünders, sondern daß er sich bekehre und lebe. So bekehre dich Jerusalem zu dem Herrn deinem Gotte.“ Dieser Mißbrauch der schönsten Schriftworte, die unbarmherzig hineingezogen werden in den Pfuhl der gemeinsten Geldmacherei, ist vielleicht noch empörender als die bekannten viel angefochtenen Äußerungen der Kommissarien, die Luther doch wohl verbürgt erschienen sind, sonst würde er sie nicht in seinen Thesen öffentlich gerügt haben.

Immerhin zeugen diese Entwürfe von einer gewissen volkstümlichen Beredtsamkeit. In dieser Form wurden sie an alle Priester in Stadt und Land hinausgegeben, damit diese die Gemeinden nach ihrer Anweisung bearbeiten sollten, worauf dann Tetzel mit seinem mächtigen Worte die Herzen vollends erschüttern und die Beutel öffnen will. Zu seinen Maßregeln gehörte auch das, daß er „das heilige Negotium“ mit solchem Prunk umgab, daß die erzbischöfliche Kanzlei bald selbst die großen Ausgaben beanstandete. Mykonius erzählt als Augenzeuge: „Wenn man den Kommissarium in eine Stadt einführte, trug man die Bulle auf einem sammten oder gülden Tuch daher, und gingen alle Priester, Mönch, der Rat, Schulmeister, Schüler, Mann, Weib, Jungfrauen und Kinder mit

Fahnen und Kerzen, mit Gesang und Prozession entgegen. Da läutet man mit allen Glocken, schlug alle Orgel, leitete ihn in die Kirchen, richtet ein rot Kreuz mitten in der Kirchen auf, do hängt man des Papsts Panner an und in Summa, man hätte nicht wohl Gott selbst schöner empfangen können."

Bald war denn alles voll Geredes über die wunderbaren Predigten, die man von den Subkommissarien zu hören bekam, welche Tetzel sich nach seinem Geschmacke ausgesucht hatte. Er selbst soll gepredigt haben, „er habe solche Gnade und Gewalt vom Papst, wenn einer gleich die h. Jungfrau geschwächt, so könne er's vergeben, wenn ders. in den Kasten lege, was sich gebühre. Item, das rote Ablaßkreuz mit des Papstes Wappen, in den Kirchen aufgerichtet, wäre eben so kräftig als das Kreuz Christi. Item, wenn St. Peter jetzt hier wäre, hätte er nicht größere Gewalt noch Gnade, denn er hätte. Item, er wolle im Himmel mit St. Peter nicht beuten, denn er habe mehr Seelen erlöst als St. Peter mit seinen Predigten. Item, wenn einer Geld in den Kasten lege für eine Seele im Fegfeuer, sobald der Pfennig auf den Boden fiele und klinge, so führe die Seele gen Himmel." Von einem Subkommissar Tetzels, Bartholomäus, erzählt Fürst Georg von Anhalt, er habe oft die umherstehende Menge aufgefordert, die Ablaßfahne mit dem roten Kreuze starr anzusehen, so würden sie bald gewahren, wie das Blut Christi minniglich von dem roten Kreuze herabfließe, eine Halluzination der Sinne, die ja leicht hervorzurufen war. Als der Unfug nun auch Wittenberg näher rückte, sah sich Luther veranlaßt, erst mild und ernst, bald aber schärfer und entschiedener gegen Tetzels Gehaben zu protestieren. Derselbe sittliche Ernst, der in seinem Urteil über die literarischen Exzesse der Humanisten ihn ehrenvoll auszeichnet, charakterisiert auch das Auftreten des jungen Mönchs gegen die Ablaßprediger. Nicht Oppositionssucht, sondern das Gefühl der Verantwortung für die anvertrauten Seelen leitete sein Verhalten. Er stürzte sich keineswegs kampflustig in diese Händel, sondern schrittweise wurde er in die ihm widrige Sache hineingezogen. Als er bei jener Klostervisitation zu Grimma im Frühjahr 1516 zum erstenmal den vollen Umfang der Marktschreierei erfuhr, so erzählte man später, habe er im Zorne gesagt, nun wolle er der Pauke ein Loch machen. In der Tat predigte er in Wittenberg selbst am 10. Sonntag nach Trinitatis am 27. Juli 1516, gegen die habsüchtigen Mißbräuche, die mit den Ablässen getrieben würden. Die Macht des Papstes, durch die kirchliche

Fürbitte den Seelen im Fegfeuer beizuspringen, bezweifelt er damals noch nicht, wenn er aber seine Unwissenheit bekennt, ob diese Seelen entlassen werden ehe sie völlige Reue empfunden haben, und ob ihnen der Ablaß etwas hilft, wenn sie doch durch ihre eigene Reue ihre Sünde tilgen müssen, so waren solche Reflexionen sehr geeignet, die Gemeinde zum Nachdenken anzuregen und den Eindruck der Tetzelschen Marktschreierei zu verwischen. In ähnlichem Sinne sprach er sich am 31. Oktober 1516 bei Auslegung der Geschichte des Zachäus gegen die aus, die die Buße abkaufen wollen, statt sie zu leisten. Kurz vor der Reliquienausstellung im Stifte am 24. Februar 1517 wiederholte er diese Warnungen. Da der Reliquienschatz des Kurfürsten größter Stolz war, begreift es sich, daß er bei diesem sich mit diesen Predigten, die in der Stiftskirche selbst gehalten wurden, „schlechten Dank verdiente“. Über die Warnung, sich auf den Ablaß allein zu verlassen und dadurch Reue und Besserung zu versäumen, gingen indessen diese Angriffe nicht hinaus. Bald mußte er aber der Frage noch näher treten. Seit Tetzel in Jüterbogk und Zerbst sein Kreuz aufgerichtet hatte, strömte ihm auch aus Wittenberg viel Volks zu und nach Mykonius erlebte es Luther im Beichtstuhl, daß solche Käufer von Ablaßzetteln auf seine Forderung, ihren unsittlichen Verhältnissen abzusagen, ehe er sie absolviere, erwiderten, dafür hätten sie Ablaß. Verweigerte er ihnen dann die Absolution, so verklagten sie ihn bei Tetzel oder drohten wenigstens damit. Mündlich und brieflich wurde Luther auch sonst angefragt, was er zu dem Tetzelschen Spektakel meine? So entschloß er sich, die Frage des Ablasses einmal einer gründlichen akademischen Erörterung zu unterziehen. Wieder nahte mit dem 31. Oktober 1517 der Tag, an dem das Stift, das mit der Universität so vielfach verwachsen war, seinen Ablaß austeilte. Da die 5005 Stück Reliquien, die der Kurfürst in der Stiftskirche untergebracht hatte, von allen möglichen Heiligen herrührten, so war das Allerheiligenfest der angezeigte Tag, die überschüssigen Verdienste dieser Heiligen den bußfertigen Sündern zuzuwenden. Das veranlaßte Luther, an der Tür der Stiftskirche 95 Thesen anzuschlagen, in denen er aussprach, was nach seiner Meinung der Ablaß bedeute und was er nicht bedeute. Die Zahl von 95 Thesen hat Luther wohl gewählt im Hinblick auf die 94 Paragraphen der erzbischöflichen Instruktion für die Ablaßkommissäre. Diesen 94 Paragraphen setzt Luther 94 Thesen entgegen und darüber eine, um sie noch zu übertrumpfen.

Auch in seinen fünfundneunzig Sätzen zur Erläuterung der Kraft des Ablasses geht Luther von der großen Entdeckung aus, die ihn so tief bewegt hatte, daß der neutestamentliche Ausdruck für Buße, metanoia, nichts anderes sei als Sinnesänderung. Daß wir an Stelle unseres alten fleischlichen Sinnes einen neuen heiligen und bußfertigen Sinn setzen, verlangt Christus von uns, nicht äußere Pönitenzen. Diese Buße aber muß nach Jesu Willen bis zum Ende unseres Lebens währen. Jesus dachte also nicht an ein Bußsakrament, das man von Zeit zu Zeit mit Beichte und Satisfaktionen abtut und erledigt. Die wahre Buße und Pein, der Haß auf unsere eigene Sündhaftigkeit, das odium sui, soll währen bis zu unserem Eingang ins Himmelreich. Diese wahre Strafe der Sünde, das Gefühl unserer Unwürdigkeit, kann uns der Papst nicht erlassen, ja er müßte, so führen die Resolutionen zu den Thesen aus, diese Strafe im Gegenteil für uns erflehen, da sie die Bedingung unserer Besserung ist. Neben dieser ordentlichen Strafe unserer Sünde stehen dann die außerordentlichen Züchtigungen, die Gott über einzelne und über ganze Völker je und je verhängt, um sie zur Buße zu wecken. Auch sie kann der Papst nicht abwenden. „Andergestalt“, heißt es in den Resolutionen, „wofern ein Priester der Kirche, er sei der oberste oder unterste, diese Strafe kraft der Gewalt der Schlüssel aufheben kann, so mag er doch Pestilenz, Krieg, Aufruhr, Erdbeben, Feuersbrünste, Mord und Totschlag, Räubereien, ingleichen Türken und Tataren vertreiben!“ Er tut es nicht, weil er es nicht kann. So bleiben für den Ablaß des Papstes nur die Kirchenstrafen übrig, und selbst diese kann er nicht alle erlassen, wie z. B. für den Bruch der Klostergelübde oder die widerrechtliche Nötigung zum Kloster kein Ablaß gegeben werden soll. Auch die bürgerlichen Strafen kann er nicht nachlassen, sonst hätten seine Ablässe längst alle Galgen und Marterkammern abgetan. Wenn nun aber der Papst weder die natürlichen Folgen der Sünde, noch die außerordentlichen Züchtigungen Gottes, weder die bürgerlichen Strafen noch alle kanonischen nachlassen kann, so bleiben eben nur diejenigen Kirchenstrafen übrig, die er durch seine Kanones nach eigenem Ermessen den göttlichen Strafen hinzugefügt hat; diese kann er natürlich auch nach eigenem Ermessen nachlassen. Sündenschuld aber kann der Papst nur insofern erlassen als er der bußfertigen Seele versichert und bestätigt, daß Gott nach der trostreichen Lehre des Evangeliums dem wahrhaft Bußfertigen seine Schuld erläßt. So weit also ständen die ersten Thesen Luthers ganz auf evangelischem Stand-

punkte. Allein neben der neuen evangelischen Erkenntnis ist auch noch der katholische Respekt vor den kirchlichen Ordnungen in ihm mächtig und so fügt er sofort die Einschränkung hinzu, daß Gott nicht nur Buße sondern auch Gehorsam gegen die kirchlichen Ordnungen verlange. „Gott vergibt keinem seine Schuld, ohne ihn zugleich wohl gedemütigt dem Priester, seinem Statthalter, zu unterwerfen, weshalb auch in den sogenannten reservierten Fällen keiner seiner Schuld ledig wird, der es verschmäht, des Papstes Vergebung einzuholen." Eine Mittlerrolle zwischen dem Menschen und seinem Gotte schreibt der Augustinerpater also auch seinerseits dem Priestertum zu und er begründet das damit, daß Christus seinen Aposteln gesagt habe: „Wer euch verachtet, verachtet mich." Die Vergebung der Sünden ist davon abhängig, daß wir das Institut Gottes auf Erden, die Kirche, ehren. „Es kann niemand mit Gott versöhnt werden, er sei denn zuvor mit der Kirche ausgesöhnt, zum wenigsten dem Wunsche und Verlangen nach." Wer also die Absolution der Kirche nicht begehrt, Papst und Priester verachtet, dem vergibt auch Gott seine Sünden nicht, denn es hat ihm nun einmal beliebt, daß sich der Sünder auf diese Weise seine Absolution erbitte. Gott aber hat diese Heilsvermittlung durch die Kirche geordnet, um die Seelen seiner Gnade gewiß zu machen und sie vor Angst und Verzweiflung zu bewahren.

Die Gründe, die Luther in den Resolutionen für die Notwendigkeit des Amtes der Schlüssel geltend macht, sind alle aus seinen persönlichen Erfahrungen geschöpft, wie er sie in den Zeiten seiner Anfechtung gemacht hat. Weil ihm in seinen inneren Kämpfen die Absolution durch den Priester ein Trost und Halt gewesen ist, ist er geneigt, diese priesterliche Absolution für notwendig und für eine unumstößliche göttliche Ordnung anzusehen. Es sind im Grunde lauter Selbstgeständnisse, die Luther in den Resolutionen für die Notwendigkeit der Schlüsselgewalt geltend macht. Er kennt die Schrecken des Gewissens, mit denen Gott seine Arbeit an der Seele beginnt. „Wenn Gott den Menschen anfängt gerecht zu machen, so verdammt er ihn vorher; und wenn er will erbauen, so reißt er vorher ein. Wen er will heilen, den schlägt er erstlich und wen er will lebendig machen, den tötet er." — — Mit dergleichen Beunruhigung fängt die Rechtfertigung an. Diese Zerknirschung des Herzens ist Gott die wahre Genugtuung. Aber der Sünder, dem in diesen inneren Stürmen der Morgenstern aufgeht, weiß zu der Zeit so gar nichts von dieser Weise seiner Rechtfertigung, daß er meint, er sei der Verdammnis am nächsten; nicht

Gottes Gnade, sondern seinen Zorn fühlt er über sich ausgegossen. „So lange diese Betrübnis währt, hat er keinen Frieden noch Trost, wo er nicht seine Zuflucht zur Gewalt der Kirche nimmt. Denn er wird sich nicht durch seinen Rat oder Hilfe beruhigen können; ja er würde endlich aus der zunehmenden Traurigkeit in Verzweiflung verfallen." Dazu eben bedarf er des Priesters. Die innere Not muß zum Ziel kommen, indem der Sünder Sünde und Elend bekennt und sein Verlangen nach göttlicher Vergebung bezeugt. Der Priester aber soll ihn kraft seines Amtes der Schlüssel von seinen Sünden entbinden und ihm also den Frieden des Gewissens schenken. Der aber, der absolviert ist, soll nicht zweifeln, daß ihm seine Sünde vergeben sei und soll in seinem Herzen ruhig werden und auf Gottes Verheißung trauen, weil Christus spricht: „Alles was ihr auf Erden lösen werdet, soll im Himmel los sein." Wenn der Absolvierte diesem Worte glaubt, wird der Friede kommen. Glaubt er ihm nicht, so wird der Friede ausbleiben, auch wenn er der ganzen Welt beichtete und der Papst in Person ihn absolvierte. Weil Luther selbst diese Erfahrung gemacht hat, als sein Beichtvater in Erfurt und sein Vikar im Orden ihn so tröstlich absolvierten, darum preist er in den Resolutionen „diese überaus liebliche Gewalt des Beichtvaters, die der einzige Trost für die Sünden und Sünder und für die unglückseligen Gewissen ist, wenn sie nur glauben mögen, daß Christi Verheißungen wahrhaftig sind". Sollten wir dagegen uns selbst absolvieren, so hätten wir statt einer Not zwei, die des Beichtvaters und die des Beichtkindes. Wir müßten uns pharisäisch selbst lossprechen und kämen doch aus den Skrupeln nicht heraus, ob wir wirklich genug getan haben und unsere eigene Absolution gültig sei? Darum ist der am besten daran, der wie der gemeine Mann an die Gewalt der Schlüssel glaubt und in einfältigem Glauben die Absolution sucht und annimmt. Luther selbst aber weiß es, wie es „den Gelehrten" ergeht, die bemüht sind, durch eigene Zerknirschung, durch ihre eigenen Werke und öfteres Beichten sich zu beruhigen — „sie tun nichts anderes als daß sie von einer Unruhe zur anderen gehen, weil sie ihr Vertrauen auf sich selbst und ihr eigenes Tun setzen". Ist doch auch er von dieser Vielgeschäftigkeit erst durch Staupitz und das Studium der gottergebenen Schriften der deutschen Mystik erlöst worden. In jener Zeit aber war ihm der Beichtstuhl sein bester geistiger Halt. Wer die Geschichte von Luthers Erfurter Kämpfen kennt, wird nicht ohne Rührung diese Auseinandersetzungen lesen. These 6 und 7 sind zwei Ehrensteine und Denksteine für den Erfurter

Beichtvater, der diesem selbständigen Geiste eine solche Dankbarkeit für die Wohltaten des Beichtstuhles eingeflößt hat und noch viele innere Kämpfe hat es Luther gekostet bis er sich entschloß, die Beichte wenigstens als Sakrament fahren zu lassen. Aber gerade weil er das Bußsakrament so hoch hielt, verwarf er die Vermengung von Absolution und Ablaß, die die Ablaßprediger für ihr Geschäft vorteilhaft fanden. Luther fragt, warum sollen wir noch Ablaß kaufen, da wir doch im Beichtstuhl Absolution erhalten haben? Darauf antwortet die Scholastik mit der oben erwähnten Distinktion. Im Bußsakrament wurde dem Absolvierten seine ganze Schuld erlassen, so daß er die ewigen Höllenstrafen nicht zu fürchten braucht.*) Allein damit erschließen sich ihm noch nicht die Pforten des Himmelreichs, denn da er doch noch allerlei Erdenreste und Schlacken mit hinüberbringt in das Jenseits, müssen ihm diese im Fegfeuer erst hinweg geläutert werden. Die ewige Strafe ist dem Sünder geschenkt durch die Absolution, nicht aber die zeitliche Strafe des Fegfeuers. Auf diese also konnten die Ablaßprediger ihren Ablaß beziehen, ohne mit den Absolutionen im Beichtstuhl in Widerspruch zu geraten. Die Absolution befreit uns von der ewigen Verdammnis, mit dem Ablaß kürzen wir den Zwischenzustand im Fegfeuer ab. Gott hat gnädig gestattet, daß wir durch irdische Satisfaktionen diese jenseitige Läuterung beschleunigen können und nicht nur für uns sondern auch für die, die bereits in das Fegfeuer hinübergegangen sind. Als solche Satisfaktion gilt neben Gebeten und guten Werken auch das Kaufen der Indulgenzbriefe, die der Ablaßprediger für Lebende und Tote feil bietet. Da Luther den Ablaß nur auf die Kirchenstrafen bezieht, so könnte der päpstliche Ablaß sich auf das Fegfeuer nur dann erstrecken, wenn ein Gestorbener seine Kirchenstrafen, die er auf Erden nicht gelöst hat, nun im Fegfeuer zu absolvieren hätte. Allein gegen diese Annahme macht Luther geltend, daß alle Kirchenstrafen mit dem Tode des Sünders von selbst erlöschen. Sage doch der Apostel, Römer 7, 1: „Das Gesetz herrscht über den Menschen so lange er lebt.“ Gilt das sogar von Gottes Gesetzen, um wieviel mehr von denen des Papstes. Nur von Christi Wort heiße es, es bleibe ewiglich. Wer sagt, auch den Toten bleiben ihre kanonischen Auflagen behalten, der müßte auch sagen, eine zerstörte Stadt habe die gleichen Auflagen zu entrichten,

*) Brieger: Das Wesen des Ablasses am Ausgang des Mittelalters. Leipzig, bei Edelmann. 1897. S. 22.

die sie entrichtete, als sie noch stand. Diese Auflagen bestanden für den Absolvierten in Fasten, Wachen, Arbeiten, aber diese Dinge gehören offenbarlich in dieses Leben, nicht in jenes, in dem der Mensch weder fastet, noch weint, noch ißt, noch schläft, da er keinen Leib hat. Man frage den Papst, ob er diese Auflagen den Lebenden oder den Toten gemacht habe, so wird er antworten: „Freilich den Lebenden, denn was kann ich mit den Verstorbenen machen, die aus meinem Gerichte gegangen sind?“ Würden die canones poenitentiales wirklich den Toten aufbehalten, so müßten ihre Seelen nach der Bußordnung Asche auf ihr Haupt streuen, sie müßten dem Gottesdienst beiwohnen, Fasttage, Fasten und Vigilien halten, die Horen beten, sie dürften keine Eier, keine Milch, kein Fleisch essen, müßten bald schwarze, bald weiße Kleider anziehen. Alle Kirchenordnungen würden dann so gut für sie gelten wie die Bußordnung, denn es ist nicht ersichtlich, warum die einen Ordnungen erlöschen sollen, wenn andere fortdauern. Schon im Falle der Krankheit läßt das Kirchenrecht die Strafe nach, um wieviel mehr im Falle des Todes? Gälten doch die Kirchenstrafen für gelöscht, wenn ein Laie Priester, ein Priester Bischof werde, wie sollte jene größte Wandlung des Übergangs von dieser Welt in jene nicht die gleiche Löschung der Kirchenstrafen bewirken? Der Papst selbst gebe das auch zu, indem seine canones vorschreiben, daß in schwerer Lebensgefahr und in extremis stets voller Nachlaß der Kirchenstrafen zu gewähren sei. Wer anders lehrt, der macht Gott zu einem harten Gläubiger, der ohne Entgelt keine Schuld erläßt. Hätte man an dem Brauche der alten Kirche festgehalten, die Absolution erst zu erteilen, nachdem die Satisfaktionen geleistet waren, so gäbe es überhaupt keine absolvierten Seelen mit ungelösten Kirchenstrafen. Nun die Priester aber die Absolution, weil es ihnen bequemer ist, sofort nach der Beichte erteilen, unter der Bedingung nachträglicher Leistung der auferlegten Satisfaktionen, geschieht es, daß sie zur Beschimpfung ihrer eigenen Absolution den Sterbenden mit noch zu absolvierenden Strafen ins Jenseits schicken. Indem sie ihn absolvieren, absolvieren sie ihn nicht und binden ihn mit denselben Worten, mit denen sie ihn lossprechen.

Aber wie steht es denn überhaupt mit der Befugnis der Ablaßprediger die Fegfeuerstrafe zu erlassen? Luther leugnet das Fegfeuer nicht. „Bei mir,“ sagt er in den Resolutionen, „ist es eine gewisse Sache, daß ein Fegfeuer sei, und ich kehre mich nicht viel daran, was die Ketzer dawider plaudern.“ Aber er definiert das Fegfeuer als eine durchaus

geistige Sache. Immer bleibt vom alten Menschen etwas zurück, Spuren des alten Adam, immer also wird der Sterbende Furcht in jenes Leben mit hinüber nehmen und um so größere Furcht je kleiner sein Glaube ist. Diese Furcht und dieses Grauen ist, um des andern zu geschweigen, genug, um die Qual des Fegfeuers auszumachen. „Auch ich kenne einen Menschen," sagt er, „der es versichert hat, er habe diese Strafe öfter erlitten, sie wäre aber so groß und so höllisch gewesen, daß deren Größe keine Zunge aussprechen, keine Feder beschreiben kann." Er selbst ist dieser Mensch und seine eigenen Anfechtungen sind es, in denen er alle Qual des Fegfeuers gekostet hat. Auch unterscheidet sich diese Strafe des Fegfeuers nicht der Art nach von der der Hölle, sondern nur der Dauer nach. „Wie wir glauben, daß im Himmel Friede, Freude und Sicherheit im Lichte Gottes regiere, so glauben wir im Gegenteil, daß in der Hölle Verzweiflung, Schmerz und eine erschreckliche Flucht in den äußersten Finsternissen herrscht. Das Fegfeuer aber mag das mittlere zwischen beiden sein, doch also, daß es der Hölle näher sei als dem Himmel." Aber es ist nicht ein Straffeuer, sondern ein Fegfeuer und sobald es an den Seelen seine Arbeit vollbracht hat, sind diese fähig Gottes Antlitz zu schauen, d. h. reif zum Eintritt ins Himmelreich. Die unglücklichen Seelen dagegen hassen Gott und ihr Haß ist die Hölle, die kleingläubigen fürchten ihn und diese Furcht ist das Fegfeuer, die Gläubigen lieben Gott und diese Liebe ist Seligkeit. Wie jeder glaubt, so geschieht ihm. So scheinen sich Hölle, Fegfeuer und Himmel zu unterscheiden wie Verzweiflung, Kleinglaube und Sicherheit sich unterscheiden, aber die Liebe nimmt bei den Seelen im Fegfeuer zu, denn wo wahre Liebe ist, wächst sie auch, und darum ist das Fegfeuer der Weg der Liebe, die zu Gott wallet. Die Verdammten lästern Gott in wildem Hasse. Die Seelen im Feuer der Läuterung haben dagegen eine bloße Klage und ein unaussprechliches Seufzen, indem ihnen der Geist aufhilft. Über diese rein geistigen Zustände hat aber der Papst nichts zu verfügen. Trotz des Ablasses stirbt der größte Teil der Menschen ohne die rechte Reue und den vollen Glauben und geht in das Feuer der Läuterung, wo sie bleiben bis sie sich zum vollen Glauben aufgerichtet haben. Will man eine Gewalt des Papstes über die Seelen im Fegfeuer annehmen, so ist es die, daß er Gebete der Christenheit für sie anordnen kann, um die Seelen in ihrem Kampfe zu unterstützen und zu ermutigen. In der Hand des Papstes steht die Fürbitte der Christenheit und Luther ist ein viel zu gläubiges Gemüt, um

jede Wirkung dieses Kirchengebets zu leugnen. Wenn alle Glocken der Kathedralen und Dome in den Städten, alle Glöckchen der Dorfkirchen und Bergkapellen zusammen läuten, so dringt das gemeine Geschrei der Christenheit sicher zu Gottes Gehör, aber ob Gott in seiner Weisheit alle diese Gebete erhören kann und will, das steht in Gottes Ermessen. So ist es nur eine Täuschung der Gläubigen, wenn man ihnen predigt, sobald der Groschen im Kasten klingt, die Seele aus dem Fegfeuer springt, denn die Seelen verlassen das Feuer der Läuterung nicht, bevor sie völlig geheilt sind. Auch sei nicht einmal sicher, ob alle Seelen auf diese Weise erlöst sein wollen, selbst wenn die Kirche es vermöchte. Habe man doch die Gemeinde gelehrt, daß der heilige Severinus und Paschalis freiwillig noch im Fegfeuer verblieben, um sich einen um so höheren Grad der Seligkeit zu verdienen. Haben Paulus und Moses aus Liebe zu ihrem Volke schon in diesem Leben auf ihren Anteil an der Seligkeit verzichten wollen, so können andere auch im Fegfeuer das gleiche tun, wie Tauler in seinen Predigten von einer frommen Jungfrau erzähle, die aus Liebe dort zurückblieb, um andern beizustehn. Um diese seltsamen Legenden zu verstehen, muß man sich vergegenwärtigen, daß manche Lehrer noch anschaulicher als Luther das Fegfeuer als einen Ort der Besserung beschrieben haben, in dem das Bewußtsein, durch diese Läuterung besser zu werden, über die Qual hinweghilft. So weiß Dante, wie in dem einen Raum die schwachen Seelen durch den majestätischen Hymnus salve regina ermutigt werden sich aufzurichten, wie Marias Wort des Mitleids: „Wein haben sie nicht," die Zagen an ihre fürbittende Liebe erinnert und tröstet, wie den tyrannischen Seelen die Bilder der furchtbaren Tyrannen Busiris, Nimrod u. a. als abschreckende Beispiele vorgeführt werden. Denen, die der Augenlust frönten, sind die Augen mit Haken geschlossen gleich den Jagdfalken, damit ihnen die innere Anschauung aufgehe. Die Wollüstigen sehen die Sirenen in ihrer wahren Gestalt, andern werden im Dunkel passende Sprüche zugerufen, andere durch Visionen erweckt. Umgeben von solchen Anstalten der Förderung mochten Paschalis und Severinus wohl vorziehen noch eine Weile auf das Schauen Gottes zu verzichten bis sie alles gelernt hatten, was hier zu lernen war. Und dennoch schildert Dante die Hitze des Fegfeuers als so groß, daß wenn ein Glasofen in der Nähe gewesen wäre, so hätte er sich in das flüssige Glas geworfen, um sich abzukühlen. Es ist aber auch gar nicht nötig, daß die Ablaßprediger mit ihren Ablaßzetteln „ins Fegfeuer rauschen", da die Seelen auch dort sich

selbst helfen können. Das Fegfeuer ist die Furcht, die die halbgläubigen Seelen ängstet, wie die Liebe sie über alles tröstet, selbst über die Strafe. Der Liebe aber ist es eigen, daß sie wächst, denn sie fließt aus Gott. Der Furcht dagegen ist es eigen, daß sie abnimmt, denn Gewöhnung stumpft sie ab und vollkommene Liebe treibt die Furcht aus. Wer das Fegfeuer zu einer „Werkstatt macht, darinnen man Strafen bezahlt", verwechselt es mit der Hölle. Das Fegfeuer ist ein Ort der Besserung und diese Besserung besteht eben darin, daß die Seele die Furcht ablegt und der Liebe sich hingibt. Es ist also Lüge, wenn die Ablaßprediger ausschreien, die Seelen seien außerstande sich Verdienst zu erwerben; man predigt das nur, um Ablaßzettel für die angeblich hilflosen Seelen an den Mann zu bringen. Wenn Tetzel ferner behauptet, die Seelen riefen die Lebenden an um Kürzung ihrer Qualen, so wird dabei vorausgesetzt, daß die Seelen wüßten, daß sie nach einer Weile erlöst würden und nicht für ewig verdammt seien. Vielleicht aber ist das gar nicht bei allen der Fall, da das Fegfeuer eben in Furcht und Mangel an solcher Zuversicht der endlichen Erlösung besteht. „So wollen wir für die armen Seelen beten, daß sie ausdauern und im Vertrauen nicht matt werden; das Gebet der Kirche für sie ist recht und billig, aber durch den Ablaß ihnen helfen ist Täuschung und Trug."

Hat der Ablaß mithin nur die Bedeutung, daß der Papst die Kirchenstrafe in eine Geldstrafe verwandelt, so fragt es sich, wie diese Leistung des Bußgelds sich verhalte zu jenen andern Leistungen, die gegen dieses Bußgeld erlassen werden? Die Kirchenstrafen bestehen einerseits in Gebeten und asketischen Übungen, anderseits in Werken der Liebe gegen den Nächsten. Sollen wir nun diese abkaufen? Da kann Luther nur raten: „Lasse die faulen und schläfrigen Christen Ablaß kaufen, du aber tue die Werke." Hier kommt denn in der Begründung gerade dieser praktischen Thesen Luthers Unmut über die materielle Schädigung des armen Mannes durch die Habgier der Welschen zum erstenmal zu scharfem Ausdruck und auch er gibt nun eine Anweisung, wie die Pfarrherrn ihre Gemeinde belehren sollen. Wenn die Leute sich nun doch einmal durch Geld mit dem lieben Gott abfinden wollen, meint er, so würde er seinerseits also zu dem Volke sagen: „Sehet, lieben Brüder, ihr müsset wissen, daß es eine dreifache Art von guten Werken gibt, welche mit Geldausgeben geschehen können. Die erste Art, und die den andern allen vorzuziehen, ist diese, wenn einer den Armen etwas schenket oder dem dürftigen Nächsten leihet.

Die zweite Art, die aber der ersten nachsteht, ist, daß man zu den Kirchen und Hospitälern in unsern Landen und zu andern öffentlichen, nützlichen Gebäuden etwas beiträgt. Nachdem aber auch dieses geschehen, so könnet ihr alsdann, wenn es euch gefällt, zum dritten auch für Lösung des Ablasses etwas ausgeben, denn von dem ersten haben wir einen Befehl Christi, vom Ablaß haben wir keinen Befehl." Sollten nun aber die Gegner erwidern: „Wenn man so predigen wollte, so würde man wenig Geld durch Ablaß sammeln," so erwidert Luther nicht ohne Spott: „Ich glaube es auch, aber die Päpste suchen ja, wie die Bulle versichert, nicht das Geld, sondern der Seelen Seligkeit."

Ohne Zweifel sind es gerade diese praktischen Sätze, durch die die ganze Disputation solches Aufsehen gemacht hat, wie denn auch in ihnen sein lang verhaltener Unwille sich mit unerwarteter Gewalt entlädt. Dem dumpfen Grollen der einleitenden Thesen folgt hier Blitz auf Blitz und Schlag auf Schlag. Was lehrt denn Tetzel als fromme Selbstsucht, die sich gegen die Not des Nächsten verhärtet, um sich selbst in den Himmel einzukaufen? „Es sind ihrer viel," sagt er in den Resolutionen, „die kaum das liebe Brot und nicht ein gut Kleid haben, und sich dennoch durch das Lärmen der Ablaßprediger dahin verleiten lassen, daß sie es ihrem Maule und Leibe abdarben, und sich in die äußerste Armut setzen, damit sie jenen ihren Überfluß vermehren mögen." Die Instruktion des Erzbischofs erlaubt den Weibern aus ihrem Gut auch gegen den Willen der Männer Ablaß zu lösen oder zu betteln, um sich Ablaß kaufen zu können. „So sage ich, daß dergleichen Lehre wert sei, daß man sie verfluche und daß sie wider Gottes Gebot sei. Denn ein Weib soll unter der Gewalt ihres Mannes sein und nichts wider dessen Willen tun." „Man soll die Christen lehren," sagt darum die 45. These, „daß der seinen Nächsten siehet darben und Ablaß löst, der kauft sich nicht des Papstes Ablaß sondern Gottes Zorn. Man soll die Christen lehren, daß der Papst, so er wüßte der Ablaßprediger Schinderei, lieber wollte, daß S. Peters Münster zu Pulver verbrennet würde, denn daß es sollte mit Haut, Fleisch und Bein seiner Schafe erbauet werden. Man soll die Christen lehren, daß der Papst, wie er schuldig ist, also auch seines eigenen Geldes, wenn auch schon S. Peters Münster dazu sollte verkauft werden, den Leuten austeilen würde, welche doch etliche Ablaßprediger jetzund selbst ums Geld bringen." In Summa: „Durch Ablaßbriefe vertrauen selig zu werden, ist nichtig und erlogen Ding," und nicht ohne Vergnügen er-

zählt er in den Resolutionen als Exempel dazu „die Sage“, wie ein Verstorbener mit dem Ablaßbriefe vor die Hölle kam und dem Teufel seinen Ablaßbrief vorwies. Aber als der Teufel den Brief in die Hand nahm, schmolz von der Hitze das Wachs des Siegels und der Brief verbrannte in seinen heißen Händen. Da war der Brief dahin und der Teufel ergriff den Mann und warf ihn gleich in die Hölle. Darum ist das Vertrauen auf Ablaß nichtig, auch wenn der Papst selbst wollte seine Seele zum Pfand setzen. Anderen Gottesdienst, wie die Instruktion verlangt, aussetzen, damit die Ablaßkirche voll werde, das Wort Gottes nicht auslegen, damit Zeit für die Ablaßpredigt übrig bleibe, zum Ablaß alle Glocken läuten, zur Predigt nur eine, das alles zieme den Feinden Christi, nicht aber den Kommissarien des Papstes. „Denn in der Kirche soll man nichts mit größerer Sorgfalt handeln als das heilige Evangelium, indem die Kirche nichts Köstlicheres und Heilsameres hat, denn ohne Evangelium lebet der Mensch nicht im Geiste; ohne Messe aber lebet er.“ Und lebhaft stellt der Mönch sich vor, welch schönes Schauspiel es doch für den Teufel sein müsse, wenn er sehe, wie der Ablaßprediger, der ihm selbst verfallen ist, denen Ablaß erteilt, die dessen nicht bedürfen.

Ist es mit dem Ablaß nichts, so fragt es sich aber auch, wie steht es denn mit dem Rechtstitel, auf den ihn die Kirche gründet, dem Schatze der überflüssigen Verdienste der Heiligen? Nach der Meinung der Scholastiker haben die Heiligen, die nicht bloß die zehn Gebote, sondern auch die evangelischen Ratschläge befolgt haben, sich damit mehr Verdienste erworben, als sie zu ihrer eigenen Rechtfertigung bedurften. Da nun aber die Kirche e i n Leib ist, kann das Haupt dieses Leibes, der Papst, die überflüssigen Verdienste eines überreichen Glieds den andern Gliedern zuwenden, die daran Mangel haben und eben das tut er im Ablaß. So wenig nun Luther das Fegfeuer geleugnet hat, so wenig leugnet er den Schatz der Kirche. Vielmehr bestätigt er, daß die Verdienste der Heiligen (freilich ohne Zutun des Papstes) allezeit wirken Gnade des innerlichen, und Kreuz, Tod und Hölle des sündigen Menschen. Mit andern Worten, dieser Schatz ist das Beispiel der Heiligen, an dem unser innerer Mensch sich aufrichtet, und es ist wiederum ihr Vorbild, das uns sagt: es wäre doch gut, wenn du auch so wärest! Insofern sind ihre Verdienste Kreuz, Tod und Hölle für unsern sündigen Menschen, weil sie ihm stündlich vorhalten, was wir hätten werden sollen und nicht geworden sind. Der Schatz der Heiligen, der ohne des Papstes Zutun fortwirkt, und an dem

jeder Christenmensch geheimnisvollen Anteil hat, ist also der Segen der Vergangenheit, der auf die Gegenwart mündet, das aneifernde und strafende Vorbild der Heiligen, das uns anspornt, die Gemeinsamkeit großer Erinnerungen, von denen unser besserer Mensch lebt. „Die Verdienste Christi und seiner Heiligen,“ sagen die Resolutionen, „wirken ein eigenes und fremdes Werk. Ein eigenes, das ist Gnade, Gerechtigkeit, Wahrheit, Geduld, Gütigkeit im Geiste des auserwählten Menschen, ein fremdes, Kreuz, Mühe, Arbeit, allerlei Strafen, damit der sündige Leib aufhöre.“ Alle diese Schätze aber wirken von sich, verteilen lassen sie sich nicht und sind nicht in der Hand des Papstes, sondern kommen jedem zu, denn Gott hat alle berufen. Mit nichten aber bestehen diese Schätze aus überschüssigen Verdiensten der Heiligen, denn solche gibt es nicht. Gott vergilt einem jeden über sein Verdienst und kein Menschenkind hat mehr Verdienst als es zu seiner Rechtfertigung bedarf, sondern weniger. Selbst die klugen Jungfrauen hatten kein Öl übrig für die törichten und die Apostel sollten sprechen: „Wir sind unnütze Knechte!“ Sagt doch auch der heilige Johannes: „So wir sagen, wir haben keine Sünde, so verführen wir uns selbst.“ „Wir müßten denn den Träumen etlicher sehr abgeschmackter Leute folgen, die da schwatzen, Christus habe damit gewollt, seine Christen sollten also sagen aus Demut, nicht aber, als ob es wahr wäre.“ Wenn die Lehrer zugeben, daß die Heiligen läßliche Sünden begangen haben, aber dessenungeachtet ihnen einen Überschuß von Verdiensten herausrechnen, so kann Luther nur erwidern: „Mit diesen dummen Köpfen ist schwer etwas zu handeln.“ Überhaupt sind seine Sätze über diesen Punkt spitz und ironisch. Er meint, was die Schätze der Kirche seien, sei der Gemeinde nicht genugsam bekannt, nur eines sei klar, daß es keine zeitlichen Schätze seien, denn diese würden die Ablaßprediger für sich behalten und nicht so freigebig ausschütten wie sie tun. „Dieser Schluß ist aus der Erfahrung klar genug“, sagen die Resolutionen mit spöttischer Kürze. Auch die Armen der Kirche sind Tetzels Schatz nicht, darin unterscheidet er sich von dem heiligen Laurentius. Sogar die boshafte Antithese des heiligen Bernhard nimmt Luther als eigene These auf, daß Petrus mit seinem Netze die Leute des Reichtums gefischt habe, seine Nachfolger aber fischen den Reichtum der Leute. Doch sei dem wie ihm wolle, das eine steht fest: „Es gibt keine überschüssigen Verdienste.“ Auch die Apostel sollten sprechen: „Wir haben nur getan, was wir zu tun schuldig waren.“ Nur einer hat ein Verdienst erworben über seine Schuldigkeit hinaus, das

ist Christus, als er das Gesetz für uns erfüllte; aber dieses Verdienst wird nicht durch Ablaß zugeteilt, sondern kraft der Schlüsselgewalt kann die Kirche verkünden', daß es dem Bußfertigen zugute komme unter der Bedingung wahrer Reue und festen Glaubens. Auch die Liebe Gottes, die die Heiligen der Menschheit durch ihren Gehorsam immer mehr zugewendet haben, mag man zu diesem Schatze rechnen. Der wahre Schatz aber ist das heilige Evangelium, das zu predigen mehr not täte als die Verkündigung lügenhaften Ablasses. So sucht Luther im Sinne der mittelalterlichen Mystik allen diesen Vorstellungen von der Schlüsselgewalt, dem Fegfeuer und dem Schatze der Kirche eine tiefere religiöse Bedeutung abzugewinnen und hätte man ihn in Frieden gewähren lassen, so wäre er der Mann gewesen, diesen Vorstellungen noch einmal religiöses Leben einzuhauchen. Nicht um ihre Beseitigung, sondern um ihre Läuterung war es ihm zu tun. Und ebensowenig hatte man ein Recht ihn zu beschuldigen, daß er Ungehorsam gegen den römischen Stuhl lehre, vielmehr wahrt er auch in dieser Beziehung vorsichtig seine Stellung. „Es sind die Bischöfe und Seelsorger schuldig," sagt er, „des apostolischen Ablasses Kommissarien mit aller Ehrfurcht zuzulassen. Aber viel mehr sind sie schuldig, mit Augen und Ohren aufzusehen, daß dieselben Kommissarien nicht anstatt päpstlichen Befehls ihre eigenen Träume predigen. Wer wider die Wahrheit des päpstlichen Ablasses redet, der sei ein Fluch und vermaledeit, wer aber wider des Ablaßpredigers mutwillige und freche Worte Sorge trägt oder sich bekümmert, der sei gebenedeit." Wenn freilich die Wahrheit des päpstlichen Ablasses nur darin besteht, daß der Papst Kirchenstrafen erlassen darf, wird von diesem Fluche niemand getroffen, denn diese Wahrheit leugnet niemand, und so hat dieses Anathema nur die Bedeutung, festzustellen, daß Luther dem Papste nicht den Ablaß an sich bestreite, sondern nur den Mißbrauch, der mit diesem Ablaß getrieben wird.

Luthers Widerspruch gegen die Mißbräuche der Ablaßprediger war sicher unbequem, aber zur Erhebung eines Ketzergeschreis lag kein Anlaß vor. Seine Unterscheidung der rechtfertigenden inneren Buße und des Bußsakraments war solange nicht unkatholisch, als er ausdrücklich betonte, die innere Buße müsse sich auch durch äußere Bußwerke (per varias mortificationes carnis) erweisen und der Reuige habe für reservierte Fälle die Absolution des Papstes nötig; auch sei keinem seine Sünde erlassen, der sich nicht wohl gedemütigt dem Priester als Gottes Statthalter

unterwirft. Die geistige Deutung des Fegfeuers und des Schatzes der Kirche konnte dem Augustiner nicht als Heterodoxie angerechnet werden, so lange er auch die üblichen sinnlichen Vorstellungen mit einem ut alia taceam vorbehielt, davon gar nicht zu reden, daß er alle seine Aufstellungen als Thesen zum Disputieren bezeichnete, nicht als Wahrheiten, über die sich nicht mehr streiten lasse. Auch hatte es durchaus nicht in der Absicht Luthers gelegen, die Frage an das Volk zu bringen. Er versicherte das nicht nur die Klostergenossen und Vorgesetzten, die er zu beruhigen wünscht, sondern auch solche Freunde, die ihm von außen zustimmten, so seinen früheren Kollegen Scheurl in Nürnberg, der sich beschwert, daß Luther ihm die Thesen nicht zustellte, aber ihm dessenungeachtet mit seinem Dank eine künstlerische Gabe und Grüße Albrecht Dürers als Zeichen der Anerkennung übersendete. Viele, meint Luther darum, dächten wie er, „aber heimlich aus Furcht vor den Juden".

Luthers Absicht war gewesen, durch seine Thesen eine Verhandlung über die ihm bedenkliche Lehre in Gang zu bringen und ein kirchliches Einschreiten gegen Tetzel zu veranlassen. Eben darum hatte er ein Exemplar seiner Thesen sofort an den Erzbischof Albrecht gesendet mit der Bitte, einer Predigt zu steuern, die das Volk nicht zur Seligkeit, sondern zum Tode unterweise. Sind die Thesen die Frucht reiflicher theologischer Erwägungen, so ist dieses Schreiben an den Erzbischof der Notschrei eines bedrängten Gewissens, aus dem die erzbischöflichen Räte etwas anderes hätten heraushören sollen als Vermessenheit und Ungehorsam. „Es werden unter Euerem erlauchten Namen," so schrieb Luther an den Mainzer Oberhirten, „päpstliche Ablässe zum Bau der Peterskirche herumgetragen. An denselben tadle ich nicht so sehr der Prediger groß Geschrei, das ich nicht gehört habe, als die grundfalsche Vorstellung, die das Volk daraus schöpft und allenthalben hören läßt: nämlich die unglücklichen Leute meinen, wenn sie Ablaßbriefe gelöst hätten, wären sie ihres Heiles sicher, item, daß die Seelen ohne Verzug aus dem Fegfeuer fahren, sobald der Betrag in die Kiste geworfen ist; ferner, diese Gnaden seien so groß, daß keine auch noch so schwere Sünde durch dieselbe nicht erlassen werden könnte, item, daß der Mensch durch die Ablässe frei werde von aller Strafe und Schuld. O, gütiger Gott, so werden die Seelen, die Euerer Hirtensorge anvertraut sind, unterrichtet zum Untergang! Und so entsteht und erwächst Euch die schwerste Rechenschaft, die Ihr von allem

diesem werdet ablegen müssen!“ Gern will er annehmen, daß jene Instruktion, die unter dem Namen des Erzbischofs hinausgegangen ist, demselben unbekannt blieb, denn sie lehrt das Unerhörte, daß die unschätzbare Gabe Gottes, wodurch der Mensch mit Gott versöhnt und alle Fegfeuerstrafe getilgt werde, durch Ablaß zu kaufen sei; ferner, daß Reue nicht nötig sei für jene, welche Ablaß für andere Seelen oder Beichtbriefe lösen. „Was soll ich anders tun, erlauchter Fürst, als durch unsern Herrn Jesum Christum Euer Gnaden bitten, ein Auge väterlicher Sorgfalt darauf zu werfen, jene Instruktion gänzlich aufzuheben und den Ablaßpredigern eine andere Weise des Predigens vorzuschreiben, damit nicht vielleicht endlich einer aufstehe und durch Gegenschriften die Ablaßprediger und das Büchlein widerlege zur höchsten Schmach Eurer Gnaden, was ich sehr befürchte und sorge, daß es geschehen möchte, wenn nicht der Sache schleunigst abgeholfen wird.“ Ähnliche Schreiben richtete Luther, nach Mykonius, auch an die Bischöfe von Meißen, Zeitz, Brandenburg und Merseburg. Wenn man den gotteslästerlichen und beutelschneiderischen Charakter der Instruktion bedenkt, so muß man Luthers Schreiben noch immer bescheiden und demütig nennen. Es war der Angstruf eines tief betrübten und beleidigten Gewissens, aber keineswegs eine Drohung mit Abfall oder Aufruhr. Auch blieb in seiner Umgebung alles still. In Wittenberg mochte man abwarten, was der Erzbischof oder Tetzel antworten würde; wenigstens nahm niemand zur Sache das Wort. Wie sehr aber Luthers Auftreten der Bevölkerung gefiel, zeigte sich darin, daß eine Auflage der Thesen nach der andern verkauft wurde und auch von außen zahlreiche Erklärungen der Zustimmung einliefen. Als ein alter Wittenberger, D. Fleck, sie zu Steinlausig angeschlagen fand, sagte er: „Ho, ho, er ist da, der es tun wird!“ „Es glaubt kein Mensch,“ sagt Mykonius, „wie ein Gered davon wurd: wurden bald geteutscht und gefiel dieser Handel jederman sehr wohl ausgenommen den Predigermönchen.“ Selbst Herzog Georg, sonst Luthers Feind, da ihn Emser verhetzt hatte, verhandelte mit dem Bischof von Merseburg, wie dem Tetzelschen Betrug zu steuern sei. Er verbot die Vertreibung des Ablasses in der Paulinerkirche zu Leipzig und schlug noch in Worms vor, man solle Luthers Thesen überall anschlagen, wo der Ablaßunfug fortgesetzt werde. Aber Luther selbst erzählt später: „Der Ruhm war mir nicht lieb, denn ich wußte selbst nicht, was der Ablaß wäre und das Lied wollte meiner Stimme zu hoch werden.“ Auf die Briefe der Freunde konnte er darum nur erwidern, daß er eine

solche Verbreitung seiner Sätze weder vorausgesehen noch gewünscht habe, sonst würde er nicht diese Form der Mitteilung gewählt und teilweise Sätze aufgestellt haben, die er als der Erörterung wert, aber keineswegs als erwiesen erachte. Nicht ohne Unbehagen gewahrte er, daß aus der amtlichen und akademischen Verhandlung sofort eine öffentliche geworden war.

IX

Der Thesenstreit.

Die große Resonanz, die Luthers Sätze fanden, war den Kollegen an der Universität wenig erwünscht, da eine Polemik der Dominikaner, wie sie dieselbe in den letzten Jahren gegen Reuchlin in Szene gesetzt hatten, der jungen Universität großen Schaden tun konnte. „So ging es," sagt Luther, „in der erste gar schwächlich." Die Kollegen fürchteten für ihre Frequenz und sogar Karlstadt fand nun plötzlich, daß Luther zu weit gehe. Bald nach dem Allerheiligenfeste machte Luther mit seinem Freunde Hieronymus Schurf einen Ausflug nach Kemberg. „Wollt Ihr gegen den Papst schreiben," sagte der Kanonist ironisch zu dem Mönche. „Was wollt Ihr machen? Man wird's nicht leiden." Dr. Martinus aber erwiderte: „Wie, wenn man's müßte leiden?" Auch im Konvente begegnete er sorgenvollen, bedenklichen Mienen. Der in Wittenberg damals studierende Priester Oldekop berichtet, als 1516 Luther mit seinen Angriffen auf den Ablaß begann, „do horde ich zu Wittenberg von dem Magistro Balthasar Bach, der dattmal de Bursen Sophie bewohnte, also von dem Luther sagen: ‚de Mönnich wart den Duvel vor einen Abt setten, und wart es endlich nit gut machen.' Dieser Bach war ein alt und verstendig Mann und plag opera Ciceronis et Virgilii to lesen." Selbst von Pollich will Oldekop wissen, er sei der Meinung gewesen, „dat de Duvel wollt Abt werden", wenn Luthers Geist die Veränderungen bringen werde. Aber es lag bereits außerhalb der Macht des Wittenberger Augustinerpaters, der Bewegung Stillstand zu gebieten, zumal Tetzel selbst das Seine tat, die Aufmerksamkeit der Bevölkerung auf die Sache zu lenken. Sobald er in Jüterbogk hörte, Luther weigere sich Leute zu absolvieren, die diese Absolution auf Grund seiner Ablaßzettel begehrten, wütete er, wie Mykonius berichtet, auf dem Predigtstuhl, „kätzerte, schrie und tobete feindlich", auch ließ er etliche Male in der Woche auf dem

Markte vor seiner Ablaßkirche ein Feuer anzünden, um daran zu erinnern, daß er nicht nur mit dem Ablasse, sondern auch mit der Ketzerverfolgung betraut sei. Sobald sich so herausstellte, daß der Angriff auf Tetzel eine Bewegung des gesamten Predigerordens herbeiführen werde, wünschten Luthers Klosterbrüder, er möge die Sache beilegen. „Da alle Welt die Augen aufsperrte," berichtet Luther selbst, „und sich ließ dünken, es wäre zu hoch angehoben, kamen zu mir mein Prior und Subprior, aus dem Zetergeschrei bewegt und fürchten sich sehr, baten mich, ich sollt den Orden nicht in Schanden führen, denn die andern Orden hüpften schon für Freuden, sonderlich die Prediger, daß sie nicht allein in Schanden stecken; die Augustiner müßten nu auch brennen (wie ihr Savonarola und die Berner Dominikaner) und Schandträger sein. Da antwortet ich: ‚Lieben Väter, ist's nicht in Gottes Namen angefangen, so ist's bald gefallen; ist's aber in seinem Namen angefangen, so laßt denselbigen machen.' Da schwiegen sie." Doch niemand stimmte zu. Weder Orden noch Universität erklärten sich gegen ihn, aber er konnte sich bald nicht mehr verhehlen, daß er einsam stehe „wie eine Feldblume". Noch ablehnender als die Brüder des Wittenberger Konvents verhielten sich die Erfurter, die ihm schon seine Angriffe auf Aristoteles schwer verdacht hatten. Luther wußte wohl, was er von dort zu erwarten habe, und sagt, als er Lang seine neuen Thesen übersendet, indem er sich als Martinus Eleutherius, der Befreier, unterzeichnet, ihn kümmere es nicht, was den Leuten gefalle oder nicht gefalle und ob sie ihn bescheiden oder unbescheiden fänden, denn seine Sätze würden durch Bescheidenheit nicht wahrer und durch Unbescheidenheit nicht falscher. Wer etwas Neues bringe, erscheine den Anhängern des Alten immer als hochmütig. Selbst Christus wurde gekreuzigt, weil er so hochmütig war, das Alte zu verachten. Dennoch sieht er die Lage keineswegs so ernst an, daß er etwa den Schutz des Kurfürsten angerufen hätte. Er schrieb in jenen Tagen an Friedrich den Weisen, um ihn an eine versprochene neue Kutte zu mahnen. Des Lärms über seine Sätze vom Ablaß gedenkt er dabei nicht, getreu dem mönchischen Grundsatze, die weltliche Gewalt nicht in theologische Angelegenheiten hereinzuziehen. Der Kurfürst wurde vielmehr von der Gegenseite her mit der Frage befaßt. Das Schreiben Luthers mit den Thesen war von den erzbischöflichen Administratoren des Erzstifts zu Halle, an deren Spitze ein Graf von Stolberg-Wernigerode stand, dem Erzbischof nach Aschaffenburg gesendet worden, wo Albrecht damals residierte. Auch einen Traktat

und andere Schriften Luthers hatten die Halleschen Räte beigelegt, um ihre Kollegen in Aschaffenburg über Luthers ganze Stellung zu orientieren. Mit dem Traktat kann der gedruckte Sermon von Ablaß und Gnade nicht gemeint sein, da dieser erst Ende März im Druck erschien und Tetzels Gegenthesen bereits berücksichtigt.*) Man hat an die Predigt gedacht, in der Luther am Allerheiligenfeste 1516 seinen Standpunkt den Brüdern in der Klosterkirche darlegte oder an seine Thesen gegen die scholastische Theologie, doch läßt sich nicht mehr ausmachen, mit welchen Schriften Luthers die Administratoren in Halle ihre Aktenvorlage ausgestattet hatten. Die Entschließung des Erzbischofs in Aschaffenburg dagegen liegt vor. Sie erging am 13. Dezember und beweist, daß die dortige Kanzlei die Bedeutung des Vorgangs nicht unterschätzte. Dem Erzbischof war Luthers Angriff auf den Ablaß um so ärgerlicher, als er durch den Bischof von Reval bereits gewarnt worden war, man sei in Rom erzürnt, daß der Ablaß so wenig trage und schiebe die Schuld des Ausfalls darauf, daß Albrecht „das heylich negotium mit mannichfaltigen grossen unkosten, pompa und versoldung vieler Personen" beschwert habe. Da aus dem Ertrag die noch rückständigen Palliengelder Albrechts bezahlt werden sollten, befiehlt Albrecht, doch ja keine ihn allein betreffenden Kosten dem päpstlichen Anteile aufzurechnen, „dan wir und unsere Stifte uns sunst großer fehrlichkeit und beswerung zu besorgen hetten". Namentlich soll der Kasten immer nur in Anwesenheit des päpstlichen Vertreters vom Bankhause Fugger geöffnet und über den Kassenstand ein Protokoll aufgenommen werden, damit dieser nicht glaube, der Erzbischof wolle seinen Geschäftsteilhaber übervorteilen. Von einem solchen Kassensturze ist uns das Protokoll überliefert. Es zeigt, daß Käufer der Ablaßzettel doch gern minderwertige, verbotene und ungangbare Münzen in den Klingelbeutel einwarfen und wenn das Protokoll einen Gulden in falschem Gelde notierte, so wollte der Käufer wohl weniger den lieben Gott als seine fromme Frau betrügen. Auch sind in einer reichen Stadt wie Frankfurt am Main in drei Tagen nicht mehr als 270—280 Gulden eingegangen. Da begreift es sich, daß man am erzbischöflichen Hofe auf Mittel sann, mehr Käufer anzulocken. Die Administratoren werden darum angewiesen, auch die volkstümlicheren Barfüßer für die Kommission zu gewinnen, die die Dominikaner mit so geringem Erfolge betreiben und durch neue, schönere

*) Vgl. Brieger: Zeitschrift für Kirchengeschichte, 11, 116. Kolde: Luther 1, 375.

Ablaßzettel die Kauflust zu beleben. Aus dem gleichen Grunde schien es dem Ordinariate dringend, daß der Opposition des Wittenberger Mönchs gesteuert werde. Auf den Brief, in dem Luther ihm ins Gewissen geredet und ihn für die Folgen von Tetzels Treiben verantwortlich gemacht hatte, antwortet der Erzbischof in einem Erlasse, der im wesentlichen die Finanzierung des Ablaßgeschäfts behandelt. In diesem Zusammenhange schreibt Albrecht: „Wiewohl uns berührten Mönchs trotzig Fürnehmen unserer Person halben wenig anfechtet, haben wir doch fast ungerne erfahren, daß das arme unverständige Volk dergestalt soll geärgert und in beschwerlichen Irrtum soll geführt werden." Die lateinischen Thesen Luthers werden das arme unverständige Volk wenig beunruhigt haben, der beschwerliche Irrtum aber besteht darin, daß das arme Volk auf den Gedanken kommen könnte, seine sauer ersparten Groschen nicht zu dem Ablaßhändler zu tragen. Um dieser „Vermessenheit" zu steuern und sich nicht neue Vorwürfe der römischen Kurie zuzuziehen, hat der Erzbischof dreierlei getan. Er hat den ihm übersendeten Traktat, die Konklusiones und anderen Schriften, die Stolberg zu den Akten gegeben hat, den Theologen und Kanonisten seiner Universität Mainz überschickt, damit sie ein Gutachten über dieselben erstatten. Er selbst hat zu Aschaffenburg mit seinen Hofräten und anderen Verständigen die Sache „stattlich beratschlagt und bedächtig erwogen". Einstimmig wurde in diesem Staatsrat beschlossen, „einen processum inhibitorium wider ehegemeldeten Mönch anzustellen", dessen Urkunde, nebst einem Auszug für die Administratoren, untersiegelt dem Schreiben an Stolberg beilag. Diese Verfügung sollte Luthern Schweigen auferlegen bis die päpstliche Entscheidung erfolgt sein würde. Zum dritten aber wurden gleichzeitig sämtliche Akten päpstlicher Heiligkeit zugefertigt, damit Rom selbst zur Sache sehe, eine Maßregel, die sich dem furchtsamen Hohenzollern auch darum empfahl, „damit wir Orden und Sache nicht auf uns laden". Der Erzbischof hatte also keine Lust, sich die Feindschaft eines so mächtigen Mannes wie Staupitz und einer so einflußreichen Kongregation wie der Augustiner Eremiten zuzuziehen oder den Zorn der Nation über die finanzielle Ausbeutung durch die Kurie auf sich zu lenken. Darum gab er die ganze Sache nach Rom ab. Die nächste Sorge war nun, daß der besiegelte processus inhibitorius Luthern intimiert werde, „damit solcher giftiger Irrtum unter gemeinem Volk weiterhin nicht gepflanzt werde". Mit diesem Auftrag sollte „Ern Tetzel" beladen werden, der ja zugleich Ketzermeister war, wenn nicht die

Administratoren in Halle etwa Gründe haben sollten, einen anderen Weg zu versuchen. Daß Luthern dieser processus inhibitorius wirklich eröffnet worden sei, geht aus Luthers Briefen nicht hervor. Dennoch meint Tetzel später, Luther habe wegen dieser Ladung seinen Haß auf ihn geworfen, „so doch hochbenannter Erzbischof ihn bestellt hat zu zitieren und nicht ich, wie das Gott mein Gezeug ist". Zitiert wurde Luther also allerdings, es scheint aber, daß der Kurfürst dazwischen trat, so daß Tetzel gar nicht in die Lage kam, ihm den processus inhibitorius zu eröffnen. Dann erklärt es sich auch leichter, daß Tetzel in seiner disputatio secunda sagt: „Man soll die Christen lehren, daß Fürsten, die den Irrtum der Ketzer verteidigen und mit ihrer Macht hindern, daß diese in die Hand des Richters zur Untersuchung kommen, der Exkommunikation verfallen und binnen Jahresfrist auch der Acht." Das also war die Antwort auf Luthers Gewissensbedenken! Für seine Frage, wie sich Tetzels Predigt mit der Kirchenlehre und der Verantwortlichkeit des Erzbischofs für seine Herde vertrage, sah er sich mit einem doppelten Ketzerprozeß in Mainz und Rom bedroht und den besiegelten Befehl, sich weiterer Einreden zu enthalten, sollte ihm der ehrwürdige Subkommissarius Tetzel intimieren, der den Unfug verübt hatte. Mit Fäusten förmlich stieß man den demütigen Mönch in eine Oppositionsstellung, die er gar nicht beabsichtigt hatte. Nur in einem Punkte hatte seine Klage Erfolg. Ganz konnten die Hofräte in Aschaffenburg an den Anklagen, die wohl auch von anderen erhoben worden waren, „daß die Ablaßkommissäre in Predigten und Herbergen sich unschicklich hielten", nicht vorübergehen, vielmehr sollte Tetzel eröffnet werden, er habe dafür zu sorgen, daß sich seine Kommissäre „in Predigen, Worten, Werken und sunst allenthalben schicklich, züchtig, ehrlich und nach Erheischung ihres Standes wohl halten, damit das heilig Negotium aus Leichtfertigkeit nicht verachtet werde". Selbst das also betrachtete die erzbischöfliche Behörde unter dem fiskalischen Gesichtspunkt des Schadens für das Negotium. Da aber der Administrator vielleicht Bedenken tragen konnte, einem so ansehnlichen Prälaten wie dem Leipziger Prior, den auch Luther „einen Mann von so hohem Amte" nennt, einen moralischen Vorhalt zu machen, wird er ermächtigt, demselben nötigenfalls diesen erzbischöflichen Auftrag im Original unter die Augen zu rücken. Eine Rüge war das, doch war sie nicht allzu ernstlich gemeint, denn durch den gleichen Erlaß bestätigt der Erzbischof „Ern Tetzel" als Kommissar für die Mark und Preußen, erweitert ihm also sein Arbeitsgebiet und wenn gerade ihm

das weitere Verfahren gegen den vermessenen Mönch übertragen wird, so ist das die beste Antwort auf Luthers Anklagen. Aber damit war der Prior noch keineswegs zufrieden. Luther hatte ihm vorgeworfen, seine Kommissäre hätten gepredigt, sobald das Geld im Kasten klinge, die Seele aus dem Fegfeuer springe, und sogar die lästerliche Rede sollten sie geführt haben, des Papstes Ablaß sei so kräftig, daß er selbst den von der Strafe zu befreien vermöge, der die Mutter Gottes vergewaltigt hätte. In der Tat wurde ihm vor dem Rate in Halle am 12. und 14. Dezember das Zeugnis ausgestellt, daß niemand diese Rede gelegentlich der Ablaßpredigt von ihm gehört habe. Das beweist freilich nicht, daß seine Subkommissare nicht anderwärts diese Rede geführt, denn Luther hat sie sicher nicht erfunden. Daß dergleichen gesagt worden war, ist um so wahrscheinlicher als sowohl der Dominikaner Prierias in Rom, wie Doktor Wimpina in Frankfurt den Satz völlig schriftgemäß finden. Jesus selbst habe gesagt, Sünden gegen den Sohn können vergeben werden, so können auch Sünden gegen seine Mutter vergeben werden. Wimpina leugnet zwar in seinen Gegenthesen (99—101), daß Tetzel so gepredigt habe, aber daß auch ein solcher Sünder absolviert werden könne, falls er noch zu seinen Lebzeiten Ablaß kaufe, erscheint ihm sonnenklar. Der päpstliche Hausprälat Prierias findet sogar, daß Tetzel nur zu loben sei, wenn er die an sich gesunde Speise durch solche Würze dem gemeinen Mann begehrenswerter mache. Die Aufstellung des Satzes: „Sobald das Geld im Kasten klingt, die Seele aus dem Fegfeuer springt,“ stellt Tetzel selbst nicht in Abrede, der Vorwurf kann also als zugegeben gelten. Aber Wimpina behauptet, Tetzel habe damit nicht gemeint, daß Gott die Seele aus dem Fegfeuer entlasse, weil seine Diener ihr Geld erhalten hätten, sondern er habe nur eine Vergleichung angestellt zwischen der Schnelligkeit, mit der die absolvierte Seele sich in den Himmel aufschwinge und der Schnelligkeit, mit der der Groschen dem irdischen Gesetze der Schwere folge. In diesem Sinne erläutert Wimpina seine vierunddreißigste These. „Wer nicht glaubt, daß eine gereinigte Seele noch schneller auffliegen könne, als der in den Kasten geworfene Groschen zu erklingen vermag, der versteht nichts und irrt. Da vielmehr der Flug der Seelen zum Himmel hinauf unvergleichlich schneller vor sich geht als das Fallen irgend eines Körpers nach unten, so wird ein solcher sogar durch die Gesetze der Physik des Irrtums überführt.“ Tetzel wollte also nur über die Fallgeschwindigkeit des Groschens im Vergleich zu der Schnelligkeit des Aufsteigens der Seele in den Himmel etwas

aussagen, nicht über die Wirksamkeit des Geldes für das Heil der Seelen. Ob Luther ihm das glaubte, wissen wir nicht, doch ließ er den Streit darüber fallen.

Der processus inhibitorius scheint dem Augustiner nicht eröffnet worden zu sein. Allein der Sache nach erreichte der Bischof von Brandenburg auf gütlichem Wege den Zweck desselben. An ihn, als den Ordinarius der Diözese, hatte sich Luther sofort nach Anschlag seiner Thesen mit einem ähnlichen Schreiben wie an den Erzbischof Albrecht gewendet und von allen Bischöfen, die er so anging, hatte nur dieser geantwortet. Hieronymus Scultetus, Sohn eines Dorfschultheißen (daher sein Name Schulz) aus Gramschitz im Herzogtum Glogau, war für die ostelbischen kurfürstlichen Lande Bischof. Wir sahen gelegentlich seiner Streitigkeiten mit dem Wittenberger Rat und der dortigen Geistlichkeit, daß er unter Umständen scharf hierarchisch auftreten konnte. Im Verkehr mit dem berühmten Universitätslehrer erscheint er dagegen als höflicher und Luthern persönlich geneigter Prälat. Aber eben als geneigter Gönner riet er dem Augustiner ab, in die Gewalt der Kirche einzugreifen, weil er damit sich nur selbst Schwierigkeiten bereiten und Mühe machen werde. „Er riet mir, ich ließe mich davon," so stellt Luther selbst in seiner Schrift wider Hanswurst die Verhandlung zwischen ihm und Schulz dar. Der freundliche Zuspruch fand den Augustiner willfähriger als man erwartet hatte. Während die Angriffe von außen sich mehrten, schwieg Luther vom November bis Ende März und als er endlich mit dem erwähnten Sermon zur Aufklärung seiner Gemeinde hervortrat, stellte er auch dann noch die weitere Verbreitung desselben ein, sobald der Bischof ihn darum ersuchte. Der Sache nach kam er also den Weisungen des processus inhibitorius nach, auch wenn derselbe ihm nicht formell intimiert worden war.

Um so lauter waren die Gegner. Ihren natürlichen Mittelpunkt hatten sie in der benachbarten Universität Frankfurt an der Oder, die die beiden Hohenzollern, Joachim I. und Erzbischof Albrecht von Brandenburg, der sächsischen Gründung von Wittenberg entgegengesetzt hatten. Daß alle von dort ausgehenden Machenschaften den Schaden und die Unehre Wittenbergs bezweckten, ist Luthers stete Klage bei dem Kurfürsten und dem Herzog Johann. Die Seele dieser Machinationen war Konrad Koch, genannt Wimpina. Friedrich der Weise hatte ihn, so wird berichtet*),

*) Vgl. Nik. Müller: Theologische Studien und Kritiken. Jahrg. 1893. S. 83 f

bei Gründung der Universität Wittenberg zu Rat gezogen, er war aber im Jahr 1506 als erster Rektor nach Frankfurt an der Oder gegangen und scheint einen persönlichen Groll auf Friedrich geworfen zu haben, der seinen Gegner Pollich so hoch hielt. Frankfurt war aber nicht nur Universität Joachims, sondern auch des Ablaßhändlers Albrecht und so hatte Koch als Beamter des Erzbischofs eine gewisse Aufforderung, dem in Bedrängnis geratenen Ablaßkommissär seines Brotherrn beizuspringen. Das war dann auch die beste Gelegenheit den Wittenbergern ihre Unfreundlichkeiten heimzuzahlen. Durch solche und ähnliche Motive bestimmt, veranlaßten die Frankfurter Predigermönche ihren Ordensbruder Tetzel Luthers Thesen durch eine feierliche Disputation an ihrer Universität zu beantworten. Für die Promotion zum Lizentiaten schrieb Wimpina dem Kandidaten eine Thesenreihe, über die Tetzel in den letzten Tagen des Jahres 1517 zu disputieren hatte. In der Form parodieren sie Luthers Streitsätze, aber die geistvolle Rätselform derselben vermögen sie nicht nachzuprägen und ihr Latein ist das der epistolae obscurorum. In jeder Beziehung ein umgekehrter Luther, findet Wimpina in der Predigt „Tuet Buße und bekehret euch“ sei das kirchliche Bußsakrament inbegriffen. Denn Christus predigte jedenfalls die Wahrheit und wollte darum durch seine Predigt die Menschen an die Sakramente der Kirche binden, die die wahre Kirchenlehre vorschreibt. Eine Buße ohne Beichte und Satisfaktion ist deshalb ohne Wirkung. Die Strafe, die der Priester nach seinem Gutdünken oder nach kirchlicher Satzung auferlegt, erlischt nicht, wie Luther meint, mit dem Tode, sondern sie ist hier oder im Fegfeuer abzubüßen. Der Forderung Luthers, daß die Buße währen müsse bis zu unserem Eintritt ins Himmelreich, setzt Tetzels Vertreter die Versicherung entgegen, wie dieselbe Sünde nicht zweimal gebeichtet zu werden brauche, so brauche sie auch nicht zweimal gebüßt zu werden, aber er findet dann doch für gut hinzuzufügen, daß wir trotzdem verpflichtet sind unser Leben lang über sie Leid zu tragen und auch die vergebene Sünde zu hassen. Gleichfalls ein Rückzug ist es, wenn Wimpina nunmehr zwischen heilenden Strafen und genugtuenden unterscheidet. Die heilenden Strafen will der Ablaß nicht nachlassen. Damit wird also doch eine Kategorie von Strafen vom Ablaß ausgenommen, wovon in Tetzels Predigten nie die Rede gewesen war. Daß die Schlüsselgewalt nur in der Vollmacht bestehe, zu verkünden, daß Gott dem Bußfertigen seine Sünden vergebe, leugnet Wimpina. „Die jüdischen Priester haben weder Schlüssel noch Zeichen,

darum können sie auch keine Schuld vergeben, aber der Christen Sakramente machen die Gnade, die sie bedeuten.“ Wenn aber Luther behauptet, daß damit der Priester in Gottes Amt greife, so unterscheidet Tetzel Schlüssel autoritatis, die Gott besitzt, Schlüssel excellentiae, die in Christi Hand sind, und claves ministeriales, die dem Priester anvertraut wurden; Luther aber nennt diesen ganzen Schlüsselbund eine nagelneue Erfindung. Nicht einmal den katholisch gemeinten Satz Luthers, daß Gott niemanden Sünden vergebe ohne den Priester, und daß die Kirche in extremis immer absolviere, läßt Wimpina gelten. Dazu, meint er, ist der Ablaß da, um die ins Jenseits nachfolgende Strafe in eine zeitliche zu verwandeln, so daß sie nur im Fegfeuer, nicht in der Hölle gebüßt zu werden braucht. Darum handeln die töricht (stulte faciunt), die die Leute abhalten Ablaß zu kaufen, denn sie schicken Leute in die Hölle, die mit dem Fegfeuer davon kommen könnten. Wenn Luther von schlafenden Bischöfen geredet, so erwidert Wimpina: „Nicht von schlafenden Bischöfen sondern von den Kirchengesetzen wird den Priestern vorgeschrieben, daß sie bescheiden und gottesfürchtig seien, damit ihr Beichtkind lieber mit einer geringeren Strafe ins Fegfeuer gesandt werde als mit der verschmähten in die Hölle.“ Meint Luther, die Kirchenstrafen erlöschen mit dem Tode, so weist Wimpina darauf hin, daß die Kirche Ketzer, Schismatiker und Lästerer auch nach dem Tode noch exkommunizierе, verfluche und ausgrabe, um sie zu verbrennen. Sie haben also doch nicht mit dem Tode für alles genug getan. Die Kirche gibt auch den Toten nicht frei, aber, so mochte Luther denken, um so schlimmer für die Kirche! Das Fegfeuer als halbe Verzweiflung zwischen vollen Glauben und volle Verzweiflung zu stellen, erklärt Koch gleichfalls für einen Irrtum, da gerade die Hoffnung auf Erlösung das Fegfeuer von der Hölle unterscheide. Daß des Papstes Schlüsselgewalt sich nicht auf das Fegfeuer bezieht, beweist nicht, daß auch sein Ablaß nichts über das Fegfeuer vermöge; ebenda, wo die Gewalt der Schlüssel aufhört, fängt die des Ablasses an. War Luther besonders warm geworden, wo er auf die Ausbeutung der Armen und Einfältigen durch die Ablaßprediger zu reden kam, so verhält sich Wimpina diesem Mißbrauch gegenüber um so kühler. Wer Arme unterstützt, sagt er mit der vollen Herzenshärtigkeit eines Stubengelehrten, der erwirbt sich Verdienste, wer aber Ablaß kauft, befreit sich rascher von der Strafe. Geistliche Almosen, d. h. Ablaßbriefe, sind besser als leibliche, und jeder denkt am besten zuerst an seine eigene Seele, darum ist es besser, sich Ablaß

zu kaufen als Arme zu unterstützen, es wäre denn im Falle der äußersten Not. Auch Luthers Anschauung, daß die Verdienste der Heiligen, der Schatz der Kirche, von sich wirken, ohne Applikation durch den Papst, ist ein Irrtum. Ein gottloser Irrtum vollends ist es, nach These 80, zu behaupten, „daß der Papst mit Haut, Fleisch und Bein seiner Schafe S. Peters Münster erbaue, da unter Leo die Ablässe weit billiger verkauft werden als unter seinen Vorgängern". Selbst den Satz, den Tetzel nie gepredigt haben will, daß durch Ablaß sogar die Vergewaltigung der Madonna vergeben werden könne, verteidigt Wimpina völlig schulgerecht. Der Sohn ist größer als seine Mutter. Christus lehrt, daß Sünden gegen den Sohn vergeben werden können. Also können auch Sünden gegen seine Mutter vergeben werden. Wer das leugnet, ist selbst, was Luther von jener Äußerung sagte, „toll, töricht, irrig und rasend". Ein Nachtrag geht dann auch noch auf die spitzen Laienargumente gegen den Ablaß ein, von denen Luther bekannt hatte, er wisse sie nicht zu widerlegen. Daß der Papst die Peterskirche nicht aus seinen eigenen Reichtümern baut, ist ein Beweis nicht seines Geizes, sondern seiner Güte, weil er den Leuten Gelegenheit geben will, Ablaß zu kaufen, sich ihrer Sünden zu entledigen und die ewige Seligkeit zu erwerben. So gut jene Laien fragten, warum der Papst, wenn er Gewalt über das Fegfeuer habe, dasselbe nicht mit einem Gnadenakte ausleere, ebenso töricht könnten sie fragen, warum Gott seinen Sohn wegen eines Apfelbisses habe hängen lassen, da nach bürgerlichem Rechte wegen eines Wertes von weniger als fünf Solidi die Todesstrafe nicht verhängt werden darf. So Recht hatte Luther, den Scholastikern vorzuwerfen, sie redeten von den heiligsten Dingen wie der Schuster vom Leder. Besieht man sich die hochfahrenden Thesen freilich näher, so treten sie in der Hauptsache einen Rückzug an. Das hatte Luther doch unwiderleglich bewiesen, daß wenn Gott Strafen mit der Sünde verbunden hat, um den Sünder von der Sünde zu lösen, ihn zu bessern und zu läutern, der Papst diese Strafen nicht erlassen kann. Dem widersprach auch Wimpina nicht mehr. Die zweite Thesenreihe hat Tetzel selbst verfaßt, wie schon ihr entsetzliches Latein zeigt. Im Druck erschien sie erst nach Luthers Rückkehr aus Heidelberg. In der Form sind sie eine Parodie von Luthers Thesen, deren docendi sunt Christiani, „man soll die Christen lehren", Tetzel nachäfft. Die Absicht der disputatio secunda ist, den Augustiner als Gegner der Papstgewalt darzustellen, weshalb Tetzel sofort erklärt, daß die Autorität des Papstes höher sei als

die von Kirche und Konzil. Darum hat auch der Papst Glaubensfragen allein zu entscheiden, oder wie Tetzel in der Sprache der epistolae das latinisiert: quae fidei sunt papa solus habet determinare . . . scripturae sensus ipse autoritative, et nullus alius, pro suo sensu interpretatur. Die Gewalt des Papstes über Konzil und Kirche in fünfzig Thesen zu verteidigen, wie Tetzel tat, lag keinerlei Grund vor, da Luther dieselbe gar nicht angegriffen hatte. Es handelte sich eben darum, Wittenberg und seinen großen Lehrer in Rom zu verdächtigen, und so schreckt der Predigermönch auch davor nicht zurück, den sächsischen Kurfürsten bei den Haaren in die Verhandlungen hineinzuziehen und ihm Bann und Acht in Aussicht zu stellen, falls er fortfahre Luther dem Arme des legitimen Richters vorzuenthalten. Sowohl Ketzerei, wie Ermutigung der Ketzer, begangen durch Widerspruch gegen Papst, Tradition und Brauch der Kirche, werfen die Thesen des Ketzermeisters Luthern vor, um dann mit dem blutdürstigen Hinweis auf 2. Mos. 19, 12 zu schließen: „Ein jegliches Tier, das den Berg anrührt, soll gesteinigt werden." Das Tier ist natürlich Luther und der Berg der Felsen Petri.

Ein akademischer Akt also war die Form, die die Dominikaner gefunden hatten, um ihrem angegriffenen Gliede Tetzel beizuspringen. Zunächst erreichten sie damit allerdings nur, daß sie Luthers Meinungen auch in Frankfurt bekannt machten. Ein junger Franziskaner, Knipstro, der in Frankfurt studierte, nahm sich der Thesen Luthers so nachdrücklich an, daß die Obern für gut fanden, ihn in einen pommerschen Konvent zu versetzen. Er wurde später dort evangelischer Superintendent. Die Hauptsache war doch die Heerschau, die die Predigermönche bei dieser Gelegenheit über ihre Getreuen abhielten. Über dreihundert Dominikaner, wie die Konvente sie hegten, gelehrt und unwissend, alt und jung, dick und hager, fanden sich in Frankfurt ein, um der Promotion ihres Ordensgenossen beizuwohnen, und die junge Universität erlebte eines jener Mönchsfeste, die wir aus den Briefen der Dunkelmänner in ihrer ganzen Trivialität kennen. Hätte es sich um die Promotion eines jungen Lehrers der Hochschule gehandelt, so wäre es nur selbstverständlich, wenn seine Freunde sich zu seinem Ehrentage eingestellt hätten. Hier lag der Fall doch anders. Der von dem Augustiner angegriffene Leipziger Prior ging an sich die Frankfurter Universität gar nichts an und nur als eine Demonstration gegen das von den Augustinern geleitete Wittenberg und seinen berühmtesten Lehrer war es zu verstehen, wenn dreihundert Dominikaner Tetzel bei seinem

Ehrentage das Geleite gaben. Fort mit den Feinden des heiligen Thomas, fort mit den Augustinern vom Katheder, das war die Losung des Tags. Der ganze Streit war in diesem Stadium eine Mönchsfehde zwischen Dominikanern und Augustinern. Anders haben auch die Zeitgenossen die Sache nicht aufgefaßt. Hutten beschreibt im April die Fehde als den neuesten Skandal der Dunkelmänner. „Die Heerführer sind rasch und hitzig, voll Mut und Eifer; bald rufen und schreien sie, bald jammern sie und klagen das Schicksal an. So hoffe ich, werden sie sich gegenseitig zugrunde richten. Ich selbst habe neulich einem Ordensbruder, der mir davon sagte, geantwortet: ‚Fresset einander, damit ihr voneinander gefressen werdet.'" Daß es sich um eine Ehrensache des Ordens handle, war auch die Auffassung der Dominikaner selbst. Ihr Orden hatte vom Papste den Auftrag erhalten den Ablaß zu vertreiben und so konnten sie sich den Angriff des Augustiners auf ihre Ablaßpredigt nur aus dem Verdrusse erklären, den es den Augustinern mache, daß nicht sie zu diesem einträglichen Geschäfte bestimmt worden seien. Noch im Jahre 1519, als man Luthers Motive doch nachgerade hätte würdigen können, wirft Emser diesem geradezu vor, hätte der Papst die Augustiner mit der Ablaßkommission beehrt, so würde Luther alles recht und schön finden. Mönchseifersucht sei das ganze Gerede. Und wie klug dünkt sich der große Mann, Luthern so tief ins Herz geschaut zu haben! Von all den Seelenkämpfen, durch die Luther zu seiner Stellung gelangt war, hatten diese Leute keine Ahnung.

So skurril nun eine solche Mönchsversammlung sich darstellen mochte, für den Angegriffenen war sie eine ernste Sache, wenn man bedenkt, daß hier mehr als dreihundert Dominikaner aus den verschiedensten Konventen sich mit Eifer gegen den Feind ihres Ordensbruders und ihrer Kutte durchdrangen und in ihre Klöster zurückkehrten, um alle Gegenden Deutschlands mit Weherufen über den neuen Hussiten in Wittenberg zu erfüllen. Tetzels Thesen wurden jetzt zum Signal einer allgemeinen Polemik der Predigermönche gegen den Augustiner in Wittenberg. Auf allen Kanzeln und Kathedern hallte das wieder. Bereits wendete sich auch Hogstraten direkt an den Papst um ein kirchliches Einschreiten gegen Luther zu veranlassen. Es war klar, daß die Dominikaner durch einen neuen Ketzerprozeß die Scharte auswetzen wollten, die sie im Kampfe mit Reuchlin davongetragen hatten. Niemand war diese Entwicklung der Dinge überraschender als Bruder Martin selbst. Als er den Streit mit Tetzel begann, war Luther des guten Glaubens, die ältesten und höchsten Autoritäten der

Kirche für sich zu haben und nicht entfernt dachte er an eine Bewegung der Massen, denn er sah damals noch nicht, wie sein Widerspruch zusammentraf mit dem lange gärenden Unwillen über die materielle Ausbeutung der Deutschen durch Rom. Auch in den weltlichen Kreisen war eine oppositionelle Stimmung erwachsen, von deren leidenschaftlicher Spannung er hinter seinen Klostermauern keine Ahnung gehabt hatte. So wurde der Ablaßstreit zu dem Wurf, der eine Lawine in Bewegung setzte, die schon lange sich angehäuft hatte. Zu Luthers seelsorgerlichen Bedenken über die Wirkung einer so leichtfertigen Sündenvergebung traten die ökonomischen des Bürgerstandes und dadurch wurde der Streit so allgemein. Die geringste Voraussicht erwiesen in dieser kirchlichen Frage die Humanisten. Hutten spottete über das Pfaffengewäsch und Erasmus meinte, es gebe einen Mönchsstreit, der zehn Demokriten werde zu lachen geben. Sie fanden es lächerlich, daß man noch streite, welche Kraft der Ablaß habe? Darüber waren sie lange hinaus. Da zudem das schlechte Verhältnis zwischen Dominikanern und Augustinern bekannt war, hielt man die Sache für ein Turnier der Bettelmönche, die ja immer von Zeit zu Zeit die Welt mit ihrem unnützen Geräusche belästigten. Anders faßte die Bevölkerung die Sache auf. Die scholastische Frage verstand man dort nicht, aber daß Luther der Ablaß*praxis* entgegentrat, das war einem verständigen und arbeitsamen Bürgerstande aus der Seele gesprochen. Die Bauern sahen mit Unwillen, daß ihre Weiber sich für ihre sauer erarbeiteten Groschen Ablaß kauften und es ist charakteristisch, daß in Tetzels Abrechnungen auch falsches Geld aufgezählt wird, das widerwillige Geber eingeworfen hatten, um vor ihren Frauen oder frommen Nachbarn Ruhe zu haben. So sagt Luther fünfundzwanzig Jahre später in seiner Schrift „Wider Hans Worst“: „Weil alle Bischöfe und Doktores still schwiegen und niemand der Katze die Schellen anhängen wollte, ward es gerühmt, daß doch einer komme und drein griff.“ Nur so erklärt es sich, daß die Thesen, die lateinisch und dem Inhalte nach nichts weniger als populär waren, eine solche Erregung hervorriefen. Alle berufenen Instanzen, der *Kaiser*, die *Fürsten*, auch die *Vorkämpfer der Freiheit*, die *Humanisten* hatten ihre Gründe gehabt, warum sie bei dem Unfug schwiegen. Da war es eine Satisfaktion für das öffentliche Gewissen, daß einer wenigstens alle Rücksichten hinter sich warf und Zeugnis ablegte gegen den schmachvollen Handel, der mit dem Heiligsten getrieben ward. Ehe vierzehn Tage vergingen, sagt Mykonius, waren

die Sätze in ganz Deutschland, in vier Wochen in der ganzen Christenheit verbreitet. „Es war, als ob die Engel selbst die Botenläufer wären." Die Studenten, die die immer neu aufgelegten Thesen in ihre Heimat schickten, werden wohl die wahren Botenläufer gewesen sein.

Der Lärm nahm zu, aber Luther schwieg, wie er geheißen war. In seinen Briefen bedauert er die Aufregung, an der die Hetzerei der Gegner schuldig sei, und beklagt vor allem, daß man nach Wimpinas Vorgang nun überall den Kurfürsten in die Sache hineinziehe. Seine Stellung zu Friedrich dem Weisen wurde indessen dadurch nicht geschädigt. Nach wie vor ist er der Vertrauensmann des hohen Herrn für die Weiterentwicklung der Hochschule, wobei Spalatin den Verkehr vermittelt. Der Kaplan ist in dieser Zeit überhaupt Luthers bester Halt. „Was hätte ich Dir nicht zu danken!" schreibt Luther und es war ein Glück, daß der Herr über diese Händel durch Spalatin beraten war, der innerlich freier als Luther, doch als gemäßigt galt, weil er kälter, zurückhaltender und vorsichtiger war. Erläuterungen zu den theologischen Streitfragen, die sich Spalatin erbittet, werden wohl auch in der einen oder anderen Weise zu des Kurfürsten Kenntnis gekommen sein, der sich keine Schrift des Doktor Martinus entgehen läßt, wie wir aus seinen Briefen an seinen Bruder Johann wissen. Auch waren Luther und der Kurfürst im Punkt der Heiligenverehrung, der sie später zeitweilig entzweite, noch nicht allzuweit auseinander. Wenigstens protestiert Luther noch am 31. Dezember 1517 gegen die Nachrede, er betrachte das Anrufen der Heiligen als Aberglauben. Das sei die Meinung der Pikarden in Böhmen, die er nie geteilt habe. Für sich arbeitete Luther ruhig an den Resolutionen zu seiner Disputation, deren Inhalt wir bereits zur Erläuterung der Thesen beigezogen haben. Wann er sie freilich werde veröffentlichen dürfen, war ganz ungewiß, da der Bischof von Brandenburg fest darauf bestand, der Streit dürfe nicht fortgesetzt werden. Es dauerte denn auch volle acht Monate bis den Thesen die Resolutionen nachfolgen konnten. Auch die Erfurter Augustiner mahnten zum Schweigen. Ihre berühmten Doktoren hatten schon früher, geärgert durch Luthers Angriffe auf Aristoteles, sich eine vorangehende Zensur der Schriften ihres Schülers anmaßen wollen, der aus ihrem Kloster und ihrer Universität hervorgegangen war. Natürlich hatte sich Luther darauf nicht einlassen können. Aber in seltener Selbstüberwindung ließ er jetzt alle Angriffe schweigend über sich ergehen. Die eigene Überlegenheit zu kennen und dennoch einen Hagel von dummen und boshaften

Angriffen schweigend hinnehmen zu sollen, das war eine Probe des Gehorsams, wie sie niemandem schwerer auferlegt worden ist und die ihm bei seinem Temperament gewiß nicht leicht wurde.

Von einem Hamburger Theologen, Albert Krantz, wird berichtet, als er die Thesen gelesen hatte, habe er gesagt: „Du sagst die Wahrheit, guter Bruder, aber Du wirst nichts ausrichten; gehe in Deine Zelle und sprich: Gott erbarme Dich meiner!“ Es schien einen Augenblick, als ob Bruder Martin diesen Rat befolgen wolle. Er ließ die Dominikaner schmähen und drohen und schwieg. Zum Glück gibt es nun aber nicht bloß Bischöfe und Mönchsobere in der Welt, sondern auch eine sorglose, tatenfrohe Jugend. So waren es dieses Mal die Wittenberger Studenten, die „das Rößlein laufen machten“. Der 18. März 1518 war ein lustiges Vorspiel der fröhlichen kommenden Tage, in denen bald überall die Volksmassen selbst gegen die Dunkelmänner in Aktion treten. Als bereits vier Monate seit dem Anschlag der Thesen Luthers verstrichen waren, schickte ein Buchhändler aus Halle in der dritten Woche des März einen Ballen von 800 Exemplaren der Wimpinaschen Gegenthesen nach Wittenberg. Nachdem die Studenten von ihrem Inhalt Kenntnis genommen hatten, nahmen sie dem Verkäufer den ganzen Ballen weg und luden unter Nachäffung der üblichen Gerichtsformen die Kommilitonen ein, am 18. März, um zwei Uhr, auf dem Marktplatze dem Leichenbegängnis und der Verbrennung der Tetzelschen Thesen beizuwohnen. Luther erfuhr die Sache erst nach vollbrachter Tat und fand seine Lage dadurch bedeutend verschlimmert. (Periculum meum eo ipso fit periculosius.) Er verhehlte sich nicht, daß man, wie sogar seine Erfurter Klosterbrüder taten, ihm das Ganze in die Schuhe schieben werde. Sofort nahm er darum die Gelegenheit wahr, in der Fastenpredigt am Freitag nach Lätare (am 19. März) seine Mißbilligung des Vorganges auszusprechen. Mykonius erzählt, der „Sermon von Ablaß und Gnade“, wie nachher die Schrift: „Freiheit des Sermons“, seien Predigten gewesen, die Luther in der kleinen Klosterkirche gehalten habe. Der Predigtcharakter des Sermons ist in der Tat unverkennbar, aber als Publikum ist in dem im Druck erschienenen Sermon die gesamte Gemeinde gedacht, nicht die Genossen des Klosters. Mit dieser frühestens Ende März gehaltenen Predigt trat Luther zum erstenmal aus der ihm auferlegten Reserve heraus, aber seines, dem Bischof gegebenen Wortes ist der Verfasser sich auch hier bewußt. Die Schrift will den Streit nicht fortsetzen sondern abschließen. Der Redner wiederholt kurz und bündig,

daß nach aller Meinung der Ablaß ein Nachlaß der kirchlichen Satisfaktionen sei, ob er aber auch die Pein hinnehme, die die göttliche Gerechtigkeit für die Sünde fordere, sei eine große und noch unbeschlossene Opinion. Die Schrift fordere von dem Sünder nichts anderes als seine herzliche Reue oder Bekehrung, mit dem Vorsatz forthin das Kreuz Christi zu tragen. Gottes Strafen aber stehen in niemandes Gewalt, denn allein Gottes. Der aber will sie nicht nachlassen, sondern verhängt sie zu des Sünders Besserung. Die neuen Prediger (d. h. Tetzel und Wimpina) unterschieden zwar heilende und genugtuende Strafe, aber alle Pein, ja alles, was uns Gott auferlege, sei besserlich und zuträglich. Auch daß Ablaß nötig sei, weil der Mensch oft nicht alle Satisfaktionen leisten könne, sei unbewiesen, denn Gott und die heilige Kirche lege niemanden mehr auf als ihm zu tragen möglich sei. Ablaß wird zugelassen um der unvollkommenen und faulen Christen willen, besser aber bleibt es, die Werke zu tun und die Pein zu leiden, als sie abzukaufen. Will einer aber den Bau von S. Peter unterstützen, so braucht er dazu nicht Ablaß, „denn es ist fährlich, wenn er sulch Gabe um des Ablasses willen und nicht um Gottes willen gibt". Ganz wie in den Resolutionen, die er noch immer nicht hat veröffentlichen dürfen, sagt er schon hier, zunächst solle der Christ für die Armen Sorge tragen, dann für die Bedürfnisse seiner eigenen Stadt und Kirche und wenn auch das nicht mehr not tut, dann möge er an den Bau von S. Peter denken. Ob aber die Seelen durch den Ablaß aus dem Fegfeuer gezogen werden, weiß er nicht, auch hat es die Kirche nicht beschlossen, wenn gleich die neuen Doktores es sagen. Darum ist sicherer für die armen Seelen zu bitten und zu wirken als für sie Ablaß zu kaufen. „Ob etliche nun," so schließt er seinen Sermon, „mich nu wohl einen Ketzer schelten, denen solche Wahrheit schädlich ist im Kasten, so acht ich doch sulch Geplärre nit groß; sintemal das nit tun dann etliche finster Gehirne, die die Biblien nie gerochen, die christlichen Lehrer nie gelesen, ihr eigen Lehrer nie verstanden. Denn hätten sie die verstanden, so wüßten sie, daß sie niemanden sollten lästern unverhört und unüberwunden." Das ist seine Schlußerklärung, sein letztes Wort in dieser Sache, die die Gegner nicht wollen zur Ruhe kommen lassen. „Doch Gott gebe ihnen und uns rechten Sinn. Amen." Dem deutschen Sermon stellte er gleichzeitig einen lateinischen über die Gnade zur Seite, in dem er den noch oft von ihm wiederholten Gedanken ausführt, daß es nicht sowohl die Zerknirschung des Herzens ist, die häufig

doch nur auf Galgenreue beruht, die die Gnade wirkt, sondern der feste Glaube und das volle Vertrauen auf Gottes Barmherzigkeit in Christo. Das war das Resultat seiner eigenen Erfahrungen. An der contritio cordis, die das Bußsakrament verlangt, hatte es ihm in der Zeit tiefer Seelennot nicht gefehlt und das Gefühl der Gnade war dennoch ausgeblieben; es war erst eingetreten, nachdem er seinem Herzen jenen Glauben abgewonnen hatte.

Den Streit fortzuspinnen, das zeigten diese Blätter deutlich, hatte Luther keine Neigung. Nicht nur wäre das gegen sein Versprechen an Scultetus gewesen, sondern er war auch bereits mit einer anderen Angelegenheit beschäftigt. Seine Zeit als Distriktsvikar war abgelaufen und er sollte auf dem Ordenskapitel im Frühjahr Rechenschaft ablegen über seine Erfahrungen und über die Führung seines Amtes. So machte er sich reisefertig, um den nach Heidelberg ausgeschriebenen Konvent der Augustiner zu besuchen. Aber so mild und versöhnlich sein abschließendes Wort war, dennoch hatte der Bischof von Brandenburg neue Bedenken. Die Form, in der Scultetus Einsprache erhob, war freilich auch dieses Mal die denkbar verbindlichste. Schulz schickte keinen Geringeren als den Abt von Lehnin, der Luther bat, propter scandalum jede Veröffentlichung, auch die der Resolutionen, zu unterlassen und die des Sermons wieder rückgängig zu machen. Luther war völlig verwirrt über das Erscheinen eines so hohen Kirchenfürsten in seiner armen Zelle und schrieb an Spalatin, er wolle lieber gehorchen als Wunder tun. So verzichtete er auf jede Abwehr der perfiden Angriffe. Auch in seinen Predigten in der Fastenzeit fehlt jede Anspielung auf den Ablaßstreit und seine eigene Lage. Sie beschäftigten sich mit dem Leiden Christi und mit der rechten Weise sich zum Abendmahl vorzubereiten, das jeder Christ an Ostern zu nehmen pflegt. Dieses Verhalten wurde ihm dadurch möglich, daß sein Bischof ihm versicherte, daß er den Angriffen der Gegner keine Bedeutung beilege. „Der Bischof,“ schreibt Luther an Spalatin, „erkannte durchaus an, daß kein Irrtum in meinen Thesen ist, sondern alles darin katholisch, und er selbst verurteilt jene, wie sie sagen, ungeschickte Ablaßpredigt; doch wegen des Ärgernisses hat er entschieden, müsse ich noch ein wenig schweigen und hinausschieben.“ Erst gegen Ostern konnte Luther dem Freunde endlich melden: „Der hochwürdige Bischof hat mich meines Versprechens entbunden.“ Scultetus also trug die Schuld, wenn ein Gegner wie Prierias Luthern verhöhnen konnte, Thesen habe er veröffentlicht,

die Beweise aber sei er schuldig geblieben. Noch gerade vor Luthers Abreise nach Heidelberg kam der Sermon endlich in die Öffentlichkeit, drei Monate nach Tetzels Angriff. Es war das nicht das letzte Mal, daß Luther sich von den „freundlichen" Bischöfen an der Nase herumführen ließ. Noch lang hielt Scultetus ihn mit gütigem Zureden hin, als aber zu Worms der päpstliche Legat eben diesen Scultetus für die Wittenberger Zustände verantwortlich machte, erbot sich derselbe sofort, die Bannbulle gegen Luther persönlich in Wittenberg zu verkünden und die Strafmandate zu vollziehen. So hat Luther mit dem ersten Friedensbischof dieselbe Erfahrung gemacht, die sich dann mit Miltitz, Greiffenklau und allen anderen milden Prälaten wiederholte: sie lähmten durch gütiges Zureden seine Aktion, stumpften seine Waffen ab und schließlich waren sie Knechte des Papstes wie alle anderen. Wertvoller als die schönen Worte des Brandenburger Bischofs war es, daß Luther am 21. März seinem Erfurter Freunde Lang melden konnte, der Kurfürst habe ihn und Karlstadt seines Schutzes versichert und erklärt, er werde nicht dulden, daß man ihn nach Rom schleppe.

In Rom führte die Aktenvorlage des Erzbischofs von Mainz und Magdeburg, die noch im Dezember dort eingetroffen sein wird, dahin, daß der päpstliche Fiskal Marius de Perusiis gegen Luther eine Anklage auf Ketzerei erhob. Mit dem theologischen Gutachten wurde der aus dem Prozeß Reuchlins übel berüchtigte magister sacri palatii, Sylvester Prierias, mit der gerichtlichen Voruntersuchung Hieronymus, Bischof von Askoli, Generalauditor der apostolischen Kammer, betraut. Da es aber dem Papste durchaus nicht nach einem Streite über den Ablaß gelüstete, der den Ertrag des ausgeschriebenen nur schädigen konnte, suchte Leo X. noch am 3. Februar 1518 die Luthersche Angelegenheit in der Stille abzutun, indem er dem neu ernannten Generale der Augustinereremiten, Gabriel Venetus, den Auftrag gab, den Menschen zu besänftigen und die Flamme zu ersticken, solang es noch Zeit sei.

Inzwischen hatte aber in Deutschland der Prokanzler der Universität Ingolstadt bereits neue Nahrung dem Brande beigeschleppt. Noch im April 1517 hatte Johann Eck durch Scheurl dem Wittenberger Lehrer seine Freundschaft angetragen und ihn noch bis in die jüngste Zeit mit verehrungsvollen Briefen und literarischen Zusendungen behelligt, wie ihm denn auch Luther ebenso vertraulich zu antworten pflegte (Scripsi familiariter Eckio nostro). „Ohne Mahnung, ohne ein Wort des Abschieds,"

ruft Luther jetzt aus, „bricht er eine eben geschlossene angenehmste Freundschaft und nennt mich in seinen Obelisken einen giftigen Böhmen, einen Ketzer, einen Aufrührer, einen Verächter des Papstes!“ Schon der Titel der Schrift war eine Verdächtigung. Obelos hieß der wagrechte Strich, der in den Handschriften des Homer anzeigte, daß die betreffende Stelle von Aristarch für unecht erklärt worden war. Der Asteriskos, ein liegendes Kreuz mit vier Punkten, bezeichnet dagegen die Erläuterung der betreffenden Stellen und Luther war sofort entschlossen, diesen Obelisken seine Asterisken hinzuzufügen. Die Art, wie Eck sich in den Lutherschen Streit einführte, war weder das erste noch das grellste Beispiel seiner Unzuverlässigkeit. Nicht daß er viel anders gewesen wäre als akademische Virtuosen zu allen Zeiten gewesen sind, aber in einer Zeit der weltbewegenden Entscheidungen war diese ausschließliche und skrupellose Sorge um den eigenen Gelehrtenruhm ernsten Naturen verächtlich. Ecks eigentlicher Name war Johann Maier aus Eck. Er nannte sich nach seinem Heimatsorte, wohl weil vornehme Herren, wie der bayerische Kanzler Leonhard von Eck und der Kurtrierer Fiskal Johann von der Ecken, diesen Namen führten. Auf einer stillen Pfarre durch einen Oheim zum Wunderkinde erzogen, bezog er in seinem dreizehnten Lebensjahre die Universität Heidelberg, promovierte im fünfzehnten zu Tübingen und habilitierte sich dann zu Freiburg, wo er durch die Massenhaftigkeit seiner Leistungen schon damals imponierte, indem er oft an einem Tage sechs Vorlesungen hielt. Die großen Humanisten Brant, Geiler, Peutinger, Reuchlin, Wimpheling, Zasius sind in dieser Zeit die Gönner, die er mit verehrungsvollen Briefen überschüttet. Daß er aber daneben auch sehr nützliche Beziehungen zu den Dunkelmännern unterhalten hatte, kam an den Tag, als er in seinem vierundzwanzigsten Jahre als Professor nach dem noch immer im Bann der Scholastik liegenden Ingolstadt berufen wurde, wo er bald zum Rektor und Prokanzler aufstieg. Das hinderte ihn nicht, mit Humanisten wie Scheurl in Nürnberg gute Freundschaft zu halten und Luthern, dessen Kämpfe gegen Aristoteles und die Scholastik er doch bereits kennen mußte, noch 1517 seine Freundschaft anzutragen. Luther aber hatte sich vorzuwerfen, daß seine Arglosigkeit die Freundschaftsversicherungen dieses Strebers, der bald rechts, bald links seine Angel auswarf, als echte Münze in Zahlung genommen hatte. Sobald nun Luther mit der Kirche in Konflikt geriet, stellte Eck sich alsbald auf die Seite der Gegner. Bald nach dem Erscheinen der Thesen war Eck in

Sachen seiner Universität in Eichstädt bei Bischof Gabriel von Eyb. Dort war ein langes und breites über die Sätze des Augustiners verhandelt worden und Eck nahm daraus Veranlassung, dem Bischof seine Bedenken in einem Gutachten, das er „Obelisken" überschrieb, zuzufertigen. Daß der Bischof ein Gutachten von ihm verlangt habe, ist lediglich eine Ausrede Ecks; im Gegenteil war der hochwürdige Herr mit den übertriebenen Anklagen des Professors keineswegs einverstanden. Dagegen glauben wir es Eck aufs Wort, was er am 28. Mai an Karlstadt schreibt, es sei ihm sehr leid gewesen, daß dieses unüberlegte und leicht hingeworfene Gutachten ganz gegen seinen Willen in die Öffentlichkeit gebracht worden sei. Karlstadt möge also ihren gemeinsamen Freund Luther besänftigen. In der Stille muß er seine Obelisken doch auch anderwärts verbreitet haben. Er hatte sich in Augsburg eine Predigerstelle zuweisen lassen und ein Augsburger Domherr, Bernhard Adelmann, war es, der die Obelisken an Link schickte und von diesem erhielt sie Luther. Die Einwendungen, die Eck hier erhob, standen einem Humanisten übel zu Gesicht, denn sie huldigen durchaus der Logik der magistri nostri. Für Eck ist Christi Wort: „Tuet Buße, denn das Himmelreich ist nahe herbeigekommen", schon darum die Einsetzung des kirchlichen Bußsakraments, weil das Himmelreich einfach die Kirche selbst ist. Er würde Luthers Thesen nur ungeschickt finden, hätten sie nicht einen giftigen Stachel. Wenn Luther behaupte, die Erhörung der kirchlichen Fürbitte stände allein in Gottes Gutdünken, so könne man auch auf Votivmessen, Totenmessen und auf den Meßkanon selbst verzichten, der die Toten in seine Fürbitte und Wirkung einschließt. Ähnlichen Schaden fürchtet Eck von Luthers Behauptung, die Verdienste der Heiligen wirkten von sich, ohne Ablaßbriefe, denn dann wären alle Brüderschaften und Genossenschaften zur Verehrung der Heiligen zwecklos. Das heiße nichts anderes als böhmisches Gift ausschütten. Ja, Eck kann von den meisten rohen und törichten Thesen Luthers überhaupt nur sagen: „sie schmecken nach dem Böhmerland". Luther findet in dieser Treulosigkeit, mit der Eck ihn im Geheimen bei seinem Bischof als Husiten verdächtigt, und privatim freundliche Briefe schreibt, eine traurige Bestätigung des Wortes der Schrift: „Alle Menschen sind Lügner". Aus einem Briefe Luthers vom 24. März an Egranus (Wildenauer) geht hervor, daß er anfänglich Eck gar nicht antworten wollte, aber die Freunde, sagt er, hätten ihn zu einer Erwiderung genötigt, die jedoch zunächst nicht in die Öffentlichkeit kam. Da er im

Begriff war, nach Heidelberg aufzubrechen und Eck seine „tadelhaften Urteile“ sehr obenhin abgegeben hatte, läßt auch er es bei einigen rasch hingeworfenen Seiten bewenden. Man sah ja, wie Luther spottet, daß Eck sein Buch um Fastnacht schrieb, „als ihm die Larve über dem Gesicht gehangen“. Dennoch treten in diesen Verhandlungen schon zwei Punkte zu Tag, die später eine größere Rolle spielen sollten. Suchte die Scholastik die wirkende Gnade des Sakraments in dem, was die Kirche und der Priester tut, so sucht sie Luther in dem Glauben des Empfängers. „Die Sakramente,“ sagt Luther, „wirken nicht die Gnade, die sie bezeichnen, sondern es wird der Glaube vor allen Sakramenten erfordert. Der Glaube aber ist eine Gnade. Darum gehet die Gnade stets vor dem Sakramente her, nach dem gemeinen Spruch: Nicht die Sakramente, sondern der Glaube an das Sakrament macht gerecht; nicht, mit Augustin zu reden, ‚weil es geschieht, sondern weil es geglaubt wird‘.“

Und noch einen anderen Kardinalpunkt berührten „die liederlichen Sätze“. Luther muß zugestehen, daß eine Extravaganz Klemens VI. von einem Schatze der Verdienste Christi rede, der durch Ablaß ausgeteilt werde, während er seinerseits behauptet hatte, das Verdienst Christi werde durch das Schlüsselamt dem Bußfertigen zugewendet, nicht aber durch Ablaß dem Käufer des Ablasses. Er meint zwar, nicht alles, was ein Papst sage, sei eine kirchliche Entscheidung, aber er muß auf diesem Punkte doch zugeben, daß er jene Bulle Unigenitus nicht auf seiner Seite habe, ein Vorteil, den sich die Gegner nicht wieder entwinden ließen. Den letzten und tiefsten Grund, warum Luther Glauben und Verdienst Christi nicht will entwerten lassen, kannte Eck nicht, wie viele Scholastiker er auch ins Feld führt und wie sehr er seine Gelehrsamkeit glänzen läßt. „Er ist der rechte Turm Davids, daran tausend Schilde des Zeugnisses hängen,“ spottet Luther, „aber das hat er noch nicht erfahren, daß der Christen Friede der Ruhm ihres guten Gewissens ist, welchen kein Ablaß geben kann, sondern die Erlassung der Schuld allein durch die Gnade.“ Der Verwendung Scheurls, der auch jetzt noch an Eck festhielt, trug Luther insoweit Rechnung, daß er seine Asterisken nur schriftlich denen zusendete, die Ecks Obelisken erhalten hatten. Zog Eck vor zu schweigen, so sollte die Sache abgetan sein. Und Eck schwieg, ja er erneute die Versicherungen seiner Verehrung und Freundschaft. Luther wußte aber jetzt, was er von diesen Leuten zu gewärtigen habe. Seinem Freunde, dem Prediger Egranus in Zwickau, der dort in ähnlicher Weise als Ketzer angefallen worden

war, schreibt er: „Wünsche mir Glück, wie ich Dir!“ Doch weiß er, daß er in viel üblerem Rufe steht als jener und er rät ihm ab, sich auf ihn zu berufen, man würde sonst das Sprichwort von den zwei Mauleseln, die einander jucken, auf sie anwenden. An Staupitz meldet er am 31. März 1518, da man bereits von ihm aussprenge, daß er den Rosenkranz und alle vorgeschriebenen Gebete verachte, so glaube er wohl, daß man seinen Namen überall stinkend gemacht habe. Er aber lehre nichts anderes als Tauler und die deutsche Theologie. „Aber um Ehre oder Unehre habe ich's nicht angefangen und werde es darum nicht lassen. Gott wird weiter sehen.“ Die Ungunst, die ihm sein Auftreten im Erfurter Kloster zuwege gebracht hat, kennt er wohl, aber daran trage er leicht. „Mögen sie nach ihrer Gewohnheit aus einem Funken einen Brand, aus einer Mücke einen Elefanten machen,“ vor solchen Gespenstern fürchtet er sich nicht. „Es sind Worte und werden Worte bleiben.“

X

Reise nach Heidelberg.

Da Luther bei dem Frühlingskapitel der Augustinereremiten 1518 über seine Tätigkeit als Distriktsvikar Rechenschaft abzulegen und sein Amt einem Nachfolger zu übergeben hatte, war der Gedanke, sich dem Kapitel zu entziehen, für ihn ausgeschlossen. Vor drei Jahren, bei dem Generalkapitel in Gotha, hatte er in seiner Antrittspredigt am 1. Mai 1515 gegen die kleinen Heiligen im Kloster geeifert. Jetzt bei dem Niederlegen seiner Würde war er weniger aggressiv gestimmt und zufrieden, daß wenigstens die jugendlichen Glieder des Ordens treu zu ihm standen. In einem Briefe vom 21. März 1518 an Lang in Erfurt legt er dem Freunde seine Lage rückhaltlos dar. Tetzel und seine Genossen donnern gegen ihn von ihren Kanzeln und wissen kaum mehr, mit welchen Ungeheuern sie ihn noch vergleichen sollen? Sie versprechen dem Volke, er solle verbrannt werden, die einen sagen in vierzehn Tagen, die anderen in vier Wochen. Die Brüder widerraten darum die Reise nach Heidelberg, denn seit die Gegner wissen, daß der Kurfürst ihn gegen amtliche Gewaltmaßregeln schütze, halten die Augustiner meuchlerische Anschläge nicht für ausgeschlossen. Dennoch will er reisen, um dem Gehorsam gegen Staupitzens Ruf Genüge zu tun, und zwar zu Fuß, so bedenklich das den Freunden erscheint. Dem Kurfürsten war die Reise wenig genehm und er verbat sich in einem Briefe an Staupitz, daß der Doktor länger als dringend nötig aufgehalten werde, da seine Abwesenheit für Wittenberg nachteilig sei, wie ja Staupitz selbst seiner Zeit ihm angezeigt habe, daß er aus diesem Manne einen eigenen Doktor ziehen wolle. Auch sonst war alles geschehen, was zu Luthers Sicherheit geschehen konnte. Sein Geleitsbrief war in so warmen Worten gehalten, daß in Heidelberg Magister Jakob Simler in seinem Pfälzer Deutsch (sua Neccharena lingua) sagte: „Ihr habt by Gott einen

kystlichen Credenz.“ Für Koburg hatte der Kurfürst an den Verwalter Befehle ergehen lassen, Luthern und seine beiden Begleiter wohl aufzunehmen und nach Würzburg erhielt er an Bischof von Bibra und den Edeln von Thungen Empfehlungsbriefe. Dennoch fand er für gut, als er seine Reise antrat, dieselbe in ein gewisses Geheimnis zu hüllen (Fui huc usque ignotus cunctis).

In der Woche nach Quasimodogeniti (11. April) brach Luther mit dem üblichen socius itinerarius und dem Boten Urban*), der ihm als Führer diente, zu Fuß nach Koburg auf. Wenn, wie nicht zu zweifeln, der socius itinerarius der Wittenberger Mönch und Magister Leonhard Beier war, der in Heidelberg mit ihm disputierte, so sind die sorgfältig gefeilten Heidelberger Thesen wohl unterwegs entstanden, und die beiden Wanderer verkürzten sich die weite Reise, indem sie ihre Disputation schon unterwegs berieten und feststellten. Jedenfalls sehen die Thesen nicht danach aus, als ob sie in der Unruhe des Konvents im letzten Augenblicke improvisiert worden wären. Die beiden Mönche mit ihrem Boten nahmen den Weg über Halle, die Saale aufwärts. Zu Weißenfels erkannte der dortige Pfarrer, der sich einst in Wittenberg zum Magister disputiert hatte, den alten Lehrer und ließ es sich nicht nehmen die drei Gäste in seinem Priesterhause festlich zu bewirten. Zu Judenbach, im heutigen Meiningenschen Kreise Sonnenberg, auf der rauhen Höhe des Thüringer Waldes, wo Anfang April noch Schnee liegt, stießen die beiden Mönche mit ihrem Boten unvermutet auf jenen kurfürstlichen Rat Degenhardt Pfeffinger, von dem Luther jüngst dem Kurfürsten geschrieben hatte, er könne gut Worte spinnen, es werde aber kein gut Tuch daraus. Der vornehme Herr war als Landtagsmarschall von Niederbayern, Diplomat und bayerischer Grundherr häufig auf dieser Straße zu finden. Luthern machte es Spaß, den wortreichen Mann, der den Beutel so fest zuhielt, um einige Geldstücke zu erleichtern, da er, wie er an Spalatin schreibt, gerne den Reichen einigen Schaden tue. So mußte Pfeffinger nicht nur für den Doktor, sondern auch für Beier und Urban die Zeche von 10 gross bezahlen.

---

*) Daß außer dem Boten Urban noch ein Dritter Luthern begleitete, geht aus dem Briefe Luthers vom 15. April hervor, nach welchem Pfeffinger nicht nur für den befreundeten Luther, sondern auch pro alienis comitibus duobus die Zeche bezahlte. Da Beier von Wittenberg zum Konvent nach Heidelberg kam, wird er auch mit Luther gekommen sein. Dasselbe besagt der Satz: tradidimus per nuntium literas.

Der ganze Brief atmet so viel frohe Laune, daß der Rationalist Paulus in seiner Rede über Luthers Beziehungen zu Heidelberg demselben die Aufschrift gab: „wie vergnügt Luther durch Fußgehen werden konnte", und doch ist der fröhliche Wanderer ein Verfolgter, dem die Prediger-mönche den Scheiterhaufen in nahe Aussicht stellen. Das nächste Ziel war Koburg, wo die Krähen um die Feste flatterten, mit denen Luther zwölf Jahre später sich täglich unterhielt, als er keine andere Gesellschaft da oben hatte. Gegen Abend erreichten sie die Stadt, aber den Verwalter, an den sie empfohlen waren, trafen sie nicht, denn er war nach der Feste hinaufgestiegen, wohin ihm die müden Wanderer nicht folgen mochten, doch tat Luther den löblichen Vorsatz kund, dem ungeachtet auf des Kurfürsten Kosten zu leben. Einer Sünde klagt er sich bei Spalatin an, nämlich der, zu Fuß gegangen zu sein. Aber Ablaß brauche er für diese Sünde nicht zu kaufen, da seine Zerknirschung, Reue und Buße vollkommen sei, er also bereits volle Satisfaktion geleistet habe. Er würde jetzt gern fahren, aber nach leeren Wagen schaut er vergeblich aus. Sein Inkognito sei aufrecht erhalten worden, wenn nicht etwa der Verkehr mit Pfeffinger ihn verraten habe. Zu schreiben hat er sonst nichts, nur den Beichtvater des Kurfürsten, den ehrwürdigen Franziskanerpater Jakobus und sein Podagra läßt er grüßen.

Nach sechstägiger Reise traf er am 17. April, von der Wanderung sehr ermüdet, in dem Augustinerkonvente zu Würzburg ein. Der Bote hatte die Tagereisen abkürzen müssen, da die beiden Mönche seine Märsche nicht gewohnt waren. Im Augustinerkloster, einem der ältesten in Deutschland, fand Luther seinen Freund Lang, der früher als sie von Erfurt abgereist war. Den Edeln von Thungen, an den er empfohlen war, traf Luther nicht in Würzburg. Aber der Bischof Lorenz von Bibra, allen Kunstfreunden bekannt als Gönner des Bildschnitzers Riemenschneider und der Kolmarer Malerschule, ließ Luther, nachdem ihm dessen Empfehlungsbrief überreicht war, kommen, unterhielt sich aufs huldvollste mit ihm und erbot sich, ihm auf seine Kosten den Boten noch weiter bis Heidelberg mitzugeben. Aber Luther hatte bereits beschlossen mit den Erfurtern weiter zu fahren, da er und sein Begleiter von den Märschen allzu erschöpft waren. Von der Audienz bei dem Bischof ist Luther hoch befriedigt. Wie der ganze fränkische Adel war auch Bibra ein Gegner des kirchlichen Ausbeutungssystems, der Jubelablässe und der Ablaßkrämer. Er hatte sogar Schritte getan, den Unfug einzuschränken, hatte aber von

dem Erzbischof von Mainz den Bescheid erhalten, Befehle des heiligen Vaters seien zu vollziehen, nicht abzuändern. Auch sonst stand Bibras Name bei den Freunden der Reform in großer Achtung. Man erzählte sich von ihm, er statte die Töchter seines Adels aus, damit sie heiraten könnten statt ins Kloster zu gehen, und Spalatin ist sogar der Meinung, „hätt er länger sollen leben, so halten's die Leut dafür, daß er das heilige Evangelium angenommen hätt" *). In diesem Sinn schrieb Bibra kurz vor seinem Tode an den sächsischen Kurfürsten: „Euer Liebden wolle ja den frummen Mann, Doctor Martinus, nicht wegziehen lassen, denn ihm geschähe Unrecht." Welcher Geist sich unter seinen Augen in Würzburg entwickeln durfte, erfahren wir durch Crotus Rubeanus. In den Dunkelmännerbriefen klagt ein Würzburger Magister, daß Johann Reiß an der Hauptkirche der Bischofsstadt keiner Schule angehören wolle als der Schule Christi, daß er von den Mönchsgelübden und Kappen wenig halte, da Gott nicht auf die Kleider sehe. Der Verherrlichung des Ablasses aber habe dieser Reiß den Satz entgegengestellt: „Nichts ist mit dem Evangelium zu vergleichen und wer recht handelt wird selig. Wenn Einer hundertmal jenen Ablaß empfängt und nicht gut lebt, so wird er verdammt und der Ablaß hilft ihm nichts. Dagegen wenn Einer rechtschaffen lebt, oder falls er gesündigt, Buße tut und sich bessert, siehe dem verkünde ich, daß er ein Bürger des Himmelreichs sein wird, ohne andere Hilfsmittel nötig zu haben." Eine solche Predigt hätte Luther selbst halten können, er hatte also einen Gesinnungsgenossen seiner Thesen ganz in der Nähe. Unbekannt konnte ihm derselbe nicht sein, da er die epistolae obscurorum gelesen hatte, doch sah er ihn nicht. Was wir von dem Würzburger Aufenthalt hören, klingt erfreulich und Luther verfehlt nicht nach Hause zu melden, daß man sich in der Stadt des berühmten Steinweins auf einen guten Jahrgang gefaßt mache. Das Sprichwort: „Main, Rebgelände, Meßgeläut — das ist Franken," bestätigt auch Luthers Reisebrief. Mit seinem treuen Lang setzte er nun die Reise durch den Odenwald nach Heidelberg fort. Die Entschädigung für den nach Wittenberg heimkehrenden Boten Urban, die er als Bettelmönch zu bieten hatte, fand er selbst ungenügend, da der Mann wegen der beiden Mönche langsamer hatte reisen müssen. Er ließ darum seinem Gönner von Hirschfeld sagen, daß er den treuen, zuverlässigen Mann noch besser bezahlen möge. „Ich

*) Spalatin: Leben Friedrich des Weisen, herausgegeben von Neudecker und Preller.

bin arm und soll arm sein, so erhielt er von mir zu wenig.“ Da Luther schon am 21. April in Heidelberg ankam, hatte er die ganze Reise in zehn Tagen zurückgelegt, was eine tüchtige Leistung ist, denn Brück rechnet gelegentlich für die Reise von Worms nach Wittenberg im Wagen vierzehn Tage. Sein Aufenthalt in der Neckarstadt fiel in die Zeit der das schöne Tal verklärenden Baumblüte, deren drei Jahre später Friedrich der Weise in einem Briefe an seinen Bruder ausdrücklich gedenkt. Auch Luther hatte nur heitere Eindrücke. Staupitzens, Links und Langs Anwesenheit mußten ihm das Gefühl geben, unter Freunden zu sein. Der Prior der Augustiner in Heidelberg, Augustin Lupf, zählte, wie Pirkheimer ihm bezeugt, zu den gebildetsten Prälaten des Reichs. Auch Usingen aus Erfurt war unter den Anwesenden. Der Augustinerkonvent, an den noch der Name der Augustinergasse in Heidelberg erinnert, lag ungefähr an der Stelle des heutigen Universitätsplatzes, eine Lokalsage aber weiß zu erzählen, man habe Luthern während des großen Generalkapitels in einem Ökonomiegebäude des Ordens jenseits des Neckars in Neuenheim untergebracht, wo man noch bis in unsere Tage ein Lutherhaus zeigte. Empfangen wurde Luther vom Pfalzgrafen Wolfgang, dem Bruder des Kurfürsten Ludwig V., an den Friedrich der Weise ihn empfohlen hatte. Der Pfalzgraf, ein junger Herr von 24 Jahren, war selbst dem geistlichen Stande bestimmt und hatte im Sommer 1515 in Wittenberg studiert. Wie vier Jahre später der Pommernherzog Barnim, hatte er damals das Rektorat der Universität bekleidet. Er nahm den Empfehlungsbrief des ihm bereits bekannten Augustinerpaters freundlich entgegen und beantwortete das Schreiben des Kurfürsten eigenhändig mit der Versicherung, daß Luther ihm nichts eröffnet habe, darin er der Hilfe notdürftig gewesen sei, sonst hätte es an seinem guten Willen nicht gefehlt. So rühmt denn auch Luther den gnädigen Empfang bei dem jungen Herrn, der den Gästen seinen ehemaligen Erzieher Jakob Simler aus Durlach zuordnete, der mit ihm in Wittenberg gewesen war und den Magister Curiä Hazius zu ihrem Dienste befahl. Simler war Melanchthons Lehrer in Pforzheim gewesen, ein Freund des patriotischen Polterers Wimpheling, und selbst geschätzt als Dichter und Historiker. Da ihn Luther schon von Wittenberg her kannte, kann es an einer offenen Aussprache über das große Ereignis des Jahres nicht gefehlt haben. Auch für den Pfalzgrafen scheinen die Wittenberger Beziehungen nicht gleichgültig geblieben zu sein, wenigstens gab er einige Jahre später den geistlichen Stand auf, half 1529 das belagerte Wien

von den Türken entsetzen und erlebte noch den Beitritt seiner Pfalz zur Sache der Reform. Die drei Freunde, Staupitz, Lang und Luther, wurden zur prinzlichen Tafel gezogen, bei der sich alle Teile während des Essens und Trinkens an der fröhlichsten Unterhaltung erfreuten. Danach durften die Gäste die Schätze der Schloßkapelle, die Rüstkammer mit ihren Kriegsmaschinen und was sonst das berühmte Heidelberger Schloß enthielt, bewundern. Die Kleinodien der Heiliggeistkirche, ein Span vom Kreuze und ein Stück vom Rocke Christi, beides in Kristall gefaßt, werden nicht erwähnt, obwohl Luther die Hauptkirche sicher nicht übergangen haben wird. Frühlingssonnenschein, humanistische Lebensfreude, der freie Sinn eines liberalen Hofes und weltmännischer Gelehrter ist der Glanz dieser Heidelberger Tage. Am Sonntag Jubilate begann das Kapitel. Die Wiederwahl Staupitzens, Luthers Rechenschaftsbericht über seine Amtstätigkeit als Distriktsvikar und die Dienstübergabe an seinen Nachfolger und Freund Lang, scheinen sich in den üblichen Formen vollzogen zu haben, da Luther in dieser Hinsicht nichts zu berichten hat. Wie mit reichlichen Predigten, so wurden solche Mönchskapitel auch vielfach mit Disputationen ausgestattet; wenn man nun aber am 26. April im Kapitelsaal der Augustiner gerade dem angefochtensten Ordensgenossen, Martin Luther, die Leitung der diesmaligen Disputation übertrug, so ist es schwer, darin die Antwort zu verkennen, die die Augustiner den Predigermönchen geben wollten, welche zu Anfang des Jahres ihr Generalkapitel mit einer Disputation Tetzels verherrlicht hatten. Vom Ablaß wurde nicht gehandelt, aber in dem Vorgang selbst lag die Losung: „hie Tetzel, hie Luther!“ Die Augustiner nahmen damit den Handschuh auf, den die Dominikaner ihnen hingeworfen hatten. Trotz des Ketzergeschreis der Predigermönche halten sie an Luther fest.

Nach der Überschrift der ohne Zweifel im Druck verteilten Thesen sollte Luther präsidieren, sein Schüler Leonhard Beier, Magister der Philosophie und freien Künste, respondieren. Luther führte dabei das Wort. Mecum disceptarunt, schreibt er an Spalatin, und Pfalzgraf Wolfgang meldete Friedrich dem Weisen, daß Luther sich bei der Disputation, „also geschickt gehalten, daß er nit eyn kleyn Lob Euer Liebden Universität gemacht hat. Es wurde Im auch grosser Preyß von vill gelertten Leutten nachgesagt.“

Die Heidelberger Thesen sind der reinste Ausdruck von Luthers Augustinismus, ein kurzes Kompendium seiner Vorlesung über den Römer-

brief.*) Auch zeigen sie, wie er die paulinischen Grundzüge seiner religiösen Weltanschauung in der letzten stillen Zeit seit den Wittenberger Thesen nochmals vertieft und klarer ausgestaltet hatte. Epigrammatischer und tiefsinniger ist die augustinische Mystik niemals vorgetragen worden. Zwei Kreise stehen sich gegenüber, der der Sünde unter dem Gesetze, der der Gnade durch Christus. Hat Augustin dem Sünder wenigstens die Möglichkeit bürgerlicher Gerechtigkeit zugebilligt, so ist für Luther alles, was der Sünder tut, sündig; auch seine schönsten Taten tragen den Wurm der Selbstsucht in sich, bei ihm heißt es wirklich, was Augustin nie geschrieben hat, die Tugenden der Heiden sind glänzende Laster. Was dagegen Gott tut, kann den Menschen häßlich erscheinen, wirkt aber dennoch ewiges Verdienst. Auch darin geht Luther über Augustin hinaus, daß er behauptet, das Bestehen in der Unschuld und Fortschreiten im Guten sei schon vor dem Sündenfall für Adam nicht aus eigenem Willen möglich gewesen, sondern nur durch Gottes Gnadenwirken, eine Konsequenz der monergistischen Theorie, die außer ihm nur Calvin gezogen hat. Der Ruhmestheologie der Scholastiker, die sich brüstet, über alle Geheimnisse des Himmels und der Erde Auskunft geben zu können, setzt er die Theologie des Apostels entgegen, die nichts predigt als den Gekreuzigten. Diese Kreuzestheologie allein belehrt uns zu unserem Heil, während uns jene Ruhmestheologie lehrt das Beste am schlimmsten zu mißbrauchen. Daß Luther mit diesen Sätzen den ganzen theologischen Betrieb der Thomisten und Skotisten treffen wollte, hat er in einer Unterredung, die er am folgenden Tage mit dem Predigermönche Butzer hatte, geradezu ausgesprochen. Wenn seine Kreuzestheologie aber den Menschen auf den Glauben verweist, der allein gottgefällige Taten wirke, so ist klar, daß dieser Glaube nicht etwas theoretisches ist, sondern eine Kraft, die von Christus ausgeht. Der Glaube ist der Anfang unserer Rechtfertigung, nicht der Grund derselben. Was wir dabei tun können, besteht in Bußfertigkeit und dem Bekenntnis unserer sittlichen Ohnmacht. Halten wir eine unserer Sünden für eine verzeihliche Sünde, so wird sie eben dadurch Todsünde, halten wir in tiefer Zerknirschung sie für eine Todsünde, so wird sie eben dadurch zu einer verzeihlichen. Freier Wille ist seit dem Sündenfall nur noch ein leerer Name. Der Mensch, der zur Gnade kommen will, durch

*) Vgl. Karl Bauer: Die Heidelberger Disputation Luthers. Zeitschrift für Kirchengeschichte XII, 2 u. 3.

eigene Werke, häuft eben durch diese Selbstgerechtigkeit Sünde auf Sünde, so daß er doppelt schuldig wird. An sich selbst muß er völlig verzweifeln, um geschickt zu werden, Christi Gnade zu empfangen. Nicht der ist gerecht, der sich dem Werkdienst ergibt, sondern der ohne alles Werk vertraut auf Christus. Das Gesetz sagt: „Tue dieses“ und es geschieht niemals. Die Gnade sagt: „Ich glaube an diesen“ und schon ist alles getan. Christi Werk ist das Wirkende; es ist eine Heilskraft, die durch die Welt strömt, ein Strom der Gnade, der vom Kreuze ausgeht und aus dem alle guten Werke fließen. Unsere guten Werke werden gewirkt durch Christi Werk. Sie sind ein Passivum, das Aktivum ist Christus. So gefällt unser Werk nur durch die Gnade dessen, der es selbst gewirkt hat. Denn die Liebe Gottes findet nicht, was sie lieben könnte, sondern sie muß es erst schaffen; die Liebe des Menschen entflammt sich an dem Liebenswerten, das er vorfindet, die Liebe Gottes wirkt selbst ihren Gegenstand. Spricht der Mensch: „Wenn Du willst, daß ich Dich liebe, mußt Du eben lieblich sein,“ so spricht Gott, wenn Du willst, daß ich Dich liebe, so muß ich Dich selbst so umschaffen, daß ich Dich lieben kann. Daß nichts Gutes an uns sei außer durch Gott und daß nicht unser Verdienst sein kann, was Gott wirkte, das ist das A und O dieser Sätze, deren Inhalt sich einfältiglich deckt mit dem Kindergebete: „Lieber Gott, mach mich fromm, daß ich zu Dir in Himmel komm!“ Wie Luther hier die religiösen Prinzipien entwickelt, deren Anwendung auf die Kirchenlehre er in den 95 Wittenberger Thesen bereits gemacht hatte und so wenigstens indirekt diese rechtfertigt, so sind die angefügten philosophischen Sätze eine kurze Rekapitulation der disputatio contra scholasticam theologiam, durch die er seine Erfurter Lehrer so tief gekränkt hatte. Auch hier gibt er, trotz Usingens Anwesenheit, seiner Abneigung gegen Aristoteles einen unverhohlenen Ausdruck. Nicht nur der Ideenlehre Platos, sondern selbst der Einheitslehre des Parmenides, der Zahlenlehre des Pythagoras und dem Begriffe des Unendlichen bei Anaxagoras spricht Luther den Vorzug zu vor den Definitionen des Stagiriten. Zur Disputation ist es über diese philosophischen Sätze nicht gekommen und es ist wohl überhaupt das letzte Mal, daß Luther sich um Fragen kümmerte, die mit den abgedroschenen Kontroversen des Realismus und Nominalismus zusammenhängen. Mochten andere das Stroh weiter dreschen. Anderseits machten seine paulinischen und augustinischen Sätze den Heidelberger Theologen den Eindruck einer fremden Lehre. Die Mitglieder der Fakultät waren Marcus Stieß (Rektor 1508),

Lorenz Wolf aus Speier (Rektor 1518), Johann Hoffer, Peter Scheibenhart aus Deidesheim (dreimal Rektor der Universität 1509, 1519 und 1522) und Georg Nigri (Schwartz) aus Löwenstein, der noch bis 1549 der Universität angehörte und gleichfalls dreimal (1521, 1531 und 1545) das Rektorat bekleidete. Schwartz, der jüngste Ordinarius, scheint der eifrigste gewesen zu sein. Er rief Luther in den Verhandlungen zu: „Wenn die Bauern das hörten, würden sie Euch sicher steinigen," aber er erregte nur ein allgemeines Gelächter mit seinem Appell an die Pfälzer Bauern. Im übrigen lobt Luther die Mitglieder der Fakultät, die seiner Disputation keine Schwierigkeiten bereiteten und persönlich bei ihm in angenehmster Erinnerung stehen, denn obwohl sie ihm nicht zustimmen konnten, widersprachen sie doch in einer Weise, die er nach Inhalt und Form nur zu loben weiß. Welchen Eindruck Luthers Auftreten machte, darüber hören wir eine Stimme aus der Korona der Zuhörer. Martin Butzer, der in Luthers Leben noch eine so große Rolle spielen sollte, hat den großen Augustiner bei dieser Gelegenheit zuerst kennen gelernt. Ein Elsässer, gescheit, wortreich, für jeden neuen Eindruck empfänglich und darum auch wandelbar und unzuverlässig, hatte Butzer sich aus der Armut des Vaterhauses ins Dominikanerkloster gerettet. Er selbst meint, an ihm sei das Wort wahr geworden: „Die Verzweiflung macht Mönche." Um seine humanistischen Neigungen besser befriedigen zu können, ließ er sich in den Heidelberger Konvent versetzen, war aber hier nicht zufriedener als in Schlettstadt. Auf den leicht entzündlichen jungen Mann wirkte Luthers Auftreten wie eine Fanfare. Zum erstenmal hörte er eine Stimme, die seiner eigenen Abneigung gegen die Scholastik sympathisch war und er frohlockte, daß der Augustiner alle scholastischen Gegner in den Sand streckte. „Wie sehr," schreibt er an seinen Busenfreund Beatus Rhenanus, „auch unsere Hauptkämpen sich anstrengten, Luthern mit aller Macht ihrer spitzfindigen Einwürfe aus dem Sattel zu heben, so vermochten sie ihm doch nicht um einen Finger breit etwas abzugewinnen. Wundersam ist im Beantworten seine Anmut, unvergleichlich im Anhören seine Langmütigkeit. Im Lösen der Probleme hättest Du den Scharfsinn des Apostels Paulus, nicht den des Scotus erkennen mögen. Mit so kurzen, aus dem Vorrat der heiligen Schrift herausgenommenen Antworten leitete er leicht alle zu seiner Bewunderung".*) Auch andere, nachmals in den Reihen der Refor-

*) Briefwechsel des Beatus Rhenanus von Horawitz und Hartfelder. S. 107.

matoren angesehene Theologen waren unter den Zuhörern, so der Magister Johann Brenz, Franz Irenicus (Friedlieb) und Theobald Billicanus, die alle nachhaltige Eindrücke von diesem akademischen Akte mit sich nahmen und zum Teil schon in den nächsten Jahren wegen ihres Eintretens für Luther sich amtlichen Verfolgungen aussetzten. Erhardt Schnepf aus Heilbronn, Joh. Stumpf aus Bruchsal und Paul Fagius aus Rheinzabern, die nach dem Heidelberger Matrikelbuch in diesem Semester in Heidelberg immatrikuliert waren, dürfen wir vielleicht auch unter die Zuhörer rechnen, obwohl sie nicht erwähnt werden. So ist der 26. April 1518 für Süddeutschland ein denkwürdiger Tag, indem gerade die späteren Führer der süddeutschen Reformation im Kapitelsaale der Augustiner den ersten Anstoß zu ihrer Tätigkeit erhalten haben. Insbesondere bezeugt Butzer, daß der Humanismus der Schlettstädter Schule ihm die Kutte eng gemacht habe, aber daß er sie abwarf, war Luthers Werk. Er sendet seinem Freunde Beatus Rhenanus in Basel eine Abschrift von Luthers Thesen und einen eingehenden Bericht über die Verhandlungen. Am Tage nach denselben hatte Luther mit ihm noch eine private Besprechung. Es ist ein schönes Zeugnis für Luthers offenes, von allem Argwohn freies Gemüt, daß er dem Dominikaner so rückhaltslos Rede stand. Er fand, wie Aleander Butzern im Jahre 1521 schildert, einen jungen Elsässer, mit schrecklich sonnenverbranntem Gesichte, wohl bewandert im Latein und auch ein wenig im Griechischen. Seine süddeutsche Aussprache mit ihrem „Geischt, Geischt“, hat Luther nachmals verspottet. Als Mönch wider Willen schwankte Butzer noch unsicher zwischen dem Standpunkte der Humanisten und dem seines Ordens hin und her, ratlos, haltlos. Unendlich wohl tat ihm da die sichere, fröhliche Zuversicht des acht Jahre älteren Augustinerpaters. Der junge Mann, den Luther später das Straßburger Klappermaul nannte, mißfiel dem Augustiner nicht und Butzer meinte sein Vertrauen in so hohem Maße gewonnen zu haben, daß er sich in seiner sanguinischen Weise drei Jahre später zutraute, den nach Worms Reisenden vielmehr für die Ebernburg gewinnen zu können. „Am 26. April 1518,“ erzählt Butzer, „hatte ich mit dem Mann, auf meine Einladung hin nicht allein eine lange Unterredung unter vier Augen, sondern er war auch mein Gast bei dem Mahle, welches nicht sowohl durch die Leckerhaftigkeit der Speisen als durch köstlichen Austausch der Gedanken und durch reichlich fließende und erwünschte Belehrung von seiner Seite gewürzt war.“ Bei einem Glase Weines, wie er an der Bergstraße wächst, tauschten der Ordensbruder

Hoogstratens und Tetzels und der von den Dominikanern zur Verbrennung bestimmte Augustiner ihre Erfahrungen. Nicht genug weiß es der Predigermönch zu rühmen, wie der große Augustiner ihm auf alle Fragen freimütig Rede stand und darauf hinwies, daß man in Wittenberg längst den Scholastikern den Rücken gekehrt und Hieronymus, Augustinus und Paulus den Studien zugrunde gelegt habe. Mit Erasmus, meint Butzer, treffe Luther überall zusammen, aber was jener nur einflüstere, lehre Luther offen und freimütig. Zum Beweise legt der Predigermönch Luthers Thesen selbst mit seinen Glossen dem Briefe bei. „Lies, lies nur ja, so Du Lust hast, die Lehren, welche der Mann aufstellt." Für ihn selbst war die Folge dieser Begegnung die, daß der Dominikaner noch vor dem Augustiner die Kutte auszog. Luther hatte von diesen Heidelberger Erlebnissen den Eindruck, daß wenn die Alten auch aus ihrem gewohnten Geleise nicht mehr herauszubringen seien, doch die Jugend ihm gehöre. „Die wahre Theologie, die die vorurteilsvollen Greise verwerfen, wandert aus zu den Jungen."

Es war eine stattliche Reihe von Wagen, in denen nach vollbrachtem Generalkapitel die Augustinereremiten wieder Heidelberg verließen und es gemahnt an die heiteren Feste der epistolae, wie an jedem Kreuzwege wieder einige Brüder nach fröhlichem Abschiede abschwenken, um ihre Straße zu ziehen. Auf Befehl der Oberen mußte Luther, statt wieder zu Fuß zu gehen, mit den Nürnbergern bis kurz vor Würzburg fahren. Als die Nürnberger nach Süden abbogen, nahmen ihn die Erfurter Lang und Usingen in ihren Wagen; von Erfurt fuhr Luther mit den Brüdern von Eisleben, die ihn dann mit ihrem Gefährte und ihren Pferden nach Wittenberg weiter beförderten. Daß die Eislebener das auf ihre Kosten taten, ist ein Beweis, wie hoch man im Orden den Doktor von Wittenberg schätzte. „Auf dem ganzen Wege," meldet Luther an Spalatin, „war ich heil und unversehrt, und Speise und Trank schlug mir wunderbar zu."

Ein dunkler Punkt war nur sein Verhältnis zu Usingen, mit dem er in demselben Wagen fuhr. Ihm war Luthers Theologie ein schädlicher, aufgewärmter Kohl. Vergebens gab Luther sich mit ihm alle Mühe. Er fand ihn verknöchert in seinen alten Schulmeinungen. Luthers Sätze waren ihm erstaunlich, aber überzeugen ließ er sich nicht. Gern hätte Luther auch in Erfurt disputiert, nachdem die Heidelberger Disputation so aufklärend und versöhnend gewirkt hatte, aber die Mönche schützten die Litaneien der Kreuzwoche vor, um seine Bitte abzulehnen. Das am

meisten verehrte Orakel der Schule, Herr Doktor Jodocus Trutvetter, hatte ihm nach Heidelberg, wohl durch einen der Erfurter Augustiner, einen Brief gesendet voll bitterböser Vorwürfe. Luthers ganze Theologie war ihm natürlich nur der Ausfluß seines, von den Erfurter Vätern schon lang beklagten Hochmuts. Hätte es sich um Pater Nathin oder ein ähnliches gelehrtes Stachelschwein gehandelt, wie sie in allen Jahrhunderten an den deutschen Universitäten gediehen, so hätte Luther den beleidigenden Brief einfach zur Seite geworfen, aber den Vater Jodocus schätzte er noch immer hoch und so wollte er sich persönlich mit ihm aussprechen. Als er aber in Erfurt bei ihm anklopfte, wurde er an der Tür vom Famulus abgewiesen, da der Doktor nicht wohl genug sei, ihn zu empfangen. Da ihm Trutvetter auf seine Zusendung der Thesen geantwortet hatte, Luther verstehe nicht einmal etwas von Dialektik, geschweige von Theologie, und ihn auch mit anderen Vorwürfen in seinem Briefe überhäufte, hielt es Luther für nötig, noch hier, vom Erfurter Kloster aus, an ihn zu schreiben. In ehrerbietigster Weise wendet er sich an den „besten Mann und verehrten Lehrer". Er weiß ja, daß jener Brief nur aus Teilnahme an seiner eigenen Person und aus erregter Sorge stammte, die er niemals verdiente und bittet, sich der Furcht zu entschlagen, als ob er denselben mit bissigen Schmähworten erwidern könnte. Er weiß, daß er alles Gute Trutvetter dankt und ist betrübt, daß er dessen Vertrauen so ganz verloren haben soll. Wenn Trutvettern seine Sätze über Gnade und Werke mißfallen, so bittet er ihn zu bedenken, daß Luther mit dieser Theologie nicht allein steht, sondern darin nahezu alle Wittenberger mit ihm übereinstimmen, so Karlstadt, Amsdorf, Schurf, denen Trutvetter Kenntnis der Dialektik und Theologie nicht wird bestreiten wollen. Dieser Paulinismus ist den Wittenbergern das wahre Evangelium, das sie zuvor nicht gekannt haben. Er aber hat die heilige Überzeugung, daß an ihm die Reformation der Kirche selbst hängt, die nicht durchgeführt werden kann, wenn nicht mit dem Studium der Kanones, Dekretalen, der scholastischen Theologie, Philosophie und Logik aufgeräumt wird und statt dessen die heilige Schrift und die Kirchenväter der eigentliche Gegenstand des Studiums werden. Trutvetter bestreite ihm, daß er ein Dialektiker sei, das möge sein, aber jene Überzeugung werde er gegen jedermanns Dialektik aufrecht erhalten. In betreff der Thesen gegen den Ablaß wiederhole er, daß auch ihm die unerhörte Verbreitung nicht gefalle, auf die er nicht rechnen konnte, sonst hätte er die Sätze anders gefaßt, etwa so wie in dem Traktate, der freilich

Trutvetter noch mißfälliger ist als alle Thesen. „Aber daß das arme Volk durch den Ablaß betrogen wird, mißfällt das dem verehrten Vater in Christo nicht?“ „Ist es nicht besser die Enthüllung des Betrugs geht von uns aus, als daß, wenn dem Volke schließlich doch die Augen aufgehn, wir als die Betrüger erscheinen?“ Daß Trutvetter ihm zutraut, er habe die Verbrennung der Tetzelschen Thesen veranlaßt, kränkt ihn tief. Wie könne er ihm, dem Mönche und Theologen, eine solche Handlung zutrauen? Aber was soll er tun, wenn allerwärts alle allen alles über ihn glauben? Kann er ihnen den Mund schließen? Mögen von ihm sagen, hören, glauben, wer immer, was immer, wo immer: er wird handeln, wie es ihm Gott gegeben und keinen Menschen fürchten. Möge ihm also Trutvetter den Scholastikern gegenüber die Freiheit lassen, die er sich selbst nimmt, sie an Schrift und Vätern zu prüfen. Ausstellungen Trutvetters, auch wenn sie hart sind, wird er tragen, denn er will und kann gegen ihn nicht bitter werden, den er noch heute liebt. „Lebe wohl, mein bester Vater!“ Dieser Güte und Treue widerstand doch auch der alte Scholastiker nicht. Es fand noch, ehe Luther Erfurt verließ, eine Zusammenkunft zwischen ihnen statt und Luther meint, er habe wenigstens so viel ausgerichtet, daß Trutvetter einsah, wie er seine Meinung nicht beweisen und Luthers Meinung nicht widerlegen könne. Er zeigte ihm, wie die scholastische Ablaßlehre das Tier sei, das sich selbst auffrißt. „Aber dem Tauben erzählt man vergeblich Geschichten.“ „Es ist eine üble Sache,“ seufzt er, „wenn einer in Verkehrtheiten alt geworden ist!“ Auf der Kenntnis der Dekretalen und Kanones, auf der sicheren Beherrschung der aristotelischen Dialektik, die Luther abschaffen wollte, beruhte ja der ganze hohe Ruhm des Doktor Isenacensis; wie konnte Luther erwarten, daß derselbe einer Reform zustimme, die all seine Weisheit unter das alte Eisen warf? So verließ er Erfurt mit der Überzeugung, daß von diesen eingerosteten Greisen nichts mehr zu hoffen sei und überließ sie der chaotischen Finsternis ihrer Scholastik. Mochten sie über seinen „Hochmut“ ihre grauen Häupter schütteln, genug daß die Jungen für ihn sind.

XI

Die Abrechnung mit den Gegnern.

„Ich bin wiedergekommen im Wagen, der ich ausgezogen war zu Fuß,“ schreibt Luther im Tone des Triumphators an Spalatin nach seiner Rückkehr in seinen Hörsaal, wo Hunderte von Zuhörern ihn mit leuchtenden Augen begrüßten. Der große Aufschwung, den unmittelbar nach seiner Heimkehr Luthers polemische Tätigkeit nimmt, der gänzlich neue Ton, den er in seinen nunmehr rasch aufeinander folgenden Streitschriften den Gegnern gegenüber anschlägt, beweisen deutlich, daß die Reise nach Heidelberg eine gründliche Umwandlung seiner Stimmung hervorgebracht hat und in gewissem Sinne epochemachend für ihn gewesen ist. Der durch den Sermon von Ablaß und Gnade und die Asterisken kaum aufgenommene Streit mit Tetzel und Eck war durch die Reise nach Heidelberg sofort unterbrochen worden. Luther würde den Kampf aber schwerlich mit solcher Freudigkeit fortgeführt haben, ohne die ermutigenden Eindrücke, die er draußen erhalten hatte. Die Reise hatte befreiend gewirkt, weil sie gerade in dem entscheidenden Augenblicke den Mönch dem engen Banne der kleinen Universität und ihrer Lokalinteressen entrückte. Der Augustiner hatte Menschen und Höfe gesehen und im Umgang mit den auswärtigen Ordensgenossen erfahren, daß auch sie in ihm den Bruder Eleutherius, den Befreier, verehrten. Draußen fragte niemand danach, wie sein Streit mit Tetzel auf die Frequenz der Universität Wittenberg zurückwirke, oder was der Senat und der Bischof von Brandenburg zu seinen Thesen sagten, was dem sächsischen Kurfürsten genehm oder minder genehm sei? Er hatte erfahren, daß Leute wie Bischof Bibra, Pfalzgraf Wolfgang, Humanisten wie Simler und im eigenen Lager der Gegner sogar junge Predigermönche wie Butzer für ihn Partei nahmen. Sein Orden hatte sich zu ihm bekannt, indem er das Präsidium der Disputation bei dem Ordenskapitel ihm übertrug. Den Dominikanern zum Trotz, die ihn als

Ketzer und Schismatiker verlästerten, hatte er Thesen über seine Gnadenlehre und seine Ablehnung des Aristoteles verbreiten dürfen. Überall hatte es sich ihm aufgedrängt, wie satt ganz Deutschland der Tyrannei des Predigerordens war, der die Kirche in den verderblichen Reuchlinistenstreit gestürzt hatte und damit nicht zufrieden nun wieder neue Händel säftete. Das war die Stimmung, in der Luther fröhlich und kampfesmutig seine enge Zelle wieder betrat. Die Reise im Frühling hatte ihm gut getan und sein ganzes Geblüt verjüngt. In allem, was er in den nächsten Wochen schrieb, weht Heidelberger Luft.

Auch in Wittenberg selbst herrschte jetzt eine frischere Stimmung. Hatte es im Anfang damit recht schwächlich gestanden, so wurden doch die Bürger je länger je mehr stolz auf ihren tapferen Mönch. Die Freunde fanden, er sei stattlicher und gesunder geworden (habitior et corpulentior), so hoch trug er das Haupt. Daß 1518 ein gutes Weinjahr werden wolle, hatte er an Spalatin schon von Würzburg aus geschrieben. Es wuchsen aber auch gute Gedanken in diesem Jahre, ein neuer Wein, der die alten Schläuche sprengte.

Mit dem wachsenden Ruhme des Augustiners steigerte sich natürlich in gleichem Verhältnis der Zorn der Predigermönche. Albrecht von Mansfeld mahnte den Distriktsvikar Lang, er solle Bruder Martin in seinem Kloster lassen, da er außerhalb Wittenbergs nicht sicher sei gehängt oder ertränkt zu werden. Der tapfere Mönch sieht einem solchen Ausgang gelassen entgegen. Am 10. Juli schreibt er an seinen Freund Link: „Mein Weib und Kind sind versorgt; Felder, Haus und mein ganzes Anwesen verteilt; Ansehen und guter Name bereits zerpflückt: so bleibt nur noch das unscheinbare und gebrochene Körperchen.“ Auch auf eine Exkommunikationsbulle, wie sie ja „gleich Fledermäusen“ umherschwirrten, war er gefaßt. Grober Mißbrauch, den die Offiziale des im Exkommunizieren allzeit hurtigen Scultetus mit ihrer Vollmacht trieben, gab ihm erwünschten Anlaß, am Sonntag nach Himmelfahrt sich in einer Predigt über die Wirkungen des Banns auszusprechen. Er verhehlt sich nicht, daß er damit ein neues Feuer anzünde, hat aber zugleich die Absicht, die Kraft eines solchen Blitzstrahles, der auch ihn bedroht, zum voraus abzuschwächen. Es gibt einen Bann, sagte er seiner Gemeinde, den der Papst verhängen kann, den äußeren Ausschluß aus der Kirche. Es gibt aber auch einen Bann, den nur Gott verhängen kann, den geistigen Ausschluß aus der Gemeinschaft Christi. Dieser Bann tritt nur ein, wenn sich der Sünder selbst

der geistlichen Güter begeben hat und dem Tode verfallen ist. Jeder also exkommuniziert sich selbst. Ist einer im innern Bann, geistig los von Christus, dann kann der äußere Bann ein heilsames Zuchtmittel sein, ihn aufzurütteln aus seinem geistigen Tode und ihn der geistigen Gemeinschaft mit Christus wieder zuzuführen. Ist aber einer nicht von Christus selbst geistig ausgestoßen, dann schadet ihm die leibliche Ausschließung nichts. Nein wir werden die geistige Gemeinschaft nur um so wärmer empfinden, wenn wir ungerecht von der äußeren ausgeschlossen sind. Ein solcher Bann ist ein Verdienst vor Gott wie ein anderes unschuldiges Leiden. Selig und gebenedeit ist, wer in ungerechtem Banne stirbt, weil er um der Gerechtigkeit willen in Ewigkeit gekrönt wird. Soll uns aber der äußere Bann inneres Heil wirken, so dürfen wir der Kirche nicht Böses mit Bösem vergelten, sondern wir müssen ihr Unrecht dulden wie Krankheit und böses Regiment, wie ja auch Christus seine ungerechten Richter geehrt hat. Gott, der die Herzen in seiner Hand hält, wird wissen, wozu es gut ist.

Auch in einer Disputation „über die Kraft des Banns“ wollte sich Luther zu der Frage aussprechen, die dann ein Seitenstück zu seinen Thesen „über die Kraft des Ablasses“ geworden wäre. Aber als die Kunde davon nach Brandenburg kam, fertigte der Bischof sofort wieder einen Boten an Luther ab, der ihm befahl, das zu lassen. Thesen, die dann dennoch über diese Frage verbreitet wurden, trugen seinen Namen, rührten aber nicht von ihm her. Eine unbekannte Hand beförderte dieselben auch nach Augsburg an Glieder des Reichstags und Spalatin versicherte Luthern, daß ihm nichts bei den Bischöfen so geschadet habe, wie diese positiones de excommunicatione, die nicht einmal sein Werk waren. Erst, nachdem er die Zitation nach Rom empfangen hatte, schrieb er seinen Sermon selbst aus dem Gedächtnis nieder und übergab ihn Ende August der Presse. Schwierig ist zu entscheiden, in welche Zeit der Entwurf eines Briefes an den Papst*) fällt, durch den Luther sich direkt an Leo X. wenden wollte. Das Bruchstück, das sich von demselben erhalten hat, gibt den Inquisitoren den Rat, lieber in Böhmen und Mähren nach Ketzern zu spüren, als ihn mit aller Gewalt zum Ketzer zu stempeln. Seine Sache selbst legt er dem heiligen Vater zu Füßen. Jesus wird diesen lehren, wie er zu entscheiden habe, und Luther wird diese Ent-

*) Weimarer Ausgabe 9, 173 f.

scheidung als eine Stimme von oben verehren. Befiehlt der Papst die Verbrennung seiner Bücher, so wird er sprechen: „Der Name des Herrn sei gelobet,“ befiehlt er die Erhaltung, so wird er sprechen: „Ehre sei dir, o Herr!“ Das Papier mag verbrannt oder erhalten werden, der Verfasser wird darum kein anderer sein. Der Brief wurde wohl beendet, aber nicht abgeschickt. Das Wahrscheinlichste ist, daß er als Begleitschreiben der Ausgabe seiner Resolutionen vorgedruckt werden sollte, und dann durch einen andern, nicht ganz so unterwürfigen, ersetzt wurde.

An den Resolutionen zu den 95 Thesen arbeitete Luther mit Zusammenhaltung aller seiner Kräfte und wie er an Spalatin schreibt, hatte er sie Anfang Juni vollendet. Diese Arbeit vor allem zeigt, welchen Fortschritt seiner Entwicklung der Ordenskonvent im April 1518 für ihn bezeichnete. Das vorher Geschriebene steht auf einem völlig andern Standpunkte als der Schluß, der Ende August die Presse verließ. Daß er die disparaten Elemente nicht mehr ausglich, wird sich damit erklären, daß die ersten Bogen bereits in der Druckerei lagen, als er in zunehmend polemischer Stimmung den Schluß niederschrieb. Denn reimen läßt es sich nicht, wenn er in der vorangedruckten „Protestatio“ erklärt, er unterwerfe sich zum voraus in allem dem Urteil seiner kirchlichen Obern, um dann gegen Ende zu versichern: „Was dem obersten Pontifex gefällt oder nicht gefällt, kümmert mich nicht.“ In der Protestatio versichert er, er wolle nichts sagen noch aufrecht erhalten, außer was sich aus der heiligen Schrift, den von der Kirche angenommenen Vätern, den Kanones der Konzilien und den Dekretalbriefen der Päpste erweisen lasse; nur was aus diesen weder bestätigt noch widerlegt werden könne, sei ihm Gegenstand seiner Disputation, so jedoch, daß die Entscheidung aller seiner Obern vorbehalten bleibe. Korrekter konnte kein Thomist, noch Scotist sich aussprechen. Aber in eben demselben Buche lesen wir dann: „Der Papst ist ein Mensch wie die andern.“ „Die Kirche bedarf einer Reformation, und diese ist nicht das Geschäft eines einzelnen Menschen, des Papstes, noch mehrerer, der Kardinäle, sondern des ganzen Erdreiches, ja Gottes selbst.“ Zwischen diesen beiden Standpunkten liegt ein weiter Weg. Luther hat ihn zurückgelegt auf seiner Reise nach Heidelberg.

Den Inhalt der Resolutionen haben wir bereits gelegentlich der einzelnen Thesen besprochen. Zur Publikation des fertigen Buches hätte der Verfasser die Approbation seines Bischofs einholen müssen. Mit dem Datum des 22. Mai 1518 liegt auch ein Brief an Scultetus vor, der aber nach seiner Haltung

viel mehr auf das Publikum als auf den Bischof berechnet ist.*) Luther erzählt den Verlauf des Streites, den der Bischof längst kennt. Alle sollen wissen, daß er in dem Folgenden nichts kühnlich behaupte, sondern nur disputiere, bis die Kirche entschieden habe. Bis dahin aber wird Luther seine Sätze halten, denn es ist unlogisch von den Gegnern, ihm die Disputation über die Gewalt der Kirche und des Papstes zu untersagen, während sie doch selbst nicht anstehn, über den zu streiten, der der Kirche diese Gewalt gegeben hat. Er bittet den Bischof, die Feder einzutauchen und auszustreichen, was ihm mißfällt, oder auch das ganze Buch zu verbrennen. Und doch hat er in diesem Buche selbst die höhere Entscheidung der Gesamtkirche vorbehalten, was zu dieser Erklärung schlecht stimmt. Da ganz ähnliche Schreiben an den Ordensobern Staupitz und an den heiligen Vater in Rom den Resolutionen vorgedruckt sind, so war der Brief wohl ebenso wie jene zum Dedikationsschreiben bestimmt, wurde dann aber ausgeschaltet um Scultetus nicht unnötig in die Angelegenheit hereinzuziehen, da Luther seiner doch nicht sicher war. Unter wie mancherlei wechselnden Stimmungen er in jener Periode seine letzte Entscheidung traf, geht aus diesem Dokumente jedenfalls hervor, mag nun dessen Bestimmung diese oder eine andere gewesen sein. Einen vertraulicheren Ton schlägt der Brief an Staupitz an, der dem Buche vorgedruckt ist. Der Verfasser erinnert den Generalvikar an eine seiner früheren Äußerungen, die ihm selbst einst ein Wort vom Himmel her gewesen sei: Die wahre Buße fange mit der Liebe zur Gerechtigkeit und zu Gott an. „Wie der scharfe Pfeil eines Gewaltigen“ habe ihn dieses Wort damals getroffen. Von da an sei ihm das Wort Buße in der Schrift süß geworden. Denn so werden die Gebote Gottes uns teuer, wenn wir sie nicht bloß in der Schrift, sondern in den Wunden des süßesten Erlösers lesen. Nun habe er auch erkannt, daß die Buße, die die Schrift meine, keine Pönitenz sei, sondern Sinnesänderung, metanoia. Die also hätten die Buße falsch verstanden, die sie in der Beichte und den Satisfaktionen bestehen lassen. So sei er dazu gekommen, gegen Tetzels verderbliche Marktschreierei aufzutreten. Die Gegner aber, da sie seine Aufstellungen nicht widerlegen könnten, gäben nun vor, durch seine Disputation habe er die Gewalt des Papstes angegriffen. Das sei der Grund, warum er, der stets ein Freund der stillen Zurückgezogenheit gewesen, nun leider in die Öffentlichkeit treten

*) Vgl. Brieger: Zeitschrift für Kirchengeschichte. 17, 16 ff.

müsse. So möge der Vikar die Schrift an den Papst befördern, Christus aber wolle selbst zusehen, was Christi und was sein sei. Den Drohungen der Gegner könne er nur Reuchlins Wort entgegensetzen: Der Arme hat nichts zu verlieren. Sein Leben können sie um ein oder zwei Stunden kürzen, ihm genügt sein süßer Erlöser, dem er singen wird, solange er lebt. Wer aber nicht mit ihm singen wolle, der heule für sich, was kümmert's ihn.

Nicht minder wohlüberlegt ist das Dedikationsschreiben an Leo X., zu dem wir als Doublette jenen viel zahmer gearteten Entwurf besitzen, der immerhin zeigt, daß diese Briefe schon längst beabsichtigt und wahrscheinlich schon vor der Reise konzipiert waren.*) In starken Worten gibt Luther seinem Kummer Ausdruck, daß man ihn bei dem Papste in den Geruch eines Abtrünnigen gebracht habe. Zu seiner Rechtfertigung erzählt er die Geschichte des Tetzelschen Ärgernisses und seine vergeblichen Versuche, die Bischöfe zum Einschreiten dagegen zu bewegen. So sei er dazu gekommen, den Gegnern eine Disputation anzubieten, um sie eines Besseren zu belehren; das sei die ganze Brandstiftung, über die sie nun lärmten. Ihm selbst freilich erscheine es als ein Wunder, daß akademische Sätze, im engsten Kreise ausgegeben, eine solche Verbreitung gewonnen hätten. Aber was solle er nun tun? Widerrufen könne er nicht. So sei er gezwungen, mit seiner geringen Bildung in diesem Leoninischen Zeitalter, das selbst einen Cicero in den Winkel scheuchen könnte, als Gans unter den Schwänen zu schnattern. Er gebe seine Erläuterungen zu den Thesen heraus, aber, um desto sicherer zu sein, unter dem Schutze des päpstlichen Namens, damit jedermann erkenne, wie lauter und einfältig er der Gewalt der Kirche und der Verehrung des Schlüsselamts habe dienen wollen; wäre es anders, so hätte ihn der erhabene sächsische Fürst an seiner Universität gar nicht geduldet, was freilich auch ein kleiner Wink ist, daß die Kurie doch nicht allein mit ihm, dem armen Mönche, wird zu rechnen haben. „Darum, heiligster Vater, hingeworfen zu den Füßen deiner Heiligkeit, biete ich mich dar mit allem, was ich bin und habe. Belebe, töte, rufe, widerrufe, billige, mißbillige, wie es dir gefällt. Deine Stimme werde ich als die Stimme Christi erkennen. Denn des Herrn ist die Erde und ihre Fülle, der gepriesen sei von Ewigkeit zu Ewigkeit.“ Noch also hält er in den Dedikationsschreiben an die Häupter der Diözese, des

*) Weimarer Ausgabe 9, 173.

Ordens und der Gesamtkirche den Standpunkt des Mönchsgehorsams streng fest. Wenn aber in dem Schreiben an Staupitz die Mitteilung einfließt, daß der Verfasser sich vor den Angriffen der Gegner in die Öffentlichkeit rette (haec est causa quod ego nunc in publicum prodeo), so ist klar, daß die Briefe nur dekorativen Charakter haben; sie ersetzen die Vorrede für die Leser. Das Datum bezeichnet wohl eher den Tag der letzten Durchsicht des Manuskripts, ehe es in die Druckerei wandert, als die Zeit der Abfassung. Begonnen hat Luther die Begründung seiner Thesen gewiß unmittelbar, nachdem diese im Druck hinausgegangen waren, also gegen Ende des Jahres 1517, aber noch am 5. März 1518 schreibt er an Scheurl, er habe von dem Brandenburger Bischof die Erlaubnis zur Herausgabe noch nicht erhalten können. Die devoten Briefe gehören dann wohl zum ältesten Teile des Manuskriptes, die schroffen Angriffe auf das Papsttum zu dem spätesten. Zwischen beiden aber liegt Heidelberg. So wird sich der teilweise grelle Wechsel des Standpunkts erklären. An sich schon verschärfen die Resolutionen, in denen er die schwache Begründung der Ablaßlehre ins Auge faßt, die Angriffsstellung der Thesen. Der Wortlaut der Thesen hatte noch sehr bestimmt dem Priester eine Mittlerrolle zugewiesen, die Resolutionen zeigen, wie Gott Sünde vergibt auch ohne Priester und ohne kirchliche Satisfaktionen, da der Gläubige mit seinem Heile nicht an das Wort eines einzigen Menschen gebunden sein könne. Unsere Reue ist schon der Anfang der Gnade, die priesterliche Absolution ist nur die Versicherung derselben. Den Zwang, in der Ohrenbeichte alle Sünden aufzuzählen, tadelt er. Die Lehre, daß die Sakramente an sich rechtfertigende Gnade spendeten, wenn man nur keinen Riegel vorschiebe, ist ihm Ketzerei, denn unmöglich kann ein Sakrament uns zum Heile gereicht werden, wenn wir nicht glauben. Überschüssige Verdienste der Heiligen leugnet Luther, da kein Fleisch Gott genug tut, geschweige zu viel. Auch vom Schatz der Kirche und dem Fegefeuer bleibt hier, bei näherer Prüfung an der Schrift, weniger übrig als die Thesen erwarten ließen. Die eigentlichen direkten Angriffe auf das Ablaßinstitut und auf Rom selbst, diesen Schlund, der die Schätze der Welt verschlingt, das förmliche Aufsagen des Gehorsams, wo des Papstes Wort nicht Schrift und Konzil für sich hat, die Klage über den Geruch der großen Babel, der zum Himmel stinkt, der Ruf nach einer Reform, die nicht bloß von geistlichen Organen zu vollziehen ist, kurz alle radikalen Sätze, stehen in dem später verfaßten letzten Teil. Mit dem Hinweise auf die Exzesse der

letzten Päpste lehnt er die Unterwerfung unter beliebige päpstliche Entscheidungen ab, um nicht mitschuldig zu werden an dem vielen Blute, das Julius II. vergossen hat. Sogar den blutigen Schatten Alexanders VI. beschwört er herauf, um den Leser zu erinnern, wohin es führen müßte, wollte man sich jedem Papste blindlings unterwerfen. Auch die Ausfälle auf Tetzel, „diesen Kuhhirten, der seine Worte daher grunzet“, zeigen, wie seine Stimmung seit Abfassung der Dedikationsbriefe umgeschlagen ist. Wie weit seine Feder gleichzeitig mit der Druckerpresse noch am Manuskripte arbeitete, wissen wir nicht. Aber erst Anfang Juni begann der Druck. Am 10. Juli waren erst sechs Bogen fertig und endlich am 21. August konnte Luther vollständige Exemplare versenden. Da ist es bei dem raschen Fortschritt, den Luthers Entwicklung machte, kein Wunder, daß das Ende zum Anfang nicht mehr stimmen will.

In die Öffentlichkeit sind Luthers neue Manifeste erst in der zweiten Hälfte des Sommers gekommen. Wie tätig aber inzwischen die Gegner gewesen waren, ihm überall den Boden zu entziehen, erfuhr er, als er Ende Juli 1518 nach Dresden kam. Er begleitete seinen Nachfolger im Vikariat, seinen Freund Lang, bei dessen erster Klostervisitation nach Dresden und diese Reise verschärfte seine Stellung zu dem Tetzelschen Anhang durch unliebsame Erlebnisse, an denen Luthers Erfurter Lehrer Emser die Hauptschuld trug. Mit diesem Zusammenstoß begannen die unerquicklichen Streitigkeiten mit dem Hofkaplan, der ebenso den sächsischen Herzog Georg auf seine Seite zog, wie Luther den sächsischen Kurfürsten für sich hatte. Das Verhältnis zwischen Kursachsen und dem Herzogtum war schon längst ein unsicheres. Der Herzog war an sich geneigt, alles was im Kurstaat geschah, mit kritischem Auge zu betrachten und gegen Wittenberg, das den kursächsischen Zustrom nach seiner Universität Leipzig unterband, hegte der kleinliche Albertiner vor allem einen eifersüchtigen Groll. So spielt in die Fehde zwischen Luther und Emser der Gegensatz der Ernestiner und Albertiner fühlbar herein, der der letzte Grund des Zorns des Herzogs Georg gegen Wittenberg, wie des Abfalls des Herzogs Moritz zu Karl V. gewesen ist. Die beiden Prinzen, die einst Kunz von Kaufungen entführt hatte, Ernst und Albrecht, hatten nach langen Fehden 1485 ihr Sachsen geteilt, wobei Albrecht, der Jüngere, das meißnische Land mit Dresden, Meißen, Freiberg, Chemnitz und Leipzig erhielt. Leipzig mit seiner Universität war die Perle des Herzogtums und darum war Georg dem Bärtigen, dem Sohne Albrechts, die neue kursächsische

Universität, die Ernsts Sohn, Friedrich der Weise, gestiftet hatte, ein Dorn im Auge. Mit Recht oder Unrecht betrachtete Luther den bald in Dresden, bald in Leipzig wohnenden Emser als den bösen Geist, der den mißtrauischen Herzog mit Vorurteilen gegen Wittenberg und gegen ihn erfülle. Emser hatte Erfurt verlassen, um als Sekretär und Historiograph des Herzogs, in ähnlicher Stellung, wie sie Spalatin bei Friedrich dem Weisen einnahm, zunächst das Material zusammen zu bringen, um die Heiligsprechung des Bischofs Benno von Meißen durchzusetzen, eine Angelegenheit, die dem bigotten Herzog sehr am Herzen lag. Daß Herzog Georg, der den päpstlichen Ablässen keineswegs hold war, dennoch Luther mit seiner Ungnade verfolgte, schrieb Luther den Ohrenbläsereien Emsers zu, mit dem er nun bis zu dessen Tod am 8. November 1527 in ununterbrochener Fehde lag. Im Juli 1518 kam der Wittenberger Mönch, der durch seine Thesen so großen Lärm erregt hatte, mit dem neuen Distriktsvikar zur Visitation des dortigen Augustinerkonvents nach Dresden. Als einer seiner Zuhörer war Luther Emsern von Erfurt her bekannt und so lud er ihn, den Distriktsvikar Lang und den Dresdner Augustinerprior Melchior Mirisch dringend zu einem abendlichen Trunk.*) Luther hätte diese Einladung am liebsten abgelehnt, aber Emser wollte durchaus den drei Augustinern diese Freundlichkeit erweisen. Daß er dabei Luthern, wie dieser später annahm, in eine Falle habe locken wollen, ist wohl kaum anzunehmen, obwohl es verdächtig bleibt, daß hinter der Tür ein Dominikaner aus Tetzels Kloster stand und die Unterhaltung belauschte, die ein fanatischer Magister Weißestadt, nicht eben gastfreundlich, auf Luthers Angriffe gegen Thomas und Aristoteles brachte, indem er mit Luther redete, als ob er ein Recht habe ihn auszuschelten. So herausgefordert hielt Luther mit seinen Meinungen über Aristoteles und Thomas, über Ablaßhandel und Bann auch nicht hinter dem Berge, und erklärte schließlich, er frage nichts nach des Papstes Bann und sei entschlossen, wenn er verhängt werde, in demselben zu sterben. Der versteckte Predigermönch wollte bei diesen Worten des Ketzers bersten vor Wut und erklärte später, er habe bei Luthers Reden über seinen Ordensheiligen kaum an sich halten können. Am liebsten wäre er hereingestürzt und hätte dem Ketzer ins Gesicht gespuckt und mit Wort und Tat die Beleidigungen zurückgezahlt, die der Freche dem heiligen Thomas antat. Als Luther von diesem Horcher an

*) Vgl. Kawerau: Hieronymus Emser. Halle 1898. S. 28 ff.

der Wand erfuhr, war seine Meinung natürlich, man habe ihm einen Hinterhalt bereitet und Emser selbst hielt für nötig, sich bei Luther über dieses mißglückte Fest zu entschuldigen, als er im Januar 1519, bei Luthers Durchreise nach Altenburg, mit diesem in Leipzig zusammentraf. Der kluge Mann war jetzt, als Luthers Anhang täglich wuchs und die Humanisten, auf deren Beifall er großen Wert legte, zu Luthers Partei abschwenkten, sichtlich unentschlossen, auf welche Seite er treten wolle? Erst die Leipziger Disputation machte seinem Schwanken ein Ende. Für Luther aber stand schon jetzt fest, daß er in dem vertrauten Sekretär des Herzogs Georg einen perfiden Gegner besitze. In Dresden wurde über Emsers Fest für die Augustiner viel geredet und die Gegner sprengten aus, Luther sei so in die Enge getrieben worden, daß er kein Wort mehr habe antworten können, weder deutsch noch lateinisch. Eine Predigt, die er am 25. Juli im Schlosse hielt, wurde gleichfalls verdreht und verketzert. Sogar bei Hof verunglimpfte man ihn, indem man seine Reden lächerlich entstellte und ihn dem Herzog als einen ungelehrten Narren und Idioten schilderte. Der Prior der Dresdner Augustiner meinte diesen Klatsch Luthern wieder melden zu müssen, so daß es eine Weile dauerte, ehe die Geschichte von dem Emserschen Festessen der Vergessenheit übergeben wurde, auf die sie von vornherein den gerechtesten Anspruch hatte. „Schlangengezüchte" nannte Luther die ganze Gesellschaft, Gastgeber wie Gäste.

Mit ihr abzurechnen hatte er durch Tetzels neueste Taten die schönste Gelegenheit. Der Leipziger Prior hatte die Verbrennung seiner Thesen zu Wittenberg natürlich sehr ungnädig vermerkt und da er Luthern für die Streiche seiner Studenten nicht verantwortlich machen konnte, hielt er sich an dessen Sermon von Ablaß und Gnade. Am 4. Juni gibt Luther Spalatin Nachricht davon, daß eine neue Streitschrift Tetzels eingelaufen sei: „Vorlegung eines vermessenenen Sermons, päpstlichen Ablaß und Gnade belangend." Die Beziehung auf den Papst ist eingeschwärzt, da Luther nur vom Ablaß überhaupt geredet hatte, aber er sollte nun einmal als Feind des Papstes dargestellt werden. Die „Vorlegung" kam im Mai 1518 heraus und war Anfang Juni in Luthers Händen. Tetzel trat in der neuen Schrift ausdrücklich als Ketzermeister auf und erinnerte, daß um derselben Ketzereien willen das Konzil von Konstanz Hus zum Feuertod verurteilt habe. Neues aber hat er nicht vorzutragen. Ohrenbeichte und Satisfaktion hat Gott schon im Paradiese eingesetzt, als er Adam ins Gebet nahm und ihm harte Arbeit an dem Acker voll Dorn

und Disteln, als Genugtuung für seine Sünde auferlegte. Daß Christus anderseits Maria Magdalena, die Ehebrecherin und den Gichtbrüchigen ohne alle Satisfaktionen annahm, kommt daher, daß er die claves excellentiae hat, wo wir nur die claves ministrabiles besitzen. Wenn aber Luther meine, daß Gott seine Gnade spende, ohne Strafen einzutreiben, so stimme das nicht mit Davids Schicksal und dem anderer zu Gnaden angenommener Sünder und so er vom Fegfeuer nichts zu sagen weiß, so wird er es vielleicht bald lernen, wenn er nicht etwa sofort zur Hölle fährt mit allen andern, die die Christenheit verführen. Daß der Ablaß nicht nur die Kirchenstrafen hinnimmt, sondern auch die göttlichen Strafen, ist Kirchenlehre. Wenn Luther rät, lasse die faulen Christen Ablaß kaufen und tue du lieber die Werke, so liegt am Tage, daß im Gegenteil gerade die Gottesfürchtigen und Frommen und nicht die Faulen Ablaß kaufen. Indem man Ablaß kauft, tut man selbst ein gutes Werk, denn der Ertrag des Ablasses dient dazu, das Kreuz gegen die Ungläubigen zu verteidigen, Brücken und Wege zu bessern u. s. w. Darum ist der Ablaß auch nicht bloß zugelassen, wie Luther sagt, sondern empfohlen. Auch ist er dem Almosen vorzuziehen, denn mit Almosen kann man wohl allmählich sich Verdienst erwerben, aber mit Ablaß wird man auf einen Schlag seine Sündenschuld los. Im übrigen verweist der Predigermönch auf seine zweite Thesenreihe, die sein eigenstes Werk ist. Anfang Juni kam Tetzels Schrift in Luthers Hände, der sie sofort beantwortete: „Freiheit des Sermons, päpstlichen Ablaß und Gnade betreffend.“ Diese Antwort schlug so ein, daß schon Anfang Juli eine zweite Auflage gedruckt werden mußte.

Indem Luther damit den Kampf gegen drei Fronten aufnahm, trat zum erstenmal eine Seite von Luthers Begabung so recht ans Licht, die für den ganzen Verlauf der Bewegung von entscheidender Bedeutung werden sollte. Ich meine Luthers unendliche Überlegenheit in der Polemik, eine Überlegenheit, gegen die überhaupt kein Gegner aufkam, und die einen um so größeren Eindruck machte, als der Mönch absolut allein der kirchlichen Meute gegenüberstand. Las man seine polemischen Flugblätter, so erkannte man den Mann nicht wieder, der bis dahin den Frommen nur aus mystischen und asketischen Traktaten bekannt war. Es war, als ob erst im Kampfe sich Luther aller seiner Kräfte bewußt würde. Er selbst sagt, er habe keinen besseren Bundesgenossen als seinen Zorn. „Wenn ich wohl dichten, schreiben, beten und predigen will, so muß ich zornig sein. Da erfrischt sich mein ganzes Geblüte, mein Verstand wird

geschärft und alle unlustigen Gedanken und Anfechtungen weichen." Dieser Bundesgenoß klopfte jetzt bei ihm an, der dämonische Zug in seiner Natur, vor dem schon seinen Genossen im Kloster gegraut hatte, erwachte und riß ihn viel weiter fort als er zuerst gewollt hatte. Und gerade das war sein Heil. Hätte er klug erwogen, was erlaubt, was katholisch, was ungefährlich sei, er wäre sicher erdrückt worden. Er wäre unrettbar verloren gewesen ohne die erhöhte Stimmung, ohne die kühnen, packenden Worte, ohne die Wucht des Angriffs all der Schriften, die er nun in die Welt hinauswarf. Nur kühnes Vorgehen konnte ihn jetzt noch retten. Er gewann auch die Ruhigen und Gemäßigten durch seine tiefe Frömmigkeit, durch die gesunde Vernünftigkeit seiner Ansichten. Aber diese Ruhigen und Gemäßigten hätten ihn ruhig verbrennen oder einkerkern lassen, wie sie immer tun, und hätten dann in sehr gemäßigten Worten den tragischen Ausgang dieses schönen Talents bedauert. Darum war es gut, daß er nicht ruhig und gemäßigt auftrat. Erst sein Zorn, die geniale Wucht seines Angriffs machte ihn zum Führer eines gewaltigen Heeres, das sich täglich mehrte. Mit Jauchzen sah die rat- und führerlose Nation plötzlich den Mann vor sich, auf den sie seit Jahren gewartet hatte, so deutsch, so fromm und so tapfer, wie sie ihn brauchte, und in seinen brausenden, donnernden, überwältigenden Schriften hörte jeder das Wort, das ihm so lange schon auf dem Herzen gelegen hatte, und das er nicht hatte finden können. Jener Ausruf eines Priesters über die Thesen: „Ho, ho, der wird's tun", wurde jetzt überall gehört. „Der Wundermann Gottes", wie Mykonius sich ausdrückt, war gekommen, der mit Donnerworten sagte, was sie alle hatten sagen *wollen*. Die Geleitsbriefe für die Resolutionen an die kirchlichen Obern hatte er noch in dem herkömmlichen Stile mönchischer Unterwürfigkeit geschrieben, ganz anders stimmte er den Ton, als Tetzel und Hoogstraten Miene machten, ihm einen Handel einzurühren wie jüngst dem ängstlichen Reuchlin. Sie bekamen Antworten, daß der Nation das Herz im Leibe lachte. Als inquisitor haereticae pravitatis hatte Tetzel geschrieben; einen Scheiterhaufen hatte er bei der Kirche von Jüterbogk angezündet, auf Husens Kerker hatte er hingewiesen und die Flammen, die auf der Konstanzer Wiese den Böhmen zu Asche verbrannt. Luther nahm das nicht tragisch. Er riet dem Kommissär, an seinem Feuer vorerst Gänse zu braten. Seine Schrift „Freiheit des Sermons" beginnt er mit den Worten: „Jesus! Ich Doktor Martinus Luther, Augustiner zu Wittenberg, bekenne, daß der deutsche Sermon, die Gnad

und Ablaß belangend, mein sei.“ Diesen Sermon will er gegen alle Vorlegungen und Verlästerungen vertreten, deren Dichter zu viel Zeit und Papier gehabt hat, die er nicht besser anzuwenden wußte, denn daß er mit unsaubern Worten die Wahrheit angegriffen, damit jedermann erfahre, wie gar nichts er in der Schrift verstände. Die leeren Scheltworte will Luther wie Pappblumen und dürre Blätter dem lieben Wind befehlen, der auch müßig ist, die einzelnen Argumente aber wird er an der Schrift messen, nicht an den Scholastikern, samt ihren Jaherrn und Nachfolgern. Weil aber Leute wie Tetzel „Schrift, Väter, Lehrer, Jaherrn und ihre eigenen vermessenen Schlüsse ineinander bräuen, ist es nit Wunder, daß sie uns ein Sotten machen, davor einem grauen möchte.“ „Daß Tetzel mich nur allein übel handelte, und ein Ketzer, Abtrünniger, Übelredner (Malesonnanten), und nach all seiner Lust und seines Unlusts nennete, wöllt ich gern haben, und ihm nimmer feind werden — das ist aber in keinem Weg zu leiden, daß er die Geschrift, unsern Trost, nit anderst handelt, dann wie die Sau ein Habersack.“ Auch aus den Vätern reiße Tetzel so manchen Spruch aus dem Zusammenhang und ziehe ihn bei den Haaren herbei, „daß ihm die Schwarten krachen“. Wer, wie Tetzel meint, alle Leistungen würden im Ablaß nachgelassen, der lasse jede Tugend gegen Geld nach, da es doch die Laien besser wissen, die sprechen: „Nimmer thun ist die beste Buß.“ Christus habe auch nicht zu Petrus gesagt: „was ich binde, sollst du lösen“, sondern „was du lösest, soll los sein“, falls es nämlich mit Recht und in Gottes Sinn gelöst war. Das Gegenteil ist Menschengeschwätz und die neuen claves excellentiae, claves autoritatis, claves ministrabiles sind nur Schlüssel zu unserem Geldschrank, „damit sie uns alle Beutel und Kasten leer machen, und danach die Höll aufschließen und den Himmel zuschließen“. Ganz besonders entrüstet ist er über Tetzels Beharren auf der Weisheit des Wimpina, es sei besser Ablaß zu kaufen als die Armen zu unterstützen. „Laß dich's Gott erbarmen, das heißen Lehrer des Christenvolks! Johannes sagt: ‚So einer sieht seinen Bruder darben und schließt seine Mildigkeit zu, wie mag die Liebe Gottes in ihm bleiben?‘ Statt dessen lehrt Tetzel, man soll vorhin Ablaß lösen und also sich sein selbs am ersten erbarmen. Wenn Christus nit wahrer Gott wäre, halt ich, er hätt längst solch unser Theologen lassen die Erden verschlingen.“ Auch darauf beruft Tetzel sich, der heilige Vater habe ja mit dem Besuch der Heiligtümer in Rom gleichfalls großen Ablaß verbunden, den die Priester suchen, die dort Messe halten. „Es ist

wahr", sagt Luther, „daß zu Rom etliche dafür halten, und ich selbs mehr dann eine Messe daselbst für die Seelen gelesen. Es hat mich aber der Glauben gerauen, darumb, daß kein Bewährung oder Bestätigung darüber ist und sie selbs zu Rom nit viel achten." Der Spruch, was du lösest auf Erden, könne schon nach seinem Wortsinne sich nicht auf das Fegfeuer beziehen, denn die Seelen sind nicht mehr auf Erden. „Am Letzten, so Tetzel müde worden ist, die Geschrift zu martern, oder vielleicht nit mehr gewußt, gehet das Wetter über mich, und bin da Erzketzer, Ketzer, Abtrünniger, Irriger, Frevler u. s. w. Darzu antworte ich: Gott geb mir und dir seine Gnade." — Was ein Ketzer sei, schließt Luther, wisse Tetzel gar nicht, und darum sei ihm zumute, als ob ihn ein grober Esel anschreie und mache ihm auch nicht mehr Schmerzen. Daß er sich aber, in Nachahmung von Luthers pectoralem Ton, „zu Stock, Kerker, Wasser, Feuer beutet, kann ich armer Bruder nit wegern. Wiewohl auch für ihn selbs wäre mein treuer Rat, er erböte sich mit Bescheidenheit zum Nebenwasser, und zu dem Feuer, das aus den gebratenen Gänsen räucht, des er baß gewohnt ist". Die ganze streitige Frage ist nach Luthers Meinung eine Frage der Disziplin und hat mit dem Glauben überhaupt nichts zu schaffen. Da sie nun einmal aber „so gottsüchtig und liebesiech seind, auch in solchen unnötigen, unketzerlichen Sachen Ketzer zu verbrennen", so fordere er sie zu einer öffentlichen Disputation: „Hie bin ich zu Wittenberg Doktor Martinus Luther, Augustiner, und ist etwa ein Ketzermeister, der sich Eisen zu fressen und Felsen zu zerreißen bedünkt, den laß ich wissen, daß er hab sicher Geleit, offen Tor, frei Herberg und Kost darinnen durch gnädige Zusagung des löblichen und christlichen Fürsten, Herzog Friedrich, Kurfürsten zu Sachsen . . . ." „Ich bedarf keiner Nieswurz, hab auch nit so große Schnuppen oder Strauchen, daß ich nit riech. . . ." Er vermesse sich nicht über die hohen Tannen zu fliegen, aber über das dürre Gras komme er schon fort. Noch immer hat kein Disputator sich gegen seine Thesen vom vorigen Jahr gemeldet, die Gegner mögen sich doch endlich stellen. Was schließlich die Tetzelschen Thesen betreffe, vor deren Weisheitslicht sich Sonne und Mond verwundert hätten, so will Luther ihm den Gefallen nicht tun, seinen Sätzen über die Infallibilität des Papstes zu widersprechen. Im Gegenteil halte er die Mehrzahl der Sätze für richtig. Nur hätte Tetzel nicht schreiben sollen: „Man soll die Christen lehren", sondern „die Ablaßeinnehmer müssen sagen", wenn nämlich der Groschen in ihren Kasten klimpern soll.

Er aber bleibt dabei, von den armen Leuten Geld schinden, das heißt die Kirche und die Sakramente verunehren und die Christen ärgern. „Hilf Gott der Wahrheit allein und sonst niemand. Amen.“

Der Zug zur possenhaften Polemik, die Luther Zeit seines Lebens in so genialer Weise gehandhabt hat, herrscht schon in dieser ersten Streitschrift vor und es ist nicht zu leugnen, daß Luther nicht nur der größte, sondern auch der gröbste Schriftsteller seines Jahrhunderts war. Die Dominikaner aber waren völlig verblüfft über diese neue Sprache, die da mit ihnen geredet wurde. Sie waren gewohnt, daß man sich ängstlich zurückziehe, wenn sie mit dem Holzstoße drohten. So hatten es Eckard, Wesel, Reuchlin und so viele Vorgänger gemacht, worauf dann die Predigerbrüder sich mit doppelter Tapferkeit auf ihre Opfer stürzten. Da waren sie denn ganz verdutzt, daß hier ein Angeklagter sich stellte, sie selbst an der Kehle nahm, sie schüttelte, daß ihnen der Atem ausging, und sie dann dem Gelächter des Volkes hinwarf. Das war ihnen ganz neu, aber eben weil es neu war, gefiel es der Nation. Geradezu verschlungen wurden diese Schriften gegen Tetzel und nachdem sie eine Weile ihre Wirkung geübt, trat eine Stimmung in der Bevölkerung ein, die die Dominikaner nötigte, sich hinter ihren Klostermauern zu verbergen. Noch im Juli 1518 warnte Albrecht von Mansfeld, Luther solle Wittenberg nicht verlassen, die Predigermönche stellten ihm nach dem Leben; bereits am 31. Dezember desselben Jahres aber erklärt Tetzel, er könne die kleine Reise von Leipzig nach Altenburg zu Miltitz nicht wagen, da Luther das Volk so gegen ihn erregt habe, daß er kaum auf der Kanzel vor seinen Feinden sicher sei. So hatten durch die eine Schrift die Rollen gewechselt.

Dennoch blieb der Dominikanerorden der Mittelpunkt der Aktionen gegen Wittenberg und noch lang sind die auf den Kampfplatz tretenden Gegner alle Dominikaner. Luthers Freund Mecum (Mykonius) stellt darum die Fortsetzung des Streites unter den richtigen Gesichtspunkt, wenn er seine Erzählung mit den Worten einleitet: „Unter allen Mönchen auf Erden waren die Predigermönche die hoffärtigsten, und waren die Ketzermeister, die meinten, die ganze Christenheit ständ auf ihnen, wie die Welt auf Concelebrants, dem großen Fischschwantz, als die Bauern sagen.“ Der nächste Dominikaner, der sich zum Turniere meldete, nachdem Tetzel in den Sand geflogen war, war der römische magister sacri palatii, Mazzolini, genannt Prierias. Als Mitglied der dogmatischen Kommission, die Luthers Thesen prüfen sollte, hatte er dort Gelegenheit, sein Urteil

abzugeben, aber es genügte ihm nicht, seine Weisheit in den Akten unter den Scheffel zu stellen, sondern den alten Herrn gelüstete es nach einem Zweikampf mit dem deutschen Augustiner. Er selbst vergleicht sich mit dem alten Entellus, Äneide 5, 368 ff., der mit dem dreisten jugendlichen Dares den Kampf aufnimmt. So will er erproben, ob Bruder Martin eine eiserne Nase oder einen Kopf von Erz habe. Als magister sacri palatii stand er durch sein Amt dem Papste persönlich nah, was seinem Auftreten ein besonderes Gewicht verlieh; auch war er durch dasselbe am Ertrag des Ablasses persönlich beteiligt. Der bejahrte, aber noch immer schreibselige Prälat sagt, sein Dialog sei das Werk dreier Tage, doch soll der Papst geurteilt haben, er hätte besser getan, sich drei Monate Zeit zu nehmen. Die Schrift erschien gegen Ende Juni 1518 und für Luther war sie wichtig als erstes Zeugnis von der Stimmung im Vatikan.

Später erzählte er, nie habe ihm der Papst so wehe getan als da er auf dem Titel dieses Buches las „sacri palatii magister“. „Will's dahin gereichen, daß die Sache vor den Papst kommt? Was will das werden," seufzte er. Als er aber die Schrift gelesen hatte, da gab ihm Gott die Gnade aus vollem Herzen zu lachen über das Gerede dieses Silvester, dieses „Wald- und Wiesen-Sophisten“. Prierias war schon übel berüchtigt aus dem Reuchlinschen Streit, in dem er allein in der römischen Kommission für Verurteilung Reuchlins gestimmt hatte. Jetzt, dachte er, sei die Zeit gekommen, die ketzerischen Deutschen mit größerem Erfolge niederzuwerfen. Und so verfaßte er einen dialogus in praesumptuosas Martini Lutheri conclusiones. Als päpstlicher Zensor und Inquisitor zur Prüfung der einkommenden Schriften verpflichtet, riß er sich, wie er in seiner Zuschrift an Leo X. sagt, von dem Studium des göttlichen Meisters, d. h. nicht Jesu sondern des heiligen Thomas von Aquino, los, um sich dem Augustiner, der seinen Nacken gegen den heiligen Stuhl erhoben hatte, als ein Schild entgegenzuwerfen. Noch immer war der Streit eine Fehde von Orden zu Orden. Eingekleidet hat der römische Prälat seine Erwiderung in die bei den italienischen Humanisten beliebte Form eines Dialogs. „Auf," ruft Prierias dem Bruder Martin zu, „bringe Deine Sätze herbei!" worauf dieser immer eine seiner Thesen aufsagen muß, um den Bescheid des heiligen Thomas in Empfang zu nehmen. Ein Gespräch mit einem Grobian konnte Dr. Martinus sagen, denn Prierias vermutet, daß Luther einen Hund zum Vater habe, da Beißen eine Eigenschaft der Hunde sei. Er nennt ihn einen Aussätzigen,

da er wie diese eine bald helle, bald dunkle Haut in seinen Thesen zeige. Aber trotz dieses rohen Tons des Angreifers war Luther geneigt, des Prierias graue Haare und seine Würde als Beichtvater des Papstes zu respektieren. „Ich mag nicht mit Schmähworten mit Euch handeln, mein Vater," sagt er dem zornigen Greise, obwohl dessen Dialog voll beißender Scheltworte, nach seiner Meinung, noch viel törichter ist als alles, was die Gegner in Deutschland gegen ihn geschrieben haben. Hatten Ecks Obelisken, trotz ihrer flüchtigen Form, doch zwei Punkte berührt, die für Luthers Stellung entscheidend waren, so war aus dem Dialog des Römers gar nichts zu lernen. In Prierias stand ihm ein Gegner gegenüber, der die ganze Oberflächlichkeit des Italieners auch in diesen tiefsten Fragen des Gemütslebens nicht verleugnete. Stimmen des Gewissens, exegetische Schwierigkeiten, dogmatische Bedenken gibt es für Prierias überhaupt nicht; für ihn ist alles Frage der Autorität. So stellt er als fundamentum primum den Satz voraus, daß die Kirche repräsentiert sei durch die Kardinäle, die Fülle ihrer Kraft aber wohnt im Papste, der darum so wenig irren kann wie die Kirche selbst. Das waren Sätze des Papalsystems, wie es auf der letzten Lateransynode neu sanktioniert worden war. Dem gegenüber betont der Augustiner, dem Kerne nach, virtualiter, sei nicht der Papst die Kirche sondern Christus selbst; repräsentiert aber sei diese nicht in den Kardinälen sondern im Konzil. Von seinem Standpunkte aus sagt Prierias kurzab: „Wer in betreff der Ablässe behauptet, die römische Kirche könne nicht tun, was sie tatsächlich tut, der ist ein Ketzer." Damit wäre denn freilich jeder Streit zu Ende. Nicht nur das Tun der römischen Kirche aber, sondern auch das seines Ordensbruders Tetzel nimmt der römische Dominikaner in Bausch und Bogen in Schutz. Welche Mühe hatte es Tetzel sich kosten lassen, durch Zeugen zu erhärten, er habe niemals gepredigt, selbst einem Schänder der Madonna könne der Papst durch seinen Ablaß seine Schuld erlassen. Prierias aber, der alles verteidigt, was ein Dominikaner getan hat oder getan haben soll, verbittet sich selbst hier Luthers Tadel. So predigen heiße die reine katholische Lehre vortragen und nicht Menschentand predigen. Durch solche Exempel mache Tetzel, gleich einem guten Koche, die an sich gesunde Speise dem Magen angenehm durch reizende Würze. Unzweifelhaft habe der Papst jene Vollmacht und solange er auf der irdischen Wanderschaft begriffen war, hätte sogar Judas Ischariot Erlassung seiner Schuld sich erwirken können, wenn er sich päpstlichen Ablaß kaufte. „Ganz italienisch und

thomistisch" nennt Luther mit Recht solche Hyperbeln; zeigt sich doch darin am besten die große Differenz der deutschen und italienischen Empfindungsweise, daß der römische Predigermönch Äußerungen für katholisch erklärt, von denen der deutsche Dominikaner sich mit Aufgebot aller Zeugen gerichtlich zu reinigen suchte. Dem Wittenberger Augustiner tritt dieser Widerspruch noch mehrmals entgegen und er bittet Gott, daß er erst den italienischen und deutschen Thomas, die sich widersprechen, vereinige, damit er wisse, mit welchem er streiten oder sich vergleichen solle? Die gleiche Oberflächlichkeit zeigt Prierias' Behauptung, Jesus würde etwas Unmögliches verlangen, wenn er nicht die zeitweilige Sakramentsbuße, sondern eine lebenslängliche Bußfertigkeit uns zur Bedingung der Seligkeit setze, da es dem Welschen unmöglich erscheint, daß der Mensch sein ganzes Leben lang bußfertig bleibe. So hat Luther die schwierige Aufgabe, dem römischen Prälaten klar zu machen, was metanoeite eigentlich heiße und wie auch Augustin die Buße niemals anders verstanden habe als daß das ganze Leben des Christen ein Kreuz und Märtyrertum sein solle. Hielt ihm Prierias darauf den scharfsinnigen Einwand entgegen, der Mensch schlafe doch auch, schon darum könne nicht sein ganzes Leben Buße sein, so erinnert Luther an Röm. 14, 6, „wer da isset, der isset dem Herrn". So sage er: „wer da schläft, der schläft dem Herrn". Denn gerade im Schlafe, wenn der Mensch Gott ruhig in sich handeln läßt, feiert er den Sabbat des Herrn. Daß man in Rom mit der Buße es so ernst nicht nehme, sondern Ablaß gebe schon für den einfachen Besuch heiliger Orte, weiß er freilich. Aber er weiß auch, wie es in den Krypten von S. Sebastiano, S. Lorenzo und Sta. Pudentiana zugeht, die er ja selbst besucht hat und auch Prierias wird wissen, was die Römer von solchen Orten halten und zu welchen Mährlein sie noch neue hinzugedichtet haben. Der hierarchischen Meinung, es gehöre zu den Gnadenwirkungen des Schlüsselamts, die halbe Reue des Beichtenden in eine volle Reue zu verwandeln, setzt Luther seine Lehre entgegen, daß die Reue selbst schon Gottes Werk sei, wie auch Augustin sage: „Das Verlangen nach der Gnade ist schon der Anfang der Gnade", und „gerecht sein wollen ist schon ein groß Stück der Gerechtigkeit".

Dieser Rückgriff auf die tiefsten Grundlagen seiner religiösen Überzeugung ist das Wertvolle an der schon so oft durchgesprochenen Kontroverse, die durch den römischen Prälaten in unerlaubter Weise auf das persönliche Gebiet hinübergespielt worden war. Prierias meint, wenn der Papst Luthern ein gutes Bistum gegeben hätte, dann würde er

alles gut und schön finden, worauf Luther mit Fug erwidert: „Vielleicht, ehrwürdiger Vater, richtet Ihr mich nach Euerem Sinn ... Denkt Ihr denn, ich wisse nicht, auf was für einem Wege man in der Stadt zu Bistümern und Pfründen gelange?“ Auch was das Ende seines Weges sein könne, ist ihm nicht unbekannt. Weist Prierias darauf hin, daß der Ablaß dem herrlichsten Kirchenbau der Welt zugute komme, so erwidert Luther, daß den Deutschen ihre eigenen Kirchenbauten näher liegen; die Römer mögen es machen wie sie, und ihre Prachtbauten selbst bezahlen. Daß das Geld, das nach Rom fließt, vielen zugute kommt, ist weder Kaiser Maximilian noch seinen Deutschen ein Trost, denn darüber klage man eben, daß Rom alle seine Fresser mit deutschem Gelde sättigen will und fast die ganze Welt auffrißt. Den Papst will Luther damit nicht kränken. „Das weiß ich auch, daß wir den besten Papst an Leo X. haben, gleichsam einen Daniel in Babylon, dem seine Unschuld zuweilen Lebensgefahr zugezogen hat“, aber Leos Unschuld kann die andern nicht entschuldigen. Hat Prierias die zarte Vermutung ausgesprochen, daß Luther einen Hund zum Vater habe, da Beißen die Eigenschaft der Hunde sei, so erwidert der Augustiner gelassen: „So mag ich denn ein Hund, eines Hundes Sohn, ein Plauderer, nicht frei von Bann, unsinnig, verrückt und was noch alles sein, wie Ihr mich mit der Bescheidenheit eines alten Mannes nennt: Was kümmert's mich, wenn ich nur die Wahrheit herausgebissen habe.“ Unvergessen ist es ihm auch, daß gerade Prierias es war, der den gelehrten Johann Reuchlin ohne Nachsicht verfolgte. Was aber die Drohung mit dem Banne betrifft, so wird kein Bann ihn von der Kirche scheiden, solange ihn die Wahrheit mit der Kirche eint. „Ich will lieber von Euch und Euresgleichen verflucht und verbannt sein als mit Euch gesegnet und gelobt. Ich habe nichts, was ich verlieren kann. Komme ich um, so komme ich dem Herrn um. Also sucht Euch einen anderen, den ihr schrecken möget.“ „Siehe! mein ehrwürdiger Vater,“ so schließt er sein Buch, „dieses habe ich in Eile, in zwei Tagen Dir erwidert.“ Auf schale Einwürfe habe er auch aus dem Stegreif geantwortet. Wolle Prierias wieder kommen, so möge sein Thomas sich besser waffnen, sonst werde er zum zweitenmal nicht so glimpflich aufgenommen werden. Für dieses Mal habe Luther an sich gehalten (repressi me ipsum), um nicht Böses mit Bösem zu vergelten. Was ihn an der Schrift des Römers am tiefsten entrüstete, war die vollendete Äußerlichkeit der welschen Theologie, die mit ihrem Heilsapparat ganz geschäftsmäßig die Absolution

besorgt, ohne auf tiefere Gemütsbedürfnisse Rücksicht zu nehmen. So hatte er selbst die Empfindung, daß diese Welschen ein deutsches Gewissen überhaupt nicht zu verstehen vermöchten. Seine Stellung zur Kirche präzisiert Luther in der Antwort an Prierias noch ziemlich korrekt. Das Wesen der Kirche besteht ihm allerdings in dem unmittelbaren Verhältnis der Gläubigen zu ihrem himmlischen Haupte und nicht in ihrem Verhältnis zum Papste; aber den Glauben der römischen Kirche erkennt Luther dennoch als maßgebend an, da Christus trotz aller sittlichen Verderbnisse die römische Kirche vor Ketzerei allezeit bewahrt hat. Der Entscheidung dieser Kirche wird er sich darum unterwerfen und nur so lange hält er sich für berechtigt zu disputieren, bis eine solche Entscheidung erfolgt ist. Aber als letzte Instanz bezeichnet er die allgemeine Kirche, nur sie — und dafür beruft er sich auf Nikolaus von Tudesco, den 1445 gestorbenen Erzbischof von Palermo und Mitglied des Konzils von Basel — ist infallibel, nicht ein beliebiger Papst oder ein beliebiges Konzil.

Anfang August 1518, als seine Resolutionen noch unter der Presse waren, hatte Luther die Schrift des Prierias erhalten, am 31. August versendet er bereits diese responsio. Nach seiner eigenen Aussage hatte er Wasser unter seinen Wein geschüttet, seiner eigentlichen Stimmung aber macht er in einem Briefe an Staupitz Luft: „Wagt es jener tölpelhafte Schwätzer, mich mit seinem Gewäsch noch einmal zu reizen, so will ich nicht wieder nur spielen, sondern dem Geist und der Feder freien Lauf lassen.“ Da er Prierias' Schrift im Grunde recht nützlich fand, weil sie den Deutschen die Augen öffnen mußte, so veranlaßte er selbst bei Lother in Leipzig einen Abdruck; derselbe wurde schon im September neu aufgelegt, so rasch, daß Luther meinte, die Dominikaner hätten wohl die erste Auflage aufgekauft, um sie aus der Welt zu schaffen. In Basel veranstaltete Capito einen Nachdruck von Luthers Traktaten und sprach in der Vorrede Gott seinen Dank aus, daß er endlich ein Auge des Erbarmens auf sein Volk gerichtet und ihm einen neuen Daniel gesendet habe. „Darum, liebe Brüder, ist es Zeit, daß wir aufstehen vom Schlafe,“ schließt dieses merkwürdige Vorwort, das zuerst es ausspricht, daß Luther eine neue Zeit bedeute.

Mehr als je stand so der Wittenberger Augustiner im Vordergrund des öffentlichen Interesses, als die römische Kommission, an die des Erzbischofs Albrecht Bericht über Luther verwiesen worden war und als deren theologisches Mitglied Prierias fungierte, zu dem Beschlusse kam, Luthern

nach Rom zur Verantwortung zu laden. Während Luther noch an seiner Responsio arbeitete, wurde ihm am 7. August 1518 diese Zitation durch den Bischof Scultetus zugestellt. Auge in Auge sollte er sich also vor Prierias in Rom verantworten. Das Vorladungsschreiben hat sich nicht erhalten, es befahl Luthern aber bis zum 6. Oktober längstens sich in Rom zu stellen. An dem Gericht, das den Streit Reuchlins mit den Dominikanern entscheiden sollte, hatte seinerzeit der Dominikaner Prierias dennoch teil genommen und als einziger gegen Reuchlin gestimmt. So fand man auch jetzt nichts dabei, daß der literarische Gegner Luthers zugleich sein amtlicher Richter sei. Das war römische Justiz! Luther war nun aber von der Torheit weit entfernt, „der römischen Hydra, die ihn aus dem Zitationsschreiben mit hundert Höllenaugen anstarrte“, so ohne weiteres in die ausgestreckten Fangarme zu laufen. Er war in Rom gewesen und hatte die Engelsburg gesehen. Er wußte, wie ein früherer Bote der Augustiner, Besler, in Haft gehalten worden war, wie andere im Kloster selbst waren ermordet worden. Nach Rom gehen, hieß Gott versuchen. Dagegen in Deutschland, an unverdächtigem Orte, wollte er unverdächtigen Richtern sich gerne stellen. Bei dem großen Interesse, das Friedrich der Weise an seiner Universität nahm, war aber von vornherein ausgeschlossen, daß der Kurfürst ihn zwingen werde, der Zitation Folge zu leisten. Hatte er doch schon im Frühling Luthern wissen lassen, er werde nicht dulden, daß man ihn nach Rom schleppe.

XII

Melanchthons Eintritt in Wittenberg.

Gerade in der Zeit, in der die Zitation nach Rom bei Luthern einlief, war er für die Universität Wittenberg eine wichtige Person geworden. Mehr als jemals beruhte die Blüte der Hochschule auf dem berühmten Theologen, der durch seine engen Beziehungen zu dem Hofkaplan und Geheimschreiber etwas wie ein Universitätskurator geworden war, der die Vorschläge über die Besetzung der Lehrstellen zu machen pflegte. Auch für die Universität hatte Luther die Ziele so hoch als möglich gesteckt und alle Fächer sind Gegenstand seiner Fürsorge. Sollte aber in den Himmel gebaut werden, so war zunächst an das Fundament zu denken. Luthers erste Sorge war darum den Kurfürsten an die Errichtung eines Gymnasiums zu mahnen. Wenn das ganze Studium auf die Schrift gestellt werden sollte, so mußten die Studenten Griechisch und Hebräisch von der Schule mitbringen, sonst blieb alles ein Stückwerk. Da war es denn ein großer Gewinn, daß zunächst für die Universität ein Lehrer der griechischen Sprache gewonnen wurde, der geeignet war, Schüler heranzuziehen, denen man die gelehrten Schulen mit größerem Vertrauen übergeben konnte als den Poetenschülern, die bisher als Vertreter der alten Sprachen gegolten hatten und allenthalben lehrten, was sie wußten und nicht wußten. Am 25. August 1518 traf ein Großneffe Reuchlins, Philipp Melanchthon, in Wittenberg ein, den der Kurfürst als Professor der griechischen Sprache berufen hatte.*)

Am 16. Februar 1497, als Luther in Magdeburg die Kurrende sang, Zwingli in Bern seinen Studien oblag, Hutten sich anschickte, die väterliche Burg mit dem verhaßten Kloster Fulda zu vertauschen und Loyola

---

*) Vgl. Karl Sell: Ph. Melanchthon bis 1531. Halle 1897. Georg Ellinger: Ph. Melanchthon. Berlin 1902. Ferd. Cohrs: Ph. Melanchthon. Halle 1897.

als Page am Hofe Ferdinands des Katholischen die Schleppe seiner Herrin trug, wurde zu Bretten Philipp Schwarzerd geboren. Der Vater stammte aus Heidelberg und hieß in Bretten der Heidelberger Schlosser. Der kunstreiche Mann, der selbst für Kaiser Max zu dessen hoher Zufriedenheit gearbeitet hatte, machte zu Speyer mit einer Nichte des berühmten Gelehrten Reuchlin Hochzeit, der zahlreiche Ritter anwohnten, denen er Harnische und Schwerter geschmiedet hatte. Das junge Paar ließ sich in Bretten nieder und am 16. Februar 1497 wurde ihm ein Sohn geboren, der nach dem pfälzischen Landesherrn Philipp genannt ward. Magister Philippus rühmt von seinem Vater, daß er nie einen Prozeß gehabt, nie einen Fluch gebraucht und daß er ihn niemals trunken gesehen. Diese milde, maßvolle Art hat er dem Sohne vererbt. „Die friedliche, durch keinen Mißton entweihte Stille", sagt Melanchthons neuester Biograph*), „innerhalb deren sich seine erste Entwicklung vollzog, das Vorbild des Vaters, die Mäßigung seines Lehrers Unger, hat ihm einen Widerwillen gegen den lauten und lärmenden Zwist eingeflößt und in ihm die Neigung erweckt durch friedliches und nachgiebiges Wesen zu vermitteln und die schroffen Gegensätze möglichst abzuschwächen." Der Mutter Melanchthons wird das Lob einer sparsamen Hausfrau, die ihre festen Grundsätze hatte, wie viele Teile der Einnahme auf diese, wie viele auf jene Bedürfnisse verwendet werden dürften, und noch der Sohn wiederholte scherzend ihr Leibsprüchlein: „Wer mehr will verzehren, als der Platz kann ernähren, wird leichtlich verderben und am Galgen sterben." Der Vater starb schon 1507, da er auf einer Reise aus einem vom Feinde vergifteten Brunnen getrunken hatte, und nun nahm die Großmutter, die Schwester Reuchlins, die Enkel Philipp und Georg aus dem kleinen Ackerstädtchen nach Pforzheim, wo der Humanist Simler, den wir bei Luthers Aufenthalt in Heidelberg bereits kennen lernten, einen weithin berühmten Unterricht in den alten Sprachen erteilte. Reuchlin, damals Richter des schwäbischen Bundes, kam häufig von Stuttgart nach Pforzheim herüber, freute sich des Fleißes des Großneffen, schenkte ihm als Preis seiner Fortschritte Bücher, einmal sogar seinen Doktorhut und als Philipp eine der Reuchlinschen Schulkomödien mit seinen Freunden zur vollen Zufriedenheit des berühmten Autors agiert hatte, meinte der alte Herr, ein so gelehrtes Männchen dürfte nicht mehr Lips Schwarzerd heißen, sondern übersetzte ihm seinen

(* Ellinger a. a. O. S. 86.

Namen in Philippus Melanchthon. Als der junge Grieche gelernt hatte, was zu Pforzheim zu lernen war, trug man kein Bedenken, den zwölfjährigen Knaben nach der Universität Heidelberg zu schicken, wo er am 13. Oktober 1509 in der Artistenfakultät immatrikuliert wurde. Der Theologieprofessor Spangel hatte Melanchthon in sein Haus aufgenommen, aber die subtilen Fragen der scholastischen Theologie konnten dem Liebling Reuchlins kein Interesse abgewinnen. Seine Neigungen und seine Verbindungen gingen nach der humanistischen Seite. Als fixer Grieche und prompter Verseschmied war der kleine Brettener den Heidelberger Studenten bekannt. Auch sein Lehrtrieb regte sich früh, indem er den Schwächeren nachhalf und den Unterricht der jungen Grafen von Löwenstein leitete. Im Jahre 1512 erwarb er sich den Titel eines Bakkalaureus; als er sich nun aber sofort auch um den Magistergrad bemühte, wies die Fakultät ihn ab, weil er zum Magister zu jung sei. Schon bei dieser Gelegenheit tritt denn eine Eigenschaft des begabten Knaben zutage, die später dem Manne manches schöne Verhältnis verdorben hat, seine übergroße Empfindlichkeit. Er beschloß tief gekränkt Heidelberg zu verlassen. Sein Pforzheimer Lehrer Simler, der jetzt in Tübingen die Rechtswissenschaft lehrte, und der in Stuttgart lebende Großoheim Reuchlin luden ihn nach Tübingen ein, wo unter ihren Auspizien der jugendliche Humanismus eine seiner Werkstätten aufgeschlagen hatte. Wie der Großohm mit einer hebräischen Grammatik seinen Ruhm begründet, so versuchte sich der Neffe mit einer griechischen Grammatik, die er, wie er bescheiden sagte, als Knabe für Knaben schrieb. Das Buch hat ihn durchs Leben begleitet und von seinem Freunde Camerarius schulgerecht geordnet, ist Melanchthons Grammatik durch viele Generationen ein verbreitetes Schulbuch geblieben. Ihm vor allem verdankt er den Namen: praeceptor Germaniae. Nachdem er neben andern Arbeiten auch den Terenz ediert, erhielt er am 25. Januar 1514 den ersehnten Magistergrad und es ist vielleicht eine Erinnerung an seine Heidelberger Erfahrung, daß er einen höheren niemals begehrte noch annahm. Auch in der Theologie ließ er es beim Bakkalar bewenden. Doktor wollte der „Doktor über alle Doktoren“, wie Luther ihn nannte, nicht werden. Nach damaliger löblicher Sitte konnte man Student und Dozent zugleich sein. Während er Aristoteles vortrug, hörte er juristische Kollegien; während er Astronomie lehrte, studierte er Medizin; Student in der Philosophie war er Lehrer in den alten Sprachen. Universalität des Wissens war eines der Ideale des jugendlichen Huma-

nismus und noch ließ sich das menschliche Wissen so übersehen, daß der einzelne hoffen konnte, alle Wissenschaften zu erlernen. Den Kern seiner Studien bildete doch die Sprachwissenschaft. Mit Ökolampad aus Weinsberg trieb er hebräisch, an Erasmus richtete er 1516 ein griechisches Gedicht, das den berühmten Mann wie Jupiter als den Besten und Größten anredete; sorgfältig pflegte er seine Gabe, schönes Latein zu schreiben, die schon Spangels Unterricht in ihm entwickelt hatte. Auf Simlers Anregung geht dagegen seine Wendung zu dem griechischen Aristoteles zurück, den er dem verunstalteten, barbarisch übersetzten und ganz verdunkelten Aristoteles der Scholastiker entgegenstellt. Die Burse, der Philippus angehörte, war die der Neckargenossen und von den Gelehrten der alten Schule gekränkt, wurde der junge Magister mehr als seine freundliche Art sonst erwarten ließ, ein streitbarer Vorkämpfer der Neuen. Freilich ging der Streit auch ganz persönlich ihn an, denn im Mittelpunkte desselben stand sein von Kindesbeinen an von ihm verehrter Großohm Reuchlin. So bahnte sich ein briefliches Bündnis der Anhänger Reuchlins in Tübingen mit denen in Erfurt an, die in einem Briefe von Eoban Hesse Melanchthon und seine Genossen zu gemeinsamem Kampfe gegen die Dominikaner aufforderten, „um diese Ungeheuer so zu peinigen, daß sie weder zu Land noch zu Wasser Ruhe finden sollen". Schon die „Briefe berühmter Männer" an seinen Oheim Reuchlin waren mit einer Vorrede Melanchthons hinausgegangen und auch an denen der Dunkelmänner soll er beteiligt sein. Ihm hat man zuweilen einen Brief der zweiten Serie zuschreiben wollen, den andere für Hutten in Anspruch nehmen, die poetische Epistel des Magister Schlauraff, der in barbarischen Versen die Odyssee seiner Irrfahrten durch Deutschlands Herbergen und Poetenschulen erzählt und in Tübingen unter jenen Genossen, die dort „neue Bücher machen und echte Wissenschaft verlachen", den Magister Philipp Melanchthon als besonders gefährlichen Humanisten hervorhebt. Als er im Mai 1518 seine griechische Grammatik herausgab, deren Druck er in Hagenau persönlich überwacht hatte, entrollte er vor aller Welt die Fahne, die er bis dahin in der Tasche getragen. „Die Studien," schreibt er in der Vorrede, „welche sowohl den Verstand als die Sitten bilden sollen, sind vernachlässigt; von enzyklopädischem Wissen ist nichts vorhanden; was man Philosophie nennt, ist leerer, unfruchtbarer Trug, der nur Zank gebiert; die wahre Weisheit, die vom Himmel herabkam, um der Menschen Sinne zu lenken, ist verbannt." Damit trat auch er auf den Standpunkt, den

kurz zuvor Martin Luther in seinen Thesen gegen die scholastische Theologie vertreten hatte. Nur in einem Punkte stand er anders als der Wittenberger Augustiner. Er stellte die Dialektik als Wissenschaft eben so hoch als Luther sie tief verabscheute. Schon in Heidelberg hatten ihn die letzten Wellenringe der Bewegung umspült, die Rudolf Agricola dort hinterlassen hatte. In Tübingen schenkte ihm sein Weinsberger Freund Ökolampad Agricolas Schrift: „Über die dialektische Erfindung.“ Luther, der die religiösen Gedanken unverändert aus der Schrift erhob, mochte es nicht leiden, daß man ihnen nach logischen Kategorien neue Seiten abgewann und die Väter auf Gesichtspunkte examinierte, die sie selbst nicht gehabt hatten; Melanchthon pries die „dialektische Erfindung“ als eine Anleitung, einen wissenschaftlichen Stoff nach allen Seiten zu durchdringen. Die Methode Agricolas, für jeden Gegenstand zuerst die Grundbegriffe (loci) festzustellen und aus ihnen die einzelnen sachlichen Gesichtspunkte abzuleiten, war ihm ein Hilfsmittel seiner Schriftstellerei, während Luther sie als Geschwätzigkeit der Sophisten verachtete, die den heiligen Schriftstellern Gedanken aufnötige, die diese gar nicht gehabt haben. Den Anhängern des Alten aber galt der gelehrte Knabe dennoch als verirrtes Schaf. In einem Briefe an Willibald Pirkheimer vom Herbst 1521 schildert Melanchthon diese Tübinger Klötze mit den Worten: „Du kannst Dir nicht denken, wie musenverlassen diese Menschen sind. Es herrschen dort die allerungelehrtesten Leute, wenn Du nicht etwa den Theologen Lemp, den ärgsten Faseler, zu den Gelehrten rechnen willst.“ Die Tübinger aber waren stolz auf ihren Vorgänger, den „letzten Scholastiker“, den 1495 gestorbenen Gabriel Biel, den Luther spöttisch den Engel Gabriel zu nennen pflegte. Hier war für das Rumoren der Jungen kein Raum. Der junge Pfälzer zog sich die ernste Mißbilligung der alten Herren zu und schwere Konflikte schienen sich vorzubereiten, aber der freundliche Stern, der von seiner Wiege an über seiner Jugend geleuchtet hatte, entführte Philippus den dortigen Verhältnissen, als sie eben anfingen sich zu trüben. Reuchlin erhielt im Jahre 1518 von Friedrich dem Weisen den Auftrag, ihm für Wittenberg zwei Professoren, einen der hebräischen, einen der griechischen Sprache zu besorgen. Luther und Spalatin hatten für den Lehrstuhl des Griechischen ihr Auge auf Petrus Mosellanus in Leipzig geworfen, aber der Kurfürst wollte Reuchlin nicht kränken und ließ sich den von ihm Vorgeschlagenen gefallen. Sofort schrieb Reuchlin seinem Neffen: „Gehe aus Deinem Vaterlande und von Deiner Freundschaft und

aus Deines Vaters Hause in ein Land, das ich Dir zeigen will, und ich will Dich segnen und Dir einen großen Namen machen.“ Der pädagogische Alte ließ aber diese Gelegenheit nicht vorübergehn, ohne den Neffen auf die Lücken in seinem Charakter hinzuweisen, die unter Umständen sein Schiff zum Sinken bringen konnten. „Du mein Werk und mein Trost,“ redet er ihn an. „Sei unerschrocken, sei kein Weib sondern ein Mann ... Gehe frohen und heiteren Mutes; der Prophet gilt nichts in seinem Vaterlande.“ Es war charakteristisch für das geringe Zutrauen, das die Verwandten in die praktische Fähigkeit des jungen Gelehrten setzten, daß sie ihn nicht allein reisen ließen. Er mußte warten bis sich Kaufleute fanden, die nach der Leipziger Messe fuhren. Ihre Reise ging über Augsburg und auf demselben Reichstag, auf dem zwei Monate später Luther vor Cajetan stand, stellte sich Melanchthon seinem neuen Herrn, dem Kurfürsten Friedrich vor. Am 25. August 1518 traf er dann wohlbehalten in Wittenberg ein. Das enge Professorendorf konnte ihm unmöglich gefallen, doch schrieb er recht herablassend an Spalatin, als Philosoph setze er sich leicht über derartige Äußerlichkeiten hinweg. Aber auch in Wittenberg war man enttäuscht. Man sah einen blutjungen Menschen von linkischer Haltung und störenden Gewohnheiten in Sprache und Gesten. Mehr der Oheim als der Humanist Reuchlin, spottete man, habe diesen Knaben empfohlen. Als dieser Knabe aber, vier Tage nach seiner Ankunft, die Pracht seines Latein über die Zuhörer ausschüttete, verstummten die Spötter. Am 29. August 1518 fand in der Schloßkirche Melanchthons Einführung statt, bei der er über die Reform der Universitätsstudien zu sprechen beschlossen hatte.*) „Förmlich unbescheiden,“ so begann er seine Rede, „und geradezu mich selbst vergessend muß ich euch erscheinen, daß ich in dieser hochansehnlichen Versammlung zu reden wage, ich, den doch Anlage und friedliche Arbeit der Studierstube von solchem öffentlichen Auftreten und nach Beifall haschender Rede zurückhält. Und die Schwierigkeit meiner Aufgabe hätte mich davon abschrecken können, wenn nicht mein Eifer für das wahre Studium und die Rücksicht auf meine Pflicht mich mahnten, die echten Wissenschaften und wiedererwachenden Künste euch allen aufs dringendste zu empfehlen. Denn ihre Sache will ich führen gegen die Barbaren, welche sich in den Schulen mit List und Gewalt, nach Barbarenweise, den ehrenvollen Gelehrtennamen angemaßt und bisher die

*) De corrigendis adolescentiae studiis.

Geister unter ihrem Druck gehalten haben. Die deutsche Jugend, die seit mehreren Jahren die ruhmwürdige literarische Rennbahn mit frischem Mute wieder betreten hat, trachten sie durch Lügengespinste mitten im Laufe aufzuhalten. Das Studium der Alten", sagen sie, „sei weit schwieriger als nützlich; das Erlernen des Griechischen diene müßigem Gepränge, vom Hebräischen könne man nichts Sicheres wissen; die echte Wissenschaft, die reine Philosophie, die scholastische nämlich, ginge zugrunde. Mit diesen Doktoren der Dummheit zu kämpfen bedarf es wahrlich mehr denn eines Theseus, eines Herkules! Manchem mag ich deshalb verwegen erscheinen, aber von Liebe zur Wahrheit entbrannt, euch, ihr Jünglinge bei euern Studien zu helfen begierig, wage ich es mit solcher Freiheit hier zu reden." Dieser Einleitung folgt ein echt humanistischer Rückblick auf den bisherigen Gang der wissenschaftlichen Bewegung. Der Verfall trat mit dem Untergang des alten Rom ein. Versuche der Wiederherstellung, wie Karl der Große sie machte, hatten keine Dauer. Auf Grund des mißverstandenen Aristoteles zimmerte die Scholastik ihr Lehrgebäude und darüber ging das festeste Fundament wahrer Bildung, die Kenntnis der griechischen Kultur verloren. Die Dialektik, in ihrer ursprünglichen Reinheit eine unentbehrliche Schule der Wissenschaft, wurde zum Tummelplatz der abgeschmacktesten Spitzfindigkeiten, und weder in der artistischen Fakultät, noch in der Medizin, Rechtswissenschaft und Theologie wurde etwas geleistet. Das Einzige, was gefördert wurde, war Haß und Neid. Wenn dieses der status praesens ist, so fragt es sich, wie sind die studia der Jünglinge besser einzurichten? Das Heilmittel ist das Erlernen der alten Sprachen. Vor allem die heiligen Urkunden können nur bei Kenntnis der drei Sprachen, Hebräisch, Griechisch, Lateinisch, wirklich verstanden werden. Die Trägheit, die sich dieser Mühe entziehen will, ist der Grund des Verfalls der Wissenschaft im Zeitalter der ganz und gar barbarischen Scholastik gewesen. Melanchthon wird darum nicht nur über Homer, sondern auch über den Brief Pauli an Titus lesen, um den jungen Theologen zu zeigen, wie wichtig für sie das Studium des Griechischen ist. Dann wird man erkennen, wieviel das Verständnis der Sprache der heiligen Schriften auch zum Verständnis ihrer Geheimnisse beiträgt. „Wenn irgendein Studium," so ruft der Jüngling den Jünglingen begeistert zu, „so bedarf das der Theologie eines scharfen Geistes, der Übung und der Sorgfalt. Denn der Duft der Salbe vom Herrn ist über dem Geruch menschlicher Studien! Der Übung in den Wissenschaften bar hat die

Kirche die wahre und echte Frömmigkeit gegen menschliche Überlieferungen eingetauscht. Vom Gefallen an Menschensatzungen verleitet und von Liebe zu den eigenen Werken besiegt, haben wir anstatt des Manna Götzenspeise gegessen und sind Unchristen geworden! Deshalb ist mein Ziel, die Satzungen der Kirche mit der evangelischen Wahrheit in Einklang zu bringen. Gottes Wahrheit wird mir Schild und Schirm sein." Welchen Eindruck die Rede des jungen Kollegen machte, bezeugt ein Brief Luthers an Spalatin. „Melanchthon hat uns eine Rede gehalten, so gelehrt und so schön, zu solcher Bewunderung aller Anwesenden, daß es nicht nötig ist, daß du ihn uns empfiehlst. Wir können uns nur Glück wünschen zu solchem Lehrer und dem Fürsten danken." Auf das klarste hatte der gelehrte Knabe die Aufgabe bezeichnet, die ihm hier oblag, die Inangriffnahme des gelehrten Unterbaus für die religiöse Reform, die die älteren Lehrer beabsichtigen. Damit aber hatte er Luthern, der die Mängel seiner philologischen Bildung längst empfand, aus der Seele gesprochen. „Wir haben alsbald von seiner äußeren Erscheinung abgesehen," gesteht er, „solange wir ihn haben, wünsche ich keinen andern Lehrer der griechischen Sprache."

In jenen Tagen entspann sich das schöne Verhältnis des geistesgewaltigen Augustiners mit dem feinsinnigen Humanisten, das zu den erfreulichsten Episoden der deutschen Geschichte gehört. Den günstigsten Augenblick hatte Melanchthon für seine Bekanntschaft mit dem großen Augustiner getroffen. Seit drei Monaten war Luther aus Heidelberg zurück und trotz der von Rom drohenden Verfolgung in sorglosester, heiterster Stimmung. Er nahm sich „des Griechleins" wie ein älterer Bruder an, Melanchthon aber ging ein Licht auf, daß es eine ernstere und tiefere Wissenschaft gebe als die pennalistische Wichtigtuerei der Philologen, die bisher der Inhalt des Lebens auch für ihn gewesen war. Seine lichte, hellenische Anschauungswelt wurde nun plötzlich überflutet von jenen dunkeln, religiösen Problemen, mit denen Martin Luther die Welt überfallen hatte. „Hier ist viel mehr," schrieb er den Freunden in Tübingen, „als alle menschliche Weisheit. Ich bin ganz in den theologischen Studien. Sie sind ein wunderbarer Genuß, ein himmlisches Ambrosia." Schon als er seine Antrittsrede drucken ließ, gab er dem überwältigenden Eindruck, den Luthers Person auf ihn gemacht hat, in einem griechischen Gedichte auf Luther Ausdruck, das das letzte Blatt des Programms ziert. Luther ist ihm der gottbegeisterte Bote der Wahrheit und Gerechtigkeit,

der die Kirche mit dem Balsam der Gnadenbotschaft erquickt, der Hirt, der den Wolf der Sophisterei vertreibt, der Träger des Mosesstabes, der die Zauberer mit Ohnmacht schlägt. Wenn sich so Melanchthons ganzes Wesen im Umgang mit Luther vertiefte und man wohl sagen darf, er wäre ohne Luther nie das geworden, was der Name Philipp Melanchthon für die Welt bedeutet, so darf man anderseits nicht vergessen, welch ein Zuwachs auch er für Wittenberg war. „Wir lernen jetzt alle griechisch," schreibt Luther. Bis dahin hatte er den lateinischen Text seiner Vulgata seinen Vorlesungen zugrunde gelegt. Jetzt bekennt er: „Ich danke es meinem Philipps, daß er mich griechisch lehrt. Ich bin älter als er, aber das hindert mich nicht." Noch mußten an dieser Hochschule die ersten Fundamente gelehrter Bildung erst gelegt werden. Die Beschaffung hebräischer und griechischer Bibeln, eines Druckers, der griechische Lettern besaß, eines lateinischen und griechischen Wörterbuches, einer lateinischen und griechischen Schulgrammatik, einer Rhetorik, der Ausgaben der Klassiker, alles das war Melanchthons Sorge. Durch diese Tätigkeit erzog er in Wittenberg im Bunde mit Luther jene evangelisch gesinnten Humanisten, die nicht wie die Italiens als vornehme Heiden auf den Volksaberglauben herabsahen, sondern die als Religionslehrer und Lehrer der alten Sprachen an den Gymnasien der Städte und den Hochschulen sich in den Dienst der kirchlichen Reform stellten. Von ihm erzogen kam jenes Geschlecht deutscher Schulmänner empor, die in schönem Universalismus Sophokles, Plato und Seneca preisen und sich dennoch beugen vor Propheten, Aposteln und Evangelisten. Daß der deutsche Humanismus innerhalb der Kirche seine Stellung nahm, nicht außerhalb derselben, ist Melanchthons Verdienst. Luther aber war in dieser Zeit mit voller Unterordnung Melanchthons Schüler. Die Zensur seiner Schriften, die er den Erfurtern abgeschlagen, erbat er sich von Magister Philippus. Nicht nur Griechisch, sondern auch Hebräisch lernte er von ihm und bald zeigt sich in der viel sorgfältigeren gelehrten Begründung seiner Meinungen, die jetzt überall auf die ältesten Autoritäten zurückgeht und nicht bloß durch Rhetorik und Polemik siegen will, sondern durch den Nachweis der geschichtlichen Entwicklung des Dogmas, daß Melanchthon den großen Streittheologen in die Schule genommen hat und ihn eine bessere Methode lehrt als die, die Luther selbst verachtete und in die er doch immer wieder zurückgefallen war. Zu der Bewunderung seines Talents aber kam bei Luther die rührende Vorliebe für den jüngeren, weichen, oft allzu fein

empfindenden süddeutschen Jüngling. Wie ein Liebender schreibt der Gewaltige bei ihrer ersten Trennung an seinen „allersüßesten Melanchthon“. Von seinem „Philippchen“ getrennt zu werden, war ihm der tiefste Schmerz, als zu Augsburg im Herbst die Aussicht, Wittenberg verlassen zu müssen, an Luther herantrat. Sein Philippus war für ihn die Ergänzung, die er brauchte, und es ist einer der vielen menschlich schönen Züge an Luther, wie der große Mann die Eigenschaften des glänzenden Talents, die ihm versagt waren, weit höher anschlägt als seine eigenen Leistungen.

Wenn man vielfach den humanistischen Reformator gegenüber dem theologischen als den freieren Geist betrachtet hat, so wird wohl richtiger zu sagen sein, Melanchthons Gebundenheit bezog sich auf andere Vorstellungen, war aber nicht minder groß. An der inneren Emanzipation der Poetenschüler hatte er nie teil gehabt. Er hat vielmehr das Erbteil an ernster Frömmigkeit und pünktlicher Kirchlichkeit, das ihm die Erziehung durch gläubige Frauen ins Leben mitgegeben, treu bewahrt. Von Freigeisterei findet sich auch in seiner humanistischen Periode keine Spur. Der Teufel spielt in seiner Vorstellungswelt keine so große Rolle wie in der Luthers, dafür fühlt er sich abhängig von dem Stand der Gestirne, unternimmt keine Reise ohne Rücksicht auf die astrologische Konjunktur und stellt seinen Freunden das Horoskop. Er hört nicht verschmitzte Dämonen kichern wie Luther, aber es beunruhigt ihn, wenn ein Schwarm Galgenvögel zu seiner Linken aufflattert, er glaubt in rechtzeitigen Warnern himmlische Boten vor sich gehabt zu haben und achtet auf Omina und Prodigia. Angebliche Mißgeburten, wie die des Papstesels, werden von ihm ebenso gläubig gedeutet wie von seinem großen Freunde. Zu den mittelalterlichen Wahnvorstellungen hat er sogar noch einen Teil der antiken gefügt, so gut wie die italienischen Humanisten, die die Nymphen und Oreaden belauschen und sich, wie Poggio, gläubig erzählen lassen, daß tapfere Waschfrauen an der dalmatinischen Küste einen zudringlichen Tritonen mit Bachkieseln erschlagen haben. Ist doch der schlimmste Wahn der Zeit, der Hexenglaube, gerade durch die Philologen aus den alten Schriftstellern bereichert worden. Über die Deutung der Träume hat Melanchthon dem in Straßburg gedruckten „Traumbuch Artemidori, des griechischen Philosophen“ eine eigene Abhandlung beigegeben.*) Nach ihm

*) Vgl. K. Hartfelder: Der Aberglaube Philipp Melanchthons. Histor. Taschenbuch. Sechste Folge. VIII.

entstehen die weissagenden Träume „aus besonderer Kraft und Einwirkung des Gestirns, durch welche die angeborene und natürliche weissagende Kraft, im Menschen verborgen, erweckt und getrieben wird". Mit seinen eigenen Weissagungen hat er freilich kein Glück. Aus einem Traume 1526 weissagt er, Luthers Käthe werde eine Tochter bekommen, statt dessen kam ein Sohn. Dem Kinde Melanders weissagte er nach den Linien seiner Hand eine große Gelehrtenlaufbahn, aber es war kein Knabe, wie er gemeint hatte, sondern ein Mädchen. Er erzählt gläubig, daß in Bologna eine weibliche Leiche durch Kraft eines Nekromanten drei Jahre mit den Menschen aß, trank, tanzte und erst als ein anderer Magier ihr das Zauberamulet unter der Achselhöhle hervorzog, stürzte sie zusammen und verfiel der Verwesung. Die von Manlius mitgeteilte angebliche Erzählung des Magister Philippus über Faust ist anfechtbar, da Melanchthon so wenig wie die andern Theologen in ihren Briefen und Schriften von der Anwesenheit dieses Schwarzkünstlers in Wittenberg das mindeste wissen, aber andere Zauberer erwähnt er durchaus gläubig. Seiner eigener Tante erschien das Phantom ihres gestorbenen Mannes und lähmte ihr durch einen Händedruck für Zeit ihres Lebens die Hand. Als jener Schulmann Nesen, den Luther von Frankfurt nach Wittenberg zog, in der Elbe ertrank, will Melanchthon dieses Unglück nach einem Traume vorausgeahnt haben. In allen solchen Dingen saß Luthers Bauernverstand viel fester im Sattel. „Der Astrologe und Sterngucker," sagt Luther, „gemahnt mich an die Würfel, die immer zwölf werfen sollen, wie oft sie aber zwei, drei, vier, fünf geworfen haben, sagt man nicht. Wenn's einmal eintrifft, wird's überall gerühmt, aber von dem andern, das gefehlt hat, schweigen sie still." „Philippus hat sich oft heftig bemüht, und beflissen, daß er mich möchte bewegen, daß ich seine Meinung billigte, und es mit ihm hielte, aber er hat mich niemals können bereden noch bringen. Ich bleibe hart und feste auf der Meinung, die die Bauern haben, mit denen halt' ich's, wenn ein heißer Sommer ist, daß ein kalter Winter darauf folgt"; das war seine ganze Astrologie. Ein nicht geringer Teil ihrer Unterhaltungen bezog sich auf solche Streitfragen; sie geben uns ein außerordentlich lebendiges Bild von dem Verkehr in dem „Gemach über der Elbe", wo Luther, wie er sagt, sein Wittenberger Bier mit „seinem Philippo und Amsdorf" getrunken hat. Durch viele Jahre war Magister Philippus dem großen Theologen der liebste Umgang. „Wenn sie abends", so malt uns Georg Ellinger das Verhältnis der beiden Männer aus, „in

Luthers Zelle saßen oder unter dem Birnbaum, unter dem einst Staupitz dem verzagenden Martinus Trost zugesprochen hatte, dann wird Luther dem unter so ganz andern Verhältnissen aufgewachsenen Freunde von seiner harten Jugend und seinen bäuerlichen Vorfahren erzählt haben, und vielleicht stammt schon aus jener Zeit das Wort, in welchem Melanchthon die überragende Gestalt des unvergleichlichen Mannes treffend gezeichnet und es ausgesprochen hat, daß ihm die führende Stellung auch dann nicht hätte entgehen können, wenn er wie seine Väter auf dem Lande geblieben wäre: ‚Ihr würdet ein oberster Schultheiß, Heimbürger und was sie mehr für Ämter im Dorfe haben, oder irgend ein oberster Knecht über die andern geworden sein'."*) Daß die widerspruchslose Unterwerfung des Philologen unter den Theologen mit der Zeit nur eine äußerliche wurde und Melanchthon je länger, je mehr innerlich reagierte gegen die Überwältigung seiner eigenen Natur durch den Gewaltigen war eine Notwendigkeit ihrer verschiedenen Anlagen. Man hat dabei Melanchthon stets als den Unterdrückten betrachtet und er hat sich selbst so betrachtet. Aber Luther konnte eine Gegenrechnung aufstellen. Für seine starke Natur war Melanchthons Ängstlichkeit, seine stete Skrupelfängerei, seine Anbetung durchaus verderblicher formaler Talente und politischer Gegner gewiß schwer zu ertragen und es gehörte eine ungewöhnliche Selbstbeherrschung dazu, wenn der Leidenschaftliche dann seinen Zorn niederkämpfte, eine ungewöhnliche Güte, wenn der Starke die Schwächen des Freundes trug, ohne an ihm irre zu werden. In diesen Maientagen ihrer Freundschaft aber war Luther voll Bewunderung für das Wissen und Können seines jungen Freundes und Melanchthon schaute mit tiefer Verehrung zu dem „Elias" empor, der ihm des Lebens tiefsten Sinn erst erschlossen hatte. Es lag aber in der Art ihrer Anlagen und ihres Temperaments, daß dieses Verhältnis nicht dauern konnte. Nicht bloß in Melanchthons Empfindlichkeit und Ängstlichkeit, sondern auch in dem tyrannischen Zwang, den der Genius stets über seine Umgebung ausübt, lagen die Gründe der späteren Entzweiung. „Zum Knecht zu groß und zum Genossen des großen Donnerers nur ein Mensch", konnte sich Melanchthon auf die Dauer in diesem Verhältnis nicht wohl fühlen. Durch alle Freundschaft geht ein tragischer Zug, der Konflikt der Selbsthingabe mit dem Trieb der Selbstbehauptung. Wenn Magister Philippus in seiner sinnigen,

*) Ellinger a. a. O. S. 96.

pietätsvollen Weise das Andenken an Erasmus pflegte, dessen Schriften ihn noch immer mit Bewunderung füllten, so hatte er dem großen Donnerer gegenüber ein böses Gewissen, stimmte er aber ein in seine Donner, so verleugnete er seine eigene Meinung und hatte wiederum ein böses Gewissen. So konnte eine Zeit kommen, in der er die Jahre, die er neben Luther gelebt hatte, als eine Knechtschaft bezeichnete. Damals aber, in der Zeit der Maien, glaubte er nur der Empfangende zu sein und seine Bewunderung für den großen Reformator verbarg ihm noch die Tatsache, die er später schmerzlich inne wurde, daß er seiner eigensten Natur untreu geworden war, als er es unternahm aus einem Humanisten ein Theologe zu werden. Nachdem er sein ganzes Leben der Theologie geopfert hatte, freute er sich auf den Tod, weil nur dieser ihn erretten könne von der Wut der Theologen. In diesem Abfall von seiner eigenen Natur wurzeln nicht bloß die späteren Zerwürfnisse mit Luther, sondern sie sind der letzte Grund des Unbehagens, das für Melanchthon ein Begleiter durchs Leben geworden ist.

XIII

Luther in Augsburg 1518.

Nicht erst die schneidigen Schriften des Sommers 1518, sondern schon das Aufsehen, das die fünfundneunzig Thesen Luthers gegen den Ablaß gemacht hatten, lenkte die Blicke der deutschen Fürsten, die eben jetzt in Augsburg um Kaiser Max versammelt waren, auf den Mönch in Wittenberg. Die Bewegung der Geister, die Luthers Widerspruch gegen den allen Vernünftigen verhaßten Volksbetrug hervorgerufen hatte, war doch schon so bedeutend, daß jede der auf dem Reichstage vertretenen Parteien dieselbe auszubeuten suchte. Aufs neue wurde die Aufmerksamkeit, namentlich der geistlichen Stände, auf den Mönch gelenkt durch Thesen über die Kraft des Banns, die als Extrakt seines Sermons über diesen Gegenstand durch unbekannte Hand verbreitet worden waren. Daß diese untergeschobene Schrift den Weg nach Augsburg gefunden hatte, erregte Spalatins Verwunderung und da sie Luthern zugeschrieben wurde, hatte sie diesem den großen Unwillen der deutschen Bischöfe zugezogen. Auch den beiden Vertretern des Papstes waren sie zugegangen und Spalatin fürchtet, daß diese sie nach Rom gesendet hätten. Luther ließ nun seinen Sermon selbst drucken, was aber die Herren am sächsischen Hofe für einen zweiten Fehler erklärten.

Der päpstliche legatus a latere, Kardinal Cajetan, früher General der Dominikaner, hatte von Rom die Instruktion mitbekommen, das mit der husitischen Ketzerei noch immer behaftete böhmische Reich wieder völlig in den Gehorsam der Kirche zu bringen und auch die benachbarten Gebiete, die von dem ketzerischen Gifte angesteckt seien, davon zu reinigen. Die Unterdrückung der Wittenberger Opposition gehörte also gleichfalls zu seinen Aufgaben. Der Kaiser, der sich der päpstlichen Unterstützung für die Wahl seines Enkels Karl zum römischen Könige versichern wollte, redete anfänglich der Kurie, dann dem Kurfürsten nach dem Munde. Zu-

nächst empfahl er dem Papste, diesem fürwitzigen sophistischen Disputieren des Wittenberger Mönchs zu steuern und indem er Luthers Lehre vom Bann mißbilligte, versicherte er Leo seines guten Willens, auch seinerseits der Ketzerei entgegenzutreten. Sobald aber die Kurie ihm Schwierigkeiten machte, sagte er dem kurfürstlichen Rate Pfeffinger, Luthers Thesen seien nicht zu verachten; Luther werde ein Spiel mit den Pfaffen anfangen. Der Kurfürst möge den Mönch fleißig bewahren, weil man sein vielleicht einmal bedürfe. Der dem Wittenberger wohlgeneigte Humanist Wimpheling wurde zu einem Gutachten über den Streit aufgefordert und bestärkte den Kaiser in dieser hinhaltenden Politik, da die Bischöfe dadurch angetrieben würden, nach einer Reform der Kirche zu verlangen und dann habe Max Gelegenheit als Schirmherr der Kirche aufzutreten. Bereits aber bekämpften die Stände den Türkenzehnten, den Kaiser und Papst verlangten, mit dem Argumente, daß der gemeine Mann sich schon jetzt darüber beschwere, daß durch die Indulgenzen so viel Geld außer Landes gehe. Streitschriften gegen die römischen Erpressungen erschienen, die ein Nachklang von Luthers Thesen waren. Auch Luther selbst sprach sich in einem Briefe an Spalatin gegen den Türkenzehnten aus. Aber seine Predigt über den Bann hatte ihm am Reichstag geschadet. Für bischöfliche Ohren klang seine Theorie, daß die wahre Gemeinschaft der Kirche keine sichtbare, sondern eine unsichtbare sei, von der man nur durch die eigene Sünde geschieden werden könne, doch allzu husitisch. Spalatin hatte den Eindruck, daß diese Geringschätzung des kirchlichen Bannes den Bischöfen anstößiger sei, als die Angriffe auf den päpstlichen Ablaß. Den Wunsch Luthers, der ihm von den Wittenberger Freunden an die Hand gegeben war, der Kurfürst möge ihm zur Reise nach Rom das freie Geleit durch sein Land verweigern und ihm so einen plausiblen Vorwand schaffen, um sein Ausbleiben in Rom entschuldigen zu können, wies Friedrich ab. Es war nicht seine Art sich mit unnötiger Verantwortung zu beladen. Auch Spalatin wollte von einer Urlaubsverweigerung, die zudem hätte zurückdatiert werden müssen, nichts hören. Er hatte inzwischen einen anderen Ausweg gefunden und schrieb an den kaiserlichen Rat Renner, Kaiser Max möge doch die Kurie bestimmen, die Zitation beruhen zu lassen und statt dessen deutsche Bischöfe oder Universitäten als Schiedsrichter für Luther auswirken. Als der Kaiser sich darauf nicht einließ, bat der Kurfürst den Kardinal Cajetan, der als legatus a latere an Stelle des Papstes stand, Luthern in Augsburg zu verhören, und Spalatin versicherte seinen

Freund, er werde den Legaten viel milder und zugänglicher in seiner Sache finden, als er annehme. „Der Kurfürst," so erzählt Mykonius, „erlangte mit vieler Unkost, daß der Papst den Luther nicht gen Rom zwingen, sondern die Sachen in teutschen Landen committieren, examinieren und judicieren wollt lassen. Dazu erbot er sich die Unkosten zu tragen, und Lutherum darzustellen." Inzwischen hatte sich auf Luthers Wunsch auch die Universität für ihn in Bewegung gesetzt. Am 25. September richtete sie eine Bittschrift an den Papst, derselbe möge dem Bruder Martin mit Rücksicht auf seine Gesundheit und die Gefahren der Reise das Verhör in Rom erlassen. Die Universität bezeugte ihm, daß seine Ansichten durchaus nicht mit dem Makel der Ketzerei befleckt seien, sondern daß er nur nach Brauch und Recht des Disputierens etliche Sätze aufgestellt habe, vielleicht in freierer Form als manche seiner Gegner vertragen konnten. Die Unterschrift des Rektors, der Magister und Doktoren einer so neuen Universität mochte in Rom wenig Eindruck machen, die Position Luthers gegenüber dem sächsischen Hof stärkte sie doch. Auch wendeten sich die Unterzeichner gleichzeitig an den Geschäftsträger des Kurfürsten in Rom, an Karl von Miltitz, dem sie das gleiche Anliegen in warmen Worten ans Herz legten. Diese Briefe nach Rom waren eben abgegangen, als von Augsburg die Aufforderung eintraf, Luther möge sich vor dem Kardinallegaten stellen. Luther hatte nach der Wiederaufnahme seiner Vorlesungen in Wittenberg gute und trotz seines Prozesses auch frohe Tage verlebt. Namentlich ist er erfüllt vom Lobe des neuen Kollegen Melanchthon, der ihm geistig weit mehr bietet als die andern alten Freunde. In jedem Briefe an Spalatin singt er das Lob des neuen Lehrers und empfiehlt den graecissimum, eruditissimum, humanissimum zu halten und aufzubessern und ist wie ein Vater besorgt, daß man den zarten jungen Gelehrten nicht überlaste. Überhaupt ist es das schönste Zeugnis für Luthers Tapferkeit, daß wir ihn, trotz seiner eigenen angefochtenen Lage, unausgesetzt mit Fragen der Berufungen, der Organisation und der Examenreform beschäftigt finden, während andere sich um ihn sorgen, ihn warnen und sein Ende vor Augen sehn.

Aber immer, wenn er auf eine längere Zeit des Wohlergehens und der Freude zurücksehen konnte, stellte sich unvermutet der böse Feind wieder ein, die gegenstandslose Angst, der Lebensschmerz, die Furcht vor dem Unbekannten, die gemütlichen Schrecken, eine rätselhafte innere Bangigkeit, die er seine Anfechtungen zu nennen pflegte. Zuerst in einem Briefe

vom 1. September ist ersichtlich, daß ihn der Anfall wieder mit voller Gewalt sich unterworfen hat. „Weder jene Zitation," schreibt er an Staupitz, „noch ihre Drohungen bewegen mich im mindesten. Du weißt ja, daß ich unvergleichlich Schlimmeres erdulde, was mich zwingt jene augenblicklichen und irdischen Blitze für nichts zu achten." Staupitz aber braucht ein seltsames Mittel, den Gebeugten zu trösten; er schreibt ihm am 14. September aus Salzburg: „Ich sehe nicht, was Dir bleibt als das Kreuz . . . Du hast wenig Gönner und es wäre zu wünschen, diese verkröchen sich weniger aus Furcht vor den Gegnern. Mir wäre es lieb, Du verließest Wittenberg auf einige Zeit, und kämest zu mir, damit wir zusammen leben oder sterben." Auch der Erzbischof Lang von Salzburg sei damit einverstanden. Luther fand nicht für gut, diesem Winke zu folgen und Lang, der unzuverlässige Günstling des ebenso unzuverlässigen Kaisers, war auch der letzte, dem er sich hätte anvertrauen dürfen.

In den letzten Tagen des September, als der Reichstag bereits zu Ende ging, brach Luther auf. Sein socius itinerarius auf diesem schwersten Gange seines Lebens war wiederum sein treuer Schüler, Magister Leonhard Beyer, der ihn im April nach Heidelberg begleitet hatte. Auch in Augsburg dachten beide eine Disputation abzuhalten, da sie von der in Heidelberg eine so günstige Wirkung verspürt hatten. Sie reisten über Weimar, wo der vom Reichstage bereits heimgekehrte Kurfürst damals residierte. Dem Gegner der Dominikaner bot das Franziskanerkloster gern Herberge, und Friedrich Mecum, der im gleichen Jahre zu Weimar als junger Priester angestellt worden war, erzählt: „Luther lag ein Nacht zu Weymar im Barfüßer Kloster, da er noch ein Meß hielt, und war noch eins mit den Mönchen." Am 29. September predigte er vor dem Kurfürsten, gedachte dabei aber seiner eigenen Lage nicht; nur einige Ausfälle auf die Bischöfe und auf einen der Hofleute flocht er ein, wie er Spalatin gesteht, der ihm die Predigt nachmals abforderte. Manche Zuhörer hatten an der Predigt auszusetzen, daß sie kein Wort von den Engeln sage, da sie doch am Tage des Engels Michael gehalten war. Empfangen hat ihn der Kurfürst nicht, doch schickte er ihm zwanzig Gulden zur Reise. Beim Abschiede von den Barfüßern sagte der Guardian zu ihm: „Lieber Herr Doktor, die Wahlen sind bei Gott gelehrte Leute. Ich hab' Sorg Ihr werd Euere Sachen für ihn nicht erhalten können. Sie werden Euch drob brennen." Darauf antwortete Luther: „Mit Nesseln ging es hin; aber mit Feuer wär' es zu heiß." Ratzeberger freilich denkt

bei dieser Erzählung an Luthers Reise nach Worms, bei der der Abt von Reinhardsbrunn dieselbe Warnung an Luther gerichtet haben soll, wobei doch zu bemerken ist, daß auf jener Reise Luther Reinhardsbrunn gar nicht berührte. War Luther in Weimar noch in der heitern und sorglosen Stimmung, die diese Worte voraussetzen, so hielt sie doch nicht vor. In regelmäßigen Intervallen kehrten seine Beängstigungen und Anfechtungen wieder, zuweilen gerade dann, wenn er seine volle Kraft am nötigsten hatte. Jene fröhliche Kampfesstimmung, in der er nach seiner Rückkehr aus Heidelberg so hellen Schlachtruf angestimmt hatte, war schon in Wittenberg von einem Anfall seiner Gemütskrankheit verdrängt worden. Jetzt auf der Reise überfiel ihn dieser Zustand aufs neue. Stumpf und freudlos zog er seine Straße. Man hat viel Worte gemacht über Luthers schweren Gang nach Worms. Ihm selbst ist der Gang nach Augsburg viel schwerer geworden. Als er nach Worms zog, war er klar und fest in sich selbst. Er wußte, was er zu tun hatte. „Ich kann nicht anders." Auf dem Wege nach Augsburg war er in sich geteilt, ob er nicht anders könne, solle, müsse? Er hörte nur die Stimmen, die sich untereinander entschuldigen und verklagen. Die erkannte Wahrheit wollte er nicht verleugnen, aber ebensowenig wollte er sich von der Kirche scheiden. Noch sah er kein Land. Mit dem Papste brechen war ein Sprung ins Dunkle. Dazu schlugen von Station zu Station nur Warnungen, nur Unheilsweissagungen an sein Ohr. Wie so ganz anders war das drei Jahre später! Nach Worms zog er aus mit Unterstützung seiner Stadt und seines Fürsten und begleitet vom Jubel der Nation. Ehrenwein in Leipzig, Triumphpforten in Erfurt, frohes Volksgedräng in Gotha, in Frankfurt und Worms. Freundliche Stimmen, die ihn bis an die Pforten des Reichstags begleiteten, vertraute Augen, die ihn drinnen leuchtend begrüßten. Nach Augsburg dagegen zog er einsam seine Straße, überall begegnete er besorgte, mitleidsvolle Gesichter und er selbst war krank an Leib und Seele. „Dir bleibt nichts als das Kreuz," hatte ihm Staupitz geschrieben. „Sie werden Euch brennen," hatte ihn der geistliche Gastfreund gewarnt. „Umkehren, umkehren!" rieten die Brüder in den Konventen. So sah er nun wirklich den Scheiterhaufen vor Augen und konnte nur das Eine denken: „Nun mußt du sterben. So ängstete mich das Fleisch." Oft sagte er vor sich hin: „Welch eine Schande werde ich meinen lieben Eltern sein." Scheurl, an den er in Nürnberg vom Kurfürsten gewiesen war und den er von Wittenberg her kannte, fand er in

Nürnberg nicht vor. Auch das war eine der Enttäuschungen, die ihm zu teil wurden, als er am 5. Oktober, geistig und körperlich völlig verfallen, die alte Stadt mit ihren hohen Giebeln und stolzen Kirchen betrat. Da ist es denn das Gemütliche am Ordensleben, daß der Mönch in jedem Konvent den oder jenen Bruder trifft, mit dem er früher in einem andern Kloster zusammen war. So fand Luther in dem Nürnberger Konvente als Prior seinen Wenzeslaus Link. Der sagte ihm offen, in dem Zustand, in dem er ihn sehe, dürfe Luther dem Kardinal nicht unter die Augen treten. Er gab ihm statt der abgerissenen Kutte, in der er gekommen war, eine eigene bessere und erklärte, er werde sich ihm selbst als Begleiter nach Augsburg anschließen. Auch der weitere Kreis, den Luther in Nürnberg vorfand, war seiner Sache wohl geneigt. Es waren die Freunde der augustinischen Mystik, die Staupitz um sich versammelte und unter denen Scheurl ein vielgeschäftiges Element war. Durch einen eigenen Bruderschaftsbrief hatte ihn Staupitz in ihre Konfraternität aufgenommen. Staupitzens Predigten hatte Scheurl nicht nur regelmäßig besucht, sondern sie auch lateinisch und deutsch herausgegeben. Durch ihn und den liebenswürdigen Generalvikar wurden dann auch Holzschuher, Baumgartner, Hans Sachs und manche andere Patrizier, die uns aus Dürers Bildern bekannt sind, in das religiöse Interesse hereingezogen. Auch Dürer hatte dem Wittenberger Mönche durch Scheurl seine Zustimmung zu den Thesen aussprechen lassen. Seit Scheurl Wittenberg verlassen hatte, war er theologisch Luthern immer näher gekommen. Luther hatte die Liebesanträge des in Worten immer überschwenglichen Kollegen mit Äußerungen trüber Melancholie beantwortet. Wie Staupitz gegenüber, so verbittet er sich auch von Scheurl die Lobsprüche, die ihn nur traurig machen. Das sich gegenseitig Beräuchern, wie es in den Humanistenkreisen üblich war, wies er sogar mit mönchischer Härte zurück. Dennoch war Scheurls Abwesenheit in diesem Moment für Luther eine Verlegenheit. Die Meinung der Brüder im Konvent war geteilt. Manche rieten, Luther solle umkehren und sich nicht in die Hände des unheimlichen Römers begeben. Aber wie sehr verkannten ihn die, die meinten, Luthers Niedergeschlagenheit sei Furcht vor Menschen. In einem Briefe, der nur teilweise erhalten ist, schreibt er: „Auch in Augsburg herrscht Christus. Es lebe Christus, es sterbe Martinus und jeder Sünder wie geschrieben steht.“ Der Brief nachhause vom 3. oder 4. Oktober klingt fest, und Luther ist es, der die Freunde zum Ausharren ermahnt. Geleitet von Link und Beyer setzte er

die Reise nach Augsburg fort. Aber sein körperliches Befinden wurde auf der weiteren Wanderung nicht besser. Noch kurz vor Augsburg erkrankte er an einem Magenübel. Drei Meilen vor der Stadt mußten die Begleiter für einen Wagen sorgen, da er nicht weiter konnte. Als er so ruhig im Wagen sitzen sollte, berichtet Luther selbst, habe ihn sein Dämon erst recht mit argen Gedanken gequält. So kam er am 7. Oktober leiblich und geistig krank in Augsburg an. Da dort kein Augustinerkloster war, stiegen die Brüder bei den befreundeten Eremiten vom Berge Karmel ab, und der Prior der Karmeliter, Lizentiat Frosch, der vor zwei Jahren in Wittenberg promoviert hatte, ließ es sich angelegen sein, aufs beste für den Kranken zu sorgen. Den treuen Leonhard Beyer aber schickte Luther sofort zu Staupitz weiter, um ihn zu bitten, ihm in Augsburg zur Seite zu stehn. Die Stadt der heiligen Afra war dem Mönche schon von seiner Romfahrt her bekannt und durch die Anwesenheit der ihm befreundeten Herren vom sächsischen Hofe war er wohlberaten und in regem Verkehr.

Der Reichstag war so gut wie zu Ende, aber Luther fand, daß seine Angelegenheit bekannter war, als er gedacht hatte. Er schreibt an Melanchthon, die Stadt sei voll Geredes und jeder wünsche den neuen Herostratus zu sehen. An den bekannten Humanisten und Ratsherrn Peutinger war er durch den Kurfürsten empfohlen, ebenso an den Ratsherrn Auer. Weniger Zutrauen hatte er nach seinen Briefen zu dem Kanonikus Langemantel und Cajetans Freund Urban von Serralonga. Auch die kurfürstlichen Räte, Pfeffinger, Rühel und Feilitzsch, standen ihm zur Seite. Peutinger zog ihn am 9. Oktober zu Tisch, wobei Luther die Familie des stattlichen Patrizierhauses kennen lernte. „Doktor, was tun Weib und Kind?“ fragt Luther, als er Peutingern im April 1521 zu Worms wiedersah. Schon jetzt rühmt er das warme Interesse, das der namhafte Gelehrte und Gönner Melanchthons ihm entgegenbringe. Der Verkehr mit diesem geistig so hervorragenden Kreise hat den Mönch geistig gefördert. Schon in Wittenberg hatte er eine Flugschrift gegen den Türkenzehnten gelesen und mit Spalatin über diese Forderung der Kurie korrespondiert. Jetzt lernte er die „Beschwerden der deutschen Nation“ gegen Rom kennen und hörte kluge und wohlunterrichtete Staatsmänner diese Fragen diskutieren. So trat er in den Ideenkreis ein, aus dem seine spätere Schrift an den christlichen Adel entsprungen ist und in den er sich, nach seiner Weise langsam, aber um so gründlicher einlebte.

Sich dem Kardinal auf Treu und Glauben zu übergeben, hinderten ihn die kurfürstlichen Räte. „Ich wußte ja nicht, was ein Wal wäre," sagt er später und da er so vertrauensvoll gewesen war, ohne kurfürstliches Geleit zu erscheinen, so bestanden die sächsischen Räte darauf, er müsse sich erst freies Geleit des Kaisers Max verschaffen, ehe er die Wohnung des Kardinals in der Fuggerei betrete. In der Tat war die Lage für ihn gefahrvoller als er wußte. Am 23. August 1518 war ein neues Breve an Cajetan ergangen. Dasselbe enthielt den Befehl, Luther sofort vor sich zu laden und sein Erscheinen nötigenfalls durch obrigkeitliche Gewalt zu erzwingen. Widerrufe er, so solle Cajetan den übeln Handel beilegen. Weigere er den Widerruf, so soll der Legat sich seiner bemächtigen und ihn nach Rom liefern. Ist der Ketzer dagegen nicht zur Stelle zu bringen, so soll Cajetan Vollmacht haben, ihn und seine Anhänger durch öffentliche Edikte für gebannte und verfluchte Häretiker zu erklären, von allen Obrigkeiten, einzig den Kaiser ausgenommen, bei Androhung des Banns, seine Auslieferung zu verlangen und jedes Territorium, das ihm Schutz gewährt, mit dem Interdikt zu belegen. Einen ähnlichen Befehl, sich des Luther zu bemächtigen, hatte am 25. August der Ordensgeneral in Rom an den Provinzial der sächsischen Augustiner erlassen, obgleich Luther als Observant gar nicht in dessen Obedienz stand. Da Staupitz versagte, versuchte man es mit Hecker. Man wird zugeben müssen, daß im Besitze einer solchen Vollmacht Cajetan mit Luthern sehr glimpflich verfuhr und daß er als feiner Diplomat ganz richtig erkannte, daß die Lage in Deutschland nicht danach angetan sei, mit solcher Brutalität zu verfahren, wenn die Kurie in Sachen der Kaiserwahl die Zwecke erreichen wollte, die ihr wichtiger waren als alle Augustinermönche. Anderseits war der Rat der Freunde sehr am Platze, daß Luther sich nicht in die Hand des Legaten begeben dürfe, ehe das nachgesuchte freie Geleit des Kaisers eingetroffen sei. Aber Kaiser Max, dieser unstete Gast, suchte damals Kräftigung von seinen Altersgebrechen in den Bergen. Er lag dem edlen Weidwerk ob und Gott mochte wissen, auf welcher Martinswand er sich wieder verstiegen hatte. So verstrichen drei Tage und Luther wird sie benutzt haben, um mit seinem socius itinerarius wieder eine Disputation wie in Heidelberg zu verabreden, die in ähnlicher Weise aufklärend und beruhigend wirken sollte; aber es kam nicht dazu, da Cajetan sie verhinderte.

Der legatus a latere, Cajetan, der als Stellvertreter des Papstes bei dem Reichstag beglaubigt war, hatte bei dem Bankier der Kurie, Jakob

Fugger, im Fuggerhause, seine Residenz aufgeschlagen, wo er von den deutschen Gästen wie Hutten einer genauen Aufsicht unterworfen wurde. Link meldete ihm Luthers Ankunft, dieser selbst aber wollte erst das kaiserliche Geleit abwarten, ehe er im Fuggerhause erscheine. Sein Kämmerer Urban von Serralonga, der unlängst im Wittenberger Schlosse gewesen und an den Luther gleichfalls empfohlen war, ließ ihm sagen, ehe er sich dem Legaten vorstelle, solle er noch mit ihm Rücksprache nehmen, aber Luther meldete sich nicht. Da erschien Urban selbst zweimal im Annenkloster. Sein guter Rat war, Luther solle nur zu allem ja sagen, was Cajetan meine. Am besten werde er es machen wie Joachim von Fiore, der es auf diese Weise fertig brachte, nicht für einen Ketzer zu gelten, obgleich er ein Ketzer war. Luther erwiderte, er müsse dem Rate der Herren folgen, an die ihn der Kurfürst gewiesen habe, der aber gehe dahin, erst das kaiserliche Geleit abzuwarten. Darauf fragte ihn der Welsche, ob er glaube, mit solchen Weitläufigkeiten seine Sache zu bessern? Er meine wohl, der Kurfürst würde seinetwegen zu den Waffen greifen? Luther erwiderte, das sei durchaus nicht sein Wunsch. Wo er dann aber bleiben wolle? „Unter dem Himmel.“ Bei dem zweiten Besuche meinte der Italiener, es handle sich ja nur um das Wort mit den sechs Buchstaben (revoco). Vorher wolle er doch erst widerlegt sein, sagte der Mönch. „Ob er denn mit dem Legaten ein Ringelstechen aufführen wolle,“ spottete der Kämmerer. Das mit den Ablaßpredigern habe Luther zu ernst genommen; man könne alles predigen, wenn es nur Geld einbringe. Was denn Luther mit Papst und Kardinälen anfangen würde, wenn er sie in seiner Gewalt hätte? „Alle Ehre würde ich ihnen erzeigen.“ „Da biß er,“ erzählt Luther, „nach welscher Manier in den Finger und sagte: ha, ha! Ging also und kam nicht wieder.“ Die geckenhafte Albernheit dieses Höflings, an den er übrigens durch den Kurfürsten selbst empfohlen war, erfüllte Luthern von vornherein mit Widerwillen gegen die ganze römische Botschaft. So findet er in einem Briefe an Karlstadt auch den Kardinal, „diese Sache zu richten ebenso geschickt als einen Esel zum Harfen“. Allein, wie schlimm wir von der römischen Staatskunst denken mögen, wichtige Angelegenheiten Eseln anzuvertrauen ist doch niemals ihre Gewohnheit gewesen und daß in Deutschland damals bei der Wahl eines römischen Königs wichtige Dinge zu betreiben waren, unterliegt keinem Zweifel. Schrieb doch Kardinal Medici an Cajetan: „Zu unsern Lebzeiten wird schwerlich je wieder eine so wichtige Frage auftauchen wie die, die Ew. Eminenz anvertraut ist.“

Der Kardinal war ein kleines, unansehnliches Männchen, aber er war ein Gelehrter ersten Ranges, der noch eben das jüngste Laterankonzil unter die Herrschaft seiner nicht gewöhnlichen Beredsamkeit gebeugt hatte. Dabei galt der frühere General der Dominikaner für den besten Kommentator der Summa des heiligen Thomas und war selbst hier in Augsburg mit der Veröffentlichung gelehrter Arbeiten beschäftigt. Auch über die Frage des Ablasses hatte er im selben Jahre wie Luther einen Traktat verfaßt, ohne dessen Thesen zu kennen. Aber der Hochmut des Kirchenfürsten, der in Luthern nur den untergeordneten Klosterbruder sah, durchdrang sich bei ihm mit dem Dünkel des Gelehrten, der das dilettantische Hereinreden eines deutschen Mönchs in eine der subtilsten Fragen der thomistischen Wissenschaft überaus lächerlich fand. So barg sich hinter den humanen, verbindlichen Formen, die Luther gelten läßt, doch ein starker römischer Hochmut, über den auch die deutschen Reichsstände klagten. Auch die Kurfürsten hatte es verdrossen, daß Cajetan bei der Feststellung der Rangordnung am Reichstage sich die Gleichstellung mit ihnen verbat. Hutten, der damals in der Behandlung der Augsburger Ärzte lange Wochen in der Reichsstadt verbrachte, sieht in Cajetan das rechte Musterbild eines hochmütigen Courtisanen. „Er liegt behaglich," so schildert Hutten Cajetans Leben in dem glänzenden Fuggerschen Palais, „in purpurnem Mantel hinter reichen Vorhängen, speist von Silber und trinkt aus Gold und das so lecker, daß er behauptet, in Deutschland haben die Leute gar keinen Gaumen; er verachtet die hiesigen Feldhühner und Krammetsvögel, weil sie den welschen nicht zu vergleichen seien, die ganz anders schmecken; unser Wildpret widersteht ihm, und das Brot nennt er unschmackhaft; beim deutschen Wein gehen ihm die Augen über und er ruft nach seinem Korsenwein." Um so kümmerlicher, so weiß die Augsburger Fama zu erzählen, ernähre er sein Gefolge, da er schmutzig geizig sei; auch ist er selbst trotz der Verweichlichung „mager, dürr, dünn wie eine Binse, saftlos, ein rechter Bettelmönch". So wenig wie mit der deutschen Kost, ist der Welsche in dem rauhen Augsburg mit dem Klima zufrieden. In seinem Dialoge **Inspicientes** führt darum Hutten Cajetan vor, wie er als **legatus a latere** die Sonne mit dem Banne bedroht, wenn sie ihr Geschäft nicht besser besorge und die Kälte austreibe, die den Italiener mitten im Juli plagt.

Etwas von den hochmütigen Formen dieses geistlichen Hofs hatte doch auch Luther zu erdulden, als er Dienstag den 12. Oktober 1518, nachdem sein Geleit endlich eingetroffen war, sich bei dem Kardinale im Fugger-

hause meldete. Sein Wirt, Prior Frosch, mit zwei Karmelitern vom Kloster der heiligen Anna, sowie die beiden Augustiner Link und Beyer gaben ihm das Geleite. Sie trafen den Kardinal in Gesellschaft eines andern Gliedes der Botschaft und seines Freundes Urban. Auch sonstige Welsche drängten herzu, um sich den kühnen sächsischen Mönch zu betrachten, der sie um die Ablaßgelder bringen wollte, von denen sie alle schmarotzten. Luther warf sich vor dem kleinen Herrn flach auf die Erde; als der Kardinal ihn aufstehen hieß, erhob er sich bis ins Knie und erst auf einen zweiten Wink stand er aufrichtig auf seine Beine. So hatte es ihm Urban vorher eingeschärft und Luther hatte beschlossen, dem Gewaltigen keine der Unterwürfigkeitsbezeugungen zu verweigern, die die Kirche einem einfachen Klosterbruder gegenüber einem Legaten a latere, dem Stellvertreter des Papstes, vorschrieb.

So stand er denn wiederum der verhaßten Dominikanerkutte gegenüber, dieses Mal überkleidet mit dem Purpurkragen der Kardinäle. Der Welsche hatte nach Luthers gewaltigen Schriften einen trotzigen Husiten zu finden erwartet, diese Begrüßung mußte einen solchen Verdacht zerstreuen. Als Cajetan zu schweigen fortfuhr, nahm Luther selbst das Wort, er sei gekommen, um sich zu entschuldigen, wofern er etwas Unbedachtes gelehrt und getan habe und sei bereit bessere Belehrung und Leitung anzunehmen. Der Kardinal schlug darauf einen väterlich freundlichen Ton an. Luther selbst schreibt an Karlstadt, daß ihn der Kardinal stets seinen lieben Sohn nannte und auch nachdem sich die Verhandlungen zerschlagen hatten, meinte er, persönlich gefalle ihm der Kardinallegat nicht übel; jedenfalls seien die andern viel schlimmer. Luthers Empfänglichkeit für Güte und Freundlichkeit verleugnete sich auch hier nicht. Cajetan aber, der jedenfalls mehr geistigen und humanen Gehalt hatte als Hutten ihm zutraut, behandelte den Mönch mit dem väterlichen Wohlwollen, das zu den Pflichten eines kirchlichen Obern gehörte. Mit italienischer Höflichkeit sprach er zunächst von Luthers Gelehrsamkeit und seiner schönen Wirksamkeit in Wittenberg. Was das übrige angehe, fuhr er fort, so wolle er den Streit väterlich beilegen. Die Sache liege ganz einfach. Nach einem päpstlichen Mandate, das er erhalten habe, müsse Luther dreierlei tun: erstlich seine Irrtümer widerrufen, zweitens geloben, niemals auf diese Materie zurückzukommen und drittens habe er zu versprechen, daß er nie wieder in ähnlicher Weise auftreten und den Frieden der Kirche stören wolle. Luther bat zunächst, ihm dieses römische Breve mitzuteilen.

Der Kardinal schlug das ab und hatte dazu alle Ursache, da dasselbe die Verhaftung Luthers anordnete, falls er nicht widerrufe und noch andere Gewaltmaßregeln in Aussicht nahm. Als nun Luther fragte, welches denn die Irrtümer seien, die er widerrufen solle, führte ihm der Kardinal in erster Reihe gerade den Punkt an, der in der Kontroverse mit Eck eine hervorragende Rolle gespielt hatte. Das ist immerhin verdächtig.*) Der strebsame Vizekanzler von Ingolstadt war nämlich zum Reichstag nach Augsburg herüber gekommen. Er suchte Luthern bei den Karmelitern auf und versicherte ihn neuerdings seiner Freundschaft. Dabei bat er ihn, ihm eine Disputation mit Karlstadt zu vermitteln, der sich in ihren Streit gemengt hatte. Daß ein Mann wie Eck nicht wegen Luthers zum Reichstage gereist war, sondern um sich dem Legaten zu empfehlen, wird man ohne weiteres annehmen dürfen, und so erklärt es sich am einfachsten, warum Cajetan gerade in dem Punkte, den schon Eck hervorgehoben hatte, Luthers hauptsächlichste Ketzerei sah, während doch in den Thesen noch viele andere Heterodoxien beanstandet werden konnten. Nach Luthers Bericht stellte der Kardinal die schon von Eck konstatierte Tatsache in den Vordergrund, daß die Bulle Unigenitus das Verdienst Christi als einen Titel des Ablasses bezeichne und zum zweiten focht er Luthers Meinung an, daß die heilsame Wirkung des Sakraments vom festen Glauben des Empfängers abhänge. Für Luther war von diesen beiden Fragen die weitaus wichtigere die über die Bedeutung des Glaubens für die Wirksamkeit des Sakraments. Ihm war diese Gnadenwirkung abhängig von dem Glauben, mit dem das Sakrament empfangen wird. Cajetan leitete sie ab aus der Macht der Kirche, Sünden zu vergeben. Die leichte Reue (attritio) wird durch die Gnade des Schlüsselamts zur vollen Reue (contritio) und durch dieselbe Gnade hebt der Priester die Wirkung der Sünde auf. Luther dagegen weiß, daß es die bußfertige Gesinnung und der feste Glaube des Empfängers an Christi Zusage ist, durch den er das Sakrament sich zum Heile gebraucht. Das werde er selbst im Tode bekennen, schrieb er dem Kurfürsten, und lieber alle seine andern Sätze abschwören als diesen. In seinen Seelenkämpfen, ob er das Sakrament sich zum Gerichte nehme oder zur Seligkeit, hatte ihm sein Erfurter Beichtvater gesagt, er solle es nur mit

*) Auch Spalatin schreibt: „Der Legat hatte es dafür geachtet, als hätte Doktor Martinus sie (die Bulle Unigenitus) nie gelesen. Aber Doktor Martinus hielt es dafür, der Legat hätte sie selbst nie gelesen, denn aus etlicher Eingeben."

festem Glauben nehmen, denn der Glaube sei es, durch den auch das Sakrament ihn selig mache. Diesen festen Grund, der ihn vor dem Versinken in Zweifel und Ungewißheit bewahrte, wollte ihm der Römer wieder umstoßen. Der Kommunikant, meinte der Kardinal, könne selbst nie wissen, ob er den rechten und vollen Glauben habe und müsse ungewiß sein, ob er die Gnade erlange oder nicht? Nicht in der unsicheren Sphäre subjektiven Glaubens, sondern in der objektiven Vollmacht der Kirche liege das Heil. Alle Gnadenwirkung beruhe auf dem Sakramente selbst und der Kraft der Kirche. Damit wäre Luther zurückgesunken in das tobende Meer der Zweifel, aus dem er sich gerettet hatte in der Überzeugung, wenn er nur sicher sei zu glauben, sei er auch seines Heiles sicher. Mit Beziehung auf diese innerlichste Frage wird Luther geschrieben haben, der Kardinal sei ein schlechter Theologe und unfähig geistliche Dinge zu richten, denn in Sachen der Ablaßfrage konnte er nicht leugnen, daß Cajetan das päpstliche Recht für sich hatte. Dreimal, im Sermon von Ablaß und Gnade, in der Protestatio vor den Resolutionen und in den Briefen an Scultetus und Leo X. hatte Luther erklärt, er unterwerfe sich auch den Dekretalbriefen der Päpste. Bei dieser Erklärung faßte ihn der Welsche. Ihm war Luthers Betonung des subjektiven Moments in der Sakramentsgnade schließlich minder wichtig. Um so mehr aber ereiferte er sich, daß Luther behauptete, das Verdienst Christi könne überhaupt nicht durch Menschen, also auch nicht durch päpstlichen Ablaß uns zugewendet werden. Der Priester habe keine andere Vollmacht als die, dem gläubigen und bußfertigen Sünder die gnadenreiche Zusage des Evangeliums zu verkünden. Luther hatte schon seinem Gegner Eck zugestehen müssen, daß Clemens VI. in seiner Extravagans Unigenitus anders entschieden habe. Auf diese Bulle steifte sich nun „auf etlicher Eingeben" auch der Kardinal. „Es war immer nur das Eine," schreibt Luther an Spalatin, „was er eifrig wiederholte: ‚Widerrufe, erkenne deinen Irrtum, so will es der Papst und nicht anders, du magst wollen oder nicht wollen.'" (Velis, nolis, et id genus alia.) „Hauptsächlich aber bedrängte er mich mit der Extravagans Clemens des Sechsten." „Hier, hier siehst du, daß der Papst entscheidet, die Verdienste Christi seien der Schatz des Ablasses: glaubst du oder glaubst du nicht?" Nähere Erklärungen oder Antworten duldete er nicht. „Mit großen Worten und lauten Reden führte er seine Sache." In der Tat handelte es sich hier um einen Eckstein von Luthers Thesen. Wenn der Ablaß kraft des Verdienstes Christi erteilt wird, so bezieht er

sich nicht auf die Kirchenstrafen, sondern auf die göttlichen Strafen im Diesseits und Jenseits, denn Christus ist gestorben, um Gottes Strafen, nicht um die Kirchenstrafen zu tilgen. Formell war Cajetan im Recht, wie das ja von Luther in den Asterisken schon zugegeben war. Vielleicht ahnte er auch, daß sein treuer Freund Eck, der ihn noch eben besuchte, dem Kardinal dieses Argument eingeblasen hatte. Aber was war das für eine Autorität, die man ihm hier entgegen hielt! Clemens VI., einer der berüchtigtsten Päpste von Avignon, der den Kaiser Ludwig den Bayer mit grausigen Flüchen überschüttet hatte, gewährte in der Zeit der tiefsten kirchlichen Schmach 1343 den Römern diese Bulle, die das Jubeljahr auf jedes fünfzigste Jahr festsetzte, und als Lohn für die Wallfahrt nach Rom den Pilgern Versetzung ihrer Seele in den Zustand nach der Taufe verhieß. Durch die Erträgnisse dieses Jubeljahrs sollten die Römer für die pflichtwidrige Abwesenheit des Papstes von seiner Kathedrale entschädigt werden. In dieser Bulle, in der der Papst die Gründe häuft, warum er berechtigt sei, Ablaß zu erteilen, wird allerdings auch des Verdienstes Christi gedacht. Aber was rechneten die Päpste nicht alles unter die Gründe, die sie berechtigten, Geld zu erpressen? Sollte der Augustiner die Lehre der Schrift und seines Ordensheiligen, daß Sündenvergebung nicht erlangt werde durch gute Werke oder gar für Geld, sondern daß wahrer Glaube und herzliche Buße allein die Verheißung der Gnade habe, verleugnen, weil es einem übel berufenen Papste von Avignon gefallen hatte, sich mit diesem A und O des Evangeliums in Widerspruch zu setzen? Aber Cajetan ließ keinen Einwand zu. „Credis, vel non credis?“ rief er. Luther erwiderte: salva scriptura, was ihm der Legat spöttisch zurückgab. Der Papst stehe über dem Konzil und lege die Schrift allein aus. Als Luther darauf hinwies, daß noch jüngst die Universität Paris gegen diese absolutistischen Theorien protestiert habe, erwiderte Cajetan nur, die Herren würden dafür ihre Strafe schon erhalten. Auf Luthers Schriftbeweise ließ er sich gar nicht ein und die anwesenden Italiener kicherten und lachten so oft er die Schrift zitierte. Schließlich erbat sich Luther 24 Stunden Bedenkzeit, die ihm der Kardinal bewilligte. Messer Urban, der versucht hatte, sich in die Verhandlungen einzumengen, aber von dem Kardinal zur Ruhe gewiesen worden war, begleitete die Mönche hinunter bis zum Hofe des Fuggerhauses, um seine Weisheit noch anzubringen, doch wies ihn Luther ebenso kurz ab wie der Kardinal, erbittert, daß man einen Widerruf von ihm verlange, ohne hören zu wollen, was er

eigentlich lehre. In das Annenkloster zurückgekehrt fand er Staupitz vor, der auf Beyers Meldung hin sofort nach Augsburg aufgebrochen war. Mit ihm und den sächsischen Räten wurden nun die weiteren Schritte festgestellt und Luther ließ sich dafür gewinnen, in völlig einwandfreier und formeller Weise festzustellen, daß er sich keinen Verstoß gegen die kirchlichen Ordnungen habe zuschulden kommen lassen. Mit Peutinger, Feilitzsch und zwei kaiserlichen Räten, begleitet von seinem Vikar Staupitz und einem Notar, erschien er Mittwoch den 13. Oktober vor Cajetan, und las dem Legaten einen Akt vor, wie ihn die sächsischen Rechtsgelehrten in ihren verschnörkelten Formen abgefaßt hatten. Er erklärte der Kirche gehorsam zu sein bis zum Widerruf, nur daß sie ihn hören und belehren solle. Er beteuert, daß er sich nicht bewußt sei, etwas gegen Schrift, Väter oder Dekretalen gelehrt zu haben, unterwerfe sich vielmehr ausdrücklich jeder rechtmäßigen Entscheidung der Kirche und sollte je etwas anderes gesagt worden sein, so möge es für nicht gesagt gelten. Widerruf könne von ihm nur nach einer geordneten Widerlegung verlangt werden, da er ja seine Sätze nur zum Zweck der Disputation aufgestellt habe. Zu einer solchen sei er sofort bereit, um von seiner Meinung öffentlich Rechenschaft abzulegen. Auch einem Schiedsgerichte der Universitäten Basel, Freiburg, Löwen oder Paris würde er sich gern unterwerfen. Cajetan behandelte diese Formalitäten von oben herab als Kindereien. Ihn erheiterte es, daß Luther meinte, man werde so viel Umstände mit einem Bettelmönche machen und so riet er ihm spöttisch, seinen Frieden mit der Kirche zu suchen. Es werde ihm schwer werden gegen den Stachel zu löcken. Luther ersuchte den Kardinal nun, ihm eine schriftliche Auseinandersetzung seiner Meinungen zu gestatten, nachdem sie gestern genug mit Worten gefochten hätten. Aber Cajetan wies diesen Ausdruck als ungehörig zurück. „Mein Sohn," sagte er verweisend, „ich habe nicht mit dir gefochten und will nicht mit dir fechten, sondern aus Rücksicht auf den durchlauchtigsten Fürsten Friedrich lasse ich mich herbei, dich väterlich und gütig zu hören, zu ermahnen und zu belehren." Als Luther nun traurig schwieg, erhob sich Staupitz und bat, der Kardinal möge in Gnaden gestatten, daß Bruder Martin seine Meinung schriftlich zu den Akten geben dürfe. Es kostete Mühe, den kleinen Herrn auch nur zu diesem billigen Zugeständnis zu bewegen. „Öffentlich sollte ich nicht disputieren," klagt Luther seinem Kurfürsten, „privatim wollte er nicht mit mir disputieren und schriftlich sollte ich meine Meinung auch nicht sagen dürfen." Das letztere gab der Kardinal

denn endlich zu. Nach diesem zweiten Verhör war es, daß Luther den erbitterten Brief an Karlstadt schickte, in dem von einem Esel und einer Harfe die Rede ist. Am Mittag des Verhörtages selbst schrieb er, in seine Zelle bei den Karmelitern eingeschlossen, mit fliegender Feder die Verantwortung, in der er erklärte, er unterwerfe sich den Dekretalen, aber so, daß er sie im Einklang mit der Schrift auslege. Man müsse sie hören wie die Stimme des Petrus, aber auch Petrus habe nach Gal. 2 zuweilen geirrt und sei durch andere verbessert worden. Dekretalbriefe, die gegen die Schrift und die christliche Liebe verstießen, könnten darum ihn nicht verpflichten, wie ja vielfach frühere Dekretale durch spätere berichtigt worden seien. Als oberste Autorität habe immer die Schrift zu gelten, wofür er zahlreiche Stellen der Lehrer anführt. Noch immer sei seine These unwiderlegt, daß Ablaß nichts sei als Nachlaß der Genugtuung, das ist guter Werke, als Almosen, Fasten, aufgelegter Gebete u. dgl. Einen Schatz überschüssiger Verdienste der Heiligen gebe es überhaupt nicht. Die Heiligen seien Sünder wie alle Menschen und würden nicht durch eigenes Verdienst, sondern allein durch Gottes Barmherzigkeit selig. Das Verdienst Christi aber teilt der Papst aus kraft des Schlüsselamts und nach dessen Normen. Dazu wiederholt er seine Versuche, die Bulle im Einklang mit der Schrift auszulegen, was ihm freilich schwer wird. Noch fester besteht er auf seinem Satze, daß nur durch den Glauben der Mensch das Sakrament sich zum Heile nehme, wofür er wieder eine Reihe von Sprüchen der Schrift und des heiligen Augustin und Bernhard anzuführen weiß. „Diese und viele andere Beweisstellen zwingen mich, nehmen mich gefangen, führen mich zu der Lehre, die ich ausgesprochen habe; darum, hochwürdigster Vater in Christo, bitte ich demütig, milde mit mir zu handeln, mit meinem Gewissen Mitleid zu haben, mir ein Licht zu geben, dadurch ich dieses anders verstehen könnte“ und in rührenden Worten fleht er zum Schlusse den Kardinal an, er möge sich bei dem Papste dafür verwenden, daß er seine Seele nicht in die Finsternis hinausstoße, die doch nichts anderes als das Licht der Wahrheit suche und ganz willig und bereit sei zu weichen, wenn man sie eines Bessern belehre. Am folgenden Donnerstag den 14. Oktober übergab Luther, dieses Mal begleitet von den sächsischen Räten Feilitzsch und Rühel, dem Kardinal diese Denkschrift. Der Legat nahm sie mit unverhohlener Verachtung entgegen; es seien das leere Worte, doch versprach er, die Schrift nach Rom zu schicken. Dem Kurfürsten schrieb er, Luther habe das Papier mit Bibel-

sprüchen vollgeschrieben, die nicht zur Sache gehörten. Sodann ging er zu einer langen thomistischen Auseinandersetzung über, um Luther zum Widerrufe zu bestimmen. Auf Verhandlungen ließ er sich aber nicht ein. Als Luther auch die Stimme erhob, und im Ärger den legatus a latere schlechtweg mit Ihr anredete, rief ihm Cajetan auf italienisch zu: „Bruder, Bruder, gestern warst du gut, heute bist du ganz verkehrt." „Mehr als zehnmal," schreibt Luther, „fing ich an, ihn zu unterbrechen, eben so oft donnerte er weiter und herrschte allein. Da fing auch ich an zu schreien und sagte, wenn er beweise, daß jene Extravagans sage, die Verdienste Christi seien der Schatz der Kirche, so wolle ich widerrufen." Die Höflinge des Kardinals brachen in ein höhnisches Gelächter aus, sie hatten ja immer gesagt, fratello werde schon widerrufen, wenn man ihn mit dem Banne bedrohe. Luther aber schreibt, auf diese Erklärung habe Cajetan mit einer unsagbaren Geste das Buch genommen und keuchend die Extravagans vorgelesen bis zu den Worten: „Daß Christus durch sein Leiden einen Schatz erlangt habe." Da unterbrach ihn Luther, wenn Christus durch sein Verdienst einen Schatz e r l a n g t habe, sei sein Verdienst nicht selbst dieser Schatz, sondern der Schatz sei das, was das Verdienst erlangte, d. h. die Schlüsselgewalt. Als der Kardinal stutzte, rief ihm Luther kecklich zu: „Euer Ehrwürden wollen nur ja nicht glauben, daß wir Deutsche keine Grammatik verstehen. Einen Schatz verdienen und ein Schatz sein ist zweierlei." Aber dem Kardinal mißfiel dieser Ton und er rief: „Es ist genug, revoziere!" Luther bat statt dessen, der Kardinal wolle doch nach Rom berichten, wie er den besten Wille habe, sich belehren zu lassen. Aber Cajetan erwiderte, er werde, falls Luther nicht widerrufe, oder aber sich sofort in Rom seinen Richtern stelle, über ihn und alle seine Anhänger den Bannfluch verhängen, wozu er bereits ein genügendes Mandat in Händen habe. Als Luther schwieg, sagte er erbost: „So gehe und komme nicht wieder, es sei denn zum Widerruf".

Und Luther ging. Darauf aber hatte der Kardinal nicht gerechnet. Seine Absicht war, die Sache beizulegen, nicht sie zum Bruche zu treiben. Da in einem Streite über den Ablaß die Kurie ganz Europa gegen sich hatte und die politische Lage engste Allianz mit dem Kurfürsten von Sachsen verlangte, den man je nach Umständen sogar als einen passenden Gegenkandidaten gegen Karl von Burgund ins Auge gefaßt hatte, wollte Cajetan keinen Bruch. So ließ der Legat sich Staupitz und Link kommen; der Vikar solle Luther zum Widerrufe zwingen. Aber Staupitz meinte, er sei diesem

weder an Gelehrsamkeit noch an Talent gewachsen, er wolle alles der weltbekannten Beredsamkeit des Herrn Kardinals überlassen, der ja für alle an Stelle des Papstes stehe. Da soll Cajetan erwidert haben, er wolle nicht mehr mit dieser Bestie reden, denn der Mönch habe tiefe Augen und wunderbare Spekulationen in seinem Kopfe. „Nolo amplius cum hac bestia loqui. Habet enim profundos oculos et mirabiles speculationes in capite suo.“ Sehr nach dem klassischen Latein der römischen Kardinäle klingen diese Worte nicht und die großen Latinisten Bembo oder Sadoletus würden ihrem Kollegen ein solches Küchenlatein verwiesen haben. Myconius ist es, der die Anekdote berichtet, aber es gibt eine Doublette zu diesen Worten in den Tischreden. Luther selbst erzählt, Pollich von Mellerstadt habe in seiner ersten Lehrzeit in seinen Vorlesungen hospitiert und einmal das Auditorium mit den Worten verlassen: iste frater habet oculos. Mirabiles habebit fantasias. Zweimal werden wohl dieselben Worte nicht gesprochen worden sein, und sie scheinen eher im Munde eines Wittenberger Arztes als eines italienischen Gelehrten glaubhaft, zumal sie eine Bescheidenheit bei Cajetan voraussetzen, von der dieser weit entfernt war. So drastisch das Wort ist und so leicht es sich einprägt: historisch ist es schwerlich. Link gegenüber machte Cajetan übrigens noch ein nachträgliches und allerletztes Angebot. Er wolle Luthern seine Sätze über die Unerläßlichkeit vollen Glaubens für die Wirksamkeit des Sakraments nachsehen, nur seine Aussagen über den Ablaß müsse er unbedingt zurücknehmen, denn hier handelte es sich um eine Sache, bei der für die Kurie die Nachsicht aufhörte. Aber in dem Streite mit dem welschen Tyrannen hatte auch Luther den starren sächsischen Nacken wieder aufgerichtet. Noch am Abend des 14. Oktober schrieb er an Spalatin, er werde überhaupt nichts zurücknehmen. Auch stärkte der Beifall der Politiker sein Selbstgefühl. Aus dem Reichstagsgewühl, das ihn umrauschte, waren ihm mehr ermutigende, als warnende Stimmen zugekommen. „Ich habe,“ schrieb er, „aller Menschen Gunst und Zufall, allein ausgenommen vielleicht den Haufen, der es mit dem Kardinal hält.“ So kündigte er Spalatin an, er werde von dem Spruch des Legaten appellieren und die Darstellung seiner Lehre, wie er sie dem Kardinal eingereicht, veröffentlichen, ja sie in aller Welt verbreiten, wenn man fortfahre mit Gewalt vorzugehn wie bisher. Die öffentliche Disputation zwar, die Luther noch immer beabsichtigte, unterblieb, aber in Briefen an Karlstadt und Melanchthon ermutigt Luther die Wittenberger, festzuhalten, auch wenn er selbst

nicht mehr zu ihnen solle zurückkehren dürfen. Ein Hauch der Wehmut zieht namentlich durch den Brief an seinen eben erst gefundenen Philippus, daß er des süßesten Umganges vielleicht für immer verlustig gehe. Wie ernst die Frage jetzt lag, zeigte auch das Verhalten seines Gönners Staupitz, der Luthern zwar gegenüber dem Kurfürsten verteidigte, und mahnte, auf das Brüllen des Löwen in Rom nicht zu achten, aber doch behutsam begann, sich selbst aus dieser Sache herauszuziehen. Zwar hatte er noch eben mit seiner Gabe, Luther im mittelsten Herzen zu treffen, diesem gesagt, was dem Mönche ein Wort vom Himmel war: „Gedenke, mein Bruder, daß du diese Sache im Namen unseres Herrn Jesu Christi angefangen hast", aber er selbst zog doch vor, die Verantwortung dafür dem Herrn Christo und Luthern zu überlassen. Es war das auch ganz nach Bruder Martins Sinn, der großmütig die Freunde von jeder Mitverantwortlichkeit zu befreien suchte. Um sie zu entlasten, schrieb er dem Kardinal, daß sowohl Staupitz wie Link ihn zur Unterwerfung ermahnt hätten. Er wich ihrem Zuspruch auch so weit, daß er dem Kardinal sein Bedauern ausspricht, gegen die Ablaßprediger allzu heftig aufgetreten zu sein. Im Kampfe mit einem Toren sei er selbst zum Toren geworden. Darum erbietet er sich jetzt zu dem Äußersten, was er zu bieten hat. Er will schweigen, wenn auch den Gegnern Schweigen auferlegt wird. Eine Entscheidung der Kirche werde er hören und befolgen, wollte er aber schon jetzt einen Widerruf leisten von Sätzen, die er nur zur Disputation aufgestellt habe, so könnte man ihm mit Recht vorwerfen, er wisse weder, was er behauptet, noch was er widerrufen habe. Daß Staupitz ihm diesen Brief noch abgewonnen hatte, zeigt, wie gut es war, daß forthin jeder von ihnen seine Straße für sich zog, denn der vorsichtige Prälat diente nur noch dazu, den tatkräftigen Schüler zu lähmen und zu hemmen. Staupitz hielt auch auf Grund von Warnungen Peutingers*) bereits sich selbst für gefährdet. Dazu kam er in eine schwierige Stellung, falls der Kardinal von ihm verlangte, er solle seinem Untergebenen kraft des Ordensgehorsams Widerruf auferlegen oder ihn exkommunizieren. Um dem zu entgehn, sprach er Luthern von der Obedienz gegen ihn als Vikar förmlich los: „Ich entbinde dich von dem Gehorsam gegen mich und empfehle dich der Gnade Christi." Natürlich wollte er mit diesem seltsamen Akte sich selbst von der Verantwortung für seinen Untergebenen befreien. Dann reiste er am

*) Kolde: Augustiner 443.

16. Oktober mit Link rasch nach Nürnberg ab, ohne sich von dem Kardinallegaten zu verabschieden, was dieser in seinem Berichte an den Kurfürsten höchst auffällig findet. Luther aber legte am gleichen Tage vor Notar und Zeugen eine feierliche Appellation von dem schlecht unterrichteten an den besser zu unterrichtenden Papst ein. Nach der damaligen offiziellen Sprache hieß das: Er bat den heiligen Stuhl um Verweisung seiner Sache an andere Richter. Namentlich die Tatsache, daß die römische Kommission, vor die er geladen war, von seinem Gegner Prierias beraten war, mußte dazu den jedermann einleuchtenden Rechtsgrund abgeben. Man hat es nachher Cajetan verdacht, daß es ihm nicht gelang, Luther, der kein Schisma wollte, zu beschwichtigen. Auch moderne Historiker suchen alle Schuld bei Cajetan. Wer tiefer sieht, wird doch nicht verkennen, daß diese Beschwichtigung nur möglich war, wenn man auf den Ablaß gegen Geld verzichtete. Um diesen Preis war Luther zu haben. Aber damals fand man schon den Gedanken daran lächerlich, denn das ganze Finanzsystem der Kurie beruhte auf dem Ablaß. Später freilich mußte man sich zu noch weit größeren Konzessionen verstehen und konnte dennoch das Schisma nicht mehr aus der Welt schaffen.

Die sächsischen Berater hatten Luther die Bitte um andere Richter als den milderen Schritt empfohlen, während Luther selbst lieber sofort an ein freies Konzil appelliert hätte. Freilich rieten diese Gönner ihm zugleich, sich nach Paris zu wenden, womit sie selbst der ganzen leidigen Sache ledig gewesen wären. Aber das Geld, das zu einer solchen Übersiedlung gehörte, wußten sie nicht aufzutreiben. Ratlos saß der von Staupitz und Link verlassene Mönch in dem Annenkloster, dem er nach seinem Gefühl schon zu lang zur Last fiel. Noch immer wartete er auf eine Antwort des Kardinals in betreff seines letzten Schreibens. „Ich blieb," berichtet er an den Kurfürsten, „den ganzen Samstag, keine Antwort, keine Weisung. Ich blieb den Sonntag und schrieb dem Herrn Legaten, es geschah nichts. Ich blieb noch einen Tag und noch einen Tag: da wurde mir das Schweigen unheimlich und allen andern auch und wir fürchteten Gewaltschritte." In fast treuherziger Weise schrieb er darum nochmals an Cajetan, daß er nun nicht länger mehr warten könne. „Eure väterliche Gütigkeit hat genugsam erkannt meinen Gehorsam, daß ich mich auf eine so ferne Reise, in so große Gefahr, dazu so schwach am Leibe, und allerdings arm an Zehrung hierher zu kommen begeben. Ich gedenke die Zeit hier nicht länger zuzubringen, wie ich auch nicht kann,

denn es fehlt mir an der Zehrung, auch bin ich den lieben Vätern, den Karmelitern, mehr denn zu viel beschwerlich gewesen. Ich ziehe nun in Gottes Namen davon, will sehen, wo ich an einen anderen Ort komme, da ich bleiben möge." Die Appellation an den besser zu unterrichtenden Papst bittet er gnädig aufzunehmen und in betreff der Zensuren wiederholt er dem Kardinal die Behauptung, die ihm die Bischöfe so übel genommen hatten, daß eine ungerechte Exkommunikation dem Gebannten nicht schade, sondern nütze, wie jedes für die Wahrheit getragene Leid. Auch auf diesen Brief antwortete der Gaetaner nicht. Die Flucht von Staupitz und Link hatte der Meinung Vorschub getan, der Nuntius bereite Gewalttaten vor. So folgte Luther in der Nacht vom 20. auf den 21. Oktober dem Beispiel seiner Obern. Den Weg dazu bahnte ihm derselbe Domherr Langemantel, dem Luther anfänglich mißtraut hatte. Wohl, um dem Kurfürsten von Sachsen, der ihm den Doktor empfohlen hatte, gefällig zu sein, ließ er Luthern ein Pförtchen in der Stadtmauer öffnen. So seltsam sein Einzug gewesen war, bei dem man ihn als kranken Mann in die Stadt fuhr, so seltsam war sein Abschied. Von einem alten Ausreiter des Rats begleitet, in seinen Mönchshosen und ohne Sporen, bestieg der Mönch ein Pferd und ritt auf der Straße nach Nürnberg acht Meilen ohne auszuruhen. Als im Städtchen Monheim abgesattelt wurde, fiel er steif vom Reiten und todmüde in die Streu und schlief den Schlaf eines Toten. Noch lange kannte man in Augsburg das Pförtchen, durch das Luther entwichen war, an dem Reiter, der darüber gemalt stand, und als die Spanier später die Stadt besetzten und die katholischen Fugger, Welser, Blomberge usw. wieder obenauf kamen, ließen sie das Bild abschlagen, das allen Evangelischen als Andenken an Luther teuer war. Aber auch Luther blieben seine Gänge in das Fuggerhaus in Erinnerung und er wußte wohl, wie das Ablaßgeschäft des Hauses ein Faktor in der Geldwirtschaft der Kurie war, die er beklagte. Darum lautete zwei Jahre später der Ratschlag Doktor Luthers an den christlichen Adel dahin: „Hier müßte man wahrlich auch den Fuggern und dergleichen Gesellschaften einen Zaum ins Maul legen. Wie ist's möglich, daß es sollt göttlich und recht zugehn, daß bei eines Menschen Leben sollt auf einen Haufen so große königliche Güter gebracht werden." Das war des Bettelmönchs Erinnerung an das Palais der großen Kaufherrn in Augsburg, in dem er aus- und eingegangen war.

In der Reichsstadt war von dem stolzen sächsischen Komitat nur

Bruder Leonhard Beyer zurückgeblieben, um dem Kardinal Luthers Appellation zu überreichen. Aber die Panik war im Zunehmen. Nachdem der Generalvikar, der Prior, der Doktor entflohen waren, getraute sich der junge Mönch auch nicht mehr in die Höhle des Löwen. Er bat vielmehr den Notar, die Appellation am Dome anzuschlagen. Auch das suchte ein einflußreicher Mann, den Luther unter seine besten Freunde gerechnet hatte, zu verhindern. „So sind die Menschen, wenn Gott sie nicht hält," seufzt der Augustiner. Zum Glück wußte Frosch, der Prior der Karmeliter, den Notar bei seinem Versprechen festzuhalten, so daß der Anschlag am 22. Oktober erfolgte. Inzwischen war Luther selbst wohlbehalten in Nürnberg bei Link und Staupitz angelangt, die ihn mit Sorge erwartet hatten. Für die Nürnberger änderte Cajetans Verfahren nichts in ihrer Stellung zu Luther. Selbst Pirkheimer, „Deutschlands erster Bürger", zog ihn zur Tafel. Die Briefe aus der Heimat dagegen, die Luther in Nürnberg vorfand, lauteten bedrohlich. Spalatin gab ihm Nachricht von jenem Breve des Papstes vom 23. August, in dem der Legat aufgefordert wurde, sich Luthers mit Hilfe des weltlichen Armes zu bemächtigen, alle seine Anhänger zu exkommunizieren und über die Orte, die sich seiner annähmen, das Interdikt auszusprechen. Luther erklärte dieses Breve für eine Fälschung und namhafte Gelehrte der Neuzeit waren der gleichen Meinung. Auffällig genug ist es auch, daß noch ehe die Hälfte der sechzigtägigen Frist abgelaufen war, die man Luthern gestellt hatte, er in dem neuen Breve als exkommunizierter Ketzer behandelt wird, aber anderseits hat Cajetan selbst in Augsburg behauptet, er habe eine solche Vollmacht aus Rom erhalten und ebenso weist der Staatskanzler Medici in einem Briefe vom 7. Oktober 1518 Cajetan darauf hin, daß er volle Freiheit habe, gegen Luther zu verfahren, „da in notorischen und öffentlichen Sachen weitere Förmlichkeiten und Vorladung unnötig seien". Zunächst galt es eben, sich des gefährlichen Menschen zu versichern, die Rechtskomödie in Rom konnte darum doch ihren Fortgang haben. Man hatte also in Rom seit der ersten Vorladung durch neue Nachrichten über Luthers Verhalten die Überzeugung gewonnen, daß es nötig sei, den Brand rasch auszutreten, ehe er um sich greife, und darum schickte man an Cajetan diese neue, weitergehende Vollmacht, die ihn zu schärfstem Vorgehen ermächtigte. Aber ein feinerer Mann als die römischen Kollegen hielt der **legatus a latere** es nicht für zweckmäßig, die Sachen so auf die Spitze zu treiben. Anderseits wird wohl er selbst dafür gesorgt haben, daß der

sächsische Hof erfuhr, welchen Gefahren er entgegengehe, wenn der Kurfürst fortfahre, sich des Ketzers anzunehmen. Des Kurfürsten Bedenklichkeiten, die man ihm häufig als Schwäche vorgeworfen hat, erklären sich unter diesen Umständen sehr natürlich. Luther glaubte an diese Nähe der Gefahr nicht, dennoch beschleunigte er so viel als möglich seine Heimreise. Der Reitknecht kehrte mit Langemantels hart trabendem Pferde, über das Luther noch später scherzt, nach Augsburg zurück. Für die Weiterreise scheint Staupitz ein neues Tier besorgt zu haben, das den Augustinern zu Ramsau gehörte, das sie aber niemals wiedersahen. Wenigstens schreibt Luther am 30. Mai 1519 an den dortigen Abt, Staupitz werde ihn entschuldigt haben, doch hätten sie das Pferd nicht ihm, sondern Gott gegeben. In Gräfenthal bei Saalfeld stieß Luther auf den Grafen Albrecht von Mansfeld. Der lachte über den Mönch zu Pferde und lud ihn ein, sein Gast zu sein. Hinter Leipzig schlug der einsame Reiter im Lande des Herzogs Georg auch einmal falsche Wege ein. Erst als er in Kemberg am Tage vor Allerheiligen anlangte, wo er vor Jahresfrist zu Schurf gesprochen hatte: „Wie wenn man's müßte leiden," fühlte er sich sicher. Um seinem Dankgefühl Ausdruck zu geben, las er sofort eine Messe. Den Jahrestag seiner Thesen brachte er bereits wieder in seiner Zelle zu. Was lag nicht alles für ihn in diesem einen Jahre! Es schied ihn von seiner ganzen Vergangenheit. Aber er war sicher und fest geworden. Die trüben, beklommenen Stimmungen hatte die Reise von ihm genommen.

XIV

Friedensverhandlungen.

„Ich bin voll Freude und Frieden," schrieb der glücklich Heimgekehrte am 31. Oktober an Spalatin in einem Briefe, der fast wie ein Leitmotiv zu seinem späteren Liede klingt: „Mit Fried' und Freud' fahr' ich dahin in Gottes Wille. Getrost ist mir mein Herz und Sinn, sanft und stille." Ja er wundert sich, daß seine Anfechtung vielen und bedeutenden Männern als etwas Großes erscheine.

Da sein Augsburger Patron, der Karmeliterprior Frosch, bald darauf nach Wittenberg kam, um sich unter Luthers Dekanat zum Doktor kreieren zu lassen, ist Luthers erste Sorge, diesem seine Gastfreundschaft zu vergelten und es ist erheiternd zu lesen, wie sich der Bettelmönch um ein stattliches Doktormahl und selbst um den Wildbraten müht, da er ohne die offene Hand des Kurfürsten den Besuch nicht so traktieren könnte, wie es dieser nach seinen Leistungen in Augsburg anzusprechen hat und die sächsische Ehre es nunmehr erfordert. Auch in kleinem Kreise gab er ihm noch ein Gelage und unterzeichnet die Einladung dazu an Melanchthon als „Brüderchen Luther", wie ihn Cajetan gegenüber dem Kurfürsten genannt hatte.

Es war das geschehen in einem Schreiben Cajetans, das schon vom 25. Oktober datiert war, in dem der Kardinal dem Kurfürsten einen ziemlich ironisch gefärbten Bericht über das Auftreten Luthers in Augsburg erstattete, das ihn nicht nur verwundert, sondern geradezu entsetzt und starr gemacht habe. Auf welchen Rückhalt der Mensch dabei vertraue, wisse er nicht, der Kurfürst aber möge ihn jetzt entweder nach Rom liefern oder wenigstens aus seinen Landen ausweisen. Entgegengesetzten Urteilen über Luthers Meinungen möge er nur ja kein Gehör schenken und nicht wegen eines losen Brüderchens den Ruhm seines katholischen Hauses mit dem Makel der Ketzerei beflecken. Bei der bekannten kirchlichen Gesinnung

des Kurfürsten mochte man damals noch in Rom über dessen letzte Entschließungen völlig unbesorgt sein. Daß die Frage nicht aus der Stelle rückte, daran trug wohl auch weniger Friedrichs Zustimmung zu Luthers Doktrinen die Schuld, als seine bekannte Art, die Geschäfte zu behandeln, da er, nach Spalatins Zeugnis, die Dinge am liebsten hinhielt. „Durft auch zuweilen einen Brief, daran ihm gelegen, ein zwanzig oder mehrmal lassen ändern und bessern bis seine kurfürstlich Gnaden endlich beschlossen." „Ich hab' wohl," meint Spalatin, „Leute davon hören reden, als sollte dieser Kurfürst nie haben können schließen." Friedrich habe es aber gemacht wie Fabius, der durch dieses Zaudern den Hannibal so ermüdete, daß er schließlich das Land verließ. So erfolgte auch jetzt wieder nur eine Vorverfügung. Das Requisitionsschreiben des Kardinallegaten wurde dem Angeklagten zur Äußerung zugestellt. Luthern war das erwünscht, denn nun konnte er der Darstellung des päpstlichen Gesandten seine eigene entgegensetzen, wobei er aber dem Kurfürsten freiwillig die Versicherung gab, er wolle sein Land verlassen und gehen, wohin Gottes Barmherzigkeit ihn führe, denn ihm liege nichts ferner als andere wegen seiner Person in Gefahren zu stürzen. Ja, er sagt dem hohen Herrn in aller Form Lebewohl. Noch am 22. November schreibt er Spalatin, er erwarte täglich die päpstliche Bannbulle und sei gegürtet wie Abraham auszuziehen, wohin wisse er nicht, aber Gott sei überall. Da kam am 2. Dezember durch Spalatin die Weisung, er solle bleiben. Die Universität hatte sich wiederum für ihn verwendet und die theologische Fakultät bekannte sich zu ihm, indem sie ihm das Dekanat übertrug. Nun war er guter Dinge. Da er die Angriffe des Prierias und Cajetan abgeschlagen, war ihm das Zetern der deutschen Dominikaner nur belustigend. „Nachdem ich die Löwen Moabs bestanden, sollen mich Moabs Hasen nicht mehr schrecken." Der Kurfürst antwortete dem Legaten erst nach mehreren Wochen und wiederum hinhaltend; er könne in Luther noch keinen überführten Ketzer sehen und finde darum das Verlangen des Widerrufs verfrüht. Luthern anderseits ließ er vor weiteren Herausforderungen warnen. Der aber hatte inzwischen seinen Bericht über die Augsburger Verhandlungen längst vollendet. Mit dem Druck wartete er nur auf die Rückkehr seines Bruders Leonhard Beyer, ob der über den weiteren Verlauf nach Luthers Abreise Nachträgliches zu berichten habe. Acht Tage später als der Doktor kehrte auch der socius itinerarius zurück und nun wanderte das Manuskript in die Druckerei, so daß das kurfürstliche Verbot zu spät kam. Nur eine

Stelle wurde nachträglich geschwärzt, um sie unleserlich zu machen. Sie enthielt, wie ein erhaltenes, intaktes Exemplar zeigt*), einen groben Ausfall auf Cajetan und den Bischof von Ascoli, die als Fälscher und Sykophanten behandelt werden, was der Kurfürst nicht wohl passieren lassen konnte. Auch hier handelte Luther nach seinem Grundsatze: „Wenn du dich vor dem Potzen im Hanse fürchtest, so frißt er dich“ und darum schlug er zu. Daß er, der einzelne Mann, nach den soeben gemachten Erfahrungen von der Macht und List der Feinde, und der Halbheit und Schwäche der Freunde, dennoch fröhlich beschloß, dem römischen Popanz zu Leib zu gehn, war die tapferste Tat seines Lebens, in der alle künftigen enthalten waren. In seinem Berichte über die Augsburger Verhandlungen gibt er zu, daß der Kardinal gnädig, ja fast allzugnädig mit ihm verhandelt habe. Den Gegensatz übertreibt er nicht, er nimmt aber nichts zurück und den Papisten in Deutschland und Rom erklärt er offen den Krieg. Sie sind der Behemot, der auch die frißt, die nichts verlangen als belehrt zu werden. Sein Geld habe er in Augsburg nicht umsonst ausgegeben, denn er habe eine lateinische Sprache gehört, in der „die Wahrheit lehren“ so viel heiße als „die Kirche zerrütten“. Er aber stehe auf dem Standpunkt, daß die göttliche Wahrheit eine Herrscherin sei auch über den Papst. Das werde er demnächst den römischen Hofschranzen noch deutlicher zu Gemüt führen, „denn das Herz ankert mir schon längst danach, so ein Spielchen zu haben und dergleichen Krieg zu führen, wie Josua gegen die von Ai geführt hat“, indem er die Feinde durch verstellte Flucht aus der Stadt lockte und darauf die Stadt einnahm und ihren König an einen Baum hängte bis zum Abend. Er bleibe dabei, das Verdienst Christi sei kein Ablaßschatz; möge eine Extravagans oder Intravagans das behaupten, die Schrift lehre das Gegenteil. Die Schrift wisse vom Ablaß überhaupt nichts. Wenn die Papisten frechlich vorgeben, der Papst könne nicht irren, so heiße das, die Schrift zugrunde richten und damit auch die Kirche. Wenn einer die Extravagans Clemens' VI. nicht kenne, werde er darum kein schlechterer Christ sein, wenn er aber dem Worte Christi seinen Glauben versagt, so ist er ein Ketzer. „Darum, mein lieber Leser, bezeuge ich vor dir hiemit, daß ich die römische Kirche ehre und ihr in allen Dingen folge, nicht aber denen, die unter dem Namen der römischen Kirche ein Babel aufrichten wollen und sobald sie

*) Weimarer Lutherausgabe 9, 205.

etwas denken und nur die Zunge regen können, es die römische Kirche nennen, als wenn keine heilige Schrift mehr da wäre." Damit hatte er zwischen sich und Rom eine klare Lage hergestellt und die Konsequenz derselben war, daß er jetzt tat, was er schon in Augsburg hatte tun wollen, er appellierte vom Papste an ein freies Konzil. Am 28. November 1518 erschien er mit seinen Zeugen vor einem Notar, der nach der Kapelle „zum Leichnam Christi" auf dem Wittenberger Kirchhof bestellt war, und legte von dem übel beratenen Papste und den von diesem eingesetzten Richtern Berufung an ein künftiges Konzil ein, wobei er sich derjenigen Formen bediente, in denen im März des gleichen Jahres die Pariser Universität gegen die Übergriffe des Papstes an ein kommendes Konzil appelliert hatte.

Die Lage war in diesen Tagen so kritisch für Luther wie nie in seinem Leben. Am 9. Dezember hört er aus Nürnberg, ein neuer Nuntius sei nach Sachsen unterwegs, Karl von Miltitz, der in einer Hand dem Kurfürsten die goldene Rose bringe, in der andern das Requisitionsschreiben, das Luthers Auslieferung verlange. Auf der Kanzel nahm darum Luther bereits seinen Abschied von der Gemeinde, falls er eines Tages plötzlich die Stadt werde verlassen müssen. Sie sollten sich dann durch die päpstlichen Zensuren, die gegen ihn wüten würden, nicht schrecken lassen. So hatte vor hundert Jahren Johannes Hus geredet, als er von seiner Bethlehemkapelle scheiden mußte und nach der Burg Stitnys am Tabor entwich. Auf einen ähnlichen Rückzug in ein verborgenes Haus des Kurfürsten dachten für ihn seine Freunde. Aber in ihm war ein Dämon, der ihn vorwärts trieb und über dessen geheimnisvolle Gewalt er selbst zuweilen nachdachte. Er fühlte sich als das Werkzeug einer höheren Macht. Als er seinem Wenzeslaus Link nach Nürnberg den Bericht über die Augsburger Verhandlungen schickt, schreibt er: „Weit Größeres will meine Feder gebären. Ich weiß nicht von wannen mir jene Gedanken kommen. Nach meiner Meinung stehn wir erst am Anfang dieser Sache und die Römlinge sind im Irrtum, wenn sie hoffen, das sei das Ende." Ein unbekanntes Etwas, das stärker war als sein eigenes Herz, als seine Vorsätze und seine Versprechungen, hatte wie ein Dämon sich eingenistet in seiner Brust und trieb ihn vorwärts auf der schwindelnden Bahn, die zu den Höhen der Geschichte führt oder in den Abgrund. In den mystischen Vorstellungen des Mittelalters erzogen, sah er hinter den Gewalten, die sich seinem Evangelium entgegenstellten, keinen Geringeren als den Antichrist.

So sendet er dem Freunde in Nürnberg seine neuesten Schriften, damit er prüfe, ob seine Ahnung richtig sei, daß der Papst nichts anderes sei als der von Paulus Geweissagte. Bald wachten alle Gedanken der Taboriten in ihm wieder auf. Aber auch die Universität erinnerte täglich mehr an Prag. Scharen von religiös Erregten, von den Papisten Verfolgten, zum Kampfe Bereiten drängten nach der kleinen Stadt an der Elbe. Ein neues akatholisches Böhmen schien sich im Mittelpunkte des Reiches zu bilden. Die Bevölkerung hatte sich leidenschaftlich für Luther entschieden. Tetzel fühlte sich seines Lebens nicht sicher, wenn er sein Kloster verließ. Dem Verlangen des Legaten hatte der Kurfürst sein Nein entgegengesetzt. Da tat Rom, was es immer tut, wenn Fürsten und Völker Ernst zeigen. Es wich zurück. Man hatte in Rom schließlich doch keine Neigung, gerade die Frage des Ablasses zum Gegenstand eines großen Kirchenstreites zu machen. Die Kurie wußte, wie müde alle Nationen der ewigen Ausbeutung waren und fand die Fortsetzung dieser ganzen Debatte schädlich. Auch hier zeigt sich Luthers gesunder politischer Blick, daß er richtig erkannte, Rom werde in Thesi zwar seinen Standpunkt aufrecht erhalten, aber der Fortsetzung des Streites aus dem Wege gehen und die Ablaßfrage nicht länger an die große Glocke hängen. Wie würdelos freilich der Ton der Kurie umschlagen werde, das hatte niemand erwartet. Statt der angekündigten Bannbulle kam die goldene Rose und statt Hoogstraten mit den Henkersknechten der junge, liebenswürdige sächsische Domherr und Diplomat Karl von Miltitz, der es sich Mühe kosten ließ, den „Sohn des Verderbens“ zu bestimmen, von der goldenen Brücke Gebrauch zu machen, die er für ihn bauen wollte. Daß man den Kurfürsten von Sachsen für die bevorstehende Kaiserwahl brauchte, war freilich auch ein Motiv, wo immer möglich Frieden zu machen. Indem Miltitz mit den Verhandlungen betraut wurde, verschwanden zunächst einmal die Dominikaner vom Schauplatz. Es war eine auffallende Verleugnung des Ordens, der dazu bestimmt war, über der Reinheit des Glaubens zu wachen, daß man Tetzel, Hoogstraten, Cajetan und Prierias beiseite schob und die weitere Verhandlung in die Hände eines sächsischen Edelmanns legte.

Der Domherr und päpstliche Kammerherr von Miltitz war vor drei Jahren im Auftrag des Kurfürsten Friedrich nach Rom gegangen, um dem hohen Herrn Indulgenzen, wohl auch neue Reliquien und insbesondere die goldene Rose zu verschaffen, denn Friedrich war ein Sammler und wollte auch dieses Heiligtum in seinem Wittenberger Reliquienschatz nicht

missen. Eben diesen sächsischen Domherrn gedachte man nun in Rom zu gebrauchen, um den Streit mit dem Wittenberger Mönche aus der Welt zu schaffen. Er sollte dem Kurfürsten die seit Jahren begehrte goldene Rose überbringen und dazu gab man ihm eine ganze Anzahl von Breven an den Kurfürsten, den Magistrat und den Stadthauptmann von Wittenberg, ja sogar an den Kaplan Spalatin und andere Personen mit, die sich um die Auslieferung des Satanssohnes verdient machen konnten. Wer bei diesem gottgefälligen Werke mitwirke, sollte reichen Ablaß und des Papstes Segen erhalten. Als nun aber Miltitz nach seiner Ankunft diesseits der Alpen sofort gewahrte, wie die Stimmung in Deutschland war, fand er für gut, seinen Auftrag, die Auslieferung Luthers zu fordern, in die freundlichere Mission eines Friedensvermittlers umzubiegen. Er erzählte Luthern selbst, daß von vier Personen, die er gesprochen, höchstens eine auf seiten Roms gestanden habe und je mehr er mit den deutschen Landsleuten wieder Fühlung gewann, um so mehr wurde er selbst in die herrschende Strömung hereingezogen. Die vornehmen Humanisten, mit denen er in Nürnberg und Augsburg verkehrte, machten ihm klar, daß sein Auftrag, Luthern mit Gewalt nach Rom zu schleppen, gar nicht ausführbar sei und Luthers Freund Pfeffinger, auf dessen bayerischem Gute er sich als Gast einstellte, und der, wie wir wissen, „gut Worte spinnen konnte", schenkte ihm über die Lage am kurfürstlichen Hofe und der Universität klaren Wein ein. In diesem Verkehr mit den Gegnern Roms regte sich bald sein eigenes deutsches Blut; ein lebenslustiger, eben dreißigjähriger Edelmann, den es freute, dem geistlichen Stande nicht allzuhart verbunden zu sein, ließ er bei der Flasche seiner Zunge freien Lauf und später verklagten ihn die Papisten in Rom, dieser seltsame Nuntius habe durch seine Erzählungen von dem Treiben der Courtisanen den Ketzern auch noch Wasser auf ihre Mühle geliefert. Noch lange war der Ärger darüber in Rom nicht verraucht, und in der Instruktion, die der Nuntius Morone nach Deutschland mitbekam, wurde demselben in Erinnerung an diese bösen Erfahrungen eingeschärft, seine Begleiter von Trinkgelagen abzuhalten, damit sich nicht das Ärgernis wiederhole, das Karl von Miltitz seiner Zeit gegeben habe*), denn dieser habe sich im Rausche dazu verleiten lassen, gegen den Papst und die römische Kurie allerlei Schlechtes auszusagen, selbst ganz Unwahres, das aber die Sachsen zu hören wünschten.

*) Nuntiaturberichte aus Deutschland. Friedensburg. Abt. I, Bd. 2, S. 65.

Aleander, der die Instruktion verfaßt hatte, versichert, man habe sich auch ihm gegenüber in Worms auf dieses Geschwätz des betrunkenen Miltitz bezogen. Allerdings hatte Miltitz die Weisung, in der Lutherschen Sache nichts vorzunehmen, ohne sich mit Cajetan, der damals in Linz weilte, verständigt zu haben. Aber der Kardinallegat mußte wohl oder übel dem sächsischen Domherrn den Weg zu der Friedensvermittlung, die er plante, freigeben, da auch ihm jetzt an der Königswahl mehr lag als an dem Wittenberger Mönche, über den er sich in seinem letzten Schreiben an den Kurfürsten ziemlich verächtlich ausgelassen hatte. So ließ denn Miltitz, wie Scheurl sich ausdrückt, die goldene Rose und den Sack mit den Ablässen in Augsburg bei den Fuggers und versuchte überall für seinen, auf eigene Faust unternommenen Ausgleichsversuch Stimmung zu machen. Zunächst warf er Tetzel über Bord. In dem Augsburger Handelshause, das mit Tetzel abgerechnet hatte, untersuchte er die Rechnungen des Ablaßkommissärs und fand bald Grund, gegen denselben ein Strafverfahren zu eröffnen. Er beschied den Prior zur Verantwortung nach Altenburg. Aber Tetzel schrieb ihm zurück: „Martinus Luther, Augustiner, hat die Mächtigen nicht allein schier in allen deutschen Landen, sondern in den Königreichen zu Böhmen, Ungarn und Polen also wider mich erreget und bewegt, daß ich nirgend sicher bin.“ Luther habe es verstanden, aller Menschen Gemüt ihm widerwärtig zu machen, „von welchen etliche, wenn ich zuweilen vom Predigtstuhle steige, mir mit Anzeigung der Augen drohen. So bin ich auch von vielen tapferen und glaubwürdigen Leuten verwarnt worden, ich soll mich aufs allerfleißigste vorsehen, denn mir haben viel von des Martins Anhang den Tod geschworen. Derhalben kann ich zu Eur Ehrwürd, die ich lieber denn einen Engel seh'n wollt, aus meines Lebens Fahr nicht kommen. Darum wolle mich Euer Ehrwürd um Gottes willen und von wegen meiner allergrößten Furcht entschuldigt haben.“ So kleinmütig war der Mann geworden, dem noch vor Jahresfrist sich eine berühmte Universität zur Verfügung gestellt hatte, und der als apostolischer Kommissar und haereticae pravitatis magister neben seiner Kirche Scheiterhaufen anzündete, um die Ketzer zu schrecken. Da der Provinzial der Dominikaner sich für Tetzel verwendete, wiederholte Miltitz seine Ladung nicht, aber er suchte ihn, nach der Altenburger Konferenz mit Luther, in Leipzig selbst auf, wo er ihn, jedermann zum Exempel, streng abstrafte. Daß mancher Groschen in seine Tasche geflossen, daß er in wilder Ehe lebte, überhaupt, wie der Görlitzer Bürgermeister schrieb,

„seines Lebens so hin war", war natürlich längst bekannt gewesen, als man jene großen Vollmachten in seine Hände legte, jetzt behandelte man ihn wie einen schweren Verbrecher. In seiner Klosterhaft sah sich der Ärmste so mit Vorwürfen gepeinigt, daß er in Gemütskrankheit verfiel. Da ist es denn ein menschlich schöner Zug an Luther, daß er es war, der den gebrochenen Mann tröstete. Er schrieb ihm, Tetzel habe nicht Ursache, den ganzen Handel sich beizumessen, das Kind habe einen viel andern Vater. Der von allen Verleugnete starb bald darauf an demselben Tag, an dem Luther in Leipzig disputierte. Magister Sebastian Fröschel, der spätere Wittenberger Pfarrer, der uns so viel köstliches Detail der Reformationsgeschichte überliefert hat, schreibt von Tetzels letzter Stunde: „Wie sie heraußen das Salve regina misericordiae sangen, da hub der Mönch zum ersten Mal an zu läuten, und zum andern Mal, als der Tetzel in den letzten Zügen lag; und als die Mönche anhuben zu singen: Sub tuum praesidium confugimus, Sancta genitrix, da hob man zum dritten Mal an zu läuten, als er seinen Geist aufgab. Da liefen die Mönche hinein, als wäre der Henker mit einer Rute hinter ihnen daher, gleich um 6 Uhr und an dem Tage, da Doktor Martinus Luther selig angefangen hatte zu disputieren. Solches alles habe ich selber gesehen." Miltitz hatte sofort am 22. Januar 1519 an Luthers Freund Pfeffinger gemeldet, wie scharf er mit Tetzel ins Gericht gegangen sei, „so daß er sich heben und fliegen will aus diesen Landen", ein Brief, der natürlich ebenso auf Luther, wie auf den Kurfürsten wirken sollte. Allein trotz seines klugen Vorgehens verfehlte Miltitz bei dem Kurfürsten, auf den es schließlich allein ankam, seinen Zweck. Als er im Sommer 1519 endlich mit seiner Rose eintraf, machte dem stolzen Sachsen das verspätete Geschenk, um das er sich solange vergeblich beworben hatte, nur Verdruß. Er nahm dasselbe nicht einmal persönlich entgegen, sondern ließ die Rose durch drei Kammerherrn dem päpstlichen Gesandten abnehmen. Dieser aber beschwerte sich über Friedrichs Sparsamkeit, da er auf eine höhere Gratifikation dringen müsse. Noch im folgenden Jahre meldet der Kurfürst seinem Bruder Johann, Miltitz schreibe wieder einmal, aber nur die alte Geschichte, daß er mehr Geld haben wolle.

Wie den Ablaßhändler, so hatte Miltitz auch Luthern im Januar 1519 nach Altenburg eingeladen, obgleich er zu seiner projektierten Vergleichsverhandlung einen päpstlichen Auftrag überhaupt nicht besaß. Die Retraktationen, die Luther hier sich abgewinnen ließ, sind ihm vielfach als

Inkonsequenz verdacht worden und sicher sind sie ein Beweis, wie schwer es dem Mönche wurde, sich von Rom zu scheiden. Aber noch immer war Luther ein gläubiger Klosterbruder, kein Humanist, kein Stürmer wie Hutten oder Crotus Rubeanus. So schickte er sich gern zur Abrüstung an, sobald der Papst zur Reform die Hand bot. Und in der Tat hatte man in Rom erkannt, daß der Stimmung in Deutschland einige Rechnung getragen werden müsse. Luther hatte wiederholt erklärt, einem klaren Ausspruche des römischen Stuhles werde er sich gehorsam unterwerfen, aber die Bulle Unigenitus konnte er als ein solches klares Urteil nicht anerkennen. Der Kurfürst hatte versichert, viele Gelehrte bestritten ihm, daß Luther gegen die Kirchenlehre verstoßen habe. Um den Gegnern solche Ausreden zu nehmen, veröffentlichte die päpstliche Kurie am 9. November 1518 eine Bulle „cum postquam", die ausdrücklich auf Luthers protestatio Rücksicht nahm. In derselben wurde nun allerdings die Lehre, die Luther angegriffen hatte, mit hohen Worten bestätigt, „damit niemand ferner Unkenntnis der Lehre der römischen Kirche über den Ablaß vorschützen und mit einer angeblichen Protestatio sich decken könne". Aber anderseits fügte die Bulle doch auch einige Erläuterungen hinzu gegen die vorgekommenen Mißbräuche, die man damit also eingestand. Dem Worte folgte die Tat. In Deutschland ging der Prozeß gegen Luther aus den Händen der Dominikaner in die eines weltlichen Domherrn über, ohne daß die Kurie dem Predigerorden, der doch für Fragen haereticae pravitatis in erster Reihe kompetent war, sein Recht gewahrt hätte. Wurde, wie Miltitz zugestand, ein deutscher Bischof zum Schiedsrichter gewählt, so war dem Verlangen Luthers nach neuen Richtern Folge gegeben. Die Abstrafung Tetzels aber war für Wimpina und die Frankfurter Theologen, die Tetzel zum Doktor der Theologie promoviert, wie für die dreihundert Dominikaner, die ihm dabei das Geleit gegeben hatten, eine Niederlage, wie sie beschämender gar nicht gedacht werden konnte. Auf Kosten des Predigerordens suchte Leo X. den Frieden. Als die Kurie so ihre Sache von der des verhaßten Predigerordens trennte, senkte auch Luther die Waffe. In der ersten Woche des Januar fand die verabredete Zusammenkunft in Altenburg statt. Melanchthon hatte den Freund bis Leipzig begleitet, wo auch Emser wieder um die Wege war, Spalatin und der von Luther geschätzte Feilitzsch standen ihm in Altenburg zur Seite, wo ihn Miltitz bereits seit mehreren Tagen erwartete. Die Devotion, mit der Luther im vorigen Jahre sich vor dem Legaten a latere gedemütigt hatte, ließ er

Miltitz gegenüber völlig außer acht. Dieser verlangte sie auch nicht. Er fand vielmehr für klug, einen scherzhaften Ton anzuschlagen. Selbst ein junger Mensch hatte es ihm einigermaßen gegraut vor der Zusammenkunft mit einem gelehrten Scholastiker. „Er habe ihn," sagte er, „für einen alten Theologus gehalten, der hinter dem Ofen Grillen fange", so sei er doppelt erfreut, einen jungen Mann zu finden, der noch etwas ausrichten wolle in der Welt, mit einem solchen hoffe er sich um so leichter zu verständigen. Zunächst freilich trat ihm Luther scharf genug entgegen. Er wollte nichts davon hören, daß die Ablaßhändler allein die Fehler begangen hätten, der Hauptsünder sei auch der Erzbischof Albrecht nicht, sondern der Papst, der solche hohe Palliengelder gefordert habe. Dadurch „habe er den Bischof zu Magdeburg genötigt und verursacht, durch den Ablaß Geld zu marken und auf diese Weise seinen Ablaßpredigern Ursach geben, das Volk Christi auf das schändlichste zu schinden". Darum sei Luther gegen den florentinischen Geiz in die Schranken getreten. „Denn die Erfahrung gibt's, daß ihr schändlicher Geiz und Geldsucht weniger zu sättigen ist, denn die Hölle." Aber Miltitz ließ sich aus der Rolle eines freundlichen Friedensstifters durch Luthers Ungestüm nicht herausdrängen. Er stellte dem Mönche mit warmen, bewegten Worten die Folgen eines deutschen Schisma vor, er erinnerte an all die Not und das Elend der Husitenkriege, es gelang dem beweglichen Manne sich selbst zu rühren, er weinte einige Tränen, er wies auf all das Unglück hin, das noch jeder Lehrstreit über die Welt gebracht habe und legte alle die schweren Folgen einer Zertrennung der kirchlichen Einheit Luthern auf die Seele. Damit hatte er denn in der Tat die Seite gefunden, von der her Luther Vorstellungen nicht unzugänglich war. Auch drang Miltitz nicht allein auf ihn ein, auch mit Spalatin und Feilitzsch hatte Luther zu rechnen, die ihm der Kurfürst eben dazu zur Seite gestellt hatte, damit der Friede zustande komme. Sich von ihnen scheiden, hieß Wittenberg aufgeben. So ließ der Mönch sich nochmals zum Nachgeben bestimmen. Den Vorschlag Miltitzens, den Streit in der Stille verbluten zu lassen, wies er nicht zurück. Er achte auch dafür, so schreibt er dem Kurfürsten, „hätt' man mein Schreiben lassen frei gehn, es wäre längst alles geschwiegen und ausgesungen, und ein jeglicher des Liedleins müde worden". Auch wolle er, um das Seine zu tun, päpstlicher Heiligkeit gern schreiben, und sich ganz demütig unterwerfen, bekennen, wie er zu hitzig und zu scharf gewesen, doch habe er nur als ein treu Kind der Kirche einer

lästerlichen Predigt widerfochten, davon groß Spott, Nachrede und Unehr und Ärgernis des gemeinen Volks erwachsen sei. Auch „einen Zeddel" wolle er ausgehen lassen, „einen jeden zu ermahnen, der römischen Kirche folgen, gehorsam und ehrerbietig zu sein, und seine Schrift nit zur Schmach, sondern zur Ehr der heiligen Kirche zu verstehen". Feilitzsch und Spalatin hatten ihm den Erzbischof Lang von Salzburg als Schiedsrichter vorgeschlagen, dessen Urteil er sich unterwerfen solle. Aber der Papst werde den Richter nicht leiden, meint Luther, so werde er des Papstes Urteil nicht leiden. Der Papst werde den Text machen und er ihn glossieren. „Das wäre nit gut ... Denn aus der Revokation wird nichts." Das war nach Luthers eigenem Bericht der Inhalt der ersten Verhandlung. Bei der zweiten Konferenz wird Luther den in Altenburg verfaßten Entwurf eines Schreibens an den heiligen Vater vorgelegt haben, den wir besitzen. Er versicherte in demselben Leo X. seine volle Ergebenheit, aber er führt auch aus, daß ein Widerruf gar nichts helfen könne, da die Sache so tief in das Volk eingedrungen sei, daß ein abgenötigter Widerruf der Kirche nur neuen Haß eintragen, aber den Frieden keineswegs herstellen würde. Gern wolle er dagegen versprechen, von der ganzen Frage der Ablässe zu schweigen, wenn auch die Gegner ihr leeres Geschwätz einstellen wollten, und auch dazu sei er bereit, eine Ermahnung an das Volk zu richten, die Kirche zu ehren und sein scharfes Auftreten sich nicht zum Vorbilde zu nehmen, mit dem er doch nur habe verhindern wollen, daß die Mutter Kirche durch Habsucht geschändet und die Leute zu Irrtümern verführt würden. Auch sonst sei er zu allem bereit, was er seinerseits zur Erreichung dieses Zweckes werde tun können. Da der Brief in der Wittenberger Lutherausgabe falsch datiert ist, Altenburg vom 3. März, als Luther gar nicht mehr in Altenburg war und das Original die Aufschrift trägt: „Meinung des Briefes zum heiligen Vater"*), so ist der Brief, wofür auch andere Gründe sprechen, wohl Entwurf geblieben und niemals abgegangen. Er wird Miltitz nicht unterwürfig genug gewesen sein. Jedenfalls ist in dem Schlußbericht Luthers an den Kurfürsten nur noch davon die Rede, daß Miltitz seinerseits dem heiligen Vater Bericht erstatten wolle. Auch von der Aufforderung an die Bevölkerung, seine Schriften nicht zur Schmach, sondern zur Ehre des heiligen Stuhls zu verstehen, ist in den letzten Abmachungen nicht mehr die Rede, vielmehr sollten beide Teile in einen

*) Vgl. Brieger, Zeitschrift für Kirchengeschichte. 1895. Heft 2.

Waffenstillstand willigen und sich dem Schiedsgerichte eines dem Kurfürsten genehmen Richters unterwerfen, der beiden ewiges Schweigen über diese Streitfrage auferlegen werde. Die Richter durfte Luther selbst vorschlagen. Von Lang in Salzburg und dem Bischof Philipp von Naumburg war die Rede, nachträglich einigte man sich brieflich auf Greiffenklau von Trier, der sich auf dem Augsburger Reichstag mit dem Kurfürsten Friedrich angefreundet hatte. In dem versöhnlichen Sinne, in dem Luther sich in der in Altenburg niedergeschriebenen „Meinung des Briefes an den heiligen Vater“ ausspricht, wird er auch Miltitz gegenüber sich ausgesprochen haben, so daß dieser den Streit für beigelegt hielt. Luther versprach ja zu schweigen, wenn die Gegner schwiegen und sich dem Schiedsgericht zu unterwerfen. Optimistisch, wie er war, veranstaltete er sofort ein Friedensfest. Er lud Bruder Martin zur Tafel, er schalt mit ihm auf die Ablaßkrämer, auf die Erpressungen der Welschen und beschloß den Abend mit einer brüderlichen Umarmung des Angeklagten. Aber Luther hatte bei all diesen Reden dennoch die deutliche Empfindung, daß Miltitz nicht anders sei als all die Vermittler, die sich bisher an ihn herangedrängt hatten. Miltitzens Stammburg lag bei Meißen und ein Sprüchlein Luthers sagte: „Ein Meißner, ein Gleisner.“ „Er weinte,“ schreibt Luther an Egranus, „nämlich Krokodilstränen, er schied von mir sogar mit einem Kusse, einem — Judaskuß.“ Der junge Diplomat selbst dagegen freute sich seines großen Erfolges und seine Berichte nach Rom lauteten so günstig, daß der Papst kein Bedenken trug, direkt an Luther zu schreiben. Der heilige Vater nannte den Sohn des Verderbens jetzt seinen geliebten Sohn und sicherte ihm väterliche Aufnahme zu, falls er in Rom seine Aussöhnung mit der Kirche betreiben wolle. Allein bis Miltitz den Brief des Papstes erhielt, hatte sich die Lage so geändert, daß er ihn gar nicht abgab. Inzwischen war unmittelbar nach den Altenburger Konferenzen, am 12. Januar 1519, Kaiser Max gestorben und dieses unerwartete Ereignis verstärkte die Stellung des kurfürstlichen Hofes und lähmte die Aktion der Gegner. Die Folge war, daß die mildere Tonart Miltitzens gegen die schroffere Cajetans für eine Weile vorschlug. Ende Januar 1519 kam Luthern die Bulle über den Ablaß vom 9. November 1518 zu Handen und Miltitz verlangte von ihm, er solle sich nunmehr diesem klaren Ausspruch des Pontifex unterwerfen, Luther aber schrieb an den Kurfürsten, er wolle sie nicht verwerfen, er wolle sie aber auch nicht anbeten, denn da sie sich weder auf die Schrift, noch auf die alten Lehrer stütze, so könne

er sie nicht als eine rechtschaffene und genugsame Lehre der heiligen Kirche erkennen.

Auch Scultetus war wieder als Beschwichtigungsbischof zur Stelle. Er kam sogar dieses Mal selbst nach Wittenberg. „Mit vielen Worten," erzählt Luther seinem Freunde Spalatin, „und doch gar freundlich hat er mich zur Rede gesetzt, daß ich so Großes wage. Ich merke, die Bischöfe kommen endlich zur Einsicht; ihre Pflicht wäre gewesen, was ich getan habe, und so schämen sie sich ein wenig. Sie nennen mich hochfahrend und kühn, nichts von dem will ich in Abrede stellen, aber sie sind nicht die Leute danach, daß sie wüßten, was Gott ist und was wir sind." Aus dieser Friedensstimmung, die über Wittenberg gekommen war, ist Luthers Rückzug zu erklären, der ihm oft als Inkonsequenz vorgeworfen worden ist. Eine neue Schrift des Prierias ließ er unbeantwortet und statt den Kampf fortzusetzen, ersuchte er, wie er versprochen hatte, in einer kurzen Apologie die katholischen Christen seine seitherigen Schriften nicht zur Schmach, sondern zur Ehre des heiligen Stuhls auszulegen.

Jene anfänglich Luthern gestellte Forderung einer Beruhigungsschrift an das Volk hatte Miltitz, wie es scheint, selbst wieder fallen lassen, da in dem letzten Abkommen davon nicht mehr die Rede ist. Er mochte Luthers Feder nicht trauen und denken, daß bei der dermaligen Lage Reden nur Silber, Schweigen Gold sei. Aber der kurfürstliche Hof spann an diesem Faden weiter. Spalatin, der Luthern in Altenburg zur Seite gestanden hatte, mahnte Luthern zweimal, er solle in der Schrift, die er zur Verteidigung gegen ungerechte Übertreibungen der Abgönner unter der Feder habe, eine Erklärung seines Gehorsams gegen die römische Kirche nicht vergessen. In Kontinuität der Altenburger Verhandlungen steht also die Schrift doch, die freilich erst gegen Ende des folgenden Monats erschien: „Dr. M. Luthers Unterricht auf etliche Artikel, die ihm von seinen Abgönnern aufgelegt und zugemessen worden," wie sie denn auch dem Friedensbedürfnis des kurfürstlichen Hofes fast allzugroße Zugeständnisse macht. Noch vor wenigen Wochen hatte Luther an Link und Spalatin geschrieben, in der römischen Kurie regiere der Antichrist und des Papstes Tyrannei sei schlimmer als die des Türken. Vor den päpstlichen Dekreten empfindet er um so mehr ein Grauen je länger er sie studiert. In seinem Berichte über die Augsburger Verhandlungen mit Cajetan verwirft er sie als unverbindlich und nennt die Schmeichler des Papstes, die den Papst über das Konzil stellen. In den ersten acht Jahrhunderten seien sich über-

haupt alle Kirchen gleich gewesen und niemand habe von einem Papste gewußt. Alle diese vorgeschobenen Positionen gab Luther jetzt preis, sobald sich nur ein Schimmer von Hoffnung zeigte, die Kurie wolle in sich gehen. In seinem „Unterricht auf etliche Artikel, so ihm von seinen Abgönnern aufgelegt worden", suchte er seinen seitherigen Äußerungen die mildeste Deutung zu geben. Er erklärte, die Stellvertretung der Heiligen nicht zu leugnen, nur solle man sie nicht, wie die Heiden ihre Bilder, um zeitliche Güter anrufen. Er leugne auch nicht, wie man aus der früher erwähnten Predigt gegen das Wallfahren hatte schließen wollen, daß Gott durch seiner lieben Heiligen Körper und Gräber Wunder tue. Vom Fegfeuer soll man fest glauben, daß die armen Seelen unsägliche Pein leiden und man ihnen zu helfen verbunden ist mit Beten, Fasten, Almosen und was man vermag. Vom Ablaß ist genug einem gemeinen Mann zu wissen, daß Ablaß sei Entledigung der Genugtuung. Die Autorität der römischen Kirche aber erkenne er an. Ein Ort, wo sechsundvierzig Päpste und hunderttausend Märtyrer ihr Blut vergossen, Hölle und Welt überwunden, ein solcher Ort verlange billig die Verehrung der Christenheit. „Ob nu leider es zu Rom also steht, daß wohl besser tuchte, so ist doch die und kein Ursach so groß, daß man sich von derselben Kirche reißen oder scheiden soll. Ja je übeler es so zugeht, je mehr man zulaufen und anhangen soll, denn durch Abreißen oder Verachten wird es nit besser." Auch diese Erklärung ist nur die Wiederholung der in Altenburg in jenem Briefentwurfe gegebenen, daß er festhalte an der römischen Kirche, der nichts im Himmel und auf Erden vorgezogen werden könne, denn allein Jesus Christus, mit welchem „allein" er sich freilich wieder einen Vorbehalt offen hielt, falls die Kurie allzu massive Forderungen an ihn stellen sollte.

Auf den Verlauf des theologischen Prozesses in ihm hatten diese Konzessionen ohnehin nur geringen Einfluß. Im Frühjahr 1519 erschien sein Kommentar zum Galaterbrief, dessen schroffer Paulinismus im Prinzip die Anschauungen des kirchlichen Systems völlig verneinte. Melanchthon nannte diesen Kommentar den Faden des Theseus durch das Labyrinth der biblischen Wissenschaft. Das Manuskript hatte Luther infolge der Verhandlungen mit Miltitz aus der Druckerei noch einmal zurückgezogen, um einige zu freimütige Stellen zu ändern. Mitte April war er mit der Revision fertig. Jetzt gehörte der Vorlesung über die Psalmen so völlig seine Zeit, daß er in Worms dieselbe schlechtweg als seine akademische Aufgabe be-

zeichnen konnte. Die Auslegung der fünf ersten Psalmen widmete er im März 1519 dem Kurfürsten. Sie sind ihm gleichsam Muster, nach denen wir wie die Kinder lernen können, wie oder was wir beten sollen. Einzelne Predigten, ein Sermon von der Betrachtung des heiligen Leidens Christi für die Passionszeit, die Auslegung der zehn Gebote und der sieben Bitten des Vaterunsers zeigen, daß neben den Gedanken des Kampfes reichlich auch Gedanken des Friedens in seiner Seele wohnten, und die Friedensschrift seines „Unterrichtes", die er mit derselben Feder schrieb, nicht als verstellte Stimme betrachtet werden darf, sondern als ein Ton aus der Melodie, die damals sein inneres Leben begleitete. „Die Auslegung des Vaterunsers deutsch für einfältige Laien" ist sogar eine der erbaulichsten Schriften des Reformators. Er hatte in der Fastenzeit 1517 die Bitten des Vaterunser ausgelegt, und Agricola hatte zu Anfang des Jahres 1518 auf eigene Faust eine Nachschrift dieser Predigten in lateinischer Sprache erscheinen lassen und mit seinen eigenen Zusätzen, nach seiner Meinung, verschönert. „Es wäre nicht not, daß man meine Predigten auf dem Lande irreführte," sagt Luther darüber unwillig, obwohl er Agricolas gute Absicht gelten ließ. Um den Schaden zu bessern, ging er im Dezember 1518 daran, sein Büchlein selbst in deutscher Sprache auszuarbeiten, das dann im April 1519 erschien und bald in alle Sprachen übersetzt wurde. Auf der einen Seite legt der Traktat warm und schlicht den religiösen Inhalt der sieben Bitten den Lesern ans Herz, auf der andern warnt er vor dem Paternosterplappern, das in der Kirche üblich geworden ist. „Das halte ich für das beste Gebet, da das Herz mehr redet als der Mund. Derweilen steht ein anderer in der Kirche und wendet die Blätter um, zählt die Paternosterkugeln und klappert mit dem Rosenkranz und ist mit dem Herzen weit von dem was er mit dem Munde bekennt. Das heißt nicht gebetet." Die Bitte „erlasse uns unsere Schuld, als wir erlassen unsern Schuldigern", nennt Luther den allerkräftigsten Ablaßbrief, der je auf Erden kam und dazu nicht um Geld verkauft, sondern jedermann umsonst gegeben wird, das heißt gegen die eigene versöhnliche Gesinnung, die selbst fremde Sünde vergeben kann! Die Bitte, „führe uns nicht in Versuchung," erinnert ihn, welch ein Elend auf Erden ist, da das Leben aus lauter Anfechtung besteht, der wir widerstehen sollen. „Daß die Vögel in der Luft dir über dein Haupt fliegen, kannst du nicht wehren; kannst aber wohl wehren, daß sie dir in den Haaren kein Nest bauen." Die Aufnahme des Büchleins übertraf noch Luthers seitherige Erfolge.

Selbst in der Schweiz und Venedig wurde es verbreitet. Nur Herzog Georg sagte Luthern, als er ihn in Leipzig empfing, er habe mit seinem „Vaterunser“ vieler Leute Gewissen verwirrt; sie wagten kaum in vier Tagen ein Vaterunser zu beten, weil er warne, den Rosenkranz so gedankenlos herunterzuplappern, wie sie es gewohnt waren. Das war Herzog Georgs Frömmigkeit und seines Sekretärs Emser Ohrenbläserei.

XV

Die Leipziger Disputation.

Den Faden, den die sächsischen Staatsmänner mit Geduld und Feinheit wieder angeknüpft hatten, riß die Streitsucht der Doktoren sofort wieder ab. Luther war daran unschuldig. Die Schuld verteilt sich zu gleichen Teilen auf Karlstadt und Eck. Mit der rastlosen Taktlosigkeit, die innerlich ungebildeten, zugleich aber ehrgeizigen und impulsiven Naturen eigen ist, hatte sich Karlstadt in die Lutherschen Angelegenheiten gemischt, erst als Gegner, dann als unberufener Patron. Um den Streit mit Eck zu begraben, hatte Luther seine Asterisken nur handschriftlich an die versendet, die auf gleichem Wege Ecks Obelisken erhalten hatten. Die mehrwöchentliche Abwesenheit Luthers von Wittenberg wegen des Augustinerkapitels in Heidelberg benützte nun aber Karlstadt, um sich in den Mittelpunkt der Wittenberger Reformbewegung zu stellen, und den Streit weiter zu führen. Als Dekan der theologischen Fakultät fühlte er sich berufen, sich des angegriffenen Kollegen, während seiner Abwesenheit, anzunehmen, der wahrlich keiner Verteidigung durch Andreas Bodenstein bedurfte. Genau ein solcher akademischer Lärmmacher wie Eck selbst, stellte er am 9. Mai 1518, ohne die bevorstehende Rückkehr Luthers abzuwarten, allen Kandidaten, die sich zu einem höheren akademischen Grade gemeldet hatten, Themata für die Disputation aus dem eben umstrittenen Gebiet und wie denn gleich alles bei ihm ins Große ging, unterzeichnete er an einem Morgen 406 Thesen dieser Art, über die abschnittsweise unter seinem Vorsitz disputiert werden sollte. Um der Sache vollends den Stempel der Marktschreierei aufzudrücken, fügte er später noch eine Illustration hinzu, auf der man den Wagen der wahren Theologie nach dem Himmel, den der Scholastiker in den Abgrund fahren sah, damit der gläubige Student erkenne, wie sehr Eck auf dem falschen Wege sei. Die Thesen erschienen bei Grünberg in Druck und kamen so auch in Ecks Hände.

Ausdrücklich trat der Verfasser als Luthers Verteidiger gegen Dr. Eck auf, „der ein ausgezeichnetes Mitglied der Universität anzuschwärzen gewagt habe“. Luther selbst hatte den Streit abbrechen wollen, und Eck bat sogar jetzt noch um Frieden. In einem Schreiben an Karlstadt vom 28. Mai 1518 entschuldigte er sich wegen seiner Obelisken, die er allein für den Bischof von Eichstädt verfaßt habe und die gegen seinen Willen in die Öffentlichkeit gekommen seien. Nicht in ihm sondern in den Frankfurtern und in Tetzel möge Karlstadt seine Gegner sehen. Bodenstein antwortete am 14. Juni in seinem heroischen Tone, er ziehe den Streit mit ihm vor, denn er kämpfe lieber mit einem Löwen als mit einem Esel. Inzwischen nahmen die Wittenberger Disputationen ihren Fortgang. Die erste am 14. Juli 1518 ließ Eck noch passieren, die zweite hatte aber ausdrücklich Ecks Obelisken zum Thema genommen und als Gegner trat Luthers Schüler Bartholomäus Bernhardi auf. So herausgefordert sendete Eck am 14. August 1518 Gegenthesen ein und verlangte eine öffentliche Disputation, zu deren Schiedsrichtern er den heiligen Stuhl oder die Fakultäten von Paris und Köln vorschlug. Im Oktober gab Karlstadt seine Gegenthesen bei Grünberg in Druck und erklärte sich bereit auf die verlangte Disputation einzugehen. Als dann wenige Tage nachher Luther nach Augsburg abreiste, nahm er von Karlstadt die Vollmacht mit, für ihn wegen der Bedingungen mit Eck abzuschließen. Zu Augsburg erschien Eck in Luthers Herberge und trieb wieder das alte Spiel der wärmsten Freundschaft für Luther, während doch wahrscheinlich er dem Kardinallegaten die Argumente gegen Luthers Thesen eingeblasen hatte und vielleicht auch von diesem selbst schon angewiesen worden war, gegen den hartnäckigen Mönch in die Schranken zu treten. Trotzdem verlief die Begegnung höchst freundschaftlich und Luther sprach die Hoffnung aus, sie wollten der Welt zeigen, daß theologische Streiter sich auch friedlich vertragen könnten. Statt des anfänglich gewünschten Köln, wo die Dunkelmänner die Schiedsrichter gewesen wären, ließ Eck sich schließlich Erfurt oder Leipzig als Ort der Disputation gefallen. Als ihm Karlstadt unklugerweise zwischen diesen die Wahl ließ, entschied sich Eck natürlich für Leipzig, wo die Wittenberger ihre intimsten Gegner und gehässigsten Rivalen hatten. Schon am 4. Dezember 1518 wendete Eck sich an die dortigen Theologen mit der Bitte, die Disputation zu fördern und, als ob alles bereits in bester Ordnung wäre, ließ er zu Ende des Jahrs zwölf Thesen erscheinen, in denen das studium Lipsense als Ort der Ver-

handlung bezeichnet war. In Luthers Hände kamen diese Sätze erst nach der Altenburger Konferenz, sonst hätte er sich nicht zu dem dort versprochenen Stillschweigen verpflichtet. So sehr nun Luther eine Disputation wünschte und im stillen auch das Verlangen hegte, von der ihm auferlegten Waffenruhe entbunden zu werden, treulos war Ecks Verfahren dennoch, indem er in seinen Thesen Karlstadt vorschob, aber Luthern angriff. Gleich seine erste These contra Bodenstein wendete sich gegen die erste von Luthers 95 Thesen, indem sie behauptete, Christi Predigt: „tuet Buße“ schließe allerdings die kirchliche Sakramentsbuße ein, was Luther und nicht Karlstadt geleugnet hatte. Gleichfalls auf Luthers 95 Thesen zielt die Behauptung, die Seelen hätten im Fegfeuer auch die unerledigten Kirchenstrafen zu büßen, sie seien durch den Tod dem Kirchenrecht nicht abgestorben und das Fegfeuer sei keineswegs nur ein Stadium der inneren Entwicklung der Seele. Ebenso werden Luthers Sätze bekämpft, daß die Befreiung der geschiedenen Seelen durch Ablaß das eigene Verdienst derselben mindern würde, daß sie im Fegfeuer ihrer Erlösung selbst nicht sicher seien und daß das Verdienst Christi nicht durch Ablaß zugewendet werde. Aus Luthers Resolutionen endlich stammt die von Eck angegriffene zwölfte und letzte These, daß bis zu den Zeiten des Papstes Sylvester von einer Superiorität der römischen Kirche überhaupt nicht die Rede gewesen sei. Karlstadt hatte namentlich mit dieser Behauptung Luthers gar nichts zu tun; im Gegenteil wollte er den Primat des Papstes nicht in die Verhandlungen hereingezogen wissen, da er seine eigene Pfründe durch päpstliche Kollatur besaß und ihrer durch einfaches Dekret der Kurie beraubt werden konnte. Als Luther gegen die Perfidie eines solchen Angriffs unter falschem Aushängschilde protestierte, erwiderte Eck, es stehe durchaus nichts im Wege, daß Luther sich an der Disputation beteilige; Karlstadt sei ja ohnehin nur sein Vorkämpfer gewesen. Auch schob er jetzt erst eine neue These ein, die sich gegen Karlstadt speziell richtete und von der er behauptete, sie sei nur aus Versehen ausgefallen, worauf Luther auch seine Thesen auf dreizehn erweiterte. Daß Eck, als er Luthern in dieser Weise herausforderte, bereits davon Kenntnis besaß, daß dieser sich zum Schweigen verpflichtet habe, läßt sich nicht erweisen; auch wäre dieses Versprechen früher oder später doch gebrochen worden. Nachdem einmal so wichtige Fragen angeregt worden waren, konnten die Geister nicht zur Ruhe kommen, ehe eine wirkliche Lösung gefunden war. Immerhin war es für Luther vorteilhaft, daß nicht er, sondern die Gegner den Waffenstillstand

brachen. Dazu mußte es jeden ehrlichen Menschen entrüsten, wie der Ingolstädter Sophist, unter dem Vorwand, mit Karlstadt zu fechten, seitwärts nach Luther stach. Dieser selbst gab seinem Unwillen über Ecks tückisches Verfahren in einem offenen Briefe an Karlstadt Ausdruck, in dem er, wie Beatus Rhenanus an Zwingli schreibt, Eck „besser abkonterfeite als es ein Maler vermocht hätte". Karlstadten, schreibt Luther, habe Eck eine Disputation versprochen, nun aber lasse er auf ihn seine Frösche und Mücken los. Aus Schmeichelei trete er als Verteidiger des Papstes auf, den niemand angreife. So möge er denn das Schwert um seine mächtigen Hüften gürten und zu seinen Siegen in Pannonien, Lombardia und Bavaria nun auch den über Wittenberg fügen, damit er sich als vielfacher Triumphator auch Saxonicus nennen könne. Aber wie ironisch Luther auch den Goliath aus Ingolstadt betrachtete, dennoch war er Miltitz gegenüber, dem er Waffenruhe zugesagt hatte, in einer seltsamen Lage. Freilich hatte Miltitz die Pflicht, Eck und Karlstadt zur Zurücknahme ihrer Herausforderungen zu bestimmen, der aber sendete vielmehr an den Kurfürsten ein Schreiben, worin er verlangte, der Kurfürst solle Luthern Stillschweigen anbefehlen. Der Kurfürst fertigte Miltitzens Brief Luthern zu und dieser antwortete: „Gott weiß, daß es (mit dem Schweigen) mein ganzer Ernst gewesen und froh war, daß das Spiel also sollt ein Ende haben, so viel an mir gelegen, und ich mich desselben Pakts so steif gehalten, daß ich Herrn Sylvester Prierias Antwort habe lassen fahren, dazu vieler meiner Widersacher trotzigen Spott .... Nun aber Doktor Eck unverwarnter Sach mich also angreift, daß er nicht meine, sondern der ganzen kurfürstlichen Universität zu Wittenberg Schand und Unehr sucht und viel tapfere Leute achten, er sei zu der Sachen erkauft, hat mir nicht wollen gebühren die Wahrheit in solchem Spotte stecken zu lassen. Denn sollt man mir das Maul zubinden und einem jeglichen andern auftun, so kann Kurf. Gnaden wohl ermessen, daß dann auch der mich anfallen würde, der sonst vielleicht mich nicht anfechten dürfte." Das sah denn auch der Kurfürst ein und erklärte sich damit einverstanden, daß Luther die Herausforderung annehme. In diesem Momente erschien Miltitz aufs neue auf dem Plan. Während er Eck ruhig hatte streiten und lärmen lassen, forderte er nun Luthern auf, sich in Koblenz dem Schiedsgericht des Erzbischofs zu stellen, womit er dann auch genötigt gewesen wäre aus dem Kampfe auszuscheiden. Daß Cajetan gleichfalls nach Koblenz kam, machte die Einladung für Luther nicht verlockender. So

antwortete er ablehnend. Er wies dem Kurfürsten gegenüber darauf hin, daß Miltitz gar kein päpstliches Mandat zu seiner Vermittlung habe, vielmehr als sein eigener Vertrauensmann in der Welt herumreise. Diesem selbst schrieb er, daß er weder Geld noch freies Geleit zu einer solchen Reise besitze, auch verpflichtet sei, die in Vorbereitung begriffene Disputation in Leipzig zu besuchen, denn wenn er ausbliebe, so würde das allen seinen Freunden, seinem Kurfürsten, seinem Orden und der Universität zu unauslöschlicher Schande gereichen. Bei der Disputation werde wohl auch mehr herauskommen als bei einem Verhör vor dem Erzbischof von Trier und dem Kardinal von S. Sixtus und „so ist es besser, daß alles andere liegen bleibt, als daß diese Disputation gehindert werde". Höflich gegen Miltitz und Cajetan war diese Absage nicht, aber sie entsprach der Lage.

Eck hatte für die Disputation dem von den Augustinern beherrschten Erfurt das scholastisch gerichtete Leipzig vorgezogen, das Luthern längst feindselig gesinnt war. Indessen zeigten die dortigen Theologen geringe Lust, sich in diesen leidenschaftlichen Handel verstricken zu lassen und der Kanzler der Universität, Bischof Adolf von Merseburg, mahnte gleichfalls von einer solchen Erneuerung des Streites ab. Aber der Landesherr, Herzog Georg der Bärtige, war voll Eifers für das Religionsgespräch, da er hoffte, der berühmte Disputator von Ingolstadt werde der Wittenberger Ketzeruniversität, die Georg mit kleinlicher Eifersucht verfolgte, eine gründliche Niederlage beibringen. Durch ein Schreiben von unerhörter Grobheit gegen seine eigene Fakultät zwang er die Leipziger Theologen, Eck zu willfahren. „Er habe," schrieb er an den Merseburger Bischof, „seine Theologen allweg für müßige und unzeitige Leute rühmen hören und halte ganz dafür, wo diese Disputation ihnen ein gut prandium und so viel alte Heller brächte als sie sich einer kleinen Mühe besorgten, es würde ihnen ein löblich exercitium sein und in keinem Weg abzuschlagen." Auf diese landesväterliche Anmahnung konnten die Leipziger sich nun allerdings nicht länger weigern, die Handlung zuzulassen. Den in einen Ketzerprozeß verwickelten Luther, der zudem der gefährlichere Gegner war, hätte der Herzog freilich selbst lieber ferngehalten. Dieser aber legte großen Wert darauf, in Leipzig seine Sache in eigener Person zu führen, obwohl er gerade in den Wochen der Vorbereitung auf das allerschwerste unter einem Anfall seines alten Leidens gelitten hatte und seiner gemütlichen Depression kaum Herr ward. Dennoch war er fest entschlossen, sich zu beteiligen und da ihn Herzog Georg mit seiner Bitte an Eck verwies,

der darüber befinden solle, ob er mit ihm disputieren wolle, mußte er als Bittender vor Eck erscheinen. Eck hatte nun Gelegenheit, für die letzten Angriffe Luthers seine Rache zu nehmen. Auf die Kritik, die Luther an seinem versteckten und lügenhaften Ränkespiel geübt, hatte er in der Mitte März mit der Miene des weisen Mannes geantwortet: „Ich hätte unter der schwarzen Kutte mehr Nüchternheit und Geduld zu finden gehofft.“ Ende April hatte Luther darauf erwidert, weder unter der schwarzen noch unter der weißen Kutte brauche man sich einen Ketzer schelten lassen. „In diesem Falle,“ schreibt er, „möchte ich das Beißen gründlich verstehn, obgleich Eck sich darüber kränkt, ja ich möchte ein Held sein im Verschlingen der Sylvester, Cajetane, Ecke und aller andern Feinde des christlichen Glaubens.“ Es läßt sich denken, wie widerwärtig es ihm bei diesem persönlichen Verhältnis sein mußte, nunmehr Eck um seine Verwendung bei Herzog Georg bitten zu müssen. Zunächst erhielt er auf seine Bitte überhaupt keine Antwort, weder von Eck noch von dem Herzog. So war er noch völlig ungewiß, ob er sich an der Disputation werde beteiligen dürfen, während er sich doch schon tief in das Studium der Dekretalen begraben hatte, um Ecks letzte, gegen ihn ausgespielte These von dem Alter des Papsttums, geschichtlich widerlegen zu können. Mochte er nun zu der Disputation zugelassen werden oder nicht, diese Studien mußten entscheidend werden für seine ganze kirchliche Stellung; sie schafften ihm Klarheit über die Provenienz des Papsttums und zerstörten die letzten Illusionen über die Natur der römischen Hierarchie; insofern waren diese Vorbereitungen wichtiger als die Disputation selbst, deren Ergebnis unklar blieb und nach der jeder Teil sich den Sieg zuschrieb. Luther selbst vermag kaum zu beschreiben, welchen Eindruck ihm die Sammlung von gefälschten Papstbriefen mit ihren wahnsinnigen Ansprüchen auf die Weltherrschaft machte, eben darum, weil er sie für echt hielt. Jetzt erst kam er dem römischen Papsttum auf die Sprünge. Wenn er auch noch nicht die gleiche Einsicht in das System der Fälschungen und Lügen gewann wie später die Verfasser der Magdeburger Centurien, so lernte er doch aus den päpstlichen Dekretalbriefen den Umfang toller Anmaßung kennen, mit dem die Helfershelfer der Kurie für den Papst die absolute Weltherrschaft begehrten und keine andere Autorität auf Erden gelten ließen. Daß weder das Neue Testament, noch die Kirchenväter von einer solchen Hegemonie des römischen Bischofs wissen, war ihm längst bekannt, als er nun aber die Dekretalbriefe im einzelnen studiert, muß er am

20. Februar 1519 den Nürnberger Freunden bekennen, daß er in ihnen nur Entstellungen der Schriftlehre finde. Am 13. März schreibt er auch an Spalatin: „Ich wälze die Erlasse der Päpste für meine Disputation, und das sage ich Dir ins Ohr, ich weiß nicht, ob der Papst der Antichrist selber ist oder sein Apostel, so elend wird Christus von ihm und seinen Bullen, es ist die Wahrheit, entstellt und gekreuzigt. Es macht mir unsägliche Pein, daß das Volk Christi so genarrt wird, unter dem Scheine des Rechts und des Christennamens. Ich werde Dir einmal einen Vorrat zukommen lassen von meinen Anmerkungen zu den Bullen, damit auch Du erkennst, wie man das macht, Gesetze zu erlassen unter Hintansetzung der Schrift und bloßer Liebe zu der begehrten Tyrannei; zu geschweigen, was sonst der römische Hof nach alles losläßt, das ganz nach den Werken des Antichrists aussieht." Die ernsten Konsequenzen dieses neuen Streites standen ihm dabei vollkommen klar vor Augen. Sein ganzer bisheriger Handel kam ihm nun wie ein Spiel vor; jetzt erst hebe der Ernst an. Endlich müsse der Kampf gegen die römischen Schlangen, gegen päpstliche Tyrannei und Volksbetrug aufgenommen werden. „Der Herr zieht mich und ich folge nicht ungern."

Den Freunden erschien Luthers dreizehnte These, daß das Papsttum erst seit vierhundert Jahren in der Kirche rechtliche Geltung habe und weder in der Schrift noch in den Beschlüssen der Nicänischen Synode, noch in der Geschichte der ersten elf Jahrhunderte nachgewiesen werden könne, gewagt, ja abenteuerlich. Auch schreibt Luther am 13. April an Lang in Erfurt, er mache sich keine Hoffnung, einen Sophisten wie Eck zu fangen, aber er werde in dieser Disputation Gelegenheit haben, die Possen der törichten und gottlosen Bullen einmal ans Tageslicht zu ziehen, „davor wir Christen ohne Not erschrecken. Denn sie sind voll von Lügen, trotzdem sie unter dem Namen der römischen Kirche gehen. Christus wird ihre Heuchelei aufdecken." Am bedenklichsten unter allen Freunden zeigte sich Spalatin, und Luther muß ihn trösten, daß er für seine Person nichts mehr zu verlieren habe. Der pommersche Kanzler Olsnitzer melde aus Rom, man werde sich seiner nicht auf dem Wege Rechtens, sondern auf römische Weise, d. h. mit Gift oder Dolch entledigen. Wenn er zurückschaue, aus wie vielen Gefahren er bis heute stets wieder errettet wurde, so fühle er, daß er beschützt sei. „Laß die guten Freunde denken, ich sei närrisch geworden. Diese Sache, wo sie aus Gott ist, wird kein Ende haben, es verlassen mich denn, wie Christum, alle meine Freunde; dann

wird die Wahrheit allein bleiben und sich selber helfen.“ Was er schon oft gesagt, wiederhole er, falls dem Kurfürsten sein Verbleiben Gefahr bringe, sei er bereit weiter zu ziehen. Die Wittenberger hätten, Gott Lob! schon so viel gelernt, daß sie seiner nicht mehr bedürften. Eine gewisse Ungeduld nach der Entscheidung und über die vielen Einwendungen gegen seine These von dem Alter des Papats, bestimmten ihn schließlich, noch vor der Disputation eine Schrift „über die Gewalt des Papstes“ drucken zu lassen. Die wahre Kirche ist ihm die Gemeinschaft der Heiligen. Nicht nur der Papst, sondern jeder Gläubige hat die Schlüssel und die Sakramente. Der Papst mag herrschen, aber er herrscht nach menschlichem Übereinkommen, nicht nach göttlicher Einsetzung. Wenn die Oberhoheit des römischen Bischofs der Kirche zum Schaden ausschlagen will, muß sie beseitigt werden, denn menschliche Rechte und Gewohnheiten sollen der Kirche zum besten dienen, nicht aber wider sie streiten. Wenn ein Papst behauptet, daß dem Petrus alle himmlische und irdische Herrschaft übertragen sei, so ruft Luther: „Ist's nicht aller Tränen wert, daß man uns zwingen will, dies nicht nur zu lesen, sondern auch wie ein Orakel zu glauben, ja uns zwingen will, unter Androhung des Feuertods? Und da träumen wir noch von einem guten Zustande der Kirche und erkennen nicht den Antichrist mitten im Tempel.“ „Zum Schluß sage ich, daß ich nicht weiß, ob der christliche Glaube es dulden kann, daß auf Erden ein anderes Haupt der allgemeinen Kirche aufgestellt werde außer Christus.“ Da hatten ihn nun die Gegner da, wo sie ihn schon lange haben wollten. Diese Sätze klangen ganz anders als die im „Unterricht“ nach dem Miltitzschen Frieden und man durfte gespannt sein, wie nun die Disputation zu Leipzig verlaufen werde? Die Frage, ob Luther dort erscheinen dürfe, hatte Herzog Georg auch jetzt noch nicht einfach bejaht, aber am 10. Juni 1519 schickte er Karlstadt seinen Geleitsbrief, in dem nicht nur für Bodenstein, sondern auch für alle, die er mit sich bringen werde, salvus conductus zugesichert wurde. So fand sich Luther darein, „unter Karlstadts Fittichen“ in Leipzig einzuziehn. Erst in Leipzig, und auf Ecks Antrag, der sich mit ihm zu messen wünschte, wurde auch ihm das Wort verstattet und eigenes Geleit verwilligt. Überall aber hatte Karlstadt vor ihm den Vortritt, was freilich weder Karlstadt genützt, noch Luther geschadet hat. Nur die Kleinlichkeit des bärtigen Herzogs trat bei dieser, wie bei vielen späteren Gelegenheiten, deutlich ans Licht. Luthers Feindschaft mit dem Dresdener Hof datiert in der Hauptsache aus dieser Zeit

und er hat keinen deutschen Fürsten so verabscheut und in seinen Streitschriften so gröblich behandelt wie Herzog Georg. Und doch war Georg einer der pflichttreuesten deutschen Landesväter. Er hat sein Land gewissenhaft verwaltet, seinen Adel im Zaum gehalten und ein strammes Regiment geführt. Durch seine eifrige Fürsorge ist er einer der Begründer des sächsischen Bergbaues geworden und seine Verhandlungen mit der Kurie über die Erhebung der Kirche zu Annaberg zu einem Gnadenorte geben den merkwürdigsten Einblick, wie energischer Geschäftssinn und fester mittelalterlicher Wunderglaube in demselben Kopfe beisammen wohnen konnten. Der Herzog marktet mit der Kurie um jeden Gulden und ist entrüstet über die Geldgier dieser römischen Pfaffen, aber daß nur durch sie seine Kirche einen wirksamen Ablaß erhalten könne, daran zweifelt er keinen Augenblick. Daß das Geld im Lande bleibe, war ihm ebenso ein Motiv für diese Verhandlungen, wie seine Überzeugung, daß der Ablaß den Bergleuten in Annaberg und den andern Untertanen nötig sei. Starrer konservativer Sinn, der fest bei dem bleiben will, was ihn sein gütiger Herr Vater und seine herzliebe Frau Mutter gelehrt hat, ist seine Frömmigkeit und darum findet es Luther charakteristisch für ihn, daß er Luthers Lehre nicht eine Ketzerei nenne, sondern „eine Neuigkeit". Dieses hartnäckige Halten am Alten verbindet sich in ihm mit einer kleinlichen und pedantischen Schulmeisterei, durch die der eigensinnige Herr je länger je mehr zur unerträglichen Plage für seine Leute wird. „Er sucht den fünften Zipfel am Sack", spottet Luther einmal. „Es ist keine Hoffnung, daß er von seinem Toben abließe, eher würde das Meer vertrocknen." An diesem eigensinnigen Menschen und dem treulosen Albrecht von Mainz hat der Reformator gelernt, „was die Welt für ein Kräutlein ist." Gegen die, die vom Glauben der Vorfahren gefallen sind, war dem Herzog keine Strafe zu hart, denn sie stellten in seinen Augen alle Ordnung in Frage. Aber die Wahrheit suchte auch er in seiner Weise, sonst hätte er für das Zustandekommen der Disputation nicht solchen Eifer gezeigt. Dabei war er Edelmann genug, nachdem er sich Luthers Beteiligung hatte gefallen lassen, einen Gast zu behandeln wie den andern und auch ihm gegenüber die Pflichten des höflichen Wirtes zu erfüllen.

Den Einzug der Wittenberger in Leipzig durch das Grimmaer Tor am 24. Juni 1519 hat uns ein Augenzeuge, Magister Fröschel, sehr anschaulich beschrieben. Hauptperson war Karlstadt, der in einem Wagen allein vorausfuhr. Dann kam Luther mit seinem besten Freunde und

liebsten Kollegen, dem zweiundzwanzigjährigen Magister Philippus, dann der Augustiner Lang, Distriktsvikar aus Erfurt, Stiftsherr von Amsdorf und andere. Der Rektor, der junge Herzog Barnim, der in Wittenberg studierte, gab mit 200 bewaffneten Studenten den Lehrern das Geleit. „Und wie sie also zum Grimmischen Tor einzogen und kamen vor die Tür am Kirchhof der Pauler Kirchen, da zerbricht dem Karlstadt sein Wagen, daß er, der Doktor, in den Kot fiel. Aber Doktor Martinus und Herr Philippus Melanchthon fuhren vorüber, daß also die Leute sagten, die solches sahen: Dieser wird obsiegen und der andere wird unterliegen." Luther stieg bei dem Buchdrucker Melchior Lotter ab, die Studenten verteilten sich in die Herbergen, wo zuweilen die Stadtknechte die Raufhändel mit der gegnerischen Leipziger Studentenschaft beschwichtigen mußten. Die Vorverhandlungen waren umständlich und für Luther niederschlagend, so daß er eine Weile daran dachte, sich ganz zurückzuziehen. In allem hatte der für solche Dinge völlig ungeeignete Karlstadt den Vortritt. Eck, der recht wohl wußte, daß er seine Siege nicht selten den verwegensten Behauptungen verdankte, die sich nachträglich als Flunkereien herausstellten, weigerte sich jetzt Notare, das heißt Protokollführer, zuzulassen, die den Wittenbergern zuvor ausdrücklich zugestanden worden waren. Endlich gab er nach, bestand dann aber darauf, daß die Akten einer theologischen Fakultät zum Schiedsspruch unterbreitet werden müßten, der, wie diese Fakultäten waren, natürlich nur gegen Luther ausfallen konnte. Erst am andern Tage, dem ersten der Disputation, wurde Luther aufgefordert, auch seinerseits dieser Vereinbarung beizutreten, womit man ihm wiederum zu fühlen gab, daß er hier nur Nebenperson sei. Irgend eine Fakultät oder den römischen Stuhl als Schiedsrichter anzuerkennen, war Luther durchaus abgeneigt, da er ja von der päpstlichen Entscheidung bereits an ein freies Konzil appelliert hatte. Nur mit Mühe brachten ihn die Freunde dazu, schließlich nachzugeben. Er unterzeichnete sogar erst eine Stunde vor seiner eigenen Disputation, um nur überhaupt zu Wort zu kommen und unter ausdrücklichem Vorbehalt, daß seine bereits eingelegte Appellation zu Recht bestehen bleibe und nicht die päpstliche Kurie das Urteil zu sprechen habe. Die Leipziger theologische Fakultät enthielt sich jeder offiziellen Mitwirkung. Es war das ihre Rache für die Beleidigungen, die ihr unwirscher Landesherr ihr zugefügt hatte, doch beriefen sie sich auf ein Verbot der Disputation, das der Bischof von Merseburg noch in letzter Stunde erlassen hatte und das am Tage der Eröffnung, neben der päpstlichen Bulle vom

9. November 1518 zur Erläuterung der Kraft des Ablasses, an den Kirchen angeschlagen wurde. Der Herzog ließ das bischöfliche Verbot sofort wieder abreißen und schickte den, der es angeschlagen hatte, ins Gefängnis. Aber die Theologen verharrten in ihrer Renitenz. So wurde denn die Eröffnungsrede in der Aula der Universität nicht von einem Theologen, sondern von dem Juristen Simon Pistoris und die Begrüßung in der Pleißenburg, die der Herzog für die Disputation hergerichtet hatte, von dem Lehrer der Rhetorik und Poetik, dem jungen Humanisten Petrus Schade (Mosellanus) übernommen. Das Katheder für Luther im Disputationssaale war mit dem Bilde seines Schutzpatrons, des heiligen Martin, geziert, das Ecks aber bedeutungsvoll mit dem des Drachentöters St. Georg, der dem vielgestaltigen Zauberer das Handwerk legte. Dadurch wurde die Disputation, echt homerisch und humanistisch, zugleich zu einem Zweikampf des heiligen Martin mit dem heiligen Georg und es mußte sich herausstellen, ob Eck stark genug sein werde, Luthern so festzunageln, wie St. Georg den Drachen, der in der von Haus aus arianischen Legende eigentlich den großen Athanasius bedeutet. Zur Verherrlichung der Feier war die Bürgergarde mit Fahnen, Trommeln und Waffenrüstung aufgeboten und empfing die einziehenden Teilnehmer mit dem üblichen Lärm.

Nach der Eröffnungsrede des Juristen in der Universität zog man in die Thomaskirche, um die Messe zu hören und dann in die Pleißenburg. Dort hielt Petrus Mosellanus, d. h. Peter Schade aus dem Moseltal, eine poetisch angehauchte, aber viel zu lange Begrüßungsrede, bei der zwei Wasseruhren abliefen, ehe sie fertig war. Nur Eck und Karlstadt erwähnte er, Luthern nicht, da bei Abfassung der Rede noch nicht festgestanden hatte, ob Luther überhaupt werde auftreten dürfen. Dennoch hat gerade Mosellanus durch seine Beschreibung der Disputation in einem der üblichen humanistischen Zirkularbriefe dem Reformator den größten Dienst erwiesen, indem er ihm den Sieg zuschrieb und die Partei der Poetenschüler für ihn gewann. In diesem Schreiben an Julius von Pflug schildert der Poet die drei Kämpfer recht anschaulich. „Martinus ist von mittlerer Statur, magern Leibes und von Sorgen und Studieren so mitgenommen, daß man, wenn man ihn in der Nähe sieht, ihm fast alle Knochen zählen kann. Er ist im rechten Mannesalter und hat eine helle und durchdringende Stimme. Seine Gelehrsamkeit und Schrifterkenntnis sind an ihm bewunderungswürdig, so daß er fast alles im Griffe hat. Griechisch und Hebräisch hat er so viel gelernt, daß er über

die Erklärungen urteilen kann. An dem Stoff der Rede fehlt es ihm nicht, denn es steht ihm ein außerordentlicher Vorrat von Sachen und Worten zur Verfügung. Im Leben und Umgang ist er höflich und freundlich, hat nichts Finsteres und Stolzes an sich, und weiß sich in alle Zeiten zu schicken. In Gesellschaft ist er angenehm, munter und allezeit sicher und heiteren Angesichts, was auch die Widersacher Böses im Schilde führen, so daß man wohl glauben muß, er nehme nicht ohne Gottes Beistand so wichtige Sachen vor. Ziemlich allgemein legt man ihm aber übel aus, daß er in Bestreitung anderer rücksichtsloser und bissiger sei als es jemanden, der in der Theologie etwas Neues vorbringt, wagen darf oder es einem Theologen wohl ansteht. Bei Karlstadt findet dies fast alles in geringerem Grade statt. Nur ist er von Statur kleiner, sein Gesicht ist schwarz und verbrannt, seine Stimme dumpf und unangenehm, sein Gedächtnis ist schwächer, er ist leichter zum Zorn geneigt, Eck dagegen ist lang, stark gebaut und vierschrötig (corpus habet quadratum). Er hat eine volle und ganz deutsche Stimme, die aus einer gewaltigen Brust hervorkommt, so daß er nicht bloß einen Tragöden, sondern selbst einen Ausrufer abgeben könnte, doch ist sie mehr rauh als deutlich. Sein Gesicht, Augen und ganze Züge sind von der Art, daß man eher einen Fleischer oder Soldaten als einen Theologen in ihm vermuten möchte. Sein Gedächtnis ist ausgezeichnet, und wenn sein Verstand ebenso wäre, so müßte man ihn für ein vollendetes Werk der Natur halten: es fehlt ihm aber schnelle Fassungsgabe und Schärfe des Urteils." Dem Umfang und der Ausdauer seiner Leistung läßt auch Mosellanus alle Gerechtigkeit widerfahren, aber er meint, Eck denke nur darauf „einen großen Wust hervorzubringen, um den größtenteils ungelehrten Zuhörern einen blauen Dunst vorzumachen und sich den Schein der Überlegenheit zu verschaffen. Hierzu muß man noch seine unglaubliche Kühnheit rechnen, denn sobald er merkt, daß er in das von seinen Gegnern gestellte Garn geraten sei, weiß er der Disputation ganz allmählich eine andere Wendung zu geben." Luther selbst charakterisiert seinen Gegner in dem letzten Briefe an Leo X. als „den großen ruhmredigen Helden, der sprüht und schnaubet. Er blies sich auf und vermaß sich der päpstlichen Gewalt, die er dazu gebrauchen wollte, daß er der oberste Theologus in der Welt berufen würde". Das waren die Kämpfer, und nach all den Präliminarien, die den ganzen Vormittag ausfüllten, wurde endlich um zwei Uhr nachmittags, am 27. Juni 1519, die Disputation eröffnet, die theologische

Schlacht von Leipzig, die der Zwingherrschaft der Welschen ein Ende machen sollte.

Karlstadt hatte bis dahin alle Ehren eines Vertreters der Wittenberger ganz allein entgegengenommen, so erhielt er auch jetzt vor Luther das Wort. Gewiß war es schön, einem Großsprecher wie Eck so tapfer entgegenzutreten wie Karlstadt, aber wenn man vom Leder zieht, muß dann auch ein Schwert zum Vorschein kommen und nicht ein Flederwisch. Aber selbst Luther sagt in einer Tischrede: „Er legte Schand ein statt Ehr, quia est infelicissimus disputator, horridi et hebetis ingenii“. Er sollte seine Thesen über Freiheit und Gnade vertreten, aber zum Disputieren war dieser verworrene, stets aufgeregte Mystiker nicht gemacht. Ihm fehlte die Schlagfertigkeit, die Geistesgegenwart und vor allem das Gedächtnis. Während Eck alles mit der größten Leichtigkeit vorbrachte, beim Disputieren hin und her spazierte, mundfertig Dinge zitierte, die nirgend geschrieben standen, wo ihm Gründe fehlten, den Gegner durch glänzende Sarkasmen verblüffte, meist direkt vom Spazierritt, die Peitsche in der Hand, auf das Katheder trat, schleppte sich Karlstadt mit einer Last von Büchern, schlug nach, las vor, auf Einwendungen, die Eck heute machte, versprach er morgen zu antworten, kurz gegen Ecks glänzende Persönlichkeit machte der Wittenberger Doktor den schlechtesten Eindruck. Trat dann eine völlige Entgleisung ein, so mußten die Freunde ihm Zettel zureichen oder Melanchthon sagte ihm ein, bis ihn Eck anherrschte: Tace, Philippe, tua cura negotia, womit er freilich klar zeigte, daß es ihm nicht um die Ermittelung der Wahrheit, sondern um den Sieg bei der Disputation zu tun war. Es half Karlstadt nichts, daß er für seine Sätze gegen den freien Willen, gegen den Wert der guten Werke und die Mitwirkung des Menschen bei seiner Rechtfertigung, ebenso wie bei seinem Eintreten für die Alleinwirksamkeit der göttlichen Gnade Paulus, Augustin und Luthers eigene lichtvolle Erörterungen für sich hatte; in vier Tagen, am 27. und 28. Juni, am 1. und 3. Juli, drehten sich die Verhandlungen immer um dieselben Punkte. Stellen der Väter wurden erörtert, verdreht, breit geschlagen. Karlstadt rief mehr als einmal, mit seinen Äußerungen gebe ja Eck alles zu, er sei geschlagen. Aber auch, wo er ihn erwischte, hatte er nicht das Geschick, den glitscherigen Gegner festzuhalten. Als er Eck kategorisch fragte, ob das Gute, was der Sünder leiste, ganz Gottes Werk sei oder nicht, erwiderte der Sophist mit der Distinktion: totum quidem, non autem totaliter. So rückte der Streit nicht aus der Stelle

und ermüdete die Zuhörer. Schließlich entschieden die Vorsitzenden, Karlstadt dürfe keine Bücher mehr mitbringen, aber um so wirrer wurde die Verhandlung. „Der Herzog Barnim," sagt Fröschel, „hörte viel fleißiger zu, denn alle Leipziger Theologen und Kollegiaten, welche allezeit neben Doktor Eckius saßen und schliefen ganz sanft; so fleißig hörten sie zu und so süße schmeckte ihnen die Disputation, daß man sie auch mußte gemeiniglich aufwecken, wenn man aufhörte zu disputieren, daß sie ihr Essen und Mahlzeit nicht versäumten." Den Studenten aber wurde es bei der herrschenden Julihitze zu heiß in dem niederen Saale und sie suchten kühlere Orte. So mußte man nach viertägigen Verhandlungen den Streit ohne Ergebnis abbrechen. „Malo disputatum est," schrieb Luther, „perditio temporis."

Man kann es nachfühlen, wie der kampfbereite Mönch, um dessen Sache es sich doch vor allem handelte, bei dieser kläglichen Verteidigung seiner Theologie täglich auf Kohlen saß, und die Art, wie er in Leipzig behandelt wurde, konnte seinen Unmut nur vermehren. Eck, in solchen Dingen viel besser erfahren, hatte ihm in der Stadt von vornherein das Wasser abgegraben. Er war etliche Tage vor den Wittenbergern zur Stelle gewesen und hatte sich mit allen wichtigen Personen angefreundet. Der Fronleichnamsprozession hatte der in allen Wassern gewaschene Sünder im Meßgewande erbaulich assistiert. Die Professoren huldigten ihm in jeder Weise, um Luther kümmerte sich niemand. Als Luther eines Abends die Paulinerkirche betrat, räumten die Mönche rasch den Altar ab, damit durch die Anwesenheit des Ketzers ihr heiliges Geräte nicht entweiht werde. Am Peter und Paulstag, den 29. Juni, wünschte Herzog Barnim ihn predigen zu hören, aber die Stadtkirchen blieben ihm verschlossen, die Burgkapelle war für den Zudrang zu klein; es blieb ihm nichts übrig als den ungeweihten Disputationssaal für seinen Gottesdienst zu benützen. In kurzen Zügen legte er seine religiösen Grundanschauungen dar, für die Karlstadt so ungeschickt gefochten hatte. Im ersten Teile zeigte er, wie die Seele an sich selbst verzweifeln und gläubig nach dem lebendigen Gott sich sehnen soll, worauf dann der Geist in dem Bekehrten selbst die Werke wirken wird, die der Mensch aus sich nicht vollbringen kann. Von Paulus zu Petrus sich wendend, lehrte er, daß die Schlüssel dem Petrus nicht für sich, sondern in seiner Person der christlichen Kirche gegeben seien zum Troste der geängsteten Herzen und Gewissen; dem gemeinen Manne aber sei nicht not viel zu disputieren von St. Peters

oder des Papstes Gewalt, es genüge ihm, daß er die Schlüsselgewalt der Kirche seliglich zu gebrauchen wisse. So präludierte er das Thema vom Primat des Papstes, über das er nächster Tage zu reden beabsichtigte, indem er ausdrücklich feststellte, daß er in keiner Weise geneigt sei, mit dieser Frage das gemeine Volk aufzuwiegeln. Wer freilich voraussetzt, daß der volle Metallklang von Luthers Überzeugung den Gegnern den Unterschied zwischen ihm und dem Sophisten aus Ingolstadt zum Bewußtsein gebracht hätte, würde sie überschätzen. Einer der Vorsteher der Disputation, der herzogliche Rat Cäsar Pflug, sagte von dieser Predigt: „Ich wollte, Doktor Martinus hätte sie gern gen Wittenberg gespart", und die städtischen Kirchen, die sich Luthern verschlossen hatten, wetteiferten, Eck zur Antwort ihre Kanzeln anzubieten, so daß er im ganzen viermal gegen Luthers Lehre predigen konnte, wie er denn überhaupt durch die Massenhaftigkeit seiner Leistungen imponierte. Im Gefolge des Herzogs befand sich auch sein Sekretär und Hofkaplan Emser, der sich unter den Leuten, die für Eck warben, in erster Reihe bemerklich machte. Mit Schadenfreude hatte er es mit angesehen, wie Karlstadt bei dem Abspringen von dem gefallenen Wagen schon beim Einzug das Gelächter der Leipziger erregte. Dann lief er umher und warb bei den Mitgliedern der Universität, so bei Magister Fröschel, sie möchten doch für den großen Ingolstädter ein möglichst ansehnliches Komitat zusammenbringen und bei den Verhandlungen sich jedesmal auf Ecks Seite setzen. Bei der in Leipzig vorherrschenden Stimmung brachte er es auch fertig, daß die große Mehrzahl der Lehrer sich um Eck scharte, während auf Luthers Seite die Plätze leer blieben. In der herzoglichen Kanzlei traf Emser persönlich mit Luther zusammen, wobei er in seiner scheinheiligen Weise die drei Streiter mahnte, sich zur Ehre Gottes aller Schmähungen zu enthalten. Aber obwohl er auch dieses Mal Luthern die schönsten Worte gab und die früheren unliebsamen Vorgänge nochmals zu entschuldigen suchte, ermangelte er doch auch diesmal nicht, vollkommen harmlose Äußerungen Luthers nachträglich auf das übelste zu entstellen, so daß dieser sich genötigt sah, endlich klare Verhältnisse zwischen ihnen beiden herzustellen.

Am 4. Juli, einem Montag, demselben Morgen, an dem im Leipziger Dominikanerkloster der dicke Tetzel sein freudlos gewordenes Leben beschloß, sollte Luther nun auch im Disputationssaal der Pleißenburg seine Waffe mit Eck kreuzen. Man war darauf um so gespannter, als die These, die er über den Ursprung des Papats aufgestellt hatte, von unerhörter Kühn-

heit war. Von vornherein war es die Absicht der Gegner gewesen, Luthern zu unbedachten Äußerungen über den Primat des Papstes zu verführen. Schon Tetzels disputatio secunda hatte ohne alle Veranlassung den Streit über die Bedeutung des Ablasses in eine Frage nach der Infallibilität des Papstes verwandelt. Luther hatte aber den wohlgemeinten Versuch, ihn auf dieses gefährliche Gebiet zu locken, damals mit der ironischen Antwort abgefertigt, er halte jene Sätze „des mehren Teils für wahr". Prierias hatte gleichfalls den Streit auf diesen Boden hinübergespielt, aber Luther hatte seine zweite Schrift bis jetzt unbeantwortet gelassen. Nunmehr schloß auch Eck die Reihe seiner Thesen mit der Erklärung, er leugne, daß der Primat des römischen Papstes erst seit den Zeiten Sylvesters datiere, „vielmehr", sagt er, „haben wir den, der den Stuhl und den Glauben des heiligen Petrus überkommen hat, stets als den Nachfolger Petri und als Generalvikar Christi anerkannt". So wollte denn Luther diesen fortgesetzten Anzapfungen ein Ende machen. Wollten die Papisten ihren Papst durchaus in die Schußlinie schieben, nun so mochten sie zusehen wie nach der Schlacht ihr Idol aussehen werde. Für die Disputation selbst freilich hatte Luther sich dadurch in Nachteil gesetzt, daß er kurz zuvor seine Resolutionen zu dieser These veröffentlichte, so daß Eck sich gegen seine Argumente wappnen konnte, während dem Gegner Ecks Beweismittel unbekannt blieben. Luthers These aber lautete: „Daß die römische Kirche über allen anderen stehe, wird bewiesen aus den frostigsten, innerhalb der letzten 400 Jahre aufgekommenen Dekreten, gegen welche zeugt die beglaubigte Geschichte von 1100 Jahren, der Text der heiligen Schrift und das Dekret des nicänischen Konzils, des heiligsten unter allen." Auf Spalatins Warnung, den abenteuerlichen Satz zu verfechten, daß der Primat des Papstes erst 400 Jahre alt sei, erwiderte Luther, es komme nicht darauf an, ob die Päpste schon früher den Anspruch des Primats erhoben hätten, sondern darauf, daß die von Gregor IX. zusammengestellte Dekretalsammlung erst durch Friedrich II. für das Reich rezipiert wurde. Erst seit der Anerkennung durch den Kaiser, also seit noch nicht 400 Jahren, hätten die Dekretalbriefe gesetzliche Geltung. Das war die These, auf deren Verteidigung die allgemeine Erwartung so gespannt war, daß Herzog Georg selbst bei der Disputation sich einfand, als am 4. Juli, früh 7 Uhr, der große Akt begann. Auch die gut katholischen Bürger Leipzigs drängten sich in Masse herzu, denn so sehr sie alle hussitischen Erinnerungen verabscheuten, den neuen Hus, der demnächst

sollte verbrannt werden, wollten sie doch alle gesehen haben. Aber er gefiel ihnen nicht. Die einen verdroß, daß er einen Blumenstrauß mit aufs Katheder brachte und während Eck pathetisch donnerte, an demselben ruhig roch und dadurch die ganze tragische Wirkung von Ecks Tiraden zu nichte machte. Andere flüsterten sich zu, in einem Büchschen oder in dem silbernen Ringchen mit dem Stein, das auch dem Schulmeister Ickelschamer sehr anstößig war, habe er sicher einen Teufel. Selbst Eck meinte, die Sache sei „nicht ohne“. Glücklich waren sie aber doch alle, daß sie den gefährlichen Häresiarchen in ihrer guten Stadt Leipzig so ungefährdet begaffen konnten. Luthers Beistand und spiritus familiaris war hinter den Kulissen zu suchen, in dem jungen Melanchthon, mit dem er die Beweisstellen vorher durchsprach und neben diesem machte sich noch Agricola als Amanuensis nützlich. Der neue Gegner Ecks begann mit der Erklärung, er seinerseits hätte diese Materie gern, aus Ehrfurcht gegen den heiligen Stuhl, beiseite gelassen. Auch bestreite er des Papstes Gewalt nicht. Sie bestehe zu Recht, ebenso wie das deutsche Kaisertum zu Recht bestehe, obwohl dasselbe auch nicht in der Schrift begründet sei. Eck rechtfertigte die Aufstellung dieser These damit, daß Luther ihn durch frühere Sätze genötigt habe, die Frage zur Sprache zu bringen, denn nach seiner Meinung müsse die Kirche ein Oberhaupt haben. Luther erwiderte, das sei ganz richtig und das Gegenteil möge verteidigen, wer da wolle. Seine These besage ja auch nur, das Papsttum habe Geltung jure humano, während es Eck auf unmittelbare Einsetzung durch Christus selbst gründen wolle. Das war das punctum litis, über das nun, fünf Tage lang, vom 4. bis zum 8. Juli, verhandelt wurde, ohne daß einer der beiden Streiter sich ergab. Für die Praxis konnte es gleichgültig erscheinen, ob der Gläubige sich kraft göttlichen Gebots oder kraft menschlicher Ordnung dem Papste unterwarf, denn Luther hatte in seiner Resolution ausdrücklich betont, daß alle Obrigkeit als göttliche Ordnung Gehorsam verlange. Auch wollte er nicht bestreiten, daß nach dem Zeugnisse der Schrift dem Petrus ein Vorrang, zwar nicht der Gewalt aber doch der Ehre, zukomme. Allein auch so war der Kern der Streitfrage von größter praktischer Tragweite. War das Papsttum aus menschlicher Konvenienz eingeführt worden, so kann es auch nach menschlicher Konvenienz reformiert, eingeschränkt, ja abgeschafft werden. Ist es dagegen göttlicher Einsetzung, so ist jeder ein Ketzer, der an dasselbe tastet. „Das Tier, das an den Berg rührt,“ hatte Tetzel ja Luthern zugerufen, „soll gesteinigt werden.“ „Die irdische Kirche“,

hielt Eck Luthern vor (und er berief sich im weiteren Verlauf für diese mittelalterliche Konstruktion auf den von Luther hochverehrten heiligen Bernhard), „ist nur ein Abbild der triumphierenden Kirche, die im Himmel ist. Jene aber ist monarchisch geordnet unter ihrem göttlichen Haupte.“ So müsse auch die irdische Kirche monarchisch geordnet sein unter ihrem irdischen Haupte. Was der Sohn den Vater im Himmel tun sieht, heiße es Joh. 5, 19, das tue der Sohn auf Erden. Als der Sohn die Kirche stiftete, mußte er sie so organisieren, wie er sah, daß der Vater die triumphierende Kirche geordnet hatte, das heißt mit einem Haupte. Luther erwiderte, freilich habe die Kirche ein monarchisches Haupt, das aber sei Christus selbst, nicht der Papst. Wäre der Papst dieses Haupt, so wäre die Kirche bei jeder Sedisvakanz kein Leib, sondern ein Rumpf, ein Argument, das Eck ordinär nannte, ohne es doch widerlegen zu können. Gerade weil die Kirche eine ewige Monarchie sei, meinte Luther, sei kein Mensch ihr Haupt sondern Christus, der bei den Seinigen bleibe bis ans Ende der Welt und herrsche bis alle Feinde ihm zum Schemel der Füße dienen.

Allein auch klare Schriftstellen hatte Eck zur Verfügung. Er gründete das Papsttum bereits auf die Worte Jesu (Mth. 16, 18 ff.): „Du bist Petrus und auf diesen Felsen will ich bauen meine Kirche.“ Seit jener Stunde, da Christus so gesprochen, gibt es einen Papst. Tu es Petrus! Die Meinung Luthers, daß Jesus (Mth. 16) sich selbst als den Felsen bezeichne, auf den er seine Kirche gründen wolle, indem er bei dem „und auf diesen Felsen will ich gründen meine Kirche“ auf sich selbst gedeutet habe, konnte niemanden überzeugen, eher konnte er sich auf die Auslegung des Nikolaus von Lyra berufen, daß Petrus bei seinem Zeugnis nur der Mund aller Jünger gewesen sei, wie auch Augustin gelehrt hatte. Ihr Glaube war der Fels und darum wird die Schlüsselgewalt nicht Petrus allein zuerkannt, der im Gegenteil gleich hernach von Jesus ein Satan genannt wird, der ihm ärgerlich ist. Der Gemeinde ist die Schlüsselgewalt übertragen, und ihr Glaube ist es, auf den die Kirche gebaut ist. Die Stellen der Kirchenväter, auf die Eck sich berief, legte Luther anders aus. Cyprian betrachte den römischen Bischof als seinesgleichen, denn er nenne ihn Bruder; Hieronymus schreibe dem römischen Bischofe nur aus praktischen Gründen, um Spaltungen zu unterdrücken, eine obrigkeitliche Gewalt zu. Dem heiligen Bernhard gebe er seine Ehre, aber die Schrift stehe über allen Heiligen. Die weitgehende Behauptung seiner dreizehnten These, daß die legitime Gewalt des Papstes erst seit dem zwölften Jahr-

hundert datiere, konnte Luther freilich nicht aufrecht erhalten, auch wenn er diese Gewalt erst von dem Zeitpunkt an als eine legitime betrachtete, in dem Friedrich II. sich die Dekretalsammlung Gregors IX. als kirchliches Gesetzbuch hatte gefallen lassen. Wenn Eck darauf hinwies, daß schon weit früher die römischen Bischöfe eine Suprematie ausgeübt hätten, so war er im Rechte, nur daß er den an sich richtigen Satz zumeist auf die gefälschten Dekretalbriefe der Päpste gründete. Einen durchschlagenden Eindruck konnten die exegetischen Bemühungen beider Teile kaum hervorbringen; um so stärker waren Luthers historische Beweise. Schon darauf durfte er sich beziehen, daß die Kirche Schisma an sich nicht identifiziere mit Häresie. Wäre des Papsttum göttlicher Einsetzung, so müßten alle, die seit den Tagen Jesu dieses Institut nicht anerkannten, Ketzer gewesen sein. Nun haben aber weder Paulus noch die griechischen Väter etwas von einem römischen Papsttum gewußt. Darin war Luther seiner Sache sicher und auch davon hatte er schon eine ganz richtige Ahnung, daß im Neuen Testamente zwischen Presbytern und Bischöfen kein Rangunterschied stattfinde. Eck hatte Luthers Einwand gegenüber nur die Wahl, die griechische Kirche samt ihren Vätern zu den Ketzern zu werfen oder die Anerkennung des römischen Primats für unnötig zur Seligkeit zu erklären. Er machte auch einmal Miene zu behaupten, alles Schisma sei auch Häresie und in der griechischen Kirche würde niemand selig als etliche Mönche und diejenigen, die sich dem heiligen Petrus unterworfen hätten. Den Sophisten kostete es nichts, die Millionen griechischer Christen, die dem Papste nicht gehorchten, kalten Blutes der Verdammnis zuzuweisen. Allein, als ihn Luther fragte, ob er Basilius den Großen, Gregor von Nazianz und die andern Väter, die nichts von einem Primate des römischen Papstes wüßten, für Ketzer erkläre, wollte er doch nur davon geredet haben, daß es in der griechischen Kirche stets viele Ketzer gegeben habe, eine elende Ausflucht, denn auch, wenn dem so wäre, würde es für die Frage, um die es sich handelte, nicht das geringste austragen. So in die Enge getrieben und um Gründe verlegen nahm Eck in der Disputation vom 5. Juli seine Zuflucht zu Autoritäten. Er erklärte, der Satz Luthers, das Papsttum sei menschlicher Einsetzung, sei vom Konstanzer Konzil ausdrücklich verdammt worden. In der Tat hatten die Väter von Konstanz das Papsttum als eine ewige, göttliche Institution anerkannt, um den Verdacht abzuwenden, als ob sie mit der Absetzung der schismatischen Päpste das Papsttum selbst abschaffen wollten. Je länger sie die Papst-

wahl hinausschoben, um so lauter mußten sie verkünden, daß die Institution des Papsttums göttlichen Ursprungs sei und daß sie an diese nicht rühren wollten. Nicht zum wenigsten darum mußte Hus brennen, um die Konzilväter von diesem Verdachte zu entlasten. Wie es auf diesem hochheiligen Konzile zugegangen, wußte Luther schon seit seinen Erfurter Studienjahren und trug darum einen heiligen Zorn auf die „Tyrannen von Konstanz" in der Seele. Aber auch Eck drängte auf dieses Thema. Er war der erste gewesen, der in seinen tückischen Obelisken von böhmischem Gifte geredet hatte. So warf er auch jetzt am Morgen des zweiten Disputationstages die Bemerkung hin, daß Luthers Meinung, die Anerkennung des römischen Papstes sei nicht nötig zur Seligkeit, schon zu Konstanz als Ketzerei verdammt worden sei. Er entschuldigte sich dann, daß er so unhöflich sei, das zu erwähnen, aber es gehe die Sage, unter den Anwesenden seien auch böhmische Schismatiker und er befürchte, was Luther vorbringe, müsse diese in hohem Maße in ihren Irrtümern bestärken. Auch wollte Eck gehört haben, daß die Böhmen sich zu dem neuen Verbündeten beglückwünschten. Wohin diese „Befürchtungen" Ecks zielten, sah Luther wohl und so erklärte er, er habe mit den Böhmen nichts zu schaffen. Das Schisma der Böhmen habe er stets mißbilligt und es liege ihm völlig fern ein solches anzurichten. Damit war die Stunde des Morgenimbisses gekommen und man trennte sich in großer Erregung. Bei Tisch scheinen sich die Köpfe noch mehr über diesen Ausfall Ecks erhitzt zu haben, denn am Nachmittag nahm Luther selbst die Frage wieder auf. Er erklärte Ecks Versuch, die griechischen Christen aus dem Himmel auszustoßen, für eine Anmaßung. Ob ein Artikel bei Hus oder Wiklif sich finde, kümmere ihn nicht. Übrigens seien unter den Artikeln des Johann Hus, so in Kostniz verdammt worden, „grundchristliche und evangelische". Das Wort fiel wie ein Stein in den Hörsaal. Der Herzog fuhr auf und rief laut, daß man es durch den ganzen Saal hören konnte, seinen Lieblingsfluch: „Das walt' die Sucht!" Auch Luthers Freunde überkam teils Furcht, teils Schrecken. Es zog wie der Geruch eines Scheiterhaufens durch den Hörsaal. Denn hier in Leipzig, der böhmischen Grenze so nahe, hatte Luther Wind und Sonne gegen sich. Diese Universität Leipzig war gegründet worden im Gegensatze zu Hus und den böhmischen Ketzern. Diese sächsischen Bürger waren hundertmal gebrandschatzt worden von den Husen, so manche Väter der anwesenden Edelleute waren im Kampfe gegen die Böhmen gefallen und die rechte Lehre gegen das böhmische Gift verteidigt,

das heilige Reich der römischen Kirche erhalten zu haben, das war der höchste Ruhm dieses sächsischen Adels und der Vorfahren des Herzogs. Was Hus gelehrt hatte, wußte keiner dieser biedern Recken, aber daß er ein Feind der Deutschen, ein Ketzer, ein Abschaum der Menschheit gewesen, das wußten sie von Kindesbeinen an von ihren Ammen und Großmüttern. Luther beleidigte nicht nur ihre katholische Gesinnung, sondern auch ihr Nationalgefühl, indem er dem Tschechen die Hand reichte. So bäumten sich alle Leidenschaften der Anwesenden auf gegen Luthers kühnes Wort, ein Teil der Sätze Husens seien grundchristliche und evangelische. Eck, der geschickte Klopffechter, sah mit Wonne, wie hier der Gegner sich eine Blöße gab, und begann den Unvorsichtigen langsam einzukreisen, um dann im gegebenen Momente kunstgerecht zuzustoßen. Ironisch sagte er: „Da werden nun die verdammten Husiten sagen, hat das Konzil in einigen Artikeln geirrt, so ist sein Ansehen und seine Autorität auch in allen andern hinfällig! Durch wen soll denn entschieden werden, ob etwas Ketzerei sei, wenn nicht durch ein Konzil oder den Papst?" Luther ließ zunächst die Frage fallen, aber am folgenden Tage nahm er sie wieder auf, sichtlich zu dem Zweck, seiner Behauptung, die auch die Freunde erschreckt hatte, die mildeste Deutung zu geben. Einzelne Sätze Husens billigen, heiße nicht das Konstanzer Konzil verwerfen, meinte er. Er führte bestimmte Artikel des Hus an, die er nicht für ketzerisch halte, so den, daß die wahre Kirche der numerus praedestinatorum sei oder den, die Anerkennung des römischen Papstes sei nicht nötig zur Seligkeit. Aber vielleicht seien diese wahren Artikel zu Konstanz gar nicht verdammt worden, da nach dessen eigenem Ausspruch nicht alle Sätze Husens ketzerisch, sondern zum Teil nur irrig und unbedacht genannt würden. Selbst das sei nicht ausgeschlossen, daß Fälscher diese Sätze erst nachträglich in die Akten eingetragen hätten, wie Konzilakten ja oft gefälscht worden seien. Daß Konzilbeschlüsse in jeder Weise angenommen werden müßten, gebe auch er zu, aber dem Worte Gottes seien sie doch nicht gleich zu achten. Man könne einige Artikel Husens für in der Schrift begründet halten, ohne darum das Konzil zu Konstanz zu verwerfen. Man müsse eben unklare Kanones nach der klaren Schrift auslegen. Konzilbeschlüsse nehme er an, indem er sie in Übereinstimmung mit der Schrift verstehe. Aber Eck ließ sich seinen Vorteil nicht wieder entwinden. Das sei eben böhmisch, erwiderte er, die heilige Schrift besser verstehen zu wollen als Papst und Konzil, während Luther seinen Satz aufrecht erhielt, daß die Schrift

oberste Autorität bleiben müsse. Noch immer konnte man an Mißverständnisse denken, aber am 6. Juli erklärte Luther klipp und klar: „Unfehlbar ist nur die Schrift. Auch Konzilien können irren und haben geirrt.“ Darauf erwiderte denn Eck mit gut gespielter Entrüstung: „Ehrwürdiger Vater, wenn Ihr glaubt, daß ein rechtmäßig versammeltes, von der Kirche anerkanntes Konzil irren könne, so seid Ihr mir wie ein Heide und Zöllner.“ Der Schreck der Zuhörer, die Furcht der Freunde, die unverhohlene Schadenfreude der Gegner machten auf Luther doch Eindruck. Noch einmal ließ er sich am 7. Juli zurückdrängen. Als Eck ihm entgegen hielt, sein Satz, daß Konzilien irren könnten, stelle die göttliche Leitung der Kirche und das ganze Traditionsprinzip der Kirche in Frage, gab Luther zu, daß man Beschlüsse der Konzilien in dem, was zum Glauben gehöre, in jeder Weise annehmen müsse. Nur dabei blieb er, daß ein Konzil jezuweilen geirrt habe und irren könne, vornehmlich in dem, was nicht Sache des Glaubens sei, und daß ein Konzil nicht Macht habe, neue Glaubensartikel aufzurichten. Was nicht göttliches Recht sei, könne durch keinen Konzilbeschluß göttliches Recht werden. Als Eck aber fortfuhr für die Ehre und Autorität des Konstanzer Konzils zu eifern, entgegnete Luther: „Der vortreffliche Herr Doktor müßte erst beweisen, daß ein Konzil nicht geirrt habe, noch irren könne.“ Auch in der Stadt war über Luthers kühne Äußerungen ein großes Gerede. Die abenteuerlichsten Meinungen wurden über den Ketzer, der alle Gewalt der Kirche bestreite, verbreitet und da die Bürger der lateinischen Verhandlung nicht folgen konnten, hatten die Gegner mit ihren Verleumdungen leichtes Spiel. Am vierten Disputationstage unterbrach Luther darum einmal seine lateinische Rede, um in deutscher Sprache den anwesenden Bürgern zuzurufen, er leugne die Gewalt der römischen Kirche nicht, sondern nur deren göttliche Einsetzung. Auch das Kaisertum sei nicht göttlichen, sondern menschlichen Ursprungs und müsse geehrt werden, wenn es auch nicht in der Schrift begründet sei und gerade so sei es mit dem Papsttum. Ohne daß man sich verglichen hätte, ja ohne daß so ganz klar festgestellt worden wäre, was Luthers Meinung in dieser Sache schließlich sei, ging man zu andern Thesen über. Luthers Lehre vom Fegfeuer kam zur Verhandlung. Luther bestritt das Fegfeuer nicht, aber Ecks Beweis aus dem zweiten Makkabäerbuche lehnte er ab, da dieses Buch gar nicht in den Kanon gehöre. Auch andere Festsetzungen des Florentiner Konzils erkannte er nicht als rechtsgültig an. Am nächsten kam man sich in der Frage des Ablasses, die diese Kämpfer zuerst entzweit

hatte. Seit die Stimmung sich so enschieden gegen den Ablaß gewendet hatte, hielt auch Eck zurück. Er predigte sogar den Leipzigern, Ablässe seien nicht zu verachten, doch dürfe man sich nicht auf sie allein verlassen. „Wenn die Ablaßkrämer das immer gepredigt hätten," schreibt Luther, „dann würde wahrscheinlich niemand heute Luthers Namen kennen, aber die Ablaßkommissäre wären auch Hungers gestorben, wenn das Volk gewußt hätte, daß man sich nicht auf ihren Ablaß verlassen kann." Sein Respekt vor Eck wuchs durch diesen Abfall von einer unterliegenden Sache nicht, und als er am 14. Juli zum letztenmal um sieben Uhr früh mit Eck disputierte, faßte er ihre beiderseitige Methode in die scharfen Worte zusammen: „Ich bedauere, daß Herr Doktor Eck so tief in die Schrift eindringt wie die Wasserspinnen in das Wasser. Ja es scheint mir, daß er sie flieht, wie der Teufel das Kreuz. Deshalb halte ich mich, bei aller Ehrfurcht vor den Vätern, doch lieber an die Schrift, und will solches den künftigen Richtern empfohlen haben." Damit wurde um acht Uhr der Streit zwischen Luther und Eck abgebrochen. Dann trat Karlstadt noch einmal auf, ohne doch sein Waffenglück wieder herzustellen. Über göttliche Gnade und menschliche Freiheit, über die guten Werke und die ihnen noch immer anhaftende Sünde wurde gestritten. Es waren die Sätze, von denen Luther ausgegangen war, aber das alles konnte zu nichts mehr führen.

Als Endergebnis der Leipziger Disputation hat man von Anfang an das Eine angesehen, daß Luther die Autoritäten nicht mehr anerkannte, mit denen man ihn widerlegen wollte. Noch eben hatte er an ein Konzil appelliert, nun verweigerte er auch dem Konzil die entscheidende Stimme. Wenn man so wollte, er war geschlagen, er hatte seine Position gewechselt. Aber nur um so schlimmer für seine Gegner, denn er ging darum nicht zurück sondern vorwärts. Nun erst stand er am Ziele seiner Entwicklung. Er hatte von dem Ablaßprediger an die Bischöfe, von Kardinal Cajetan an den besser zu unterrichtenden Papst appelliert und schließlich vom Papste an ein allgemeines Konzil. Jetzt war er im Begriff auch diese letzte Instanz, das Konzil, zu verleugnen. Ist auch das Konzil nicht infallibel, nun dann bleibt nur noch die Schrift, die sich jeder selbst auslegt.

Am 16. Juli wurde endlich die Disputation geschlossen, da der Herzog erklärte, er brauche seine Pleißenburg für den Empfang eines hohen Gastes, der von der Wahl Karls V. in Frankfurt zurückkehrte, des Kur-

fürsten Joachim Nestor von Brandenburg. Magister Johann Lange schloß deshalb die Verhandlungen mit einer Dankrede für die Teilnehmer. Der Kantor von St. Thomas ließ noch das Te deum laudamus singen, dann traten die Wittenberger den Rückzug an. Luther fuhr mit Melanchthon schon vor den andern weg, um in Grimma mit Staupitz zusammenzutreffen, während es sich Eck noch neun Tage zu Leipzig weidlich wohl sein ließ. Er verzehrte Weihrauch wie Salat, ließ sich aber auch das Bier und den Wein und die Frauen Leipzigs wohlgefallen, ohne zu beachten, wie genau er von den Gegnern überwacht wurde. Hatte er die Kirche gerettet, so mußte ihm auch ihr Ablaß zugute kommen. Während Eck so von Anfang bis Ende als Hauptperson gefeiert wurde, hatte Luther um so mehr über Mangel an Wohlwollen zu klagen. „Summa, Summarum," schreibt er an Spalatin, „Mißgunst und Neid habe ich so manchmal erfahren, aber nie eine so unverschämte Gehässigkeit wie dort." Namentlich die Leipziger Theologen, sagt er, hätten ihn weder gegrüßt noch besucht, dagegen hätten sie sich an Eck gehängt, mit ihm gespeist, ihn eingeladen, sie hätten ihm ein Feierkleid und ein Schamlot verehrt und seien täglich mit ihm spazieren geritten. Auch der Herzog war von ihnen verhetzt, doch zog er, um seine Unparteilichkeit zu beweisen, Luthern dreimal zur Tafel. Seine Meinung war, möge nun der Papst aus göttlicher oder menschlicher Macht seine Stellung haben, jedenfalls sei er der Papst. Er unterhielt sich mit Luther in einer Privataudienz über sein 1518 erschienenes Büchlein vom Vater Unser, das gegen das Paternosterplappern scharfe Worte redet, und warf die sauersüße Bemerkung hin, die Leute sagten, wollten sie ihm folgen, so dürften sie in vier Tagen kaum ein Vaterunser beten. Mochte das noch als Scherz gelten, so war der Vorwurf, daß die Böhmen sich auf Luther beriefen, um so bedenklicher. Mit Recht glaubte Luther in den Bemerkungen des Herzogs die Einflüsterungen seines Kaplans Emser durchzuhören, aber er sagt, den Herzog entschuldigend, er sei nicht so töricht, daß er nicht die Flöte und den, der sie geblasen, unterscheiden könne. Um so erbitterter war er auf Emser, der sich zwar in Worten zurückhielt, aber Luther sah wohl, wie seine Augen brannten und funkelten. Von dem Herzog persönlich hat er noch immer eine gute Meinung und bedauert nur, daß er sich so mißleiten lasse. Mosellanus sagt in seinem Berichte über die Disputation, bei denen, die von dem Streite nichts verstanden oder von vornherein den Wittenbergern gram gewesen seien, habe Eck triumphiert, Luther und

Karlstadt seien aber nur darum in der Minorität geblieben, weil es der Verständigen allzeit weniger gebe als der Unverständigen. Der fröhliche Freimut, der Mosellanus an Luthern entzückte, hat die Gegenpartei um so mehr geärgert. Emser kann kaum schildern, „wie stolz, kühn und vermessen er sich die ganze Disputation gehalten, wie er dann nicht allein in der Schule und in seinen Schriften, sondern auch auf dem Predigtstuhl kein Andacht oder geistlich Gebärd erzeiget, sondern lauter Drohen und Pochen, also daß ich wohl mit Wahrheit sprechen mag: Daß ich kein so vermessen Prediger mein Leben lang je gehört hab.“ Der feiner organisierte Melanchthon war von beiden theologischen Lagern wenig erbaut. „Der Geist liebt zu seiner Zeit die Stille,“ schrieb er an seinen Freund Oecolampad, „und findet sich bei denen ein, die nicht ehrgeizig, sondern begierig sind die Wahrheit zu erkennen. Die liebe Braut Christi steht nicht auf den Gassen und Straßen, sondern führt den Bräutigam in ihrer Mutter Haus.“ Eck empfand die Spitze, die gegen ihn in Melanchthons Bericht lag, mit solchem Zorn, daß er es nicht lassen konnte, den sanften jungen Schwaben vor der Öffentlichkeit anzupöbeln. Der Magister, schrieb er, habe überhaupt kein Recht in dem Streite der theologischen Doktoren mitzureden, da er von Theologie nichts verstehe. Aber er erreichte damit nur, daß ihm durch Melanchthon eine ebenso feine wie entschiedene Antwort zu teil ward.

XVI

Der Streit über den Sieg.

Es war, wenn auch unter Luthers Protest, von vornherein bestimmt worden, daß die Akten der Disputation dem Schiedsgerichte einer Universität unterbreitet werden sollten und man einigte sich schließlich auf Erfurt und Paris. Eck verbat sich aber, daß in Erfurt die Augustiner bei dem Urteil mitwirken dürften, während Luther die Pariser Bettelmönche ausgeschlossen wissen wollte. So sehr war der Streit doch noch immer ein Streit der feindlichen Orden. Die Herausgabe der Leipziger Protokolle sollte erst nach Verkündigung des Spruches der Richter erfolgen. Das erwies sich bald als Fehler, denn nun traten die Parteiberichte an die Stelle und es entwickelte sich eine breite Streitliteratur, die immer mehr in persönliche Verunglimpfungen ausartete. Gegenüber den vielfachen Entstellungen seiner Meinung fand Luther für nötig, die Resolutionen zu seinen dreizehn Thesen zu veröffentlichen. Sie erschienen Ende August und sprechen mit vollkommener Klarheit das Ergebnis der Verhandlungen für seine eigene innere Entwicklung aus. In schroffstem Gegensatze zu den Konzessionen, die er in dem im März erschienenen „Unterricht" gemacht hatte, erklärt er jetzt, die Kirche sei weder der Papst noch das Konzil, sondern die Gemeinschaft der Gläubigen. Die Konzilien könnten irren und hätten geirrt. Unbedingte Autorität hat nur das Evangelium. Aber er hat dieses Schriftprinzip kaum ausgesprochen, so beginnt er bereits es einzuschränken. Sein klares Urteil verkennt nicht, daß Paulus von der Rechtfertigung anders lehrt als Jakobus, und seine Rechtschaffenheit verhindert ihn, dem Prinzip zuliebe, die Tatsache wegzudeuten oder zu verkleistern. So unterscheidet er Stufen der Inspiration und erklärt, der Jakobusbrief sei den Schriften Pauli und den anderen apostolischen Urkunden keineswegs gleich zu achten. Wie er zu Leipzig die Makkabäerbücher als nicht kanonisch zurückgewiesen hatte, so bestreitet

er im weiteren Verlauf seiner Entwicklung nicht nur dem Jakobusbrief, sondern auch der Apokalypse, dem Hebräerbrief, der Epistel Judä die gleiche Beweiskraft wie den „Hauptschriften" und stellt die Synoptiker tief unter Johannes. So durchbricht er selbst das Schriftprinzip, das er soeben aufgestellt hat, und wahrt auch hier dem persönlichen Glauben seine Freiheit. Die Schrift war von der katholischen Kirche überliefert, so gut wie die Dekretalen, und deckte sich nach seiner Überzeugung nicht mit dem Worte Gottes. Dieses herauszuhören ist Sache des lebendigen Glaubens. Für die Bibliolatrie, die die Späteren mit ihrem papiernen Papste auf Kosten ihres Wahrheitssinns und des kirchlichen Friedens trieben, war Martin Luther zu aufrichtig und zu wahrheitsliebend. Diese neue Entwicklung ist vorbereitet in seiner Resolution zu der siebten These, die an einer Schrift des Neuen Testaments Kritik übt, ein Standpunkt, für den das Jahrhundert sich noch nicht reif erwies. Daß kein theologisches Schiedsgericht ihm in solchem Radikalismus recht geben werde, verhehlte er sich nicht. Aber ihm schien es auch gleichgiltig, wie die Entscheidung der Schiedsrichter ausfallen würde. Es war ihm, als er nach Leipzig ging, nicht eingefallen, die Autorität, die er dem gesalbten Individuum in Rom versagte, auf ein beklatschtes in Leipzig zu übertragen oder die Unfehlbarkeit, die er den Konzilien bestritt, einer zusammengelaufenen Versammlung in der Pleißenburg oder den Theologen in Erfurt oder Paris zuzugestehen. In Erfurt setzten seine Freunde es durch, daß die Universität dem Herzog die Akten im November ohne den begehrten Urteilsspruch zurückschickte, „da ihnen die Gezänke zu entscheiden, nicht gebühren wolle". Die Pariser, mit der Kurie verfeindet, hatten ebensowenig Neigung, für den göttlichen Ursprung des Papats einzutreten. Sie schwiegen. Erst als Papst und Kaiser einig geworden waren, trat die Sorbonne aus Anlaß von Luthers babylonischer Gefangenschaft der Verdammungsbulle bei. Luther hatte ohnehin erklärt, daß er ein Urteil der theologischen Fakultäten allein nicht annehme; er begehre, daß auch die andern Fakultäten mitstimmen müßten. Eck seinerseits ermahnte öffentlich Luthern salbungsvoll, sie wollten „in guter Ruhe" den Spruch der Richter abwarten, aber in der Stille bat er Hoogstraten, auf die Dominikaner in Paris einzuwirken, daß sie ihren ganzen Einfluß für die gute Sache einsetzen sollten, und suchte brieflich sowohl den Papst, wie Friedrich den Weisen gegen Luthers neue Ketzereien aufzuwiegeln. Zugleich nahm er sich der Franziskaner in Leipzig an, die schon vor dem Gespräche mit Luther in Fehde geraten waren, so daß sich

der dogmatische Zank zwischen ihm und Luther auch nach der Disputation ohne Unterbrechung fortsetzte. In Jüterbogk war Luthers Schüler Günther, den wir aus seiner Disputation vom 11. September 1517 bereits kennen, mit den Franziskanern über den Ablaß und andere kirchliche Bräuche uneins geworden. Das hatte zur Folge, daß der Konvent der Minoriten im April 1519 bei dem Bischof von Brandenburg eine Klage einreichte, die darauf hinwies, welchen Schaden Luthers Lehrtätigkeit in Wittenberg stifte. Luther richtete darauf im Mai an ihren Guardian ein Schreiben, die Bettelmönche sollten diese Klage widerrufen, widrigenfalls er ihnen eine Züchtigung in Aussicht stellte. Im Gefolge des aus Frankfurt zurückkehrenden Kurfürsten Joachim kam nun Scultetus unmittelbar nach der Disputation durch Leipzig und legte die Schrift der Franziskaner dem noch dort weilenden Eck zur Begutachtung vor. Eck schrieb sofort einen Kommentar zu den Klagen der Mönche und Bischof Scultetus, der längst nicht mehr zu den Gönnern Luthers zählte, nahm beide Schriften huldvoll entgegen. Da der Bischof selbst Ecks Schrift in der Diözese verbreitete, widerlegte nun auch Luther die Entstellungen Ecks, der sich nicht entblödet hatte, ihm die Lehre in den Mund zu legen, gute Werke seien unnötig, er halte nichts von den Konzilien und erkläre die Husiten für bessere Christen als uns. So groß aber war bereits die Furcht vor dem Augustiner und vor Unruhen in der Bevölkerung, daß der Provinzial der Franziskaner Luthern de- und wehmütig ersuchte, seine Schrift zurückzuziehen, sie wollten den Drucker Lotter für seine Kosten entschädigen. Luther gab dazu seine Zustimmung, aber der Drucker hatte die Schrift bereits versendet. Es war zu spät. Noch bitterer büßte der Leipziger Professor Rubeus seinen Bericht über die Disputation, in der er Eck als den weit überlegenen und zugleich achtbareren und bescheideneren Kämpfer feierte. Die Humanisten bereiteten ihm dafür dasselbe Schicksal, das sie einst dem Ortuinus Gratius wegen seiner Parteinahme für Pfefferkorn und die Dominikaner bereitet hatten. Er wurde für lange hinaus zur lächerlichen Person. Auch in Ingolstadt selbst versuchte Eck eine Verbrennung von Luthers Büchern ins Werk zu setzen, denen er Oecolampads Schrift gegen ihn: „Die ungelehrten Domherrn“ und eine Schutzrede des Nürnberger Ratsschreibers Spengler beifügte. Aber die Veranstaltung mußte wieder rückgängig gemacht werden, da Reuchlin, damals Lehrer in Ingolstadt, die Kollegen warnte, sie würden nur Spott und Schande von der Sache haben. Trotz alles Protestierens setzte Eck nicht einmal an der

eigenen Universität seinen Willen durch. Ruhe bekam Luther darum dennoch nicht. Zunächst fand er seine intimsten Gegner, die Dominikaner, wieder auf dem Plan. Hoogstraten hatte in einem Schreiben an Leo X. Luthern als Gönner Reuchlins denunziert und Luthers Behauptung, daß das Papsttum in der Schrift nicht begründet sei, dahin gedeutet, er erkläre die Päpste für Ketzer, weil ihre Ansprüche gegen die Schrift seien. Demgemäß forderte er die Kurie zum Einschreiten gegen Luther auf. In all der Flut der Leipziger Geschäfte fand Luther dennoch Zeit zu einer kräftigen Abwehr. Denn diese ist datiert vom 13. Juli 1519. Hat Hoogstraten ihm vorgeworfen, er mache die Päpste zu Ketzern, denn was gegen die Schrift sei, sei Ketzerei, so ruft ihm Luther zu: „Dank, lieber Hoogstraten! Jede Sünde ist gegen die Schrift, so ist jede Sünde ketzerisch, so sind wir alle Ketzer.“ Und gemäß dieser Erkenntnis gibt er seinem Abscheu gegen den Menschen Ausdruck, dessen Hände vom Blute der Brüder rot sind und dessen Kutte den Brandgeruch des Scheiterhaufens in ihren Falten trägt, noch mehr aber seiner Verachtung eines solchen Scholastikus: „Gehe Du hin,“ rät er ihm „und erforsche Du Roßkäfer in ihrem Mist, bis Du lernst, was Irrtum, Sünde und Ketzerei sei. Ich habe noch keinen größeren Esel gesehen als eben Dich, wenn Du Dich gleich rühmst so viele Jahre Dialektik studiert zu haben.“

Bald darauf fand Luther für nötig, den stillen Machinationen Emsers in der Öffentlichkeit klar und fest entgegenzutreten. Die Derbheit, mit der er es tat, erklärt sich daraus, daß seiner einfachen, offenen Bauernnatur die Vornehmtuerei des „Junker Emser“, der sein Wappen auf jede seiner Schriften setzte, im Innersten zuwider war. Das gespreizte, anspruchsvolle Wesen des stets auf Stelzen gehenden, mit seinem Adel, seiner Courtoisie und seiner Frömmigkeit prunkenden „Junkers“ hat Luther in seiner treffenden Weise mit zwei Worten charakterisiert: „Es wäre wahrlich recht, daß wenn du zu Leipzig auf der Gasse gingest, man alle Glocken läutete und dem neuen Heiligen Rosen unter die Füße legte.“ Ein widrigeres Gemisch süßlicher Frömmelei, frivolen Lebens und eines intriganten Strebertums wäre auch schwer aufzutreiben. Der ehemalige Ablaßadjunkt, mit den heiligen Mienen und dem listigen Herzen, übernahm die Aufgabe, Benno von Meißen zum Heiligenschein zu verhelfen, drängte sich aber gleichzeitig an Pirkheimer und Erasmus als Mitarbeiter bei der Erneuerung der schönen Wissenschaften heran. Er ist erbaulicher Schriftsteller, aber auch in Bebels lüsternen Schwänken „facetiae“ ist er durch

einen besonders schmutzigen Beitrag vertreten. Er lebt mit einem böhmischen Weibe im Konkubinat und widmet der frommen Herzogin Barbara die Übersetzung der Schrift über die sieben Sakramente des englischen Königs Heinrich VIII., damit sie den Ablaß gewinnen könne, den der Papst den Lesern dieses Buches gewährt habe. Er ist Scholastiker, Mystiker, Übersetzer der heiligen Schrift, schreibt aber auch scherzhafte Traktate über die Sitte des Zutrinkens und bearbeitet eine italienische Anweisung „über Bereitung und Aufbewahrung von Wein, Bier und Essig", die er einem Domherrn in Brixen widmet zur Erinnerung an schöne Stunden, die er in dessen Kellereien zugebracht hat. An seinem Freunde Eck erfreut uns doch die eiserne Stirne, die schlagfertige Klopffechterei, der gesunde Appetit, die Tapferkeit, mit der er seine Haut zu Markt trägt, an Emser dagegen ist gar nichts Gesundes und man versteht leicht Luthers Widerwillen gegen diesen körperlich verbrauchten Hoftheologen, der, am Schreibtisch tapfer, sich doch nur ungern auf das Schlachtfeld der Öffentlichkeit herauswagt, aber hinter den Koulissen die hohen und höchsten Herrschaften, Fürsten und Fürstinnen, Staatsmänner und Bischöfe mit dem Aufgebot aller intriganten Lügenkünste gegen Luther bearbeitet. Den grotesken Namen „der Bock" verdankt der Junker der Eitelkeit, sein Wappen, einen Steinbock, auf seinen Schriften anzubringen mit dem erläuternden Täfelchen: Arma Hieronymi Emser. Sein Recht dazu war nicht einmal einwandfrei, denn sein Vater war geworbener Dienstmann der Stadt Ulm gewesen, findet sich aber nicht in der Matrikel, gehörte also keineswegs unter den patrizischen Adel der Stadt.*) Die gleiche Eitelkeit sprach sich in den Verslein aus, mit denen er seine Schriften einzuleiten und zu schließen pflegte, die er dann mit huldigenden Briefen an Erasmus, Eck, Cochläus und ähnliche Gelehrte oder an hohe fürstliche Persönlichkeiten schickt. Die Offenheit, mit der er unaufgefordert seinen liederlichen Wandel bekannte, sieht weniger nach Bußfertigkeit als nach Cynismus aus, denn der Ruf den Weibern gefährlich zu sein, schmeichelte seiner Eitelkeit. Auch das war ein Mittel sich interessant zu machen. So war er ein Vorkämpfer der Kirche gleich Eck, Murner, Aleander und vielen andern Säulen des Papsttums. Luthers Zorn erregte er durch die zweideutige Weise, mit der er ihn in einem Briefe vom 13. August 1519 als Husiten verdächtigte, während er doch die Miene annahm, ihn gegen diesen Vorwurf in Schutz zu nehmen.

---

*) Vgl. Kawerau: Hieronymus Emser. Halle 1898.

Schon in Leipzig hatte Eck von böhmischen Gästen gemunkelt, die durch Luthers Reden in ihrem Schisma bestärkt werden könnten. In der Tat war ein Orgelbauer, husitischen Bekenntnisses, zufällig in Leipzig anwesend, der nach Prag zurückgekehrt Luthers Ruhm verkündete, so daß Propst Rosdalowsky und Doktor Poduschka, beide Priester der Kalixtiner, mit Luther Anknüpfungen suchten. Die Nachricht davon wurde für Emser Anlaß zu einem Brief an Propst Zack zu Leitmeritz, in dem er die Prager Husiten wegen ihres Schisma beklagte, und sie scheinbar darüber belehrte, daß Luther keineswegs sich ihrer Ketzereien angenommen habe. Aber Luther verglich die Art dieser Verteidigung dem hinterlistigen Meuchelmord Joabs an Abner und Amasa, denn Emser verteidige ihn nur, um ihn zu verdächtigen und seine Lobsprüche seien Judasküsse. Er hatte eben Emsers freundliche Einladung in Dresden in Erinnerung, bei der einer der magistri nostri ihn in eine dogmatische Kontroverse verwickelte, während ein Klosterbruder Tetzels hinter der Tür stand. In seinem Briefe wußte Emser zu erzählen, daß die Husiten in Böhmen öffentliche Gebetsgottesdienste für Luther hielten, und würde bedauern, wenn dieser auf die Gebete der Ketzer bauen sollte. Das klang wie eine Verteidigung, aber indem er Eck als den richtigen und siegreichen Theologus bezeichnet, zeigt er, wie seine Apologie eigentlich gemeint war. Luther hatte alle seitherigen Zweideutigkeiten Emsers gutmütig hingenommen, dieser treulose Brief aber machte das Maß voll. Er beschloß „den Bock zu jagen“, indem er Zusatzbemerkungen zu Emsers Brief drucken ließ. Die humoristische Jagd Luthers auf den Emserschen Steinbock machte dieses Wappentier in ganz Europa berühmt. Die Jagd begann mit einem „Zusatz zu Emsers Bock“, der denen, die die Vorgeschichte nicht kannten, leicht als allzu hitzig erscheinen konnte. Es sei nicht alles katholisch, schreibt Luther, was den Böhmen mißfalle, noch alles ketzerisch, was ihnen gefalle. Daß zu Leipzig Emser und seine Freunde die Stimmung der Mehrheit für sich gehabt, stellt er kaum in Abrede. Es war eben eine Unbesonnenheit des ewig aufgeregten, alles politischen Urteils entbehrenden Karlstadt gewesen, sich Leipzig als Walstatt gefallen zu lassen, das in den Wittenbergern seine Konkurrenten haßte und unter dem Regiment des bigotten Herzogs Georg stand. „Wir wußten eben nicht,“ sagt Luther, „wie wir in Mitte von Wölfen seien“, so hätten sie erfahren, daß wenn man seine Perlen vor die Säue werfe, diese sich wenden, um die Geber zu zerreißen. Emser wußte darauf nichts Besseres zu erwidern, als Luthers ganzer Haß gegen

den Papst komme daher, daß vom Ertrage des Ablasses ihm und den Augustinern nichts zugefallen sei. Das mochte die Meinung in Tetzels Dominikanerkloster sein, dessen Insassen bei Emser aus- und eingingen und hinter den Türen horchten. Auf solche Torheit fand Luther zunächst überhaupt nicht nötig zu antworten. Erst im Januar 1521 nahm er die Jagd auf „den Bock“ wieder auf, da sich Emser aufs neue unnütz machte. Eck nahm sich des Dresdener Kaplans gegen Luthers „tolle Jagd“ sofort an und da er dabei gewisse „ungelehrte Domherrn“, Adelmann und Oecolampad in Augsburg, des Luthertums bezichtigte, zog der Streit immer weitere Kreise. Zunächst hatte der plumpe Ausfall die Wirkung, Oecolampad auf die Seite der Gegner zu drängen, so daß wir ihn bald auf der Ebernburg finden, wo er vor Ecks Bannbulle Schutz suchen muß.

Ist diese Streitliteratur an sich wenig erbaulich, so wird doch stets die Tapferkeit Achtung erzwingen, mit der der einzelne Mann es mit einer solchen Schar tückischer Gegner aufnimmt, denn nachdem Luther ganz offiziell für einen Feind des Papstes erklärt worden war, meinte jeder Streber, dem heiligen Vater einen Dienst zu tun, wenn er Luthern angriff. „Die Leute wollen sich an mir einen Namen machen,“ sagte er selbst, „hängen sich an mich wie der Kot an das Rad.“ Aber er weiß sie abzuschütteln. Von denen, die er in Arbeit genommen, haben nur wenige sich zum zweitenmal an ihn gewagt.

Unter denen, die er zum Gegenstand des Gelächters machte, war einer der Vornehmsten Bischof Schleinitz von Meißen, der im Bunde mit Herzog Georg die Kanonisierung des Bischofs Benno von Meißen betrieb, und dafür Emser in Nahrung setzte. Als er nun durch ein Dekret vom 24. Januar 1520, das aus seiner Residenz Stolpe datiert war, die Konfiskation von Luthers Sermon vom Sakrament des Leibes Christi anordnete, schrieb Luther eine Erwiderung auf diesen „mehr tolpischen als stolpischen Zettel“, die die unhöfliche Vermutung aussprach, der Verfasser habe bei heurigem Fasching wohl sein Gehirn im Gecksberg verloren. Obwohl sich die Satire gegen den Offizial des Bistums wendete, war doch Schleinitz mit getroffen und Miltitz, der auch hier wieder auf beiden Achseln Wasser trug, erheiterte Friedrich den Weisen mit der Erzählung, wie sehr der Offizial sich geärgert habe, „als sie nach dem Abendessen, da sie ganz leichtsinnig beim Trunke gewest“, zum Nachtisch Luthers Gabe erhielten. Selbst Herzog Georg hatte eine ganz unkatholische Freude, als er Luthers grobe Antwort auf den tolpischen Zettel zu lesen bekam. In

ähnlicher Weise wie das Meißener Domkapitel fühlte die katholische Fakultät in Löwen die Verpflichtung, sich dem Augustiner „zum Schutz des Hauses Israel als eine Mauer entgegenzustellen". Sie regte eine Verurteilung der 1519 in Basel erschienenen gesammelten Schriften Luthers auch in Köln an, und beide Fakultäten nötigten den Bischof von Lüttich, sich gleichfalls von dem Verdacht der Hinneigung zu Luther zu reinigen. Alle drei Urkunden erschienen dann in einer gemeinsamen Ausgabe und Luther fertigte Ende März 1520 „die Löwener und Kölner Esel" in ähnlicher Weise ab wie jüngst den Offizial des Bistums Meißen. Das Buch fechte ihn nicht anders an als das Fluchen eines besoffenen Weibes. Dem Beispiel von Meißen und Köln folgte der Bischof von Merseburg, indem er den Franziskaner Alveld zu Leipzig veranlaßte, gegen die Irrlehren aufzutreten, die diese gute Stadt jüngst über den Ursprung des römischen Papsttums, zum Entsetzen aller Gläubigen, habe anhören müssen. So entstand im April 1520 Alvelds Buch super apostolica sede. Luther wollte dasselbe erst überhaupt keiner Antwort würdigen, als Alveld aber sein Affenbüchle ins Deutsche gab, „die armen Leute zu vergiften", setzte er ihm sein im Juni 1520 gedrucktes Buch entgegen: „Von dem Papsttum zu Rom wider den hochberühmten Romanisten zu Leipzig." Dem Rate, den ihm Crotus Rubeanus jüngst gegeben, seine Fehde damit zu beginnen, daß er den Gegner erst einmal so recht von Herzen verachte, kommt Luther hier reichlich nach. Der Leipziger Barfüßer hatte sich in seinem Buche „vom apostolischen Stuhle" vermessen, mit sieben Schwertern, d. h. mit sieben Beweisen den Wittenberger Ketzer niederzustechen, und falls er auch gegen ihn wie gegen seine Jüterbogker Brüder gleich einem Höllenhunde kläffen werde, solle er an ihm nicht bloß einen bellenden, sondern auch einen beißenden Hund finden. Mit mitleidiger Ironie betrachtet Luther diese Kämpfer mit ihren sieben Schwertern. „Sie sein fast wohl gerüstet. Den Eisenhut haben sie an den Füßen, das Schwert auf dem Kopf, Schild und Krebs hangen auf dem Rücken, die Spieß halten sie bei den Schneiden" usw. Hat er ihnen vorgeworfen, daß sie in Traumbüchern ihre Zeit verlieren, statt die Schrift zu studieren, so wollen sie sich jetzt beweisen, als die, „die in der heiligen Schrift empfangen, geboren, gesäugt, in der Wiegen gelegen, gespielt, erzogen und erwachsen seien. Es wäre ja billig, daß man sich vor ihnen furchte, wer es tun kunnte. Hat Leipzk sulch Riesen tragen, muß das Land einen reichen Boden haben." Zur Streitfrage selbst bemerkt er, daß es bei seiner Leipziger These bleibe, das

Papsttum sei menschlichen Rechtes und nicht göttlicher Einsetzung. Als weltliche Obrigkeit will er den Papst ehren, aber nur wenn er sich nicht gegen Gottes Wort setzt. „Er soll mir unter Christo bleiben und sich lassen richten nach der heiligen Schrift — wo mir diese zwei bleiben, will ich den Papst so hoch machen als er will. Wer anders will, mach ein Abgott draus — ich will ihn aber nit anbeten.“ Am bemerkenswertesten ist in der ganzen Schrift die Art, wie Luther Husens unsichtbare Kirche der Prädestinierten begründet. Wenn das Apostolikum sage: „Ich glaube eine heilige christliche Kirche, eine Gemeinde der Heiligen“, so sei die von den Aposteln gemeinte Kirche nicht die sichtbare irdische, sondern eine unsichtbare, denn der Glaube ist eine gewisse Zuversicht der Dinge, die man nicht sieht. Daß die Kirche ein einzelnes sichtbares Haupt brauche, widerlegt er mit dem Beispiel der Herrschaften, die von mehreren Regenten geleitet werden, oder des römischen Reiches, das lange, und der Eidgenossenschaft, die überhaupt eines solchen einzelnen Hauptes entbehren konnte; Gedanken, die auch später bei der Erörterung der Lehre von der Kirche wieder auftauchen.

In Rom selbst hatte der Dominikaner Silvester Prierias, der päpstliche Hausprälat, eine ausführliche Schrift über den göttlichen Ursprung des Papsttums ausgearbeitet, aus der er vorläufig das dritte Buch veröffentlichte. Natürlich hatte Prierias Luthers Antwort auf seinen Dialog sehr ungnädig vermerkt und drängte, gerade wie Eck, die Frage nach der Gewalt des Papstes in den Vordergrund. Es gebe keinen Richter über den Papst, der Papst sei infallibel, seine Herrschaft sei die oberste, die fünfte Monarchie Danielis, das Reich des Menschensohns. Tiefsinnig bemerkt er, der Papst sei nicht nur das Haupt der Welt sondern virtualiter die Welt selbst, die Weltseele. Der Papst ist darum auch über den Kaiser erhaben wie Gold über Blei, er kann den Kaiser einsetzen und absetzen, und kein Gesetz des Kaisers und der ganzen Christenheit könnte gegen den Willen des Papstes das geringste anordnen. In den Tagen, an denen ein unendlicher Kaiserjubel durch ganz Deutschland rauschte und die Nation nach ihrer gutmütigen Vertrauensseligkeit all ihre Hoffnungen auf den jungen Herrscher setzte, kamen diese papistischen Hyperbeln des päpstlichen Hausprälaten sehr zur Unzeit, aber dem Wittenberger Mönche höchst gelegen. „Da hast Du's, was von Rom zu hoffen ist,“ schrieb er an Spalatin. Er selbst gab die Schrift mit Glossen heraus. Sie mochte für sich selbst reden. Aber er sagt sofort im Vorworte,

wenn solche Lästerungen mit Wissen und Verhängnis des Papstes und der Kardinäle gedruckt würden, was er nicht hoffen wolle, so sei ihm der Papst nicht der Petrus Mth. 16, sondern der Antichrist 1. Thess. 2, der sich selbst in den Tempel Gottes setze und vorgebe, daß er Gott sei. Wenn Prierias sich auf eine Stelle der Dekretale beruft, die sagte: „Wenn der Papst so schädlich böse wäre, daß er gleich die Seelen mit großen Haufen zum Teufel führte, könnte man ihn doch nicht absetzen“, so begnügt sich Luther mit dem Zusatz: „Werde starr vor Staunen, du Himmel; schaudere, du Erde, sehet, oh Christen, was Rom ist!“ Solche Papismen konnten für sich sprechen, sie bedurften keines Kommentars. Auf das Drohen und Wüten der Welschen rät Luther der Nation, sie mit gleicher Münze zu bezahlen. „Strafen wir die Räuber mit dem Schwerte, die Ketzer mit Feuer, warum greifen wir nicht diese Päpste, diese Kardinäle, diese ganze Rotte des römischen Sodom mit allen Waffen an und waschen unsere Hände in ihrem Blute?“ Die Gegner haben sich dieses Wort wohl gemerkt und selbst im Wormser Edikte Karls V. erscheint es unter den Gründen von Luthers Ächtung. Bedenkt man aber, in welchem Zusammenhang es gesprochen ist, so erklärt sich seine Übertreibung; Luther setzte eben Hyperbel gegen Hyperbel.

Daß Luthers Stimmung gegen den Sommer 1520 hin sich zunehmend erhitzt, hängt mit den Nachrichten aus Italien zusammen, die einen vollen Erfolg Ecks in Rom berichteten. Der fleißige Gelehrte hatte die Ruhepause, die in der Lutherschen Sache zum Teil durch die Miltitzsche Mission, zum Teil durch die Kaiserwahl eingetreten war, benutzt, um die Frage nach dem göttlichen Rechte des Papstes ausführlicher zu behandeln. Als sein Buch im Februar 1520 erschien, las man in der Vorrede, daß der Verfasser die Lehre, daß das Papsttum nicht vom göttlichen Rechte sei, stattlich und klar widerlegen werde und viele und lesenswerte Dinge vortrage, zum Teil aus Handschriften, die er mit äußerster Wachsamkeit verglichen habe. Wunderbare Entdeckungen waren allerdings in dem Buche zu lesen: Daß Petrus fünfundzwanzig Jahre in Rom geherrscht habe, daß es Kardinäle schon zur Zeit des Hieronymus gegeben und daß dieser selbst eine solche Eminenz gewesen sei. Die Zeugnisse für die Einsetzung des Primats durch Christus läßt er mit Dionysius Areopagita beginnen, der freilich kein Schüler des Paulus, sondern ein christlicher Platoniker ist, dessen Schriften im Jahre 533 zum erstenmal erwähnt werden. Natürlich, daß auch die ganze Dekretalsammlung der Päpste zu

diesem Zwecke verwendet wird. Auch in betreff des nicänischen Konzils stützt Eck sich gerade auf den Kanon, den die Abendländer untergeschoben haben. Den Dank der Kurie durfte der Verfasser in Person in Empfang nehmen. Durch ein eigenes Breve apostolicum, wie er versichert, wurde er nach Rom berufen, um der Kurie über die Lage in Deutschland seinen Rat zu erteilen. In diesem Falle werden die Fuggers ihm in päpstlichem Auftrag die Reisekosten vorgeschossen haben. In Deutschland aber war die Meinung, er gehe auf ihre Rechnung, weil sie für ihr römisches Geschäft fürchteten. Hatte doch auch bei seinem früheren Aufenthalt in Bologna Eck eine Disputation über den Wucher „auf Jakob Fuggers und seiner Mitgesellschaft Unkosten" gehalten. Luther ist darum auf die Fuggers sehr schlecht zu sprechen und stellt sie in seiner Schrift an den Adel 1520 schlechtweg in eine Reihe mit den Wucherern. In Rom wurde Eck mit offenen Armen aufgenommen. Man wußte in Wittenberg zu erzählen, daß er durch vier Kardinäle zum Papste geführt worden sei, der nach dem Pantoffelkusse ihn aufhob und zum Staunen der Anwesenden herzlich küßte. Am 3. Mai schrieb Eck an Johann Fabri nach Deutschland, es sei recht gut, daß er selbst da sei, denn man habe dort Luthers Irrtümer viel zu wenig gekannt, ein Scharfmacher sei dringend nötig gewesen. Das Ergebnis der Kommissionsverhandlungen schwatzte er unbedenklich aus und noch unvorsichtiger auch das seiner glücklichen Pfründenjagd. Natürlich blieb ein solcher Brief kein Geheimnis und bald wurde er auch durch seine Gegner im Druck verbreitet. Nachdem er in Rom mit Kardinälen und Papst geratschlagt hatte, erlebte er schließlich auch noch den Triumph, mit der Bannbulle gegen Luther als päpstlicher Nuntius nach Deutschland heimzukehren. Aber während er glückstrahlend, den päpstlichen Kuß auf den Lippen, in Deutschland wieder eintraf, war da ein Gewitter niedergegangen, auf das er nicht gefaßt war.

Im Kreise der Poetenschüler hatte man schon lang einen Zahn auf den Überläufer, der einst als Humanist begann und alle großen Akademiker ringsum mit verehrungsvollen Briefen belästigte, dann aber als Professor in Ingolstadt und Domherr zu Eichstätt den alten Freunden den Rücken wendete, und sich als wohlberatener Pfaffenfreund mitten unter den Mönchen und Prälaten niederließ. Er zählte jetzt zu den Angelangten, während die alten Genossen noch immer als fahrende Schüler nach Brot gingen. Einem Gliede dieser Zunft, aus der er selbst hervorgegangen, verdankte Eck die schlimmste Niederlage seines Lebens. Im März 1520

erschien eine Satire, die an den Ton der epistolae obscurorum erinnerte, aber an komischer Wirkung dieselben weit übertraf. Gerade jene Lorbeeren, die Crotus Rubeanus mit seinen Dunkelmännerbriefen errungen, mochten den Verfasser zu dem Versuche angespornt haben, sich in diesem neuen Dunkelmännerstreite einen ähnlichen Kranz zu verdienen. Von unbekannter Hand war, während Eck in Italien weilte, das Büchlein von dem abgehobelten Eck, Eckius dedolatus, veröffentlicht worden, das vielleicht die beste Satire ist, die in Deutschland geschrieben wurde, da sie mit dem derben deutschen Humor doch auch den Adel antiker Form verbindet. Dem Dichter schwebten bei seiner Humoreske die Komödien des Aristophanes vor, anderseits dienten ihm Brants und Hans Sachsens Narrenschneiden als Muster. Als Verfasser galt kein Geringerer als der Nürnberger Staatsmann und Humanist Willibald Pirkheimer, Deutschlands erster Bürger, wie Hutten ihn genannt hatte. Aber Pirkheimer hat selbst die Verfasserschaft amtlich in Abrede gestellt und die Nachahmung des Buchs: „Rede des abgehobelten Eck vor des Kaisers Majestät," für die sich eher der Beweis von Pirkheimers Beteiligung erbringen läßt, steht an komischer Wirkung so weit unter der Linie des ersten Büchleins, daß auch aus diesem Grunde Pirkheimers Versicherung glaubhaft erscheint, daß er an dem Eckius dedolatus unschuldig sei. Dagegen teilt Murner seinem Freunde Brant am 13. Januar 1521 mit großer Genugtuung mit, daß der fromme Rat der Stadt Basel den jungen Menschen ausgewiesen habe, der in einem Libell den Eck polite quidem sed mendaciter abhoble. Dieser juvenis versifex ist ein Literat, der unter verschiedenen Pseudonymen, so als Raphael Musäus für Hutten und Luther eingetreten war und unter dem Namen Matthias Gnidius auch dem Franziskaner Murner übel mitgespielt hatte.*) Während Pirkheimer die Verfasserschaft des abgehobelten Eck ablehnt, läßt Raphael Musäus mehrfach durchblicken, daß er der Verfasser sei, doch gilt die Frage noch immer als eine offene. Jedenfalls schlug diese witzige Satire ein wie keine andere. Prachtvoll ist sofort die erste Szene, in der Eck in tragischen Versmaßen den Herrscher des Olymp und Schiedsrichter der Welt, den größten und besten Jupiter, anruft, ihm von den Kopfschmerzen zu helfen, die die Leipziger Festessen und Trinkgelage ihm zurückgelassen haben. Krug auf Krug muß der Knabe herbeischleppen, um seinen fieberhaften Durst zu löschen. Dann

*) Kawerau: Th. Murner. Halle 1891. S. 46.

schickt der Patient nach den Freunden; die wenigen, die dem Rufe Folge leisten, finden ihn eingeschlafen und erneuern, indem sie ihn wecken, sein graues Elend. Nachdem er sich gewaschen, wird ihm dann besser. Die Freunde raten nun, er solle sich an einen Arzt wenden. Die Nachfrage nach dem besten Arzte gibt sofort Gelegenheit an die feindseligen Gelehrten der Nachbarstädte satirische Hiebe auszuteilen. Schließlich kommt man überein, daß eine Ingolstädter Hexe, Ecks gute Freundin, nach Leipzig fahren solle, um den großen Rubeus zu holen, der in seiner Schrift über die Disputation Eck als den Sieger verherrlicht hatte. Statt der gewohnten Heugabel nimmt die Hexe diesmal einen Bock für ihre Reise, weil der Weg gar weit ist. Der Verteidiger Ecks muß aber erst von dem Leipziger Rektor Urlaub haben, was Anlaß zu neuen Sticheleien wird. Auch einen Chirurgen treibt er auf, damit das Narrenschneiden stattfinden kann. Ehe er den Bock besteigt, fragt der Arzt, ob er es mit dem durch die Streitschrift Luthers berühmt gewordenen Emserschen Bock zu tun habe, der der Leipziger guter Freund sei, und die Hexe tröstet ihn, er sei wenigstens aus derselben Familie. Die Hexe besteigt dann den Kopf des Bockes und nimmt zwischen den Hörnern Platz, Doktor Rubeus nimmt den Rücken des Tiers ein und der Chirurg hält sich am Schwanze. So geht es über den Thüringer Wald. „En Koberga, haec Babenberga, haec vero est Narinberga, jam Danubium cerno, jam Ingolstadtium pervenimus.“ So kommen sie bei Eck an, der den Doktor begrüßt: Benevenitis Rubee mi, Rubianorum Rubianissime! Der Arzt bestellt Grüße der magistri nostri aus Leipzig, deren Latein er mit Meisterschaft redet. Es entspinnt sich dann ein Gespräch, welche Patienten der Chirurg schon geheilt und welche Verdienste um den Glauben Eck sich erworben. Auch Ecks berühmte Disputation über den Wucher in Bologna kommt zur Sprache, in der er bewies, daß die großen Häuser Wucherzinsen nehmen dürfen, die kleinen nicht. Dem Arzte bekennt er, in seinen jetzigen bedauernswerten Zustand sei er geraten durch die Leipziger Disputation und das Leipziger Bier. Nach genauer Untersuchung erklärt der Chirurg, daß eine tief eingreifende Operation nötig sei und da Eckius zu jammern beginnt, erinnert ihn der Chirurg, daß er bei den Leuten ja „Keckius“ heiße, so solle er seinem Namen auch Ehre machen. Ehe die gefährliche Operation beginnt, wird, wie sich gebührt, ein Beichtvater gerufen. Ein Bekenntnis seiner Sünden wäre freilich unnötig, da die ganze Welt sie kennt, doch beginnt er: „Ego Joannes Eckius, artium liberalium magister

ac sacrae theologiae doctor, licet indignus, canonicus Eystettensis verus et non fictus, ut quidam nugatur, cancellarius, juris canonici doctor, Italicus, Austriacus, Saxonicus, triumphator et semper ....“ Hier unterbricht ihn der geistliche Herr und sagt: „Du Narr, das heißt nicht beichten, das heißt prahlen.“ Der Priester zählt nun selbst die einzelnen Laster auf und zu allen muß der kranke Doktor sich bekennen, obwohl er sie nicht hoch anschlägt. Was ihn getrieben habe, den Bruder Martin so unsinnig anzufallen, fragt der Pater. „Die Predigermönche und die Versprechungen der Leipziger,“ ist die Antwort, auch Ruhmbegierde und der Wunsch beim Papste sich zu empfehlen, dazu der Ärger, daß jetzt so viel von Luther und so wenig von Eck geredet werde. Weil er nun aber durchaus keine Reue zeigt, sondern zu prahlen fortfährt, verweigert ihm der Pater die Absolution und da der Chirurg erklärt, er sei gekommen, Eck zu operieren, nicht dieses Geschwätz anzuhören, entfernt sich der Beichtvater ohne Eck absolviert zu haben. Statt seiner werden sieben starke Männer herbeigeholt, die den ungefügen Patienten mit sieben Stricken binden. Darauf werden dem Eck die Ecken abgehobelt, während er in tragische Klagen ausbricht und Apollo und alle Götter um Hilfe anruft. Endlich scheint es dem Arzte, daß Eck nunmehr eben und von allen Seiten glatt sei und so bindet er ihn los und spricht: „Stehe auf und wandle.“ Vergeblich aber freut sich der Patient nunmehr hergestellt zu sein, denn der Arzt läßt im Gegenteil vier neue Stricke kommen, mit denen Eck an den vier Enden seines Bettes angebunden wird. Ein Haarschneider muß ihm zunächst die Haare abschneiden, da summt es und rauscht es, daß die Freunde gewisse Insekten vermuten, aber der Chirurg erwidert: Minime, sed sophismata, syllogismi, propositiones maiores, corollaria, porismata et reliqua id genus argumenta. Auch die Zunge muß der Patient zeigen, auch sie wird operiert, da der Chirurg findet, daß die Hälfte vollauf genüge. Einer seiner Hundszähne wird ihm gleichfalls mit der Zange gezogen, damit er minder bissig werde. Der Kopf ist damit erledigt, nun geht es an die Öffnung der Brust, doch verschreibt der Arzt zuvor eine Arznei, die ihn betäuben soll. Recipe mandragorae manipulos decem usw. Das Mittel wirkt Erbrechen, und es werden Ecks Kommentare, seine falsche Theologie und sein Doktorhut entfernt, die ihm immer so schwer im Magen gelegen. Auf anderem Wege gehen die Ablässe ab, und das Geld, das er für ihre Verteidigung von den Fuggers erhalten hat. Als die Brust geöffnet ist, zeigt sich ein Karfunkel,

das ist die Prahlerei, ein Krebsgeschwür, das ist das Sykophantentum, es folgen die Selbstsucht, die Heuchelei, die Schmeichelei und so geht es weiter, acht Abscesse, die alle ausgebrannt werden müssen. Nachdem endlich auch die priora et posteriora unter entsetzlichen Weherufen des Gefesselten in Ordnung gebracht sind, wird Eck befreit. Beißen kann er jetzt nicht mehr, nur noch bellen, und bezahlen wird er den Arzt erst, wenn er mit vollem Beutel von Rom zurückkommt. Aber den Bock nochmals zu besteigen, weigern sich die Leipziger Doktoren, worauf Eck kühl erwidert, dann könnten sie nach Gefallen zu Fuß gehen. Nachdem sie so seine Dankbarkeit und Noblesse nun auch ihrerseits kennen gelernt haben, scheiden sie mit dem Rate, er möge sich fortan hübsch mäßigen, damit ihm nicht Schlimmeres widerfahre.

Nicht häufig hat ein so leicht hingeworfenes Witzblatt eine solche geschichtliche Wirkung geübt wie dieses. Eck, der große Sieger von Leipzig, war, als er aus Rom wiederkehrte, zur lächerlichen Person geworden. Daß er als päpstlicher Nuntius kam, mit der Bannbulle gegen Luther bewaffnet, verstärkte nur die Komik seiner Lage. Selbst auf die Schätzung des Papsttums wirkte der unglaubliche Mißgriff zurück, daß es sich in dieser ernsten Schicksalsfrage einen so würdelosen Vertreter gab. Wie sehr hatte doch das für Künste und Wissenschaft interessierte Papsttum die sichere staatsmännische Witterung verloren, durch die die großen Hierarchen der römischen Aristokratie sich vordem ausgezeichnet hatten. Die Fehler in der großen Politik zeigen nicht deutlicher als dieser, daß dieses Papsttum der Renaissance, das auf künstlerischem Gebiete Großes leistete, anderseits vollkommen unfähig war, das kirchliche Erbe der Innozenze und Gregore zu verwalten.

Merkwürdig ist, daß Luther sich gegen diese witzige Satire ebenso ablehnend verhielt, wie seinerzeit gegen die epistolae obscurorum. Das sei die rechte Weise des Kampfes nicht, meinte er. Er fühlte wohl durch, daß ein ernstes sittliches Interesse an den religiösen Fragen dem Verfasser fremd sei. Auch in Beziehung auf ihn selbst fürchteten manche mönchische Freunde, daß in täglicher Beteiligung an solchen literarischen Streitigkeiten sein geistliches Leben unmöglich gedeihen könne. Aber er war tiefer angelegt. Die Steinwürfe der Gegner kräuselten nur die Oberfläche seiner Seele, in der Tiefe herrschte Gottesfriede und fromme Stille. Die seltsamen Blasen, die sein Humor trieb, waren nur die Gärung, in der er die fremden Elemente wieder ausschied. Das zeigt die Reihe von Er-

bauungsschriften, die er mit derselben Feder schrieb, die so fröhlich mit den Gegnern abrechnete, und die die Frommen ebenso eifrig lasen, wie die große Menge sich um seine Streitschriften riß. Es gehört zu den eigentümlichsten Zügen dieses merkwürdigen Menschen, daß der Mönch in den aufregendsten und bedrängtesten Lagen, in denen er schneidende Worte des Hasses reden mußte, immer wieder das Bedürfnis fühlte, aus dem betäubenden Lärm des Kampfes sich zu retten in die Stille frommer Kontemplation. So entstand in den Kampfespausen mit Cajetan und Eck seine Auslegung des Vaterunsers, während der Schlacht um die babylonische Gefangenschaft das hohe Lied auf die Freiheit eines Christenmenschen, während des Streits gegen die Bulle die Auslegung des marianischen Lobgesangs. Auch unter all dem Zank und Streit über die Leipziger Disputation gab ihm so im September 1519 eine Erkrankung des Kurfürsten den Anlaß zu einer gemütvollen, zum Herzen sprechenden Erbauungsschrift. Friedrich kam leidend von der Kaiserwahl in Frankfurt nach Torgau zurück und bald stand es um ihn so, „daß seines Lebens wenig mehr zu verhoffen". Spalatin bat Luthern, für den kranken Herrn eine Trostschrift zu verfassen und übertrug dieselbe dann ins Deutsche. Sein Manuskript verlangte Luther im Dezember 1519 zurück, um sich selbst damit zu trösten in neuen eigenen Anfechtungen. Er will sie dahin umgestalten, daß er sieben Übel und sieben Gottesgaben nebeneinander stellt, zwei Tafeln mit je sieben Bildern sollen Krankheit und Medizin dem gemeinen Mann anschaulich machen. Durch diese „Tessaradekas" mit ihren vierzehn Betrachtungen will er die vierzehn Nothelfer ersetzen, an die der Aberglaube seine Gebete zu richten pflegt. Die Übel in uns, vor uns, hinter uns und die Hölle unter uns lehrt er den Christen überwinden, denn sie sind aufgewogen durch ebensoviele Gnadengüter und Helfer, die uns beistehn. In andern Traktaten über Buße, Taufe, Abendmahl und den Bann präludiert er schon alle Gedanken seiner babylonischen Gefangenschaft. Überall kommt es nicht auf das an, was der Priester tut, sondern auf den Glauben in uns. „Glaubst Du, so hast Du." Sagt doch schon Augustin: „Das Sakrament nimmt die Sünde nicht dadurch, daß es geschieht, sondern darum, daß man ihm glaubt." Im Sermon vom Sakrament der Buße, das der Herzogin Margrethe von Braunschweig-Lüneburg, geborenen von Rechberg, gewidmet ist, faßt er das Resultat der Verhandlungen mit Tetzel ebenso populär wie erbaulich zusammen. „Der Ablaß versöhnt den Menschen mit der christlichen Kirche äußerlich, der

göttliche Ablaß aber legt ab die Furcht und Blödigkeit des Herzens, macht leicht und fröhlich das Gewissen innerlich und versöhnt den Menschen mit Gott. Und das heißt eigentlich und recht die Sünde vergeben, daß den Menschen seine Sünden nie mehr beißen noch unruhig machen, sondern eine fröhliche Zuversicht uns überkommen hat, sie seien von Gott immer und ewiglich vergeben." Zu den Schriften, die als Präludien für die babylonische Gefangenschaft gelten dürfen, gehört auch der im Dezember 1519 veröffentlichte Sermon von dem hochwürdigen Sakrament des heiligen Leichnams Christi, gegen den der Stolpesche Zettel des Bischofs von Meißen ergangen war. Zwar bekannte sich Luther in dieser Schrift noch zu der überlieferten Vorstellung der Transsubstanziation, daß „das Brot in Christi natürlichen Leichnam und der Wein in sein wahrhaftig Blut verwandelt wird", aber es ist der Glaube, „da die Macht anliegt". Luther fände es auch „ziemlich und fein", wenn ein Konzil beschließen wollte, es solle der Gemeinde das Abendmahl wie zu der Apostel Zeit unter beiderlei Gestalt gereicht werden. Da war er nun ganz offen zu den Kalixtinern übergetreten und Herzog Georg schrieb an den Kurfürsten, dieser Sermon sei ein ganz Pragisch Büchlein und bringe viel Ketzerei und Ärgernis mit sich. Seit Luthers Auftreten hätten sich die Dinge so verschlechtert, daß in Böhmen über sechstausend Menschen mehr als früher das Abendmahl unter beiderlei Gestalt begehrten. Der Kurfürst möge dazutun, daß Sachsen nicht der gleichen Ketzerei verfalle. Bei Friedrich dem Weisen verfingen diese Hetzereien nicht, aber dem Volke wurde vorerzählt, Luthers Vater sei ein Husit gewesen und Luther in Böhmen erzogen. Luther mußte allen Ernstes dem Spalatin Stammbaum und Biographie einreichen, um wenigstens am Hofe dem Klatsch ein Ende zu machen.

Ein weiteres hochbedeutendes Präludium zu seiner babylonischen Gefangenschaft erschien Ende März 1520 in dem „Sermon von guten Werken", in welchem der befreiende Charakter seines Glaubensprinzips schon mit voller Klarheit entwickelt ist. „Der Glaube macht ein fröhliches, freundliches, sicheres Herze und ist ein ganz frei Geselle. Er lehrt den Christen, wie er sich stellen soll, was er tun, lassen, sagen, schweigen, gedenken soll? Die einige Zuversicht lehret ihn das alles und mehr dann not ist... Wer aber in Werken Gott dienen will, der hebt an, sucht und sorget, wie er doch wolle genug tun, und mit viel Werken Gott bewegen. Er läuft zu Sankt Jakob, Rom, Hierusalem hier und da, betet

Sankt Brigitten Gebet, tut dies und das, fastet den und diesen Tag, beichtet hie, beichtet da, fragt diesen und jenen und findet doch nicht Ruhe und tut das alles mit großer Unlust, Beschwerung und Verzweiflung seines Herzens.“ „Würde man diese Leute fragen, ob sie das auch als ein gut Werk achten, wann sie ihr Handwerk arbeiten, allerlei Werk tun zu des Leibes Nahrung oder gemeinem Nutz und ob Gott daran ein Wohlgefallen habe, so sagen sie nein, weil sie die guten Werke so eng spannen, daß sie nur in der Kirchen, Beten, Fasten und Almosen bleiben. Die andern achten sie als vergebens, daran Gott nichts gelegen sei.“ Ihm aber gibt es keine andern guten Werke als solche, die der Welt förderlich sind; die sogenannten kirchlichen Werke, die Gott zu Ehren geschehen, aber keinem Menschen etwas nützen, sind Götzendienst. Den Priestern, die von Messen, Weihehandlungen, Wallfahrtsgroschen lebten, mochte das gefallen oder nicht gefallen, die Bürger, als sie sich die Sache überlegt hatten, fanden, daß der Mönch recht habe. Und es war auch Zeit, daß einer mit der Fackel des gesunden Menschenverstands hineinleuchtete in diese heidnische Finsternis. Zum erstenmal tritt uns in dieser Erörterung Luthers, was gute Werke sind, die frohe Aussicht entgegen, daß der Reformator der Kirche auch der Reformator des bürgerlichen Lebens sein wird, das in Kirchenlaufen, Gebeteplappern, Aberglauben, Fanatismus und erbaulichem Müßiggang völlig zu verkommen drohte. Der Klerus hatte das fleißige, arbeitsame, tapfere deutsche Volk der Verkommenheit der Welschen und Slawen, die ein Volk von Bettlern geworden waren, ganz nahe gebracht. Luther war es, der auch hier sprach: Bis hierher und nicht weiter. Alle diese zukunftsvollen Schriften aber hatte er hingeworfen in Tagen der tiefsten leiblichen und seelischen Bedrängnis. Wie schwer er innerlich litt in diesen Wochen zeigen nicht nur seine Briefe, sondern sein Sermon vom Sterben nimmt auch ganz ausdrücklich bezug auf die Hölle in ihm, von der er seinen Blick auf den gnädigen Christus richten muß, um ihre Schrecken zu überwinden. Den kranken Mann aber umgab ringsum ein Heer von Gegnern, die ihn von allen Seiten anfielen. Er sah ein, daß er jeden Schlag mit einem Gegenschlag erwidern müsse, sollte es nicht den Anschein gewinnen, daß er besiegt sei; überschreien mochten sie ihn jeden Sonntag auf ihren Kanzeln, aber überschreiben sollten sie ihn nicht. Daß er, um sich diese Meute vom Leibe zu halten, nicht immer mild verfahren konnte, sondern zuweilen scharfe Streiche führen mußte, begreift sich. So hatte Spalatin damals wieder seine liebe

Not, ihn in solchen Schranken zu halten, daß er bei Hof noch für ihn eintreten könne, aber Luther schrieb ihm im Februar 1520 auf seine Vorstellungen: „Du wirst aus dem Schwert keine Feder machen, aus dem Kriege nicht Frieden. Das Wort Gottes ist Schwert, ist Krieg, ist Umsturz, ist Ärgernis, ist Verderben, ist Gift; ‚wie ein Bär auf dem Felde und wie eine Löwin im Walde‘ begegnet es den Kindern Ephraim ...“ „Ich habe nichts vor; aber es ist einer, der etwas vorhat.“ „Lebe wohl und fürchte Dich nicht!“

XVII

Die Programmschriften der Reformation. 1520.

Während Luther in Leipzig disputierte, hatte die Kunde von der am 28. Juni 1519 vollzogenen Wahl Karl V. zum römischen Kaiser die Nation vollauf beschäftigt. Auch dieser Wahlkampf hatte der antirömischen und reformfreundlichen Strömung Oberwasser gegeben, denn der Gewählte war gegen die Intriguen der Kurie durch den Willen der Nation durchgesetzt worden. Daß nicht der französische, sondern der spanische König zum Kaiser gewählt war, erschien als großer nationaler Sieg. Zwar war auch der Burgunderprinz „der deutschen Sprach gar nit bericht", sondern verstand so gut wie Franz I. nur französisch, aber er war doch der Enkel des noch immer volkstümlichen Kaisers Max. Deutschland aber war ein waffenklirrendes Lager zahlreicher Parteien, die alle von dem jungen Kaiser Abstellung ihrer Klagen erwarteten und bereits auch anfingen mit dem gewaltigen Mönche in Wittenberg zu rechnen, der nach den Ergebnissen der Leipziger Disputation beschlossen hatte, mit dem Papsttum für immer zu brechen und der nunmehr diesen Schritt mit einer Wucht tat, daß ganz Deutschland aufhorchte. Das Heer, das er unter die Waffen rief, stammte aus den verschiedensten Lagern. Indem Eck und Emser Luthern vorwarfen, er begünstige die Böhmen, wiesen sie auf eine Partei hin, die im gemeinen Volke immer noch Anhang hatte. Im Gefolge der Hussitenkriege waren die ersten Bauernaufstände ausgebrochen und auf böhmische Verbindungen führten sich die neuen Versuche des Umsturzes zurück, die von der Stadt Zwickau ausgingen. Aus diesen Kreisen kamen die Bauernführer, die seit Jahren auf das Elend des Landvolkes hinwiesen, das jeder Tag beschien und jede Nacht bedeckte und das trotz aller Klagen nicht besser wurde. Nicht zwei Jahre dauerte es und die Reichsstände in Worms erklärten, sie könnten Luther nicht ungehört verurteilen, da der gemeine Mann in allerlei

Phantasien geraten sei und zu fürchten stehe, er werde sich für Luther erheben, falls man ihn ungehört verurteile. Zu diesen Resten der Taboriten, die durch ihre Wühlereien die Bauern aufwiegelten, kamen aber auch die gemäßigteren Kalixtiner, die mit Luther Fühlung suchten. Der utraquistische Prager Pfarrer Poduschka sendete ihm als Geschenk Kunstwerke der böhmischen Messerschmiedekunst, sein Kollege Rosdalowsky schickte Husens Traktat über die Kirche, indem er Luthern schrieb: „Was einst Hus in Böhmen war, bist Du heute in Sachsen." Die Gabe war für Luther wertvoll, da sie ihm über die Lehre Husens vollends die Augen öffnete. „Ich habe unbewußt," schreibt er im Februar 1520 an Spalatin, „bisher alle Lehren Husens vorgetragen und behauptet; dasselbe hat unbewußt Johann Staupitz getan. Paulus, Augustin, Du, ich, wir alle sind Husiten. — Ich weiß vor starrem Staunen nicht, was ich denken soll, indem ich die schrecklichen Gerichte Gottes in der Menschheit sehe, daß die ganz offenbare evangelische Wahrheit schon über hundert Jahre lang öffentlich verbrannt ist und für verdammt gilt, und man darf das nicht bekennen; wehe dieser Erde!" Die Anlehnung, die Luther nach dieser Seite fand, war doch immer so bedeutsam, daß der päpstliche Nuntius in Worms voraussetzte, nach ausgesprochener Ächtung werde Luther sich nach Böhmen zurückziehen, eine Vermutung, die dieser selbst von der Wartburg her zu verbreiten suchte.

Noch wichtiger war es, daß der Kreis stattlicher Patrizier, der sich in Nürnberg um Staupitz gesammelt hatte, offen Luther huldigte. Ihr Dolmetsch war der Nürnberger Ratsschreiber Lazarus Spengler, der bald nach der Leipziger Disputation eine „Schutzrede eines ehrbaren Liebhabers göttlicher Wahrheit" zugunsten des Wittenberger Mönches drucken ließ. Den gleichen Standpunkt vertraten in Augsburg Oecolampad und Adelmann, in der Schrift „Die ungelehrten Domherrn", mit welchem Titel sie auf eine hoffärtige Redensart Ecks anspielten. Auch in Straßburg, Basel, Ulm, Frankfurt und anderen Städten begann die Partei der Reform sich zu organisieren. Ihnen zur Seite stand die durch den Sieg des Humanismus in Italien einflußreich gewordene Partei der Poetenschüler. Die Spötter von gestern verschmähten es nicht mehr sich unter die Führung des einst belächelten Augustinermönches zu stellen. Luthers alter Studienfreund Crotus Rubeanus schrieb ihm im Oktober 1519 von Bologna aus, er habe seinen Martinus eine Weile verkannt, doppelt sei darum seine Freude, daß sie nun wieder Kampfgenossen geworden seien. Von dem

guten Willen der römischen Kurie solle der Freund nur ja nichts erwarten, dafür gibt er ihm den, seinen eigenen Fehden abstrahierten Rat, er solle den literarischen Kampf nur stets damit beginnen, daß er den Gegner verachte, dann schreibe man am besten. Mit dem Verfasser der Dunkelmännerbriefe trat bald die ganze humanistische Jugend unter Luthers Fahne, während die Alten wie Brant, Murner, Erasmus, Reuchlin zwar noch nicht gegen ihn auftraten, aber doch vorsichtig zurückhielten.

Die Allianz der Humanisten mit der mächtigsten Gruppe, der Partei der Ritter, vermittelte Ulrich von Hutten, der beiden Kreisen angehörte. Die Unzufriedenheit mit den bestehenden Zuständen rumorte in keinem Stande so laut, wie in dem der Ritter. Das Aufblühen des Handels hatte die agrarischen Interessen der kleinen Grundherren geschädigt. Die neue Weise der Kriegsführung hatte ihre politische Bedeutung verringert. Die Durchführung des römischen Rechts hatte die Territorialherren gestärkt und drohte die Ritter zu Untertanen der Fürsten herabzudrücken. Ihr politischer Vorkämpfer und Führer war Sickingen, ihr literarischer Wortführer gegen alle jene feindlichen Gewalten Ulrich von Hutten. Kurz nach Luther hatte Ritter Ulrich dem Erfurter Humanistenkreise angehört. Noch in Augsburg, wo er seine bittern Satiren gegen Cajetan schrieb, hatte er nur einen kurzen verächtlichen Blick auf den Augustiner und seine Mönchshändel geworfen, jetzt bot er ihm unter Crotus Rubeanus' Vermittlung seinen und Sickingens Schutz an. Als Führer der antipäpstlichen Reformpartei fühlte Hutten sich selbst. Seines württembergischen Feindes Ulrichs Devise: „Ich hab's im Sinn" hatte der Ritter mit der seinigen übertrumpft: „Ich hab's gewagt!" Und als er unter Luthers Einfluß sich gemütlich mehr und mehr vertiefte, flocht er beide Losungen zusammen in dem schönen Liede:

„Ich hab's gewagt mit Sinnen
Und trag des noch kein Reu."

Religiösen Regungen damals noch wenig zugänglich traf er doch in einem mit Luther zusammen, in dem Hasse gegen Rom. Er hatte gegen Julius II. gefochten und sich mit tiefem Abscheu gegen welsches Pfaffentum erfüllt. Sohn einer verarmten Ritterfamilie war er überzeugt, der Grund des Rückganges der edlen Geschlechter liege in den kirchlichen Stiftungen der Ahnherren, die die Nachkommen darum widerrufen sollten, wie er auch seinen Gönner Sickingen abhielt, eine bereits halb vollzogene Klostergründung zu vollenden. Die Pracht der italienischen Klerisei hatte

ihn dann gelehrt, wohin das deutsche Geld gekommen sei. Rom ist „die große Scheuer des Erdkreises, in welche zusammengeschleppt wird, was in allen Landen geraubt und genommen worden, in deren Mitte, nach Huttens furchtbarem Bilde, jener unersättliche Kornwurm sitzt, der ungeheuere Haufen Frucht verschlingt, umgeben von seinen zahlreichen Mitfressern, die uns zuerst das Blut ausgesogen, dann das Fleisch abgenagt haben, jetzt aber an das Mark gekommen sind, uns die innersten Gebeine zerbrechen und alles, was noch übrig ist, zermalmen." Der Papst und seine Courtisanen — Maden und Engerlinge! Ein so beleidigendes Bild hat selbst Luther für den heiligen Vater nicht gefunden. Die Säkularisation der Klöster und Stifte erscheint dem Ritter als gerechte Rückforderung des Raubes, den der große Kornwurm zusammengebracht hat, den er am liebsten mit einem Fußtritte zertreten möchte. Wie der Antisemit alle Judenvermögen konfisziert haben will als zu Unrecht erworben, so streckte damals der Ritter seine Hand nach allen Pfaffengütern aus, die ja doch nur mit Lug und Trug zusammengebracht sind. Mit den Stiften am Rhein, die Sickingen so recht im Wurfe lagen, wollten diese Reformer ihre Kirchenverbesserung beginnen. Waren für Sickingen die Lutherschen Lehren nur ein Vorwand für eigensüchtige Pläne, so traten doch bald auch andere Herren bei, wie der wackere Hartmuth von Kronberg, denen die Reform der Kirche wirklich am Herzen lag. Nannten die Gegner Sickingen den „Gernkönig am Rhein", so fügte ein Spötter Hartmuths Unterschrift den Zusatz hinzu: „Der fromme und christliche Bischof des ganzen Rheinstroms."*) Die milden, geistlichen Züge seines guten Gesichts, die ein Bildnis erhalten hat, bestätigen vollauf diese Charakteristik. Schreibt doch auch Luther an Kronberg: „Das spürt man wohl, daß Euere Worte aus Herzens Grund und Brunst quellen und beweisen, daß nicht, wie in vielen, das Wort Gottes allein auf der Zunge und in den Ohren schwebe, sondern ernstlich und gründlich im Herzen wohne." Kronberg hatte ein festes Haus im Taunus, das er infolge der Sickingenfehde verlor. Er gehörte, wie Hutten, zu den Patrioten, die den jungen Karl V. mit ihren Programmschriften begrüßten. „O Kaiser," redet er den jungen Burgunderprinzen an, „eine große Schar der Menschen sind durch die Lehre des Wegweisers Doktor Luther zu dem lebendigen Brunnen gekommen." Viel männlicher frommer Mannen würde Karl erwecken unter seinem

*) Vgl. Hartmuth von Kronberg von Wilhelm Boyer. Halle 1897.

Volk, wenn er die Sache des Evangeliums zu der seinen machen wollte. „O tugendlicher Kaiser, Dir will auch gebühren, den Papst und die Seinen aus brüderlicher Liebe zu diesem Brunnen zu leiten. Demselben (dem Papste) kannst Du mit Grund der heiligen Geschrift anzeigen, daß er wahrhaftig ein Vikar des Teufels und Antichrist ist, und daß wahrhaftig das päpstliche Gesetz nichts anderes denn ein stinkender fauler Pfütz ist des Teufels, welches durch Doktor Luthers Lehre klarlich ausgedrückt wird, daß jeglicher, der Augen und Ohren hat, dasselbe scheinbarlich sieht." Der heiklen Aufgabe, den Papst „mit höchster Gütigkeit zu überzeugen, daß er ein Statthalter des Teufels und selbst Antichristus ist", die er erst dem Kaiser zuwies, hat Kronberg sich in einem Sendbrief an Leo X. später selbst unterzogen. Er redet ihn aber sehr ungütig ohne alle Titel an: „Papst Leo, genannt der zehnte" und ermahnt ihn abzulassen von seinem Vater dem Teufel und sich wieder zu Gott zu wenden. Seine weltliche Herrschaft soll der Papst dem tugendhaften Kaiser Karl übergeben. Daß seine Priester Wölfe im Schafskleide sind, erkennt man an ihrem Gesang und Geheule. Sehr optimistisch faßt er dagegen die Türkenfrage auf. Wenn man die Türken recht berichte, daß der Papst nicht ihr Geld und ihren Reichtum suche, sondern einzig ihre ewige Seligkeit, so würde das lebendige Wort und die Verheißung Christi auch die Türken der Wahrheit zuführen. So hat der schriftstellernde Ritter, ein ehrlicher Schwärmer, zahlreiche Traktätchen und Sendbriefe an Sickingen, an Luther, an den Nürnberger Reichstag, an den Rat der Stadt Straßburg, an den Papst Hadrian VI., an Spalatin und andere Privatpersonen gerichtet. „Die Erinnerung, die ich in mir stecken gehabt," schreibt er 1521 seinem Vetter Sickingen, „habe ich Dir zu tun nicht erlassen wollen," denn er schreibt nur, um die Fülle seines Glaubens auszuströmen. Dabei hat er freilich zu klagen, daß er ein Spott seiner Standesgenossen geworden sei. „Daß ich mich dieser Sachen so hoch annehme und zu Herzen gehen lasse, das wurde mir als Torheit zugerechnet, das ich auch gern also lassen will. Aber mit Gott dem Allmächtigen ich mich bezeug, daß ich solches aus keinem hässigen Gemüt tu." Auch ein Graf Solms hielt zu Luther und empfahl den Wittenberger Mönch dem Schutze Sickingens. Ebenso riet Crotus Luthern nach der Ebernburg zu fliehen und erst durch Melanchthons Vermittlung, dann in einem Briefe vom 4. Juni direkt, bestürmte Hutten den großen Augustiner gemeinsame Sache mit Sickingen zu machen. Zweimal, am 11. Mai und am 10. Juni, stellte sich auch

Silvester von Schaumburg zur Verfügung im Namen von hundert fränkischen Rittern, die alle des Pfaffenregimentes müde sind. Zu Ende des Jahres 1520, als Spalatin bei Luther vorsprach, konnte ihm dieser gegen dreißig Briefe von Fürsten und Edelleuten vorweisen, die er aus allen Gegenden des Reiches erhalten hatte, und die ihm ihre Zustimmung ausdrückten. Diese Einladungen waren Luthern nicht unwillkommen, da sie ihn von dem kurfürstlichen Hofe unabhängiger stellten, der ihm fortwährend mit seinen politischen Rücksichten die Wege kreuzte. Der Gedanke, sich mit diesen unruhigen Elementen in politische Konspirationen einzulassen, lag dem Mönche völlig fern, aber er war doch Politiker genug, seinem Freunde Spalatin auch diese Perspektive zu eröffnen und am 10. Juli denselben sogar aufzufordern, die Herren vom Hofe möchten es ihre Kardinäle in Rom nur wissen lassen, daß er nicht nur in Böhmen, sondern mitten in Deutschland Gönner habe, die ihn nötigenfalls gegen alle römischen Blitze decken würden. Für den Kurfürsten mußten diese Anträge der Ritter ein Grund sein, Luthern in Wittenberg festzuhalten, denn ein Übertritt des gewaltigen Mönchs zu der schlagfertigen und aufrührerischen Partei der Ritter konnte das Reich in die schlimmsten Verwicklungen stürzen. Luther selbst aber hatte durch diese Wendung der Dinge ein Gefühl erhöhter Sicherheit und als im Sommer 1520 Studentenkrawalle in Wittenberg ihm den dortigen Aufenthalt stark verleideten, konnte er an Spalatin schreiben: „Weil Schaumburg und Sickingen mich vor Menschenfurcht gesichert haben, muß jetzt hier ein Wüten der Dämonen sein.“ Die Ritter hielten ihn bereits für ihren Verbündeten und Melanchthon meinte, selbst zu seiner Schrift an den Adel sei Luther „durch gewisse Männer“ ermuntert worden, auf die sie beide viel Gewicht legten. Luthers Meinung dabei war aber, daß der hohe Adel darauf hinwirken solle, durch das Reich die Willkürherrschaft der Prälaten einzudämmen. Konnte er den Ritterstand, dessen Bedeutung vor der Sickingenfehde allgemein überschätzt wurde, für die Reform gewinnen, so war es seine Pflicht sich dem nicht zu versagen. Der Aufruf an den deutschen Adel war der erste Schritt, den er aus der stillen Mönchszelle hinaus auf den Markt des öffentlichen Lebens tat, und er vollzog ihn mit einer Wucht, daß ganz Deutschland davon erdröhnte. Seit der Leipziger Disputation konnte Luther sich nicht mehr verhehlen, daß der Kampf gegen Rom von der ganzen Nation aufgenommen werden müsse und bei dem sicheren Feldherrnblick, den er in allen öffentlichen Kämpfen bewährt hat, fühlte er die Notwendigkeit, den

römischen Bannflüchen mit der eigenen Kriegserklärung zuvorzukommen, damit der zu erwartende Blitz nach seinen eigenen vorangegangenen Donnerschlägen ein unschädliches Wetterleuchten bleibe. Im Laufe des Juni, während sie noch in Rom an seiner Verdammungsbulle schmiedeten, schrieb er das Buch, das im August ausgegeben wurde und mit dem er den Nuntien zuvorkam, die „die Ecksche Bulle und Lüge" nach Deutschland brachten. An den deutschen Adel, der sich ihm in seinen besten Repräsentanten angeboten hatte und unter den er auch die deutschen Fürsten zählte, richtete er einen Aufruf. „Die Zeit des Schweigens," sagt er selbst, „ist vergangen und die Zeit zu reden ist kommen." So entstand seine geistesgewaltige Schrift: „An den christlichen Adel deutscher Nation von des geistlichen Standes Besserung."

In dem Jahre, seit Karl V. zum Kaiser gewählt worden war, hatten sich unzählige Ratgeber an den jungen Menschen herangedrängt und namentlich der Ritterstand machte geltend, welches Gewicht er durch sein zorniges Eifern gegen die Wahl des Franzosenkönigs, die die geistlichen Kurfürsten am Rhein betrieben, für Karl in die Wagschale geworfen habe. Bei diesem Wetteifer der Angebote wollte auch Luther nicht zurückbleiben und so hat er seine Schrift von des geistlichen Standes Besserung an beide gerichtet, „an kaiserliche Majestät und an den christlichen Adel deutscher Nation". Seine Absicht sei, sagt er, dieses junge, edle Blut, das Gott der Christenheit zum Haupte gegeben, damit viel Herzen zu großer Hoffnung erweckt würden, vor dem traurigen Schicksale früherer Kaiser zu bewahren, von denen gerade die Besten von den Päpsten am schnödesten seien verfolgt worden. Insofern also ist Luthers große reformatorische Schrift nur ein Gelegenheitsblatt in der Flut der Flugblätter, die dem jungen Kaiser ihre Ratschläge entgegentrugen. Aber Luther ist doch weit entfernt davon, die Abhilfe von einzelnen Personen zu erwarten und Fleisch zu seinem Arme zu machen. Es ist die Leuchte eines neuen Prinzips, das er auf den Leuchter der Kirche steckt. Daß er von der Autorität des Papsttums sich an die des Kaisertums wendete, geschah doch nicht bloß in Konsequenz der momentanen Lage, es war nicht politische Gelegenheitsmacherei, sondern er war sich seines biblischen Rechtes dazu wohl bewußt. Das neue Panier aber, das er entrollte, war das allgemeine Priestertum aller Christenmenschen. Er sagt selbst im Vorwort, er habe etliche Stücke zusammengetragen, „ob Gott wolle durch den Laienstand seiner Kirche helfen, sintemal der geistliche Stand, dem es billiger

gebührt, ganz unachtsam geworden ist". Die geordneten Instanzen der Kirche hatten sich der Reihe nach dem Hilfesuchenden versagt. Er, der einzelne Mann, hatte mit dem Papsttum dieselbe Erfahrung gemacht, die die Christenheit seit den Tagen von Pisa, Konstanz und Basel mit demselben immer wieder hatte machen müssen; er wußte nun, daß von dorther keine Hilfe zu erwarten sei. So war der geschichtliche Moment gekommen, in dem die Gemeinde zurückgreifen mußte auf ihre ureigenen Rechte. Nicht für die Priester hatte Christus die Kirche gestiftet, sondern alle, die auf Christus getauft sind, sind ein priesterlich Volk, eine Gemeinde der Heiligen. Versagten sich die geordneten Instanzen der evangelischen Wahrheit, dann besinne sich die Gemeinde auf ihr eigenes, ihr in der Taufe verliehenes Priestertum. Dieses Licht des ersten Petrusbriefes steckte Luther wieder auf den Leuchter der Kirche, von wo die Priester es lange, lange beseitigt hatten. Der neue Gedanke war aber doch nur die Konsequenz seines obersten Prinzips, der Rechtfertigung aus dem Glauben. Durch den Glauben haben wir die Versöhnung mit Gott aus erster Hand und können der priesterlichen Mittler entraten. Durch Christus haben wir freien Zugang zum Vater, der nichts von uns verlangt, als daß wir seinen Verheißungen trauen. Diesen Verkehr besorgt jedes Herz sich selbst. Was aber von dem Einzelnen gilt, gilt erst recht von der Gemeinde. Auch sie soll keinen Mittler zwischen sich und dem Heilande dulden. „Man hat's erfunden," sagt Luther, „daß Papst, Bischöfe, Priester, Klostervolk wird der geistliche Stand genennet, Fürsten, Herren, Handwerks- und Ackerleute der weltliche Stand, welches gar ein fein Komment und Gleisen ist, doch soll niemand darob schüchtern werden und das ist aus dem Grund: Denn alle Christen sind wahrhaftig geistlichen Standes und ist unter ihnen kein Unterschied ... Denn die Taufe, Evangelium und Glauben, die machen allein geistig und Christenvolk. Daß aber der Papst oder Bischof salbet, Platten macht, ordinieret, weihet, anders den Laien kleidet, mag einen Gleisner und Ölgötzen machen, macht aber nimmermehr einen Christen oder geistlichen Menschen. Demnach so werden wir allesamt durch die Taufe zu Priestern geweiht, wie St. Peter 1 Petri 2, 9 sagt: ‚Ihr seid ein königlich Priestertum und ein priesterlich Königreich' ..... Und daß ich's noch klärer sage: Wenn ein Häuflein frommer Christenlaien würden gefangen und in eine Wüstenei gesetzt, die nicht bei sich hätten einen geweihten Priester und würden allda der Sachen einig, erwählten einen unter ihnen, er wäre ehelich oder nicht, und be-

föhlen ihm das Amt zu taufen, Messe zu halten, zu absolvieren und zu predigen, der wäre wahrhaftig ein Priester, als ob ihn alle Bischöfe und Päpste hätten geweiht." Damit liegt nun aber auch die erste Mauer am Boden, hinter der sich die Papisten verstecken wollen. Es ist nicht wahr, daß die Weltlichen in der Kirche nichts zu richten und zu schlichten haben. Ihr allgemeines Priestertum ist das älteste und gibt ihnen das Recht auch ihre Kirche zu ordnen. Denn „was aus der Taufe gekrochen ist, das mag sich rühmen, daß es schon Priester, Bischof und Papst geweihet sei".

Ebenso, und nun legt er den Sturmbock an die zweite Mauer, sei es eine erdichtete Fabel, daß der Papst allein dürfe die Schrift auslegen. Nicht wer sie auslege, dürfe man fragen, sondern ob sie einer recht auslege? So sei es schon im alten Bunde gewesen. Abraham muß Genesis 21 sich die Schrift auslegen lassen von Sarah; der Prophet Bileam muß sich das Wort Gottes deuten lassen von seiner Eselin, warum sollte Gott nicht auch heute reden durch den Mund eines frommen Mannes? Ausdrücklich sage ja im ersten Korintherbriefe 14, 13 der Apostel: „Wo einem eine Offenbarung wird, der da sitzet, so schweige der andere." Also einem jeglichen kann Gott sich offenbaren und nicht bloß dem Priester. „Aus diesen und vielen andern Sprüchen sollen wir mutig und frei werden und den Geist der Freiheit nicht lassen mit erdichteten Worten der Päpste abschrecken, sondern die Päpste selbst nach unserem gläubigen Verstande der Schrift richten und sie zwingen."

Die dritte Mauer endlich fällt von selbst, wenn es mit den beiden andern nichts ist. Wo steht geschrieben, daß nur der Papst ein Konzilium berufen dürfe? Geschrieben steht, daß man den Sünder der Gemeinde vorführe, wenn er sich hartnäckig verstockt. Geschrieben steht, daß alle Apostel, und nicht St. Peter allein, das erste Konzilium nach Jerusalem beriefen. Auch das berühmteste spätere Konzilium, das von Nicäa, hat nicht der Papst berufen, sondern Kaiser Konstantinus. So soll auch jetzt jeder das Recht haben ein Konzil zu verlangen. Denn das wäre eine verkehrte Ordnung, die da vorschriebe, wenn es brenne, dürfe nur der Bürgermeister löschen und wenn der Feind einbreche, dürfe niemand schießen als der Feldhauptmann. „Darum, wo es die Not erfordert und der Papst der Christenheit ärgerlich ist, soll dazu tun, wer am ersten kann, als ein treu Glied des ganzen Körpers, daß ein recht frei Konzilium werde, was niemand so wohl vermag als das weltliche Schwert, von

Gott eingesetzt, sein Werk und Amt gehen zu lassen über jedermann und falls der Papst bannen und donnern würde, sollte man das verachten als eines tollen Menschen Vornehmen und ihn in Gottes Zuversicht wiederum bannen und treiben wie man mag".

Damit sind die drei Mauern, hinter denen das Papsttum sich verschanzt, dem Erdboden gleich gemacht und nun wirft Luther die Frage auf, wovon denn auf dem zu berufenden Konzile zu handeln sei trotz Donnern und Bannen der Päpste? Da ist es denn zum erstenmal, daß Luther das ganze Register der päpstlichen Sünden aufrollt und dem Papsttum einen Spiegel vorhält, vor dem es selbst erbleichte. Es ist der patriotische Zorn eines deutschen Mannes, der ihn ergreift, wenn er zusammenstellt, was alles Rom an seinem Deutschland gesündigt, es ist aber auch der asketische Zorn des Mönchs, der noch in ihm lodert, wenn er die Greuel weltlicher Pracht sieht, die das Heiligtum schändet. Er redet eine Sprache mit dem Papsttum, die hatte nicht Wiklif, nicht Hus gewagt. „Zum ersten," sagt er, „ist es greulich und erschrecklich anzusehen, daß der Oberste in der Christenheit, der sich Christi Vikarium und St. Peters Nachfolger rühmet, so weltlich und prächtlich fährt, daß ihn darin kein König, kein Kaiser mag erlangen und gleich werden ... Gleicht sich das mit dem armen Christo und St. Peter, so ist's ein neu Gleichen." „Zum andern, wozu ist das Volk nütze in der Christenheit, das da heißet die Kardinäle? Das will ich Dir sagen. Damit sie Deutschland aufzehren, nachdem sie Welschland zur Wüste gemacht. Wenn man des Papstes Hof ließe den hundertsten Teil bleiben und tät ab neunundneunzig Teile, so wäre er dennoch groß genug, Antwort zu geben in des Glaubens Sachen." Aber die Deutschen seien Stocknarren, daß sie immer neues Geld hineinwürfen in diesen Sack ohne Boden. Posten für Posten summiert er hier, was Deutschland die römische Seelenpflege kostet. Aber während er niederreißt, baut er bereits wieder auf. Glich er noch eben einem jener Germanenführer, von denen er erzählte, daß sie nach Eroberung des Kapitols noch ein Loch in jeden Quaderstein geschlagen hätten „zum Gedächtnis", so ist er alsbald auch wieder der gotische Baumeister, der mit sinnigem Auge aus den Trümmern einen neuen Bau aufführt. Diese Bedeutung hat der andere Teil seines Buches: „Ratschlag Doktor Martin Luthers von des geistlichen Standes Besserung", der nicht weniger als dreißig Vorschläge der Reform aufstellt. Statt der Klöster mit nichtstuenden Bettelmönchen will er Schulen haben, in denen man Leute aufziehe „zu

regieren und zu predigen". Statt der Bettelei möge man in jedem Ort eine leichte Ordnung aufrichten zur Erhaltung der Armen und zur Abwehr der Landstreicher. Für die Klöster fordert er Freiheit des Eintritts und des Austritts. Jeglicher Fürst müsse frisch verbieten die Annaten, Palliengelder und wie die Dinge sonst heißen. Sollte sich aber zutragen, daß bei einer nächsten Besetzung eines Bistums wieder ein römischer Courtisan geschickt würde, „so sollte demselben ein ernster Befehl geschehen, wie ihn einst die Eidgenossen erließen, abzustehen oder in den Rhein oder das nächste Wasser zu springen und den römischen Bann mit Siegel und Briefen zum kalten Bade zu führen, so würden sie in Rom merken, daß die Deutschen nit allezeit toll und voll seien, sondern auch einmal Christen geworden wären." Die Verschleppung der Prozesse nach Rom sei gleichfalls zu verbieten. Nur prinzipielle Streitfragen der Primaten möge der Papst aburteilen. Was aber ohne ihn ausgerichtet werden könne, damit soll man ihn nicht beschweren, auf daß er Zeit habe zu beten und zu studieren und für die Christen zu sorgen, wie er sich rühmt. Aufhören müsse auch die Rede, daß ohne Krönung durch den Papst, der man ja demnächst wieder entgegensah, der Kaiser keine Gewalt habe. So ist es wohl auch mit Beziehung auf die erwartete Krönung Karls V. geschrieben, vergeblich freilich, wenn Luther die teuflische Hoffart nicht zulassen will, „daß der Kaiser des Papstes Füße küsse oder zu seinen Füßen sitze, oder wie man sagt ihm den Stegreif halte und den Zaum seines Maulpferds, wenn er aufsitzt zu reiten; noch viel weniger dem Papste huldige und treue Untertänigkeit schwöre, wie die Päpste unverschämt vornehmen zu fordern als hätten sie Recht dazu". Als Christus selbst auf Erden war, ging er arbeiten, predigen, leiden und sterben, der aber, der sein Nachfolger sein will, übt Raub und Gewalt, nennt sich König von Neapel und lehrt, daß fast alle Güter sein sind. Das soll der junge Kaiser nicht leiden. Er (Karl V.) zeige ihm statt dessen Bibel und Gebetbuch, daß er predige und bete. Christus wusch vor dem Abendmahl den Jüngern die Füße, der Papst dagegen läßt sich die Füße küssen und läßt sich das Sakrament von einem knieenden Kardinal mit einem goldenen Rohre reichen, „gerade als wäre das heilige Sakrament nicht würdig, daß ein Papst, ein armer stinkender Sünder, aufstände und seinem Gott eine Ehre antäte. So helfe nun Gott zu einem freien Konzilio, daß es den Papst lehre, wie auch er ein Mensch sei und nicht mehr als Gott, wie er sich unterstehet zu sein".

Vom Papste wendet er sich dann zu den unteren Ordnungen. „Zürnet nicht, liebe Herren, ich meine es wahrlich gut, es ist die bittere und süße Wahrheit, daß man ja nit mehr Bettelklöster bauen lasse.“ Hier gesteht der Mönch geradezu, das Heer der Ordensleute sei nur darum vom Papste so gemehrt, um Bischöfe und Priester einzuschüchtern. Man solle die Klöster darum einschränken und sie zu Schulen machen, was sie vordem gewesen. Den Priestern aber solle man den Zölibat abnehmen. Es ist besser so. „Läßt Papst und Bischof hier gehn und verderben, was verdirbt, so will ich erretten mein Gewissen und mein Maul frei auftun“, und ohne prüde Scheu erzählt er, was in Wirklichkeit die Folgen des keuschen Eheverbots sind. Auch der Husiten nimmt er sich jetzt ganz öffentlich und ausdrücklich an, denn schließlich sei ihre Ketzerei nur, daß sie die Wandlung im Abendmahl leugnen, die die Schrift nicht lehrt, sondern Thomas von Aquino.

Was Luthers Buch von den Streitschriften Huttens unterscheidet, ist die weit genauere Kenntnis des geistlichen Standes und seiner Nöte und Bedürfnisse und das positive Interesse für das kirchliche Leben, das dem Ritter abgeht. Aber auch in die Mißbräuche der Verwaltung hat der Mönch einen überraschend klaren Einblick und so genau weiß er anzugeben, auf welchen Wegen das deutsche Geld nach Rom fließt, daß man mit Recht gefragt hat, woher Luther alle diese Einzelheiten geschöpft habe?*) Zunächst sind es eigene Erinnerungen seiner Romfahrt, die er jetzt polemisch verwertet. Aber auch die Literatur über die Beziehung der Kurie zum Reich hat er mit erstaunlicher Belesenheit sich angeeignet. Schon am 2. September 1518 macht er Spalatin auf eine Epistola ex Urbe aufmerksam, die vor dem Türkenzehnten warnt und in Beziehung auf sie hat er bei seinem Aufenthalt in Augsburg mit Peutinger und andern Patrioten über diese Frage verhandelt. Auch „die Beschwerden der deutschen Nation“, die sich von Reichstag zu Reichstag vererbten, wurden ihm damals bekannt. Durch Spalatin erhielt er im November 1518 eine viel besprochene Eingabe des Lütticher Bischofs Eberhard von der Mark an den Kaiser und die Stände, die nach dem Berichte des Frankfurter Gesandten „viel und mancherlei Gewalt, Betrug und Büberei, so von päpstlicher Heiligkeit und Courtisanen zu Rom geübt werden“ erzählte. Es ist das derselbe Lütticher Bischof, der sich von dem Vorwurf, zu Luther zu neigen,

*) Vgl. Walther Köhler: Luthers Schrift an den Adel usw. Halle 1895.

reinigen mußte, den die Kölner und Löwener Theologen gegen ihn erhoben. Der Humanist Jakob Wimpheling hatte dem Kaiser Max eine Reihe Responsa und Gravamina gleichen Inhalts vorgelegt, die 1515 und 1519 veröffentlicht wurden. Als neuste Publikation, gleichfalls noch von dem inzwischen verstorbenen Kaiser Max veranlaßt, war eine Denkschrift des Jakob Spiegel zu Ende Mai 1520 erschienen. Luther wird auch sie nicht übersehen haben. An Huttens „römische Dreiheiten" erinnert Luthers Bild von den drei Mauern und da der Held dieses Buchs „Vadiscus" kein anderer ist als Luthers Freund Crotus Rubeanus, ist um so mehr vorauszusetzen, daß Luther von dem Dialoge, der viel Aufsehen erregte, auch seinerseits Kenntnis nahm. Im Februar 1520 hatte er auch die von Hutten herausgegebene Schrift des Laurentius Valla „über die erlogene Schenkung Konstantins" erhalten, die ihn tief in den Abgrund der römischen Lügen hineinsehen ließ, so daß er schauderte und Spalatin schrieb, ihn überfalle die Angst, der Papst sei der verheißene Antichrist, so stimme mit dessen Bild alles überein, was der Papst lebt, tut, redet und festsetzt. Manche Einzelheiten verdankt Luther, nach eigener Erzählung, dem späteren Bremer Syndikus van der Wick, der als Reuchlins Verteidiger in Rom Gelegenheit gehabt hatte, das Getriebe römischer Korruption von allen Seiten kennen zu lernen. Gestützt auf diese sicheren Quellen konnte Luther eine Rechnung aufstellen, was die Welschen alles wegschleppen aus Deutschland, kein Reichstag hätte sie genauer spezifiziert. Und dennoch ist das Ganze nur eine Invektive von berauschender Rhetorik, deren Wetterschlag kein Leser widersteht. Das Buch liest sich wie ein Dithyrambus. Eine Leidenschaft weht durch diese genauste Schilderung des päpstlichen Finanzunfugs, der welschen Kniffe und Pfiffe, daß man unmittelbar beim Lesen empfindet: Nun ist's vorbei. Ein Regiment, mit dem so ins Gericht gegangen wird, das sich diese Rechnung muß vorhalten lassen, dessen letzte Stunde hat geschlagen. „Der Wundermann Gottes," wie Mykonius ihn nennt, war gekommen, der jedes Zorn in seinem Zorne zusammenfaßte. Noch sind es nur Mißbräuche der Disziplin, mit denen es die Schrift zu tun hat. Auf diese aber fallen hageldichte Keulenschläge, die an hundert faule Stellen des Kirchenbaus schmettern, so daß der ganze Bau ins Wanken gerät und doch läßt der Furchtbare erraten, daß er das Letzte und Äußerste noch immer nicht gesagt habe. Hat der Leser mit klopfendem Herzen die Schrift bis zu Ende durchflogen, so nimmt Luther mit den Worten Abschied: „Wohlan, ich weiß noch ein Liedlein von Rom. Jucket sie das Ohr, ich

will's ihnen auch singen und die Noten aufs höchste stimmen. Verstehst mich wohl, liebes Rom, was ich meine!" Nun mochten sie ihn exkommunizieren! Die Christen wußten jetzt Bescheid. Nicht der Papst drohte ihm, sondern er drohte dem Papste mit einer noch schlimmeren Schrift, denn er ist der Schütze, der auch nach dem Meisterschuß noch immer einen Pfeil im Gürtel hat. Dann aber schließt er mit dem Votum: „Gott gebe uns allen einen christlichen Verstand und sonderlich dem christlichen Adel deutscher Nation einen rechten geistlichen Mut, der armen Kirche das Beste zu tun. Amen." Wie wir die Individualität des Apostels Paulus am klarsten aus dem zweiten Korintherbriefe kennen lernen, so Luthers Genius aus dieser herzbewegenden Schrift. Und wie in jenem stürmischen Briefe, so liegt auch hier Jubel und Zorn, Lachen und Weinen so nah beisammen, daß das Herz bald aufjauchzt, bald der Atem ängstlich stockt. Luther redet im Scherz als Gottes Hofnarr, wie er selbst schreibt, und im Zorn und blutigen Ernst als Gottes Scharfrichter, der dem Sünder den Kopf vor die Füße legt. Hat er den ganzen Haufen des Unfugs zusammengekehrt, so spricht er kalt: „Nur alles ersäuft und umbracht, da ist nichts Gutes." Was Luthers eigentliche Stärke war und ihn zu einem so furchtbaren Gegner machte, haben wir in der Schrift an den christlichen Adel klar vor Augen. Es ist einmal die Sicherheit des Prinzips, mit dem er sich durchdrungen und das notwendig, sobald es geltend gemacht ward, eine neue Ordnung der Welt herbeiführen mußte und das Luther in einer so klaren und vernünftigen Weise geltend machte, daß der gesunde Hausverstand des Bürgers sofort auf seine Seite trat, aber auch mit einer solchen religiösen Wärme, daß ihm alle frommen Herzen zufielen. Kindlich treuherzig und politisch klug zugleich sind seine Ratschläge. Diese eigentümliche Mischung des klaren Menschenverstandes mit der einfältigsten Frömmigkeit übte einen Zauber, dem nur die ganz im alten Wesen Verhärteten widerstanden. Es ist immer der tiefe, metallene Klang eines reichen Gemüts, das in jeder Äußerung mittönt, verbunden mit dem Mutterwitz und praktischen Sinn, der nie die Wirklichkeit aus dem Auge verliert. Dazu kam sein sittlicher Zorn, der jeden mitriß, der sittlicher Empfindungen fähig war und vor dessen dämonischem Ungestüm alle bösen Gewissen scheu zurückwichen. Endlich aber auch eine seltene praktische Befähigung, die der Welt nicht bloß, wie die Huttenschen Schriften, einen Taumelkelch der Rhetorik reichte, sondern überall bestimmte Vorschläge hat, die sich nicht nur in den Grenzen des Möglichen,

sondern des Notwendigen und sofort Ausführbaren halten. Durch diesen seltenen Verein der Gaben wurde Luther der Herold und der Feldherr der Nation, der Reformator der Kirche, der Napoleon des sechzehnten Jahrhunderts, der die Gestalt Europas veränderte. Eines aber hat dieser erste Aufruf an die Nation vor den Schriften seines Alters voraus, das war der jugendliche Idealismus, der dieser Schrift einen eigenen Zauber verleiht. Noch ist der Mansfelder Bergmannssohn vollkommen unenttäuscht. Er hält diesen Kaiser für einen deutschen Kaiser. Daß Gott erbarm! Er hält dieses heilige Reich für ein wirkliches Reich. Daß Gott erbarm! Er hält sogar die deutschen Fürsten für Edelleute, nicht wie später für Scharrhansen, Niphlim oder Saatkrähen, die das Land verderben. Noch gab er all diesen Namen ihre Wahrheit. Dieser jugendliche Glaube hatte etwas Berückendes auch für die Leser und eine Weile glaubte der deutsche Junker wirklich, er sei der berufene Mann Kirche und Reich zu reformieren und auch Karsthans, der Bauer, der arme Konrad, setzte seine Hoffnungen auf Doktor Luther.

Die „persönlichen Freunde“ und mildgesinnten Vermittler freilich hatten sich alle Mühe gegeben, das Buch zu verhindern, das Luther gerettet hat. Staupitz, der so lange nichts von sich hatte hören lassen, Spalatin, Lang, Link und andere baten ihn, das Buch zurückzuhalten, sich zu mäßigen. Miltitz rief das Einschreiten des Kurfürsten an, Melanchthon nahm das Buch hin wie ein Naturereignis, das man weder billige noch mißbillige. Sie alle sahen nicht ein, daß wenn Luther überhaupt noch gerettet werden sollte, er sich aus der Zelle und dem kurfürstlichen Burgfrieden in die Öffentlichkeit retten müsse. Seinem Distriktsvikar Lang gibt der Mißbilligte den fast ironisch klingenden Rat, habe er gefehlt, so möge der Vikar für ihn beten. Nicht die Theologen und Fürsten, aber die Nation verstand ihn. Im Handumdrehen waren die ersten viertausend Exemplare des Büchleins verkauft; es mußte sofort eine neue Auflage gedruckt werden. Daß er derselben noch einen letzten Abschnitt beifügte, um die päpstliche Litanei zu widerlegen, daß der Papst das Kaisertum von den Griechen auf die Deutschen übertragen habe, zeigt, welche Rolle auch bei ihm die Hoffnung auf Karl V. spielte. Überall schlugen Luthers Geschosse ein und als der Widerhall von draußen Wittenberg erreichte, wurden auch der Kurfürst und seine Höflinge wieder tapfer. Friedrich der Weise fand jetzt „viel seltsam Ding“ in dem Buche, das freilich für die Zukunft der Welt recht seltsame Dinge in seinen Blättern trug.

Wenn dagegen die Ritter meinten, Luther sei nunmehr ein Verbündeter ihrer Umsturzpläne geworden, so konnte die Enttäuschung nicht ausbleiben. Am 9. Dezember 1520 stellte Hutten an Luther das naive Ansinnen, ihm zu schreiben, auf welchen Schutz die Ritter von seiten des Kurfürsten zu rechnen hätten, wenn sie losschlügen und ebenso wollte er von Spalatin wissen, „wie weit er in dieser Sache vorangehen dürfe?“ Aber am 18. Januar 1521 klagt der Ritter Spalatin, daß Luther es nicht einmal der Mühe wert finde, ihm zu antworten. Dieser selbst meldet dem Freunde: „Was Hutten will, siehst Du. Ich möchte nicht, daß man mit Gewalt und Blutvergießen um das Evangelium stritte, so habe ich dem Menschen auch geschrieben. Durchs Wort ist die Welt überwunden worden, durchs Wort die Kirche errettet, durchs Wort wird sie auch wieder hergestellt werden. Auch der Antichrist wird, wie er ohne Gewalt angefangen hat, so ohne Gewalt vergehen.“ Von dem Projekte des Pfaffenkrieges aber meint er in einem Briefe vom 27. Februar 1521 an Spalatin: „Gegen das unkriegerische Volk der Priester Krieg führen ist ja nichts anderes, als wollte man gegen Weiber und Kinder zu Feld ziehen.“ Sein Wunsch ist vielmehr, daß Gott die Wut jener Männer zurückhalten möge, welche der eigenen Sache Schaden droht und zu einer der böhmischen ähnlichen blutigen Erhebung gegen die ganze Geistlichkeit führen könnte. Auf dem Reichstag soll der Adel die Sache der Reform vertreten, nicht im Stegreif und aus dem Busch. Sickingen und Hutten fuhren darum dennoch fort, ihn als ihren Verbündeten zu bezeichnen, aber ihr Recht dazu hat Luther stets geleugnet.

Luther hatte in seiner Schrift an den deutschen Adel ein Lied in Aussicht gestellt, das eine noch wundersamere gewaltige Melodei haben werde und er dachte dabei an ein Buch über die katholische Sakramentslehre. Diese Melodie summte schon seit Monaten in seinem Kopfe. Nachdem er Sermone über die Taufe und das Abendmahl veröffentlicht hatte, erwartete Spalatin, er werde nun auch die fünf andern Sakramente erbaulich erläutern. Aber am 18. Dezember 1519 schrieb Luther dem Freunde: „Niemand erwarte von mir einen Sermon über die andern Sakramente, man belehre mich denn, aus welcher Schriftstelle ich sie begründen soll? Denn mir bleibt wirklich kein Sakrament mehr, das ein Sakrament in Wahrheit wäre, wo die ausdrückliche Verheißung Gottes fehlt, daran der Glaube sich üben mag. Denn jeglicher Handel zwischen uns und Gott beruht auf dem Worte des verheißenden Gottes und dem

Glauben des Menschen, der die Verheißung hinnimmt. Was aber über jene sieben Sakramente gefabelt worden ist, davon sollst Du ein andermal hören." Insonderheit weiß er von einem Amte der Priester nichts zu sagen. Sie sind nicht Mittler, sondern Verwalter des Gottesdienstes. „Mich bedrängt das Wort des Apostels Petrus, daß wir alle Priester seien, und das gleiche Wort des Johannes in der Offenbarung. Danach scheint mir das kirchliche Priestertum, in dem wir stehen, sich von dem Laienstande durch nichts zu unterscheiden als durch den Dienst am Wort und den Sakramenten. Alles übrige ist gleich, wenn Du von der Leitung des Gottesdienstes und menschlichen Satzungen absiehst und ich wundere mich nicht wenig, woher das Priestertum den Namen eines Sakraments bekommen hat." Dieser Zweifel an den Sakramenten stellte eine neue, in ihren Folgen noch gar nicht absehbare Umwälzung in Aussicht. Schon während die Schrift an den Adel gedruckt wurde, kam Luther ihr mit einem kurzen Sermon zuvor, der diese Richtung seiner Gedanken verriet. Es ist das der „Sermon vom Neuen Testament d. i. von der heiligen Messe". So ruhig die Schrift geschrieben ist, als Traktat für die Gemeinde, so rüttelt sie doch an der Hauptsäule des katholischen Kultus. Die Bräuche des Meßopfers verdunkeln, so ist seine Meinung, den Kern des Abendmahls. Der liegt in den Worten: „Nehmet hin und esset, das ist mein Leib, der für Euch gegeben wird zur Vergebung der Sünden". Glauben, daß wir den Leib Christi im Abendmahl erhalten, weil Jesus das gesagt hat, das ist der religiöse Inhalt dieses Sakraments. Was über den gläubigen Genuß des Abendmahls hinausgeht, ist menschlicher Zusatz. Ein Opfern Christi ist dieser Akt nur insofern, als wir das Opfer unseres Dankes und unserer Person, das wir mit der Kommunion verbinden, nicht selbst Gott vortragen, sondern es auf Christus legen. Christus bringt es dann für uns im Himmel dar. Luther ist auch in den Kirchenvätern bewandert genug, um mit voller Sicherheit zu zeigen, daß der Begriff des Opfers sich aus den Oblationen der Gemeinde für das Liebesmahl und für die Armen in die Abendmahlsvorstellung eingedrängt habe. So ist ihm der Ausdruck ein bildlicher. Wir opfern nicht im Sakrament Christum, aber wir geben durch unser Loben, Beten und Opfern Christo Ursache, daß er sich selbst für uns im Himmel dem Vater darbringt. Davon, daß der Priester die Hostie in den Leib Christi verwandle und diesen Gott opfere, daß also jede Messe eine Wiederholung des Opfers auf Golgatha sei, davon ist für Luther nicht mehr die Rede.

Dennoch ist ihm der mystische Inhalt des Aktes nicht gänzlich verloren, denn die Messe wirkt im Himmel Christi Fürbitte für uns, falls sie in rechtem Glauben gefeiert wird. Aber freilich ist dabei nicht das Tun des Priesters sondern der Glaube der Kommunikanten das Wesentliche. Die Gläubigen, die Christi Leib in rechtem Vertrauen genießen, „die alle sind rechte Pfaffen und halten wahrhaftig recht Messe; der Glaube ist allein das rechte priesterliche Amt; darum sind alle Christenmänner Pfaffen, alle Weiber Pfäffinnen, es sei jung oder alt, Herr oder Knecht, Frau oder Magd, gelehrt oder Laie; hier ist kein Unterschied, es sei denn der Glaube ungleich". Durch ihren Glauben spenden sie sich selbst den Leib Christi und sind ihre eigenen Priester. Die Heiligen, die wie St. Paulus Eremita ihr Leben in der Wüste hinbrachten, sind auch nicht ohne Messe gewesen, sie opferten ihr Gebet und genossen in ihrem Glauben Christum.

Von der Kelchentziehung dagegen meint Luther noch immer, es sei nicht viel daran gelegen. Da der Glaube an die mit dem Abendmahl verknüpfte Verheißung der Grund der Gnade ist, so erhalten wir Christi Leib auch bei der Kommunion unter einerlei Gestalt, denn unser Glaube ist von dem Genusse des Kelches nicht abhängig. Aber viel schärfer als in den früheren Äußerungen fragt er jetzt: „Doch wollt' ich gern wissen, wer dem Papst die Macht gegeben hat solches zu tun? Mit der Weise möchten sie uns auch die andere Gestalt (das Brot) nehmen, und die ledigen Monstranzen für Heilthumb zu küssen geben ... Man spricht, der Papst habe Macht so zu tun. Ich sag' es sei erdichtet. Er hat nit ein Haar breit Macht und was er tut, tut er als ein Tyrann und Widerchrist." Wendet man ihm ein, daß er damit den ganzen seitherigen Kultus und die Tradition vieler Jahrhunderte umstürze, so erwidert er: „Gewohnheit hin, Gewohnheit her; Gottes Wort muß vorgehen."

Bei aller Mystik, die Luther auch hier nicht verleugnet, ist er doch in dieser Schrift zugleich ein Apostel der Aufklärung. Es fallen allerlei Hiebe gegen die, die aus der Messe eine „Zauberei" gemacht haben. Man liest Messe für einen, der reich werden will, für einen andern, der glaubt, er bleibe den Tag gesund, den er mit der Frühmesse begonnen. Manche Doktoren lehren, in der Stunde, die man in der Messe kniee, werde der Körper nicht älter. Manche lassen Messe halten zur Erreichung sehr sündiger Absichten. Zu Verkaufszwecken unterscheiden die Pfaffen zwischen billigen und teueren, das heißt den gewöhnlichen und den sieben güldenen Messen. „Des heiligen Kreuzes Meß hat eine andere Tugend als unser

Frauen Meß." „Man findet auch etliche, die unter dem Altartuch Meß halten," und noch andere Kunststücke haben sie erfunden, um die Gläubigen recht zu durchschauern. Davon aber, daß an der Messe nur eines heilsam ist, unser eigener Glaube an Christi Wort, davon reden sie nicht. Um all diesem Unfug ein Ende zu machen wäre es das beste, die Messe deutsch zu halten. Bringt die Gemeinde ihre Gebete in der Messe als Opfer dar, so muß sie diese Gebete auch verstehen können. Auch müßte der Bischof den Priester nicht anweisen, die Einsetzungsworte, weil sie das Mysterium enthalten, leise zu murmeln, sondern im Gegenteil ihm gebieten, „daß er die heimlichsten Worte auf das allerhöchste singe". So ist schon dieser Sermon vom Neuen Testament völlig revolutionär. Mit seiner Behauptung, nicht der Priester konsekriere die Hostie und bringe in ihr Christum dar, sondern der gläubige Kommunikant weihe sie durch seinen Glauben, entzieht Luther dem Priestertum den Boden unter den Füßen. Auf diesem Glauben, daß der Priester „Gott mache", beruhte der ganze Unterschied zwischen Laienvolk und Priestertum. Wurde diese Scheidemauer eingerissen, so stürzte der mittelalterliche Kirchenbegriff mit.

Über dem hellen Posaunenton des Manifests an den deutschen Adel wurde dieses ruhige Wort überhört, aber Luther ging nun daran, alle sieben Sakramente der Kirche einer ähnlichen Untersuchung zu unterwerfen. Das war eine folgenreiche Tat, denn die katholische Kirche ist Sakramentskirche und wer ihre Sakramente entwertet, entwertet sie selbst. Die babylonische Gefangenschaft erst war das Buch, das nie vergeben werden konnte, auch wenn man den ganzen Thesenstreit und die Schrift an den Adel verzieh. Vor diesem Buche, meinte Erasmus, hätte sich die Sache noch heilen lassen und die Wormser Gönner Luthers rieten ihm, dieses eine Buch zu verleugnen. Luther wußte auch recht wohl, welche Konsequenzen diese Schrift nach sich zog, aber er blieb fest. Daß ein einzelner Mann ruhigen Blutes beschloß, eine Weltkirche umzuwerfen, ist ohne Beispiel in der Geschichte. Er wollte mit dem Kopfe durch die Wand und dieser Kopf durchbrach sie.

Selbst in dieser Zeit des Sturmes und Drangs war aber der konservative Zug in ihm doch noch so mächtig, daß er sich zunächst nur an die Gelehrten wendete. Obwohl er soeben einen unerhörten Erfolg mit seinem deutschen Büchlein errungen hatte, verzichtete er auf einen zweiten Triumph dieser Art, weil er gewissenhaft erst mit sich selbst abschließen wollte, ehe er sich an die Laienwelt wendete, denn was er vorderhand zu bieten hatte,

war auch ihm nur ein praeludium. Er selbst fühlt, daß alle diese Meinungen bei ihm noch im Flusse sind. So beginnt er sein Buch von der babylonischen Gefangenschaft der Kirche mit einem ironischen Danke an die Gegner, die ihn so trefflich gefördert hätten. Zu Anfang habe er noch gemeint, der Ablaß sei nicht in jeder Hinsicht zu verwerfen, erst Sylvesters Verteidigung habe ihm gezeigt, daß derselbe überhaupt nur ein Betrug der Römer sei, mit dem sie Glauben und Wohlstand der Christen zugrunde richten. Dann hätten Eck und Emser ihm die Augen geöffnet, was es mit dem Primate des Papstes auf sich habe. Ihnen verdanke er die Erkenntnis, daß die Papstgewalt nicht menschlichen Ursprungs sei, wie er zu Leipzig behauptet hatte, sondern die Gewalt Nimrods des großen Jägers. So sei er nun neuerdings von einem Mönche in Cremona und einem Leipziger Bruder über die Frage der Austeilung des Abendmahls unter beiderlei Gestalt in die Schule genommen worden. Gemeint ist damit Alveld, von dem er an Spalatin schreibt: „Der Leipziger Esel hat ein neues Gebrüll von Lästerungen losgelassen." Da will er denn nunmehr, dankbar für all die Belehrung, die ganze Frage nach den Sakramenten zur Verhandlung bringen.

Unter dem Titel: Von der babylonischen Gefangenschaft der Kirche handelt er die Sakramentslehre ab, weil das Sakrament selbst seine Gnade nicht frei entfalten kann wegen der falschen Lehren und Bräuche, in die die Papisten es eingeschmiedet haben und weil die ganze Kirche in diesen selben Banden schmachtet. Aber auch der einzelne ist festgehalten in dieser babylonischen Gefangenschaft. Christus wollte in den Sakramenten den Seinen, wie mit Siegeln, die Freiheit der Kinder Gottes verbürgen, der Papst hat die Sakramente gebraucht, um uns von Geburt bis zum Tod in seiner Gefangenschaft festzuhalten. Die sieben Sakramente sind sieben Ringe derselben Kette, die den Christen an das Priestertum schmiedet. Es war gewiß ein erbaulicher Gedanke des heiligen Thomas gewesen, daß die Sakramente dazu da seien, jede Lebensstufe von der Geburt bis zum Tode zu weihen und zu heiligen, aber in der Praxis der römischen Kirche wird diese Weihe zur Knechtschaft. Sie spricht: Zwar hat Dich Gott durch die Taufe zu seiner Kindschaft berufen, aber durch dieselbe Taufe wirst Du für Dein ganzes Leben ein Untertan des Papstes. Zwar Du wächst auf in Zucht und Vermahnung zum Herrn, aber ohne des Bischofs Firmung gehörst Du dennoch nicht zur Herde Christi; zwar Du bereust Deine Sünde von ganzem Herzen, aber wenn

der Priester Dich nicht absolviert, und Dir seine Hostie auf die Zunge legt, bleibt Dir all Deine Schuld dennoch behalten. Zwar Du lebst mit Deinem Weibe in christlicher Ehe, ward sie aber nicht nach des Papstes harter Satzung geschlossen, so ist sie Sünde und Schande. Zwar Du befiehlst im Sterben Gott Deine Seele, aber salbt Dir der Priester nicht Deine Stirne mit seinem heiligen Öle, so fährst Du dennoch zur Hölle. Das ist das System, das Luther die babylonische Gefangenschaft nennt. Da sich so die päpstliche Herrschsucht und List der Sakramente bemächtigt hat, ist es um so nötiger zu prüfen, ob es Gott mit seinen Gnadenmitteln also gemeint hat, damit wir wieder aus dieser Gefangenschaft heraus zur Freiheit der Kinder Gottes gelangen, die uns Christus erworben hat. So macht Luther sich daran die sieben Knoten des Stricks, mit dem die Kirche, die königliche Sulamitin, an den Felsen Petri gefesselt ist, einen nach dem andern zu lösen, damit sie der babylonischen Gefangenschaft ledig werde.

Was er zunächst bestreitet, ist die Behauptung der katholischen Kirche, daß es sieben Sakramente gebe, denn nur drei, Taufe, Buße und Abendmahl, findet Luther in der Schrift begründet.

Die Art nun, wie Luther an diese Untersuchung herantritt, unterscheidet sich einigermaßen von seiner seitherigen, wesentlich pektoralen Weise, die in erster Reihe auf den Affekt wirkte. Die babylonische Gefangenschaft ist keine rhetorische Philippika gegen das Papsttum, sondern eine methodische Untersuchung, die auf Grund des gesamten gelehrten Materials die Frage nach der biblischen Begründung der sieben Sakramente entscheidet. Luther gräbt überall das Fundament der scholastischen Überlieferung sorglich auf, prüft die Haltbarkeit und untersucht, welche Bräuche auf der Schrift ruhen und welche neben diesem Fundamente sitzen und darum auf Sand gebaut sind. Es ist der humanistische Grundsatz ad fontes, den er auf die kirchliche Überlieferung anwendet und dieser Unterschied seines Verfahrens war den Zeitgenossen so auffällig, daß die Meinung weit verbreitet war, Luther sei gar nicht der Verfasser dieses Buchs. Der Franziskaner Glapion will Luthers „Stilum" darin gar nicht erkennen und meint, daß niemand sei, „der sein vorig Schreiben gelesen, der es sonst dafür halte, daß er das ungeschickte Buch gemacht habe oder sein sei". Aleander hätte es am liebsten Erasmus zugeschoben, was freilich weniger kritischen Scharfsinn, als Haß auf Erasmus beweist. Die meisten dachten an Melanchthon; nicht ohne allen Grund. Es machte sich

in dieser neuen, so viel umsichtigeren und gründlicheren Methode des Verfahrens wirklich der Einfluß des gelehrteren Freundes geltend. In dem Briefe über die sieben Sakramente an Spalatin vom 18. Dezember 1519 schreibt Luther ausdrücklich: „Weiteres mündlich mit Melanchthon, denn wir haben diese Sache schon oft und scharf miteinander verhandelt.“ Auch während der Arbeit an diesem Buche, am 18. August, schreibt er an Lang: „Vielleicht bin ich nur ein Vorläufer des Philippus, daß ich ihm nach dem Vorbilde des Elias den Weg bereite.“ So hat er auch die Verteidigung des Buchs, als die Sorbonne es verdammte, Melanchthon überlassen, der die Apologie gegen das wütende Dekret der Pariser Theologen verfaßte. Ein Körnchen Wahrheit enthält also jene Meinung, die Melanchthon als den eigentlichen Urheber der babylonischen Gefangenschaft betrachtete; er war in der Tat Luthers Mitarbeiter.

Unter den sieben Sakramenten ist denn durch die tägliche Messe das wichtigste das Abendmahl. Hier haben die Papisten der Gemeinde den Kelch entzogen und das Sakrament selbst befindet sich in Gefangenschaft, durch falsche Deutung seines Inhalts. Alle Scheingründe, die die Papisten für die Kelchentziehung anführen, scheitern an dem klaren Worte Christi: „Trinket alle daraus.“ Nicht die Böhmen sind die Schismatiker, sondern die Römer. Zum zweiten, sagt Luther, ist die Abendmahlslehre verunstaltet durch die künstliche Lehre von der Transsubstanziation. Schon Pierre D'Ailly habe geurteilt, hätte die Kirche nicht festgestellt, daß durch die Konsekration die Substanz des Brotes in die Substanz des Leibes verwandelt werde, so daß vom Brot nur der äußere Schein übrig bleibe, die Akzidenzien, Form, Farbe, Geschmack, Geruch, Gewicht usw., so könnte es einfacher erscheinen zu lehren, daß sich der Substanz des Brotes die des Leibes verbinde. Der Kardinal könnte mit einem Wunder auskommen, während die Kirche zwei braucht. Luther aber erklärt, er seinerseits wisse welche Kirche jenes Doppelwunder der Wandlung der Substanz und der Erhaltung der Akzidenz ohne Substanz festgestellt habe, die des Thomas von Aquino, das heißt die Kirche des Aristoteles. Von all diesen Spitzfindigkeiten der Transsubstanziationslehre, die die Jünger des Aristoteles aufgebracht haben, finde sich in der Schrift kein Wort. Darum ist seine Überzeugung, daß auch nach der Konsekration noch wirkliches Brot vorhanden sei. In diesem Brote aber könne dennoch durch Gottes Allmacht der wirkliche verklärte Leib Christi gereicht werden, so wie in einem glühenden Eisen Feuer und Eisen beisammen sind. Damit ist er zu der Anschauung hindurchgedrungen,

die er später dahin formulierte, daß mit, in und unter dem Brote der Leib Christi gereicht werde ohne alle Transsubstanziation.

Ein drittes ist dann für ihn der Opferbegriff, den die Kirche mit der Wiederholung des Abendmahls Christi verbindet und aus dem alle superstitiösen Vorstellungen geflossen sind, die die Christenheit von der Wirkung der Messe hat. „Ich greife eine schwere Sache an," gesteht Luther selbst, „welche umzustoßen vielleicht unmöglich ist, da sie durch den Brauch so vieler Jahrhunderte sich so festgesetzt hat, daß der größte Teil der heute herrschenden Bücher und fast die ganze Gestalt der Kirche abgetan und geändert und eine gänzlich andere Art kirchlicher Zeremonien eingeführt oder vielmehr wieder eingeführt werden muß." Fern von allem Selbstbetrug macht er sich die gewaltigen Umwälzungen klar, die die Anwendung des humanistischen Kulturprinzips: „Zurück zu den Quellen!" für die Kirche haben wird. Für seinen Mitarbeiter Philippus, den Neffen Reuchlins, den Verehrer des Erasmus, war dieser Kanon selbstverständlich; aber Luther erkannte früher als sein humanistischer Freund die weitgreifenden Konsequenzen dieses Grundsatzes. Wenn die Philosophen von dem Areopagiten zu Plato, von Thomas zu dem echten Aristoteles, die Mediziner zu Galen, die Grammatiker zu Cicero und Quinctilian sich zurückwendeten, so wurde die Welt dadurch nicht beunruhigt, aber die Rückkehr der Kirche zum Neuen Testament, zu ihrer Quelle, ad fontes, bedeutete eine ungeheure Erschütterung des Bestehenden, ein Todesurteil über die Hälfte der kirchlichen Lehren und Einrichtungen. Schon in dem Sermon von dem Neuen Testament, d. i. von der heiligen Messe, der ein Präludium zu diesem Präludium war, hatte Luther gesagt: „Je mehr eine Messe der ersten gleicht, welche Christus in seinem Abendmahl gehalten hat, um so christlicher wird sie sein." Aber was glich denn eigentlich an der Messe noch dem ersten Abendmahl? Die Messe mit ihrer Anrufung der Heiligen, ihrem Räuchern, Weihwassersprengen, Orgeln und Klingeln, ihren Bekreuzungen und Schirmschlägen, ihrer Wandlung und Opferung, ihrer Elevation und den zahllosen Kniebeugungen hatte mit dem ersten Abendmahl nichts, auch gar nichts gemein. Mit Recht gesteht Luther, daß bei Anwendung dieses Grundsatzes ad fontes schier der Kirche ganze Gestalt abgetan und geändert werden müsse. Ihm ist die Hauptsache das Wort, das der Priester dermalen in der Messe, der Gemeinde unverständlich, murmelt, und der Glaube, in dem der Christ auch ohne Priester jederzeit Messe halten kann, indem

er sich an Christi Wort im Glauben nährt in wahrhaft geistlichem Essen und Trinken. Die Kirche dagegen sah in der Messe die Wiederholung der Heilstat auf Golgatha; darum ist sie Gott wohlgefällig, die wirksamste Unterstützung unserer Gebete und auch ohne Anwesenheit einer Gemeinde, als stille Messe, der rechte Gottesdienst, den Gott in Gnaden annimmt. Daher die Votivmessen, die Totenmessen, die Messen zur Unterstützung unserer Wünsche, denn wie Gott um des ersten Opfers auf Golgatha willen der Menschheit ihre Sünde vergab, so wird er durch jede Wiederholung im Meßopfer uns gnädig gestimmt. Luther aber weiß jetzt, daß Gott an nichts Wohlgefallen hat als an unserem gläubigen Vertrauen. Sein „allein durch den Glauben“ duldet kein opus operatum, das Gott gefiele, darum will er keine Messe ohne Gemeinde und leugnet, daß man mit ihr bei Gott etwas erreiche und ausrichte. Damit aber greift er der Priesterkirche ans Leben. Mit der Leugnung der Transsubstanziation und der objektiven Wirkung des Meßopfers entzog er der mittelalterlichen Kirche den Boden. An dieser Vorstellung hing die ganze Bedeutung des Priestertums, das mit dem Meßopfer steht und fällt. Wenn der Priester mit leise gemurmeltem Worte, während das Glöcklein klingelt, vor der erschauernden Gemeinde die Oblate in den Leib des allmächtigen Gottes, die Kreatur in den Leib Christi verwandelt, und zwar in denselben Leib, den er auf Erden getragen und der auf Golgatha starb, wenn er diesen Gott „macht“, um ihn vor der Gemeinde anzubeten und alsbald den sichtbaren Gott dem unsichtbaren zu opfern, so wird darin die spezifische Gnade des Priesters offenbar; wenn er durch diesen geheimnisvollen Akt vollends bewirkt, daß ein Gebet erhört wird, ein Glück eintrifft, ein Unglück ausbleibt, so ist der Priester wieder, was er in der Urzeit war, ein Zauberer. „Sie haben eine Zauberei daraus gemacht“, sagt Luther in dem Sermon vom Neuen Testament. Gegen diese Vorstellung voll Poesie und Superstition setzt Luther nunmehr seine schlichte Meinung, Brot bleibt Brot und Wein bleibt Wein, aber durch Christi Verheißung ist der verklärte Leib wirklich mit Brot und Wein verbunden. Das sollst Du glauben, weil Christus es gesagt hat, und dieses Vertrauen auf Christi Wort wird Dich selig machen und nicht das Tun des Meßpfaffen. Damit wird aus dem Theurgen, der Gewalt hat, Gott zu machen, ein Diener am Wort, der die Gnadenverheißung des Evangeliums auch bei dieser Gelegenheit verkündet, aber mit der mystischen Gnade des Priesters hat es ein Ende. Den Amtsbrüdern aber, die nach wie vor Messe halten

müssen, gibt er den Rat, sie sollen nicht die Hostie, sondern die Gebete, die sie Gott als Opfer darbringen, für die Hauptsache halten, den Privatmessen aber, denen keine Gemeinde anwohnt, die die Gebete mitbetet, mögen sie dadurch einen religiösen Inhalt geben, daß sie sprechen: „Ich will hingehn und für mich allein das Sakrament empfangen, dabei aber für diesen und jenen beten. So wird auch Glaube dabei sein.“

Die Betrachtung über das andere Sakrament, die Taufe, beginnt Luther mit einem Dankgebete, daß Gott nach dem Reichtum seiner Barmherzigkeit dasselbe unbefleckt erhalten habe, vielleicht nicht zum wenigsten dadurch, daß er es sofort den Kindern erteilen ließ, denn müßten erst die Erwachsenen um die Taufe bitten, so würde die römische Kirche die Taufe sofort zu einer neuen Geldquelle gemacht haben und hätte Vorbedingungen und Vorbehalte, Reservationen und Restriktionen ersonnen „oder wie sie sonst die Netze nennen, mit denen sie uns das Geld abfischen“. Wenn nun aber Satan nicht mächtig genug war, die Wirkung der Taufe an den Kindern auszulöschen, so haben seine Diener doch die Kraft der Taufe nach Vermögen verdunkelt. Das Wesen und die Gnade dieses Sakraments besteht in dem Trost, den wir durch dasselbe haben, daß Gott uns zusagte, er wolle uns nicht verlassen noch versäumen. Aber diesen Trost haben die Bischöfe uns entrissen. Denn während sie für Hirten gelten wollen, sind sie Wölfe, und während sie Antichristen sind, möchten sie gern als Christusse geehrt werden. Auch in diesem Sakramente ist der Glaube die Hauptsache, ja es kann eher des Zeichens als des Glaubens entbehren, weshalb Christus auch nicht sagte, wer nicht getauft wird, kann nicht selig werden, denn wenn einer nur glaubt, wird Gott ihn schon annehmen auch ohne Taufe. Die babylonische Gefangenschaft des Sakraments besteht aber darin, daß die falschen Hirten neben das Taufgelübde noch eine Menge anderer Gelübde setzen, so daß die Getauften meinen, sie müßten durch Gelöbnisse, Orden, Satisfaktionen, Pönitenzen, Wallfahrten, Ablässe und aparte gute Werke Gottes Gnade erwerben, die sie doch kraft der Taufe bereits besitzen. Indem man sich nicht mehr an die klaren Worte der Schrift hielt, entstand eine Literatur von Kontroversen, Opinionen, Traditionen, die die Welt überschwemmte, wie sie keine Synagoge, noch irgendeine Religion erzeugt hat. Darum soll sich der Christ genau wie beim Abendmahl an die Einsetzungsworte halten: „Wer glaubet und getauft wird, der wird selig werden.“ Diese Verheißung gilt für das ganze Leben. Da die Taufe eine Erneuerung

des ganzen Menschen bedeutet, so möchte Luther, daß das auch im Taufakte dadurch angedeutet würde, daß man das Kind nicht bloß besprenge, sondern auch untertauche. Baptistische Gedanken, wie sie bald mit großer Stärke in dieser Zeit erwachen, regen sich somit auch in ihm. Hat einer durch seine Sünde sein Taufgelübde verletzt, so möge er es durch Glauben erneuern. Denn dasselbe gilt fürs ganze Leben. Alles was wir erleben, soll uns Taufe sein und der Taufe Zeichen zur Erfüllung bringen, indem wir dem Irdischen sterben und auferstehn in Christo. Weil wir aber durch die Taufe bereits die Zusicherung der göttlichen Gnade haben, hat der Papst gar kein Recht, uns Gebete, Fasten, Schenkungen und dergleichen Werke aufzuerlegen, durch die wir Gottes Gnade erst verdienen sollen, die er uns doch in der Taufe bereits versprochen hat. „Wir haben reichlich genug in der Taufe gelobt, mehr als wir erfüllen mögen, und sollen genug zu tun haben, so wir diesem allein uns widmen.“ Die Kirche sollte darum zu andern Gelübden überhaupt nicht auffordern. Gelübde, die Eltern für ihre Kinder übernommen haben, binden die Kinder nicht. Das Recht, ein Gelübde, wie das der Ehelosigkeit, zu leisten, dürfte erst dem reifen Menschen gestattet werden, der weiß, was er tut. Aber wann wissen wir das? Darum wäre geistliches Handeln ohne Gelübde und ohne Zwang das Bessere, doch will er diese Frage lieber einer späteren Untersuchung vorbehalten, die er auf der Wartburg dann auch vorgenommen hat.

Als drittes Sakrament läßt Luther im Jahre 1520 die Buße noch gelten in Verbindung mit der Absolution, gemäß dem Worte Jesu bei Matthäus: „Was ihr auf Erden löset, soll im Himmel los sein,“ oder dem andern bei Johannes: „Welchen ihr die Sünden erlasset, denen sind sie erlassen.“ Freilich weist er auch jetzt schon darauf hin, daß im strengsten Sinne die Buße nicht ein Sakrament genannt werden könne, weil für sie kein äußeres Zeichen gegeben sei, wie bei der Taufe das Wasser, bei dem Abendmahle Brot und Wein. Aber am Namen sei nicht viel gelegen. Wohl aber sei es ein Zeichen der babylonischen Gefangenschaft, daß die Kirche heute gar nicht vom Troste der Verheißung, sondern nur immer von der Zerknirschung des Herzens rede und so den Menschen verführe, seine sogenannte Zerknirschung für verdienstlich zu halten, so daß er um dieser contritio willen absolviert sein wolle. An die Vergebung fest zu glauben sei oft schwerer als seine Sünde zu bereuen, das hat er selbst in den Zeiten seiner Anfechtung erfahren. Gerade darauf komme es an, daß der reuige Sünder sich ein Herz fasse zur Gnade Gottes. Im Glauben

liegt die Vergebung. „Also hüte Dich auf Deine Zerknirschung zu vertrauen,“ schließt Luther den Abschnitt, „denn Gott sieht nur auf den Glauben.“ Wenn aber die Scholastiker lehren, daß es die Gabe des Priesteramtes sei, die leichte Reue, die attritio, in volle Reue, contritio, durch seine Amtsgnade zu verwandeln, so ist auch das nur ein Ausfluß des antichristlichen Wesens, das sich an Gottes Stelle setzt und behauptet, daß es Gott sei und bewirken könne, was nur Gott im Himmel möglich ist. Die Satisfaktionen aber, die der Beichtvater zur Vollständigkeit des Sakraments rechnet, sind für die Klerisei eine herrliche Gelegenheit Sünden der Laien in Opfergeld für die Priester zu verwandeln und darum sind auch diese Satisfaktionen ein Stück der römischen Tyrannei und Habsucht.

Über diese drei Sakramente hinaus vermag Luther keine andern in der Schrift zu entdecken, die Christus eingesetzt hätte. Die bischöfliche Firmung gründete die Kirche auf die Erzählung act. 8, 14 ff., daß der Diakon Philippus den Getauften in Samaria den heiligen Geist nicht mitteilen konnte, sondern Petrus und Johannes wurden von Jerusalem zu diesem Zwecke gerufen und erst als diese den Bekehrten die Hände auflegten, erhielten sie den heiligen Geist. Daraus folgerte die katholische Kirche, daß nur die Bischöfe den Geist mitteilen könnten und behielt darum die Firmung diesen vor. Luther aber spottet, da die Bischöfe keine Freunde von schwerer Arbeit seien, hätten sie sich dieses Geschäft gewählt, das nicht sehr strapazant sei. Sie sagen aber, nur der Bischof könne es besorgen, damit die Welt doch wisse, wie nötig sie ihre Bischöfe habe. Auch Luther will die Kinder durch Gebet und Anwendung des göttlichen Wortes in der Zeit der Reife einsegnen, aber ein Sakrament sei diese Firmung nicht, weil in der Schrift eine Verheißung Jesu dafür fehle.

Die Ehe heißt Eph. 5, 32 ein Mysterion, weil sie Christi Verhältnis zur Gemeinde abbildet. Fälschlich hat die Vulgata dieses Wort Mysterion mit Sacramentum wiedergegeben und so ist es Gewohnheit geworden, die Ehe als Sakrament zu bezeichnen. Aber die Ehe ist nicht von Christus eingesetzt, sondern durch Gott, als er die Menschen schuf, ein Männlein und ein Fräulein. Auch ein Gnadenmittel ist sie nicht, sonst hätte der Papst groß Unrecht getan, sie den Priestern zu verbieten und so viele Ehehindernisse zu ersinnen. Das führt denn Luther auf die willkürliche Ausdehnung der verbotenen Ehegrade und die sogenannten geistlichen Verwandtschaften, die durch Patenschaft entstehen, Bestimmungen, auf Grund deren man nicht nur ehrbare Ehevorhaben verhindert, sondern

auch glückliche Ehen gegen den Willen der Beteiligten auseinandergerissen hat. Diese Ehehindernisse seien nur ein Teil des römischen Jahrmarkts, denn gegen Geld werde in Rom stets Dispens von diesen Hindernissen gewährt. Statt auf die geistlichen Ehehindernisse reflektiert Luther vielmehr auf die physischen und ist nicht abgeneigt in Notfällen sogar Bigamie oder ähnliche Auskünfte zuzulassen. In späteren Drucken hat er diese Stellen getilgt, aber da die heilige Schrift von einem Verbot der Polygamie nur für Presbyter weiß, ist sein Urteil über diese Frage immer unsicher geblieben.

Die Priesterweihe durch Handauflegung, wie sie schon das Neue Testament kennt, will Luther nicht anfechten, nur ein Sakrament ist sie nicht, da nicht Christus sie einsetzte. Lehrt die Kirche, daß durch diese Weihe dem Geweihten eine besondere, unzerstörbare Gnade mitgeteilt werde, so streitet das gegen das allgemeine Priestertum, zu dem jeder Christ durch die Taufe geweiht ist. Bedenke er aber, welche Konsequenzen der Papst an diesen angeblich unzerstörbaren Charakter der Priesterweihe knüpft, so könne er den Jünglingen nur zurufen: „Fliehet alle, die ihr sicher fahren wollet, ich rate es euch, und nehmet diese Weihe nicht an!“ Auch aus dem Priesterstande müsse ein jeder austreten dürfen wie aus jedem andern Stande. Dieses Märchen vom Charakter indelebilis der Priesterweihe habe der Papst nur ersonnen, damit die Priester für immer seine Sklaven seien. Er aber hoffe, daß wenn diese Lüge einmal falle, dann auch das Papsttum fallen werde und zurückkehren werde die fröhliche Freiheit der Kinder Gottes, in der wir wissen, daß wir alle gleich sind, daß wer ein Christ ist, Christum hat, wer Christum hat, alles hat und ein Herr ist aller Dinge, wovon er noch mehr und kräftiger zu schreiben gedenke, was er in seinem Büchlein „Von der Freiheit eines Christenmenschen“ dann auch getan hat.

Als siebentes Sakrament verbleibt noch die letzte Ölung. Die Kirche gründet sie auf die Weisung Jakobi 5, 14, die Ältesten sollten über dem Kranken beten und ihn mit Öl salben und er werde genesen. Zunächst verfehlt Luther nicht, die Begründung eines Sakraments aus dem Jakobusbrief zu beanstanden, denn diese Epistel sei nicht eines Apostels Werk, noch des apostolischen Geistes würdig. Sodann verweist er auf die parallele Weisung Mr. 6, 13, wonach es sich bei diesem Befehle um ein Arzneien der Kranken, nicht um ein Viatikum zum ewigen Leben handle. Aber ihm soll es ganz recht sein, daß der Papst sich auf eine letzte

Ölung beschränkt, denn wenn dieselbe täglich an Kranken geübt würde und etliche gesund würden, welche Gewalt würde das erst dem Papste geben! Abschaffen will er darum die letzte Ölung nicht, aber wie die Firmung und Priesterweihe setzt er auch diese Benediktion in eine Reihe mit den Weihen des Wassers oder Salzes und ähnlichen, die der Priester mit dem Weihwedel in Haus und Stall vornimmt, die nicht Jesus eingesetzt hat, sondern die Kirche. Es sind fromme Bräuche, die nützlich sein können, wenn der Aberglaube davon bleibt.

Damit hat Luther die ganze Sakramentslehre der katholischen Kirche erledigt und der Sakramentskirche den Boden entzogen — er allein, ohne daß einer der nachmals so dreist ihm darein redenden Jünger des zweiten Tags im mindesten ihm beigestanden hätte, den einzigen Melanchthon ausgenommen.

In lateinischer Sprache hatte Luther diese Gedanken den Gelehrten vorgetragen. An das Volk wollte er sie nicht bringen, ehe sie zum Vollzuge reif waren. Eine seltsame Selbsttäuschung war es, daß der Bettelmönch Murner das Buch in deutscher Sprache verbreitete, in der Meinung, dem Verfasser dadurch großen Schaden zu tun. Den Schaden hatten nur Murners Freunde, wie er bald genug erleben sollte. Die boshafte Absicht durchschaute Luther wohl, aber der Pfeil war auf den Schützen zurückgesprungen.

Die babylonische Gefangenschaft wird heute nicht mehr so viel gelesen wie die Schrift an den deutschen Adel oder die von der Freiheit eines Christenmenschen und doch ist sie vor allem das Buch der neuen Weltanschauung. Der Sakramentskirche macht sie ein Ende und proklamiert die Freiheit des gläubigen Christenmenschen. Die mittelalterliche Vorstellung einer dinglichen Heiligkeit, die die Kirche als heidnisches Erbe übernommen hatte, die abergläubische Vorstellung, daß es heilige Orte, heilige Sachen, heilige Hantierungen gebe, wird hier zerstört und damit dem Geschäfte der heiligen Handwerker, die von diesem Aberglauben leben, der Boden entzogen. Den ganzen Apparat, durch den die Kirche das Heil ihrer Schafe stellvertretend besorgt, hat Luther in diesem Buche Stück für Stück zerschlagen. Der Sinn dieses tempelstürmerischen Buches ist, daß es keinen bestimmten Komplex heiliger Werke gebe, sondern daß das ganze Leben des Menschen ein Gottesdienst sein müsse und daß nicht die Kirche mit ihren Gnadenmitteln uns in den Himmel bringt, sondern daß jeder sein Heil selbst zu schaffen hat durch gläubigen Anschluß an

Christus. Nichts ist heilig und Gott wohlgefällig als ein gläubiges Herz. Die Zeremonien des Priesters sind nur Abgötterei und Gotteslästerung, wenn nicht der Glaube dabei ist, während ein redliches Tun des Laien, sobald es in rechter Treue geschieht, der Gott wohlgefälligste Gottesdienst ist. „Darum," sagt Luther, „rate ich niemanden, widerrate vielmehr allen den Eintritt in irgend einen Orden oder ein Priesteramt, wofern er nicht verwahrt ist mit der Einsicht, daß er wisse, daß die noch so heiligen und beschwerlichen Werke der Mönche und Priester in den Augen Gottes gar nicht höher stehen als die Werke eines auf dem Felde arbeitenden Bauern oder einer in ihrem Hause sorgenden Frau, sondern, daß bei ihm alles nur nach dem Glauben gemessen wird, wie Jesus Sirach 33 sagt: ‚In allem Deinem Werke vertraue aus dem Glauben Deiner Seele, denn das ist Gottes Gebote halten', ja daß es sogar öfter geschieht, daß ein geringes häusliches Werk einer Magd oder eines Knechtes Gott angenehmer ist als alle Fasten und Werke eines Mönchs." Der wahre Adel und berechtigte Stolz der modernen bürgerlichen Gesellschaft beruht auf diesen Grundsätzen, die Martin Luther zuerst aussprach. Wer seine Pflicht und Arbeit tut im Glauben an Gottes Gebot, der darf das Haupt erheben, er darf vertrauen, daß er Gott damit mehr geehrt habe als mit hundert Pater Nostern, Ave Marias, Kirchenknicksen, Wallfahrten und Opfergaben. Daß die Welt das von einem Mönche hören mußte, war eine der Paradoxien, in denen sich die Geschichte zuweilen gefällt. Bedenkt man, in welchem Umfang das damalige Leben mit diesem kirchlichen Werkdienst belastet war, so durfte Luther mit Fug sein Prinzip der Rechtfertigung aus dem Glauben die Befreiung von der langen babylonischen Gefangenschaft nennen, denn es stellte den Christen auf sich selbst und emanzipierte ihn eben dadurch von der kirchlichen Knechtschaft. Dadurch wurde der Wittenberger Mönch, wie er sich damals gern schrieb, der frater Martinus Eleutherius. Nicht Hutten oder Erasmus brachen durch zur Freiheit, so laut Hutten gerufen hatte: perrumpendum est! Der wahre Befreier war Luther mit seinem sola fide. Im Vertrauen auf Christus, im Glauben an die alleinige Wahrheit der Schrift, fand das Individuum das Recht, den Entschluß, die sittliche Energie, sich zu befreien, die den Italienern und Franzosen ihre höhere Bildung nicht zu geben vermochte. Erst im Vertrauen auf die bessere religiöse Autorität der Schrift hatte der Deutsche das gute Gewissen, alle Gewalt des römischen Babylon zu verachten und den eigenen Glauben höher zu werten als eine tausendjährige Tradition. Den

Humanisten plagte schließlich doch immer das böse Gewissen, daß er ein Heiliges angreife, Luther gab den Seinen die Zuversicht, daß sie das wahre Heiligtum verteidigten gegen die falschen Heiligtümer, wie jener Baseler Pfarrer es aussprach, der bei der Prozession eine Bibel trug mit der Aufschrift: „Biblia, das ist das wahre Heiligtum, das andere sind Totengebeine.“

Noch ließ sich die volle Konsequenz dieser Gedanken nicht übersehen, aber als sie sich ausgewirkt hatten, war eine neue Welt aus ihnen erwachsen. Der Staat war jetzt nicht mehr der weltliche Arm der Kirche, um Ungehorsame zu bändigen und Ungläubige zu verbrennen, sondern die gottgewollte, selbständige Verfassung des bürgerlichen Lebens. Die Ehe war nicht mehr eine von der Kirche unter zahllosen Vorbehalten gestattete Konzession an das Fleisch, sondern eine seit dem ersten Schöpfungstage von Gott eingesetzte Ordnung und darum heilig, auch wo sie von Heiden und Juden ohne alle Rücksicht auf die Kirche geschlossen wird. Die Schule ist nicht mehr ein Anhängsel der Kirche zur Züchtung von Priestern, Mönchen und Nonnen, sondern eine Bildungsanstalt für freie Bürger. Die Armenpflege ist nicht mehr eine Gelegenheit, das eigene Heil zu schaffen durch gute Werke, sondern ein Dienst, um andern beizuspringen und den Pauperismus aus der Welt zu schaffen, den die Kirche hegte und pflegte als eine der Grundlagen ihrer Macht. Das alles lag in diesem Buche wie die Frucht in der Knospe. Daß Luther sich dieser Konsequenzen bewußt war, beweist sein Wort, der Brauch der Jahrhunderte und fast die ganze Gestalt der Kirche müsse abgetan und geändert werden und dieser Erkenntnis entspricht der schneidende Ernst seiner Sprache. Es war der scharfe Morgenwind einer aufgehenden neuen Zeit, die durch dieses lateinische Büchlein pfiff und die dürren Blätter vom Baume fegte. Daß das Buch lateinisch geschrieben war, erweiterte nur den Umfang seiner Wirkungen in ganz Europa. Der Schweizer Glareanus verkündigt seinem Freunde Zwingli am 4. Juli 1521 den Preis dieser befreienden Schrift. In Rom griff der Dominikaner Katharinus zur Feder, in Paris zog die Sorbonne das Buch vor ihren Richterstuhl, in London trat Heinrich VIII., ein Werk des Bischofs Fisher von Rochester mit seinem Namen schmückend, als defensor fidei auf, in den Niederlanden sagte Glapion, der französische Beichtvater Karls V., das Buch habe auf ihn gewirkt wie eine körperliche Züchtigung, „als hätte ihn einer mit einer Geißel vom Haupt bis zu den Füßen durchhin gegeißelt und ge-

hauen". In Pommern warf es der Prämonstratenser Bugenhagen „aus hastigem Mute" von sich, als er es durchblättert hatte. Aber er hob es auch wieder auf und als er es fertig gelesen, schrieb er an Luther und schon im Frühling ging er selbst nach Wittenberg und wurde Luthers Kollege an der Stadtkirche. In Worms begründete Aleander auf dasselbe seine Forderung der Verdammung Luthers. Von Rom bis London bebte die Kirche unter den Stößen, die der furchtbare Mönch gegen ihre Fundamente geführt hatte. Und was sollte denn noch kommen, wenn das alles nur ein Präludium war? Dazu, wie fröhlich schloß er seine Melodie mit dem Liede:

„Herodes, Feind voll arger Wut,
Was macht dich Christi Kommen bleich?
Non arripit mortalia,
Qui regna dat coelestia."

Welche strategischen Gründe den großen Schlachtendenker bestimmt hatten, diese öffentliche Stäupung „der alten Babylonen" gerade jetzt vorzunehmen, das besagte der ironische Schluß: „Ich höre ein Gerücht, daß wieder Bullen und päpstliche Schrecknisse wider mich im Anzuge sind, durch die ich zum Widerrufe gezwungen oder für einen Ketzer erklärt werden soll." Falls das wahr sei, so solle sein gegenwärtiges Büchlein den ersten Teil seines Widerrufs bilden, damit jene sich nicht beschweren, sich mit ihrer Tyrannei umsonst aufgeblasen zu haben. Bald aber werde er einen solchen weiteren Teil herausgeben, „dergleichen Rom noch nie gesehen oder gehört habe, zu einem überreichen Zeugnis seines Gehorsams im Namen des Herrn Jesus Christus". Das Thema dieses weiteren Teiles hielt er noch in seinem Herzen verschlossen. Es lautete: D e r P a p s t i s t d e r A n t i c h r i s t. Also noch ein drittes Liedlein von Rom, und zwar eines dergleichen es noch nie gehört hat! War es noch immer nicht genug an diesem Scherbenhaufen? Das alles war nur Präludium. Inzwischen hatte aber auch der Papst sein gewohntes Liedlein gesungen.

XVIII

Die Bannbulle. 1520.

Unmittelbar nach Ecks Ankunft in Rom, Ende Januar 1520, hatte der Papst die Richter bestimmt, die das schließliche Urteil in Luthers Sache sprechen sollten. Es waren Kardinal Accolti, Erzbischof von Ancona, Kardinal Cajetan, Eck und je ein Repräsentant der Bettelorden. Auch Caraffa, der eben von einer Mission in Spanien zurückgekehrt war, gehörte zu dem engeren Ausschuß, der die letzte Redaktion der von Accolti entworfenen Bulle besorgte. Es dauerte bis zum 3. Mai, über ein Vierteljahr, ehe der Entwurf im Konsistorium verlesen werden konnte. Luthers neueste und kühnste Schriften hatten darin noch nicht berücksichtigt werden können. So erklärt es sich, daß sich die Bulle auf ein für Deutschland längst veraltetes Stadium des Streites bezog. Ecks Mitwirkung bei derselben war ihr auch in dieser Hinsicht nicht zugute gekommen, da er natürlich die von ihm geführten Fehden für die Hauptsache hielt und darum die Kommission auf das Thema des Ablaßstreites lenkte, der in Deutschland erledigt und begraben war. Die Umständlichkeit, mit der aus Luthers damaligen maßvollen Äußerungen erst künstlich konstruiert wurde, daß dieser Mönch wirklich ein Ketzer sei, entbehrte nicht der Komik, denn sie mußte die deutschen Leser daran erinnern, daß der Verklagte seitdem noch ganz andere Dinge behauptet hatte. Eck suchte diesem Mißstand, den er offenbar selbst empfand, dadurch abzuhelfen, daß er nachträglich in einer separaten Schrift sich gegen Luthers neuere Behauptung wendete, daß Hus und Hieronymus zu Konstanz ungerecht gerichtet worden seien, aber alsbald erschien eine pseudonyme Erwiderung, „damit Ecks Buch die Löwenhaut abgezogen würde und des Esels Ohren an den Tag kämen“. Der Verfasser, der sich Kunz von Oberndorf nennt, hatte gehofft, „Eck sollten die groben Äste und Zacken ganz abgehobelt sein, es

befinde sich aber, daß er noch nicht genug gewaltrechtet sei und darum einem andern Meister zu behauen befohlen".

Für die römische Rechtspflege ist es bezeichnend, daß dem Richterkollegium, das den Streit entscheiden sollte, zwei persönlich Beteiligte angehören durften, Prierias und Eck, und daß die Bulle, die so viel von Tränen und Kummer und Herzbewegung redet, mitten zwischen den rauschenden Festen und unanständigen Possen einer Villeggiatur vom Papste unterzeichnet worden ist. Alfonso Pauluzzi, der ferraresische Gesandte in Rom, schildert in einem Berichte vom 8. März 1519, also aus dem Vorjahr, wie es bei solchen Gelegenheiten an dem Hofe des heiligen Vaters herzugehen pflegte. „Den ersten Tag der Festwoche", heißt es da, „füllten Pferderennen und Karussells aus. Die Schönheit der Pferde, der Reichtum der Reitertrachten, deren Kosten der Papst selbst zahlte, weckten die Bewunderung der Beschauer; auch die Kunst, mit welcher sie in einen maurischen und spanischen Haufen geteilt, die Kampfspiele aufführten, gewann großen Beifall. Am Abend sammelte sich der ganze Hof, gegen zweitausend Personen, in der Engelsburg, in den Gemächern des Kardinals Cibo, eines Nepoten des Papstes, um der Aufführung der berühmten Komödie Ariosts, i suppositi, beizuwohnen." Wie diese Komödie selbst sich stark an römische Muster anlehnte, so borgte auch die Bühneneinrichtung manche Züge des antiken Theaters. Ein Halbkreis von Stufen befand sich der Szene gegenüber, deren Dekoration Raphael besorgt, vielleicht gar selbst gemalt hatte. Instrumentalmusik und Gesänge füllten die Zwischenakte aus, ein Ballett bildete den Schluß der Vorstellung. Während derselben hatte der Papst über die oft derben Späße und zweideutigen Anspielungen herzlich gelacht, nach derselben spendete er den apostolischen Segen. „Nur wenige Zuhörer waren geduldig genug, auf denselben zu warten, drängten vielmehr mit solcher Hast hinaus zu den Speisesälen, daß Arme und Beine in Gefahr gerieten. Am zweiten Tage wurde ein Stiergefecht abgehalten. Drei Menschen blieben tot liegen, fünf Pferde wurden verwundet. Der Abend brachte abermals eine Komödie. Sie gefiel aber so wenig, daß der Papst befahl, nicht wie gewöhnlich mit einem maurischen Tanze das Fest zu schließen, sondern zur Strafe den armen Teufel von Dichter, einen Mönch, zu prellen. Und nachdem er geprellt war, wurde ihm noch das Gürtelband zerschnitten, daß die Hosen herabhingen und mit der flachen Hand so viele Hiebe versetzt, daß er zur Linderung der Schmerzen Pflaster auf den wunden Leib auflegen mußte.

Über diesen Spaß lachte der Papst weidlichst. Die Belustigungen des dritten Tages bestanden aus einem Ringstechen und einem Büffelrennen." Zwischen solchen Beschäftigungen, dieses Mal bei einem Jagdaufenthalt auf der Villa Malliano, fand „der heiligste Vater Leo", wie Luther ihn nennt, am 15. Juni 1520 Zeit, die endlich festgestellte Bannbulle zu unterzeichnen. In drei Teilen gebietet dieselbe die üblichen Maßregeln gegen die Irrlehre, gegen die Schriften des Ketzers und gegen seine Person und seine Anhänger. Als der demütige Knecht der Knechte Gottes schüttet Leo vor der gesamten Christenheit sein bekümmertes Herz aus, nur daß er vor Angst des Gemüts und Schmerzen kaum auszusagen vermag, welche Lehren von etlichen Leichtfertigen durch Eingebung des Teufels in der hochberühmten deutschen Nation ausgebreitet werden. Man könnte sich wundern, daß es den in Lucians und Ovids Büchern besser als in der Bibel beschlagenen Stilisten der Kurie gelang, ein so würdiges und gesalbtes Aktenstück zustande zu bringen, aber auch ernste Hierarchen wie Cajetan und Accolti gehörten der Kommission an und ihre Sprache vernehmen wir. Sie mißbrauchten zu dem Eingang der Bulle die beiden letzten Verse des schönen vierundsiebzigsten und den Eingang des achtundsechzigsten Psalmes: „Mache Dich auf, Gott, und führe aus Deine Sache; gedenk an die Schmach, die Dir täglich von den Toren widerfährt. Vergiß nicht des Geschreies Deiner Feinde; das Toben Deiner Widerwärtigen wird je länger je größer." An diese Worte schließt die Bulle sich an. „Mache Dich auf, Herr," ruft der edle Mediciäer, „und richte Deine Sache, gedenke der Schmach, die Dir von den Toren widerfährt den ganzen Tag. Die Füchse wollen den Weinberg verwüsten, den Du Deinem Statthalter Petrus übergeben hast, ein Eber aus dem Wald zerwühlt ihn, ein wildes Tier weidet ihn ab." — Dann wird ein weiteres Register gezogen: „Mache Dich auf, Petrus" — „mache Dich auf, Paulus" — „mache Dich auf, du Schar der Heiligen und du ganze heilige Kirche, deren wahrhafte Erklärung der heiligen Schrift von etlichen, welche der Vater der Lüge geblendet hat, hintangesetzt wird, damit sie nach alter Ketzerweise aus Ehrsucht und um eitler Volksgunst willen ihrem eigenen Sinne gemäß die Schrift verdrehen." Er habe auch, trägt der Papst dann weiter vor, was er vor Herzensbewegung und Kummer fast nicht aussprechen könne, — glaubwürdig vernommen, ja, ach leider mit eigenen Augen gelesen, daß Irrtümer, die eine offenkundige Wiederholung der böhmischen Ketzerei seien, von gewissen fürwitzigen, nach Weltruhm gierigen, geschwätzigen, der

Gottesfurcht ledigen Menschen auf Anstiften des Teufels unter der edeln deutschen Nation ausgesät werden. Deshalb fühle er um so mehr Schmerz, da er und seine Vorgänger diese Nation stets in einem Herzen voll Liebe getragen, wie sie ihr ja auch das römische Kaisertum zugewandt. Eine passende Erinnerung an die letzte Kaiserwahl, in der die Kurie für den König von Frankreich eingetreten war! Nachdem dann 41 Sätze, die in Luthers Schriften teils stehen, teils auch nicht stehen, verdammt sind, kommt der heilige Vater auf den Erzketzer selbst zu sprechen. Es waren rein politische Rücksichten gewesen, die die Kurie während der Kaiserwahl bestimmt hatten, mit Luthers Exkommunikation so lange zuzuwarten. Mit der hierarchischen Unwahrhaftigkeit aber, die von Rom unzertrennlich ist, rechnen sich die Kardinäle, voll Rührung über ihre eigene Langmut und Güte, ihr Zögern nachträglich zum Verdienst an. Der heilige Vater betrachtet sich selbst in seiner Bulle wie eine Landschaft. „Guter Gott," ruft er aus, „was haben wir unterlassen, was nicht getan, was versäumt an väterlicher Liebe, um ihn von solchen Irrtümern zurückzurufen. Nachdem wir ihn zitiert hatten, um milde mit ihm zu verfahren, haben wir ihn sowohl in verschiedenen Verhandlungen mit unserem Legaten als auch brieflich ermahnt, daß er vom Irrtum abstehen und ohne jegliche Furcht zu uns kommen möge, wofür wir ihm auch freies Geleit und das zur Reise nötige Geld angeboten haben." Das letztere muß in den Instruktionen für Miltitz gestanden haben, von denen dieser keinen Gebrauch mehr machen konnte, weil inzwischen die Leipziger Disputation die Lage geändert hatte, denn an Luther ist kein solches Anerbieten gelangt. Statt solche Liebe anzuerkennen, fährt dann die Bulle fort, sei Luther trotzig geblieben. Dennoch will der Papst in seiner Langmut ihm noch eine letzte Frist setzen. Sechzig Tage von dem Augenblick an, an welchem diese Bulle an den Kathedralen zu Brandenburg, Merseburg und Meißen angeschlagen wird, soll er noch Zeit haben. Widerruft er bis dahin nicht, so verfällt er der Strafe. Welcher Strafe, das ist daraus zu ersehen, daß Luthers Satz: „Ketzer verbrennen ist gegen den heiligen Geist", als ketzerisch verdammt wird. Alle christlichen Gewalten sind aufgefordert, sich der Person Luthers zu bemächtigen und ihn in die Hände des Papstes zu liefern, der dann besorgen wird, was nicht gegen den heiligen Geist ist. Von der Villa Malliano aus, mitten zwischen den Possen des Landaufenthalts, wurde das Aktenstück abgefertigt, das das größte Schisma in seinem Schoße trug, das die Kirche seit dem arianischen jemals erlebt hat.

Am 21. September wurde die Bannbulle am Dome zu Meißen angeschlagen, am 25. in Merseburg, am 29. in Brandenburg.

Aber wie majestätisch auch die Donner des zehnten Leo daherrollten, dem aufmerksamen Leser fiel doch auf, daß das ja wiederum keine definitive Bannbulle war, sondern wieder nur eine Drohbulle, denn nochmals wurde dem Angeklagten vom Tage des Anschlags an eine Frist von sechzig Tagen gelassen zum Widerruf; also erst am 27. November sollte das Urteil perfekt werden. Schließlich erschien die Verkündigung, daß nun der Bann wirklich eingetreten sei, erst am 3. Januar 1521 in der Bulle decet Romanum. Tatsächlich also gewährte sich der Papst nochmals einen reichlich bemessenen Aufschub bis zur letzten Entscheidung, wie denn die Nachricht von der definitiven Exkommunikation des Ketzers erst am 10. Februar des folgenden Jahres bei dem Nuntius Aleander in Worms eintraf.

Daß unter den Richtern eine unentschlossene Stimmung herrschte, hatte Eck selbst nach Deutschland berichtet. Aus Sarpis Relation wissen wir, daß die Kanonisten, im Gegensatze zu den Theologen, darauf bestanden, Luther müsse trotz der Notorietät seiner Irrlehre doch nochmals persönlich vorgeladen werden. Habe doch Gott selbst den Kain noch einmal zur Äußerung darüber aufgefordert, ob er den Abel wirklich erschlagen habe? Die Staatsmänner der Kurie wollten nicht so leichten Herzens wie der eitle deutsche Professor in eine so folgenschwere Entscheidung eintreten. Man verglich sich also dahin, 41 Sätze Luthers sofort zu verdammen, dem Verfasser aber sechzig Tage Zeit zu lassen zum Widerruf. Es entsprach das auch der Prozeßordnung, nach der der definitiven Exkommunikation eine monitio charitativa vorausgehen sollte. Demgemäß wurde die Bulle redigiert wie ein Wechsel mit 41 Schuldposten und sechzig Tagen Sicht. Einundvierzig Sätze werden teils als falsch, teils als anstößig, teils als ketzerisch bezeichnet, die Dekrete der Universitäten Löwen und Köln (der Löwener und Kölner Esel, wie Luther sich ausdrückte) werden als gelehrt, wahr und heilig belobt, aber erst wenn Luther nicht binnen sechzig Tagen widerruft, soll er als verdorrter Ast vom Baume der Christenheit abgehauen werden. Allein, um Eindruck zu machen, kam die Bulle viel zu spät und nun beging die Kurie noch den weiteren Fehler, daß sie nicht nur den Nuntius für kirchliche Fragen, Hieronymus Aleander, sondern auch Eck, den verächtlichsten unter allen Gegnern Luthers, mit der Publikation des Urteils beauftragte. Eck selbst freilich behauptete, als er am 3. Oktober

dem Rektor der Universität Wittenberg die Bulle übersendete, er habe sich diesem Auftrag gegenüber „gewidert und gewehrt“. Trotzdem ließ er sich die Ermächtigung gefallen, außer Luther noch beliebige andere Gegner, bis zu 24 Personen, nach eigenem Ermessen in diese Exkommunikation einschließen zu dürfen. Auch ist von irgendwelchen Bedenklichkeiten an ihm nichts wahrzunehmen; wir sehen nur, wie seine plumpe Eitelkeit diese Vollmacht ausnützte, um sich wichtig zu machen und wie er seine persönlichen und literarischen Gegner mit derselben bedrängte. In Nürnberg angekommen wendete er sich sofort gegen Pirkheimer, der für den Verfasser des Eckius dedolatus galt, ferner gegen den Ratschreiber Lazarus Spengler, der als Verteidiger Luthers aufgetreten war und gegen Oecolampads Freund, „den ungelehrten Domherrn“ Adelmann in Augsburg, mit dem er einst bei Tisch fast handgemein geworden war. Ihnen allen preßte er mit seiner Vollmacht in der Hand Erklärungen ihrer Rechtgläubigkeit ab. Für Luthers tapferes Verhalten gewinnt man erst den rechten Maßstab, wenn man die Wirkung von Ecks Drohungen auf diese stattlichen Herren damit vergleicht. Adelmann bat einfach um Absolution. Pirkheimer, „der erste Bürger Deutschlands“, leugnete die Verfasserschaft des Eckius dedolatus, an dessen Nachtrag er sicher beteiligt war, und appellierte an den Papst, da er kein Lutheraner sei. Dasselbe tat Lazarus Spengler. Als sie trotzdem am 3. Januar durch die Bulle decet Romanum pontificem in den Bann eingeschlossen wurden, gaben sie Erklärungen ab, die die Kurie befriedigten; der Rat aber fand für gut, eine Angelegenheit nicht in die Öffentlichkeit kommen zu lassen, in der seine hervorragendsten Mitglieder eine so wenig glänzende Rolle spielten. Als Eck sein Mandat so ganz persönlich ausbeutete, brach ein Sturm des Unwillens los, nicht gegen den Gebannten, sondern gegen den Überbringer der Bulle. Die Bischöfe zürnten, daß man sie einem Professor unterordne, und aus diesem Grunde wurde nicht einmal im Herzogtum Sachsen die Bulle ohne Schwierigkeiten publiziert und als sie endlich in Leipzig angeschlagen wurde, ward sie beschmutzt und wieder abgerissen. In Torgau hatte der Anschlag den gleichen Erfolg. Zu Döblin schrieb man darunter: „Das Nest ist hie, die Vögel sind ausgeflogen.“ Nicht einmal die gegnerischen Fürsten legten ihr besondere Bedeutung bei. Als am 10. Januar 1521 Joachim I. und Bischof Scultetus von Brandenburg, in Gesellschaft des Herzogs von Mecklenburg durch Wittenberg kamen, befahlen sie den Mönch zur Audienz, obwohl die Bulle jeden Verkehr mit

ihm untersagt hatte. Nach einem Briefe Miltitzens vom 3. Oktober an den Kurfürsten spielte Eck in Leipzig eine überaus klägliche Rolle. Er verließ seine Wohnung kaum aus Furcht vor den Studenten. Der Rektor Mosellanus, persönlich sein Gegner, mußte einen Aufruf erlassen, die Studenten sollten ihn nicht „diesermaßen plagen". „Sie haben ein Lied von ihm gemacht und singen's uf der Gassen." Auch öffentliche Anschläge machten ihn lächerlich. Als er sich im Paulinerkloster nicht mehr sicher fühlte, versteckte er sich bei den Predigermönchen. Der Mut und das Pochen war ihm gründlich vergangen. Luther ist nicht ohne Sorge, man möchte ihm ans Leben gehen und Rafael de Medici weiß von Worms aus nach Rom zu berichten, das Haus Ecks sei gestürmt worden und als die Studenten ihn nicht fanden, hätten sie seine Diener zum Fenster hinaus geworfen, wobei einer den Hals gebrochen habe. Luther aber spottet dem Geflohenen nach: „Ei warum kreucht denn der freie Held jetzt ins Kloster zu Leipzig, der noch eben gehöhnt hat, Luther sehe nicht gern Ketzer verbrennen, denn er fürcht der Haut?" Der vor einem Jahre beklatschte Sieger der Pleißenburg wurde in demselben Leipzig von den Studenten als Eckius dedolatus verhöhnt und Luther fragte: „Wo ist nun Dein Ruhm geblieben?" Die Universität Erfurt lehnte die Aufforderung, die Bulle zu publizieren, einfach ab. Eck erschien darum ungefähr am 10. Oktober persönlich, um seine Würde als päpstlicher Nuntius zur Geltung zu bringen. Durch die Klöster und Stifte wurde er auch mit gebührender Reverenz aufgenommen und der Druck der Bulle begann. Aber ein öffentlicher Anschlag, zweifelhafter Provenienz, tat den Studenten kund, daß die theologische Fakultät in den Lutherschen Schriften nur St. Pauli Wahrheit gefunden habe, darum ergehe an alle Angehörige der Universität die Aufforderung, sich zu erheben, Christi Wort mannhaft zu verteidigen und den wütenden Verleumdern Luthers mit Händen und Füßen zu widerstreiten. Die Folge war, daß Eck in seiner Wohnung von den Studenten belagert wurde und auch hier froh war mit Beistand seiner Freunde aus der aufgeregten Stadt zu entkommen. Die bereits gedruckten Exemplare der Bulle warfen die Studenten in die Gera, damit man sehe, ob die bulla (Blase) auch schwimmen könne. Nach Wittenberg wagte sich der neue Nuntius gar nicht, denn dort würden die Studenten nicht seine Bulle, sondern ihn in die Elbe geworfen haben. Er hatte seine Vollmacht, die Bulle auch auf andere notorische Anhänger Luthers auszudehnen, hier auf Luthers Kollegen Karlstadt und Feldkirchen an-

gewendet und ebenso auf Luthers Freund Egranus in Zwickau. Karlstadt, durch seine päpstliche Pfründe gebunden, schwankte eine Weile, doch getröstete er sich schließlich, der Kurfürst werde mit Luthern auch die andern schützen müssen. Die Universität verweigerte schlechtweg die Publikation. Nicht eben höflich erklärte der damalige Rektor Burckhard, Eck habe seine Bulle „diebisch und mit bübischen Listen" nur mit einem Begleitschreiben, ohne die rechtlichen Formen der Zustellung einzuhalten, ihm zugeschickt. So behandelte die Universität sie auch nicht als amtliche Eröffnung. Es sei bei geringeren Anlässen, hieß es im Senat, üblich, daß man „einen gebührenden Anstand sich erlaube bis man des Gebietens eigentlichen Sinn und Meinung eingeholt habe".

Daß der Bann so wenig Eindruck mache, leitete Thomas Murner daraus ab, daß dieser Akt zu oft komme und die Bischöfe nicht selten ihn wegen „drei Haselnüssen und zwei Taubendreck" verhängt hätten. War doch noch unlängst ganz Wittenberg mit Interdikt belegt worden wegen Verweigerung einer Umlage und ein andermal, weil die Diener des Bischofs von den Studenten ungebührlich behandelt worden waren; wie sollte da der Bann gegen Luther, der schon so lang in Aussicht gestanden, noch viel Aufsehen erregen? Der Propst von Leitzkau schrieb an Luther, er wolle lieber seine Propstei fahren lassen, als die Bulle vollziehen und der Offizial des Bischofs von Naumburg fragte bei dem Kurfürsten um Verhaltungsbefehle an und vermachte dem gebannten Mönche als Zeichen seiner Verehrung in seinem Testamente hundert Gulden. Die Druckerpressen aber sendeten allerorten Flugschriften, Dialoge, Lieder, Spottbilder hinaus, die das Volk gegen Rom erregten und den Wittenberger Mönch, mehr als Hutten und Karsthans, zum Helden des gemeinen Manns machten. Das war im wesentlichen die Wirkung der Exkommunikation.

Luther selbst stellte sich zunächst auf die Seite derer, die für eine von diesem Boten überbrachte Bulle doch erst einen Beweis der Echtheit forderten. Er ließ in der Mitte Oktober ein lustiges Flugblatt: „Von den neuen Eckischen Bullen und Lügen" hinausgehen, in dem er zunächst Ecks neusten Angriff: „Entschuldigung des Concilii von Konstanz" kräftig zurückwies. Seine Antwort ging aus einem ganz anderen Ton als dem, den Pirkheimer, Spengler und Adelmann angeschlagen hatten. Den wichtigtuenden Versuch des heimgekehrten Romfahrers, nunmehr als Augenzeuge für das heilige Leben Leos X. einzutreten, verspottet Luther erbarmungslos. „Daß ich päpstliche Pracht hab' angegriffen, tut meinem Herrn

Doktor wehe und schreibt viel, wie der Papst so schlicht sich hält in der Kammer und daheim, gerade als hätt' ich gesagt, er führt seine Pracht alle Augenblick. Warum sagt er nit auch, daß er nakt im Bett und Bad ist?" Maulpferde möge der Papst halten so viel ihn gelüste, nur soll er sich das Geld dazu nicht aus Deutschland holen. Seine Behauptung aber, daß die Tyrannen in Konstanz etliche Artikel Husens mit Unrecht verdammt hätten, steigert er jetzt, nachdem er Husens Bücher gelesen hat, dahin, daß mit diesem Urteil auch Christi, Pauli und Augustini Artikel verdammt worden seien. Das Zerrbild von einem unmenschlichen Ketzer Hus haben die Mörder nur erfunden, um die armen Laien zu schrecken, denn ihr Gewissen ließ ihnen keine Ruhe. Aber die Wahrheit dringt doch hindurch und sollten allen Papisten die Blasen bersten. „Man hat nu hundert Jahr gewehrt und je mehr gewehrt wird, je mehr es hervordringt, Husens Sach sei göttlich, Costnitzer sei teuflisch gewesen." „Ein Concilium mag irren trotz allen Ecken, Spitzen und Winkeln und allen Papisten und Romanisten." Ganz beiläufig fügt er dann zu dieser Abwehr von Ecks eigenem Angriff die Bemerkung: „Ich höre auch sagen, der Doktor habe ein Bullen mit sich von Rom wider mich bracht, die ihm so ähnlich sei, daß sie wohl möcht Dr. Eck heißen so voll Lügen und Irrtum sie sein soll, und er geb für, sie sei des Papstes Werk." Luther selbst habe aber gute Gründe, warum er diese Bulle für eine Fälschung des lügenhaften Sophisten halte. Der Kardinal S. Sixti habe zu Augsburg auch den gnädigsten Kurfürsten mit einem öffentlichen, erlogenen, falschen Breve betrogen, warum solle man da einem Doktor Eck glauben, „der sich selb in seinen Worten und Schreiben als einen landrüchigen Erzlügner eröffnet hat". Drum ehe er der Bullen Blei, Wachs, Schnur, Signatur, Klausel und alles mit Augen gesehen, gebe er nit ein Haar breit auf alle andere Geplärre. „Es muß noch alles viel ein ander Nasen gewinnen, soll es recht hinausgehn." Mit welchen Jammerlauten hatte noch jüngst der Ritter Hutten die Nation angerufen, als das Gerücht zu ihm gedrungen war, der Papst verlange seine Auslieferung! „Ich sollte von hier weggerissen werden, ich Unseliger! Diesen Himmel, der mich nährte, diese Herde, diese Altäre sollte ich verlassen? Und nicht, um in der Verbannung elend zu leben, sondern zu grausamer Marter, zu schmählichem Tode soll ich geschleppt werden? Zu Hilfe, meine Landsleute, stehet mir bei! Lasset den nicht in Bande legen, der eure Bande zu lösen unternommen hat!" So angstvoll hatte er sein: „ich hab's gewagt,"

sein: „nur durch!“ vergessen. Da war Doktor Martinus von anderem Stoff. Seine Stärke beruhte darauf, daß er keine Drohung der Römlinge tragisch nahm. Wenn sie ihm mit dem Banne des Papstes, dem Schwerte des heiligen römischen Reichs und der Fackel des heiligen Dominikus auf den Leib rückten, bestieg er nicht das Tränenroß wie der Ritter vom Steckelberg, sondern er bediente sich mit Erfolg der Pritsche. Im Kampfe mit ihm wurden die Gegner allzeit zu Narren. Das aber machte auch den Seinen frischen Mut. Wenn er lachte, warum sollten sie weinen? Schließlich war Eck froh, als er wieder glücklich in Ingolstadt anlangte, wo er für Rettung seines Lebens eine Votivtafel stiftete. Der Tellerlecker war ausgezogen Martin Luther zu fangen, nun dankte er allen Heiligen, daß er wieder mit heiler Haut in seinen vier Pfählen saß, Luther aber schrieb eine Schrift „wider die Bulle des Antichrists“, in der er sich, um die Antwort nicht aufzuhalten, auf den Erweis der ersten sechs Sätze beschränkte, die die Kurie verurteilt hatte. Erst in der deutschen Bearbeitung dehnte er die Verteidigung auf zwölf Artikel aus, doch will er auch hier den Papisten „nur einen Löffel geben, daß sie versuchen“. „Denn ich acht, die Bulle sei auf einen trunkenen Abend oder in den Hundstagen gemacht.“ Daß er an eine friedliche Lösung bereits nicht mehr glaubt, das beweist seine Frage: „Was wäre es Wunder, ob Fürsten, Adel und Laien den Papst, Bischof, Pfaffen und Mönch über die Kopf schlügen und zum Land ausjagten!“ Seinen Segen hatten sie dazu. Demgemäß gibt er auch in der lateinischen Ausgabe dem Papste seinen Bannfluch in aller Form zurück. „Dich Leo X. und euch, ihr Herrn Kardinäle, und euch alle, die ihr in Rom etwas geltet, verklage ich hiemit und sage euch frei ins Angesicht: wenn in euerem Namen diese Bulle ausgegangen ist und ihr sie für euer anerkennt, so werde auch ich meiner Vollmacht gebrauchen und ermahne euch in dem Herrn, daß ihr in euch geht und diesen teuflischen Lästerungen Einhalt tut und das schleunig ... Wo ihr aber in euerem Wüten beharrt, verdammen wir euch hiermit durch diese Schrift und übergeben euch samt jener Bulle und samt allen Dekretalen dem Verderben des Fleischs, damit euer Geist am Tage des Herrn mit uns befreiet werde im Namen des Herrn Jesu, den ihr verfolgt. Amen.“ Nachdem er so seines kirchlichen Amtes gewaltet, tritt er auch vor dem Reiche als Herold auf in einer neuen Appellation an ein frei christlich Concilium vom 17. November 1520, die ihm Gelegenheit gab den Papst bei dem Kaiser und den nach Worms zum Reichstag beschiedenen

Fürsten zu verklagen, und die nebenbei wohl auch verhindern sollte, daß man seine Appellation an ein Konzil vergesse oder für verjährt erkläre. Auch hier vertauscht er die Rolle des Angeklagten mit der des Anklägers, indem er Leo beschuldigt, er stelle sich über das Konzil, er gebiete ihm unverschämterweise, die Notwendigkeit des Glaubens beim Sakramentgenuß zu verleugnen und um nichts Antichristliches zu unterlassen, wolle er die heilige Schrift sich selbst untertan machen und trete sie gotteslästerlich mit Füßen. Wegen solcher Ketzereien fordert er Leo X. vor ein Konzil und bittet Kaiser, Kurfürsten, Fürsten und Herrn, Städte und Obrigkeiten sich dieser Forderung anzuschließen, die er vor dem Notar lateinisch und deutsch zu Protokoll gibt. Die letztere Bitte blieb freilich vergeblich. Nicht einmal der Rat der Stadt Wittenberg, an den sich Luther mit dem Gesuche gewendet hatte, seiner früheren Appellation an ein Konzil, vom 28. November 1518, anzuhangen, fand dazu den Mut. Die städtische Behörde nahm vielmehr eine Bedenkzeit und suchte Rat bei anderen Autoritäten. Noch immer stand Luther allein.

Aber so gespannt die Lage war, einer der deutschen „Staatsmänner“ glaubte noch immer fröhlich daran, mit passenden Erklärungen Luthers lasse sich der Schaden auch jetzt noch heilen und der Riß, der bereits durch die halbe Welt ging, lasse sich mit Papier verkleben. Miltitzens Mission war mit Überbringung der goldenen Rose erloschen und irgendwelchen päpstlichen Auftrag, sich mit der Lutherschen Sache zu befassen, hatte er nicht mehr, aber er betrieb die Beilegung des deutschen Kirchenstreits auf eigene Faust und bestimmte durch einen freundlichen Brief den gebannten Augustiner am 9. Oktober 1519 in Liebenwerda mit ihm zusammen zu kommen. Die Unterredung hatte kein weiteres Ergebnis, als daß Luther erklärte, er sei, da Kurfürst Friedrich es wünschte, bereit, sich dem Erzbischof von Trier zu stellen. Miltitz wollte ihn nun selbst zu Greiffenklau geleiten, da er nach päpstlichem Befehl in der Sache zu handeln habe. Allein Luther bestritt, daß Miltitz irgendeinen Auftrag dieser Art besitze. Außerhalb des Kurstaats würde er schutzlos in den Händen dieser Leute gewesen sein. In seinen Berichten an den Kurfürsten scheint Miltitz sich auch weniger freundlich ausgesprochen zu haben, denn er erhielt den Bescheid, der Kurfürst lasse sich nicht gegen Luther verhetzen. Miltitz solle seine Bemühungen lieber dahin richten, daß Eck und die andern Gegner ihre Angriffe einstellten. Aus Trier sei weder eine Zitation noch ein Geleitsbrief eingelaufen, ohne einen solchen werde man aber Luther

nicht zu dem Verhör senden, zu dem dieser sich übrigens bereit erklärt habe. Damit riß der Faden fürs erste ab. Erst als die päpstliche Bulle bereits unterwegs war, und während Luther die Schrift an den Adel unter der Presse hatte, versuchte Miltitz nochmals den Faden in die Hand zu bekommen. Auf den 28. August 1520 war ein Konvent der Augustinereremiten nach Eisleben ausgeschrieben worden, der schon darum stark besucht werden mußte, weil Staupitz entschlossen war als Generalvikar zurückzutreten. Wie wir den Vertreter der mystischen Gelassenheit kennen, mußten ihm Luthers letzte Schriften, seit sie in Augsburg voneinander geschieden waren, nur schmerzlich sein. Nach der Leipziger Disputation hatten Staupitz und Luther sich in Grimma noch einmal gesprochen. Aber bereits am 3. Oktober 1519, unmittelbar nach der erfolglosen Verhandlung mit Miltitz in Liebenwerda, schreibt Luther an Staupitz: „Du verlässest mich allzusehr, mein Vater! Ich war Deinetwegen, wie ein entwöhntes Kind der Mutter wegen, in diesen Tagen sehr traurig. Ich beschwöre Dich: preise den Herrn auch in mir sündigem Menschen.“ „Heute Nacht,“ schließt der wehmütige Brief, „habe ich von Dir geträumt. Es war mir, als ob Du von mir schiedest; ich aber weinte bitterlich und war betrübt. Du aber winktest mit der Hand, ich möchte ruhig sein, Du werdest zu mir zurückkehren.“ Aber Staupitz kam nur, um zuerst brieflich vor der Herausgabe der Schrift an den Adel zu warnen, dann persönlich, aber hochoffiziell, um Luther im Namen des Ordens zu mahnen, seinen Frieden mit der Kirche zu machen. Am 15. März 1520 hatte der General Gabriel Venetus sich in einem freundlichen fast flehenden Tone an Staupitz gewendet, wenn er nicht den Untergang des Ordens wolle, so möge er Magister Martinus bestimmen, daß er endlich in sich gehe und die Schmach der Ketzerei von den Augustinereremiten nehme. Staupitz fühlte sich dieser widerspruchsvollen Lage nicht mehr gewachsen. Noch ein Jahr hätte er das Vikariat verwalten müssen, aber er berief bereits auf den 28. August 1520 ein Kapitel nach Eisleben, damit es einen andern Generalvikar ernenne. Zum Nachfolger wurde der Prior des Nürnberger Konvents, Wenzeslaus Link, Staupitzens rechte Hand und Luthers ältester Freund, gewählt. Diesen Moment hielt nun Karl von Miltitz für geeignet, die Sache wieder in die Hand zu bekommen. Obwohl er im letzten Herbste vom Kurfürsten recht scharf zurückgewiesen worden war, trug er dem hohen Herrn neuerdings vor, er wolle mit den in Eisleben versammelten Ordensbrüdern Luthers auf Mittel denken, „Luthers Schreiben in einen andern Stil zu

wenden". Zugleich bat er, im Interesse seiner Friedensstiftung zu verhindern, daß Luthers Schrift an den Adel ausgegeben werde. Dann habe er die feste Zuversicht, daß sich noch alles zum Guten wenden lasse, „denn die Sache ist nicht so schlimm als wir Pfaffen sie machen". Der Kurfürst teilte „die tröstliche Hoffnung", mit der Miltitz einen offiziellen Auftrag für sich herausschlagen wollte, nicht, und urteilte über den Staatsmann ohne Auftrag, infolge seiner mehrfachen Bettelbriefe, sehr abschätzig. So antwortete er nur, wie er höre, sei das Buch Luthers bereits ausgegeben; zu Miltitzens weiteren Vorschlägen äußerte er sich überhaupt nicht. Trotz dieser Abweisung fand der Quasilegat sich in Eisleben bei dem Konvente ein und setzte es durch seinen Zuspruch durch, daß Luther vom Orden aufgefordert werden solle, einen Brief an den Papst zu schreiben, in dem er ihn seiner persönlichen Ergebenheit versichere. Ebenso zudringlich kündigte er dann seinerseits Luthern die Gesandtschaft der Ordensbrüder an, mit welchen er kraft seiner vom Papste erhaltenen Vollmacht etwas besprochen habe, was für Luthern sehr nützlich sein werde. In der Tat überbrachten Staupitz, der neue Vikar Link und einige andere Brüder dem Wittenberger Ordensgenossen diese Aufforderung des Eislebener Konvents und am 11. September 1520 schrieb Luther auch an Spalatin, er wolle, obgleich nicht einmal die Gesandten selbst sich von einem solchen Briefe etwas versprächen, dennoch Miltitz den Gefallen tun. Daß er nie Leo X. persönlich habe antasten wollen, was könnte er mit besserem Gewissen behaupten? Was aber den römischen Stuhl angehe, so solle er schon sein Salz dabei abbekommen. Die Begegnung bei diesem offiziellen Akte war die letzte, die Luther mit Staupitz, seinem väterlichen Freunde, hatte. Der für Kämpfe nicht geschaffene freundliche Prälat war in der Stille bereits entschlossen, dem Rückzuge aus dem Generalvikariat auch den aus dem Orden selbst und wohl auch den aus der Bundesbrüderschaft mit Luther folgen zu lassen. Die Bulle, die er bald darauf unterschrieb, war ohne Zweifel der Grund dieses Abfalls. Darin aber erwies sich wiederum Luthers Größe, daß er der ganzen Welt zum Trotz und ungeachtet des Widerspruchs aller seiner besten Freunde, ruhig seinen Weg fortsetzte und alle diese Friedenspläne durch die alsbaldige Herausgabe seiner babylonischen Gefangenschaft zum Scheitern brachte. Doch hielt Miltitz auch jetzt nicht Ruhe. Er erlebte die Genugtuung, daß Eck, der ihm in Rom den Rang abgelaufen hatte, in Deutschland die schlechtesten Geschäfte machte. Mit Schadenfreude begleitete er den Rivalen auf seiner Reise voll Gefahren

und Schiffbrüchen und er wußte nun auch an dem kurfürstlichen Hofe wieder seinen Kredit so weit zu befestigen, daß derselbe Luthern anwies, sich am 11. Oktober 1520 mit Miltitz in Lichtenberg zu besprechen. Luther hatte seine Zusage, an den Papst zu schreiben, noch immer nicht erfüllt. Dabei hielt ihn Miltitz fest. In Begleitung Melanchthons traf Luther am 11. Oktober 1520 in Lichtenberg ein, wo am folgenden Tag die Konferenz im Antonianerkloster stattfand. Im Grund kam Miltitz hier auf sein erstes Altenburger Programm zurück, Luther müsse eine Erklärung an den Papst in lateinischer und deutscher Sprache veröffentlichen, in der er nachweise, daß er seinerseits nie die Absicht gehabt habe, gegen den römischen Stuhl aufzutreten, sondern daß es Eck gewesen sei, der ihn in diese Disputationen verwickelt habe, dazu solle Luther gleichfalls in beiden Sprachen eine Friedensschrift fügen, die sich Miltitz wohl nach dem Vorbild des „Unterrichts auf etliche Artikel“ dachte, um beschwichtigend auf die erregte Bevölkerung zu wirken. Damit es nicht den Anschein gewinne, „als hätte Eck ihn mit seiner Bulle dazu gedrungen“, schlug Miltitz vor, Luther möge seinen Brief auf den 6. September zurückdatieren, da er ihn ja doch schon in den ersten Tagen des Septembers mit den Bevollmächtigten der Augustiner verabredet habe. Damals sei die Bulle in Deutschland noch nicht bekannt gewesen und so könne Luther mit voller Unbefangenheit dem Papste, als noch nicht gebannt, gegenübertreten. Da der Kurfürst ihm diese Verhandlung mit Miltitz auferlegt hatte, durfte Luther nicht den Schein auf sich laden, als ob sie durch seine Hartnäckigkeit gescheitert sei. Er sagte Brief und Buch zu, aber er gab dem ersteren eine Fassung, die den Friedensvermittlern für alle Zeit die Lust entleidete, ihn zu Friedensverhandlungen zu zwingen, die ihm zuwider waren. Der römische Stuhl sollte schon „sein Salz bekommen“. Der Brief an Leo X. ist auch nie abgeschickt, sondern nur gedruckt worden, wie der Verfasser ja auch mehr an seine Deutschen bei dem Schreiben dachte als an die Kurie in Rom.

Zunächst beklagt Luther in seinem Briefe den heiligen Vater, daß er in so schlechter Zeit Papst geworden sei, da er doch verdient habe, in viel besserer Zeit Papst zu werden, wie er denn in Rom unter den Kardinälen sitze wie ein Schaf unter den Wölfen und gleichwie Daniel unter den Leuen und wie Ezechiel unter den Skorpionen. „Was kannst Du Einiger wider so viele monstra. Und ob Dir schon drei oder vier Kardinal zufielen, was wäre das unter solches Haufen?“ „Es ist aus mit dem römischen Stuhl. Gottes Zorn hat ihn überfallen unaufhörlich.“

„Es sollte wohl des Papstes und der Kardinäle Aufgabe sein, diesem Jammer zu wehren, aber die Krankheit spottet der Arznei, Pferd und Wagen kümmern sich nicht um den Fuhrmann. Da wär es dem Papste zu wünschen, er wäre dieser Ehre ledig, die eines Judas Ischariot wert wäre, so mißbrauche man des Papstes Titel und Gewalt." Es mochte ihm damit ganz ernst sein, Leo X. seine freundliche persönliche Meinung zu versichern, da er täglich so schwere Worte zu reden hatte gegen sein Amt. So schreibt er ihm treuherzig, „daß mir nicht anders bewußt ist, als daß ich, so oft ich Deiner Person habe gedacht, ich allzeit das Ehrlichst und Best von Dir gesagt". „Aber das sei wahr, er habe frisch angetastet den römischen Stuhl, von dem Du selbst mußt bekennen, er sei ärger und schändlicher, denn je kein Sodoma und Gomorrha oder Babylonien, eine Mordgrub über alle Mordgruben, ein Bubenhaus über alle Bubenhäuser, ein Haupt und Reich aller Sünd, des Tods und der Verdammnis. Siehe da, mein Herr Vater, das ist die Ursach und Bewegung, warumb ich so hart wider diesen pestilenzialischen Stuhl gestoßen habe." Nach der Abrede mit Miltitz erzählt er dann den ganzen Verlauf des Streits. Bald habe er gedacht, er wolle seine Hände davonlassen und habe gesagt: „Ade, liebes Rom, stinke fortan, was da stinkt," und habe sich in das stille und geruhigte Studieren der heiligen Schrift begeben. Da sei Dr. Eck gekommen und habe ihn zum Sprechen genötigt, und gerade so sei es mit Cajetan gewesen, die seien schuld, daß der Brand so groß geworden sei. Da bleibe denn nichts übrig, als daß der Papst seinen Schmeichlern und Ohrensingern Valet sage, „denn daß ich sollt widerrufen meine Lehre, da wird nichts aus". Im übrigen bleibe es zwischen ihnen beim alten, und damit der Papst nicht leer ausgehe, schenke er ihm sein neu Büchle, „daraus Deine Heiligkeit mag schmecken, mit was für Geschäften ich gern umgehe". So also lautete das Unterwerfungsschreiben, das ihm abzunötigen die Hofleute sich keine Mühe hatten verdrießen lassen. Man mag Luthers treuherzige Naivetät noch so hoch anschlagen, so naiv war er nicht, von einem solchen Briefe einen günstigen Eindruck auf den Papst zu erwarten. Der Brief war nicht ein Friedensgesuch, sondern eine Verhöhnung und vor allem eine Enttäuschung für die unbefugten Friedensvermittler, die ihn unlängst auch genötigt hatten, in dem bekannten, sich selbst wegwerfenden Mönchsstile an den Erzbischof von Mainz und den von Trier zu schreiben. Ihn selbst ekelten diese Friedensversuche nachgerade an, wie sie auch uns nicht gefallen können. Als die versprochene

Friedensschrift aber ließ Luther ein Büchlein hinausgehen, das ganz unabhängig von den Miltitzschen Projekten entstanden war. Schon gegen Schluß der babylonischen Gefangenschaft hatte er zugesagt, er wolle „von der Freiheit eines Christenmenschen“ noch mehr und kräftiger schreiben. In Ausführung dieser Absicht war das neue Buch begonnen worden, das er dem Papste anbietet, das aber so wenig wie der Brief selbst an Leo X. gelangt sein wird.

Auch Miltitz verschwindet von da an aus Luthers Geschichte. Amtliche Aufträge erhielt er nicht mehr, weder von der Kurie noch von dem Kurfürsten, aber ein charakteristischer Repräsentant der diplomatie volante, hat er noch fast ein Jahrzehnt als politischer Amateur da und dort sein vielgeschäftiges Treiben fortgesetzt, bis er 1529 bene potus vom Schiffe in den Main fiel, erst nach Wochen in Frankfurt herausgezogen und schließlich in Mainz beigesetzt ward.

Die Friedensschrift, die Miltitz veranlaßt zu haben sich rühmte, wird die Erinnerung an seine letzten Verhandlungen mit Luther erhalten, obwohl das Buch keineswegs aus Miltitzens Anregung, sondern aus Luthers eigenen gemütlichen Bedürfnissen entsprungen ist. Die Schrift hatte für Luther die Bedeutung, einen modus vivendi zu finden, wie die, die innerlich über den kirchlichen Brauch sich hinausgehoben fühlten, doch in der Praxis mit der Gemeinde zusammenleben könnten. Denn wenn Luther auch die ganze Lehre des Papstes verwarf, so wollte er sich darum doch nicht von den Brüdern scheiden, die noch nicht soweit gereift waren wie er. In den Zeiten der Wandlung der Anschauungen bleiben dem praktischen Geistlichen Widersprüche der eigenen Überzeugung mit den kirchlichen Funktionen nie erspart. Luthers Büchlein von der Freiheit eines Christenmenschen ist ein rührender Versuch, diesen Dissensus zu überbrücken mit der Pflicht der Schonung der Schwachen und der frommen Nächstenliebe, der alles möglich ist. So ist auch diese Schrift aus Luthers eigenstem Bedürfnisse entsprungen und kein verabredetes kirchenpolitisches Programm. Er beantwortet eine Frage, die jeder Tag ihm selbst vorlegte. Alle Sakramente der Kirche hatte er angegriffen, und täglich war er genötigt, diese Sakramente dennoch zu spenden. Er sollte Beichte sitzen, absolvieren, das Abendmahl sub una reichen, die letzte Ölung spenden. Wie rechtfertigt er das vor sich selbst, wie rechtfertigt er es vor seiner Gemeinde? Die Antwort auf die quälende Frage, ob er kirchliche Handlungen verrichten und Gebete und Formulare gebrauchen dürfe, die für

ihn keinen Sinn mehr hatten, gab ihm der erste Korintherbrief: „Du sollst die Schwachen schonen.“ Wahre Liebe kann alles. Du sollst Dich liebevoll hinabbeugen zu den Geringen und nicht das in den Vordergrund stellen, was Dir allein als Wahrheit aufgegangen ist. Nicht wenn man streitet, sondern wenn man liebt, rettet man die Welt. So zeigt die Schrift, daß Luther noch immer nicht gesonnen war, ein Schisma anzurichten. Er dachte sich seine Jünger nicht als eine gesonderte Kirche, sondern als Schule der Frommen, als die Stillen im Lande, und doch als Salz der Erde, als Sauerteig, der mit der Zeit den ganzen Teig durchsäuern wird. So hatten der von ihm verehrte Tauler, die Gottesfreunde und die Brüder vom gemeinsamen Leben in ihren Bruderhäusern gewirkt. Gleich ihnen redet auch er die Sprache der Mystik, und er redet sie fast besser als die alten Meister. Im Geiste von 1. Kor. 13 stellt er sich weit hinaus über alle Parteiung der Gegenwart auf eine Höhe der christlichen Liebe, von der aus gesehen alle diese Gegensätze des kirchlichen Streits klein und gleichgültig sind, weil es nur auf Eines ankommt, auf das Tun der Liebe. Das Büchlein von der Freiheit eines Christenmenschen führt im ersten Teile aus, daß der Christ ein freier Herr sei aller Dinge. „Ich bin frei in allen Dingen,“ sagt der Apostel, „und habe mich jedermann zum Knecht gemacht.“ „Ihr sollt niemanden etwas verpflichtet sein, denn daß Ihr Euch untereinander liebet.“ „Liebe aber, die ist dienstbar und untertan, dem, den sie lieb hat.“ Worauf es ankommt für den Christen, das ist sein innerer Mensch, den keine Satzung in Bande schlagen kann. „Was hilft's der Seele, daß der Leib ungefangen, frisch und gesund ist, isset und trinket, lebt wie er will? Wiederum, was schadet es der Seelen, daß der Leib gefangen, krank und matt ist, hungert, durstet und leidet, wie er nicht gern wollte? Dieser Dinge reicht keines bis an die Seele, sie zu befreien oder zu fahen, fromm und böse zu machen.“ Auch das hilft der Seele nichts, „daß der Leib geistliche Gewänder trage, in der Kirche oder bei heiligen Handlungen sei, leiblich bete, faste, walle und gute Werke tue. Das alles mag auch ein Heuchler tun. Hinwiederum kann die Seele an unheiligen Orten sein, essen und trinken statt zu fasten und zu wallfahrten, hat sie nur das Wort.“ Dieses Wort aber ist das Evangelium, das Dich lehrt, all Dein Vertrauen auf Christum zu setzen, der Dir um dieses Glaubens willen Deine Sünde vergeben wird. Denn der Glaube ist der Brautring, durch den Christus die Seele sich zu eigen macht. Dieser Bräutigam aber, der alle

Ehre und Würdigkeit hat, hat uns zu Königen und Priestern gesetzt, wie geschrieben steht: „Ihr seid ein priesterlich Königreich und ein königlich Priestertum.“ „Wer mag ausdenken die Ehre und Höhe eines Christenmenschen? Durch sein Königreich ist er aller Dinge mächtig, durch sein Priestertum ist er Gottes mächtig, denn Gott tut, was er bittet und will.“ Wo ein Herz also Christum höret, muß es fröhlich werden und spricht mit dem Apostel: „Tod, wo ist dein Stachel, Hölle, wo ist dein Sieg?“ Wollte nun aber einer pochen auf dieses sein Königreich und sprechen: „Ei so der Glaube alle Dinge gibt, warum sind denn die guten Werke geboten? So wollen wir guter Dinge sein und nichts tun“, ein solcher höre den andern Teil des Spruches: „Ein Christenmensch ist ein freier Knecht aller Dinge.“ „Wohl wärest Du frei, wenn Du allein ein innerlicher Mensch wärest und ganz geistlich und innerlich geworden, welches nicht geschieht bis an den jüngsten Tag. Es ist und bleibt auf Erden nur ein Anheben und Zunehmen, welches wird in jener Welt vollbracht. Da heben nun die Werke an.“ Zunächst muß der Mensch sich und seinen Leib dem Gesetze unterwerfen und alle Werke tun, nicht in der Meinung, damit den Himmel zu verdienen, sondern es bleibt dabei: Gute Werke machen nimmermehr einen guten, frommen Mann, sondern ein guter, frommer Mann macht gute Werke. Böse Werke machen nimmermehr einen bösen Mann, sondern ein böser Mann macht böse Werke. Die Früchte tragen nicht den Baum, sondern der Baum trägt die Früchte. Ein gutes Haus macht keinen guten Zimmermann, sondern ein guter Zimmermann macht gute Häuser. „Siehe, also fleußet aus dem Glauben die Liebe und Lust zu Gott und aus der Liebe ein frei, willig, fröhlich Leben dem Nächsten zu dienen umsonst. Denn wie Gott uns hat durch Christum umsonst geholfen, also sollen wir dem Nächsten helfen.“ Sind wir dieser Gesinnung voll, so sind wir auch bereit, die Werke zu tun, auch wenn wir wissen, daß der Glaube sie nicht nötig hätte. „Also lesen wir Luk. 2, 22, daß die Jungfrau Maria zur Kirche ging nach den sechs Wochen und ließ sich reinigen nach dem Gesetze wie alle andern Weiber; so sie doch nicht gleich mit ihnen unrein war, noch schuldig derselben Reinigung, bedurfte ihrer auch nicht. Aber sie tat es aus freier Liebe, daß sie die andern Weiber nicht verachtete, sondern mit den Haufen bliebe. Also ließ St. Paulus den Timotheum beschneiden, nicht daß es not wäre; sondern daß er den schwachgläubigen Juden nicht Ursach gebe zu bösen Gedanken, der doch wiederum Titum nicht wollte lassen beschneiden, darum,

daß man drauf bringen wollte, er müßte beschnitten sein und wäre not zur Seligkeit. Und Christus, da von seinen Jüngern ward der Zinspfennig gefordert, disputiert er mit St. Peter, ob nicht Königskinder frei wären, Zins zu geben, und St. Peter ja sagte, hieß er ihn doch hingehn an das Meer und sprach: ‚Auf daß wir sie nicht ärgern, gehe ans Meer zu finden einen Pfennig, den gib für Dich und mich.‘ Das ist ein fein Exempel zu dieser Lehre, da Christus sich und die Seinen freie Königskinder nennet, die keines Dinges bedürfen, und doch sich unterlässet, williglich dienet und gibt den Zins." Darum sind der Christen Werke freie Dienste zu Willen und Besserung der andern. „So sollten auch aller Priester, Klöster und Stifter Werke getan sein, daß jeglicher seines Standes und Ordens Werk allein darum tät, den andern zu willfahren und seinen Leib zu regieren, den andern Exempel zu geben, auch also zu tun." „Wer diesen Verstand hätte, der könnte leichtlich sich richten in die unzähligen Gebote und Gesetze des Papstes, der Bischöfe, der Klöster, der Stifter, der Fürsten und Herrn . . ." Denn ein freier Christ spricht also: „Ich will fasten, beten, dies und das tun, was geboten ist; nicht daß ich's bedarf oder dadurch wollte fromm und selig werden, sondern ich will's dem Papst, dem Bischof, der Gemeine oder meinem Mitbruder, Herrn zu Willen, Exempel und Dienste tun und leiden, gleichwie mir Christus viel größere Dinge zu Willen getan und gelitten hat, des ihm viel weniger not tat. Und obschon die Tyrannen unrecht tun, solches zu fordern, so schadet's mir doch nicht, dieweil es nicht wider Gott ist."

Das also war der Standpunkt, von dem aus er der alten Kirche ohne Schaden für seine Seele angehören und Folge leisten konnte. Er tat ihre Werke, nicht weil sie nötig wären zur Seligkeit, sondern um der Liebe willen. Luthers Schrift besagt: „Wir wollen alles tun, was Ihr begehrt, wenn ihr uns nur nicht zumutet zu lehren, es sei nötig zur Seligkeit." Wie Paulus den Juden ein Jude war, nach Jerusalem wallte und Timotheum beschnitt, so will er die Horen halten, die Messe singen, im Beichtstuhl sitzen, die letzte Ölung spenden, bis die Gemeinde selbst so weit ist, die kindischen Elemente abzutun. Das alles hatte er für sich geschrieben; daß die Kirche niemals zugeben würde, der Christ tue ihre Werke um der Liebe willen, um der Schwachen zu schonen, sondern daß sie dabei bleiben werde, daß jeder verdammt sei, der sie nicht tue, wußte er wohl. Als Friedensvorschlag an den Papst hatte er sein Buch auch nicht gedacht, da er es schrieb. Dazu wurde es erst durch den

Brief, den Miltitz und der Kurfürst ihm auferlegt hatten. Ihm war nur die Frage auf dem Herzen gelegen, kannst Du des Papstes Gesetz noch erfüllen, ohne Schaden zu nehmen an Deiner Seele? Und er antwortete: „Ja." Was einer kleinen Natur unerträglich und unmöglich wäre, das kann er, weil Liebe alles kann. Wunderbar klang diese kindlich fromme Weise hinein mitten in den Waffenlärm der Gegenwart. Noch wirkte der Ton der Mystik in ihm nach, der der Grundton seines innern Lebens war in den Tagen, da er die teutsche Theologie herausgab und Staupitzens Gnadenwahl übersetzte und der damals wie eine innere Musik all sein Tun und Denken begleitete. Um solcher Schriften willen warteten der fromme Kurfürst und sein Bruder Johann auf jedes neue Blatt von Doktor Martinus mit der gleichen Begierde wie auf ein neues Täfelchen von Meister Lukas. Aber auch Luther selbst hat auf seine Schrift große Stücke gehalten. „Es ist," schreibt er dem Papste, „ein klein, schlecht Büchle, so das Papier wird angesehen, aber doch die ganze Summa des Lebens darin, so der Sinn verstanden wird." In der Tat ist von allen seinen Schriften diese der treuste Ausdruck seines Gemütslebens, so nahe stand keine andere seinem Herzen wie diese. Der Grundakkord und das Leitmotiv seines innern Lebens, sein sola fide, tönt uns hier so klar und mächtig entgegen, wie er den Ton nur noch als Liederdichter in seinen besten Stunden fand. Was die Überzeugung seines ganzen Lebens war, spricht er hier aus: „So müssen wir nun gewiß sein, daß die Seele kann alles Dings entbehren ohne das Wort Gottes, und ohne das Wort Gottes ist ihr mit keinem Dinge beholfen. Wo sie aber das Wort hat, so bedarf sie auch keines andern Dings mehr, sondern sie hat in dem Wort Genüge, Speis, Freud, Fried, Licht, Kunst, Gerechtigkeit, Wahrheit, Weisheit, Freiheit und alles Gut überschwenglich."

Indem Luther so voll und rein den Ton anschlug, in den einst Staupitz kräftig eingestimmt hatte, war ihm der Schmerz beschieden, daß zu seinem Liede die andere Stimme fehlte, weil Staupitz nicht mehr mitsang. An der Spitze der ihn zur Unterwerfung unter den Papst ermahnenden Ordensbrüder hatte ihn Luther Anfang September 1520 zum letztenmal gesehen. Nach Niederlegung seines Ordensvikariats zog er nach Salzburg, wo der kluge Erzbischof Lang, einer der Ratgeber des Kaisers Maximilian, ihn völlig in der Hand hatte. Der Erzbischof erhielt bald den Auftrag, Staupitzen eine Erklärung gegen Luthers Ketzerei abzufordern. Vor Notar und Zeugen sollte er die in der Bannbulle verworfenen Ar-

tikel Luthers ebenfalls verdammen. In seiner Not wendete er sich an Link, den neuen Ordensvikar, um Rat. „Martinus hat Schweres unternommen und handelt mit großem Geiste, von Gott erleuchtet. Ich aber stammle und bin ein Kind, das Milch braucht.“ Aber auch der neue Vikar wollte die große Sache nicht auf seine Schultern nehmen. Er antwortete ausweichend, indem er sich selbst ein Kind nannte, das Rat brauche. Luther rief dem Salzburger Flüchtling in einem Briefe vom 14. Januar 1521 die schönen Worte ins Gedächtnis, mit denen er selbst ihn in Augsburg vor drei Jahren getröstet hatte, an die möge er sich halten. „Bisher,“ fügt er hinzu, „war's mit dieser Sache ein Spiel, jetzt wird's Ernst, und wie Du einst zu mir gesagt hast, wenn's Gott nicht vollbringt, kann's nicht vollbracht werden; in Gottes mächtiger Hand steht's jetzt offenbarlich, daß niemand es leugnen kann; wer gibt hier Rat? Was will ein Mensch denken? Der Tumult tobt prächtig, so daß mich dünkt, erst der jüngste Tag könne ihn stillen, so erregt sind die Geister auf beiden Seiten.“ Aber nach Tumult gelüstete es den friedfertigen Prälaten nicht. Er unterwarf sich dem Urteil des Papstes und mahnte Luther zur Demut. Aber Luther erwiderte: „Bei Dir ist zu viel Demut, bei mir zu viel Stolz. Werden wir, ich beschwöre Dich, nicht jetzt, da der liebste Heiland in der Welt zum Spott wird, für ihn streiten und unsern Hals hinstrecken? Jetzt gilt das Evangelium: wer mich bekennet vor den Menschen, den will ich auch bekennen vor meinem himmlischen Vater. Mag ich des Hochmuts, des Mords und aller Laster schuldig erfunden werden: wenn ich nur nicht gottlosen Stillschweigens mich schuldig mache! Durch solch Bekenntnis hoffe ich aller meiner Sünden los zu werden; darum habe ich mit Freudigkeit meine Hörner aufgerichtet wider den römischen Götzen; willst Du nicht folgen, so laß doch mich gehen und fortgerissen werden.“ Aber als dieser Brief ankam, hatte sich Staupitz bereits unterworfen. So löste sich dieses schöne Verhältnis, das Luthern einst Vater, Mutter und Freunde ersetzt hatte. Luther aber übertrug die ganze heiße Liebesfülle seines großen Herzens auf den jugendlichen Magister Philippus, der bewundernd zu ihm aufschaute. Auch der äußerliche Zusammenhang mit Staupitz riß ab, da dieser 1522 aus dem Augustinerorden mit päpstlicher Bewilligung austrat und Abt des schönen Benediktinerklosters von St. Peter in Salzburg wurde. Luther schrieb ihm: „Ich weiß nicht, mein Vater, ob es Gottes Wille war, daß Ihr seid ein Abt worden.“ Aber er erhielt nicht einmal mehr Antwort auf seine Briefe. In dem schönen Stifte von St. Peter,

neben dem weltberühmten Friedhofe, Hohensalzburg mit dem Folterturm über sich, Mönchsberg und Nonnberg vor sich, abgeschnitten von allen seitherigen Freunden, zog Staupitz sich auf seine Mönchspflichten zurück. Noch einmal, am 17. September 1523, machte Luther einen Versuch, mit ihm anzuknüpfen. Als ein Benediktiner aus Staupitzens Kloster sich nach Wittenberg flüchtete, stellte Luther für ihn die Bitte, die reiche Abtei möchte dem von allen Mitteln Entblößten eine Unterstützung gewähren. Für Luther war diese Angelegenheit wohl ein erwünschter Anlaß, dem noch immer geliebten Lehrer zu schreiben, durch den einst, wie er sagt, in den Zeiten der Finsternis zuerst das Licht des Evangeliums in den Herzen aufleuchtete. Dessen seien sie, versichert er den Abt von St. Peter, auch heute noch mit Dank eingedenk, wie ihre Pflicht erfordere. Luthern und die andern Freunde betrübe es nicht so sehr, daß er von ihnen geschieden, als daß er dem Kardinal Lang, dem berüchtigten Ungeheuer, sich ergeben habe und nun schweigend zusehe, wie jener gegen das Evangelium wüte. Sei er noch derselbe, der er war, so werde er sicher darauf denken, sich diesen Banden zu entwinden. Innerlich war Staupitz in der Tat der Alte geblieben. Unter steter Belauerung und Beargwöhnung führte er in dem herrlichen Stifte ein trauriges Leben. Noch einmal erhielt Luther am 1. April 1524 einen Brief, in dem Staupitz sein Festhalten am Evangelium bezeugt. Er versichert Luther seiner unverminderten Liebe und nennt sich selbst seinen Schüler, aber er beklagt, daß man jetzt das Mönchsleben und so vieles, was mit dem Glauben bestehen könne, abschaffen wolle. Noch im selben Jahre, am 28. Dezember 1524, starb er, ein edler Mensch, der aber der Sonne bedurfte. Luther sagte, als er die Todesnachricht erhielt: „Er hat es nicht ausgehalten, Gott hat ihn erwürgt.“ Bald nach seinem Tode flogen die Steinkugeln der Bauern in das Schloß des Kardinals Lang. Einer der späteren Äbte hat die in Staupitzens Bibliothek vorgefundenen verdächtigen Schriften, zum Teil wohl Luthers Dedikationen, auf dem Klosterhofe verbrannt; das Bild des freundlichen Prälaten aber hängt noch heute unter den Bildern der übrigen Äbte von St. Peter.

XIX

Vor der Entscheidung.

Luther hatte in seiner letzten Schrift „wider die Bulle des Antichrists" wehmütig ausgerufen: „Wo bist du, trefflicher Kaiser Karl? Wo seid ihr, ihr christlichen Fürsten? Ihr habt euch Christo in der Taufe angelobt und könnt ihr diese höllische Stimme des Antichrists ertragen?" In der Tat konnte man in Deutschland fragen: „Wo bist du, trefflicher Kaiser Karl?" Seit der Habsburger am 28. Juni 1519, während Karlstadt und Luther mit Eck disputierten, zu Frankfurt gewählt worden war, waren sechzehn ereignisvolle Monate ins Land gegangen und der neue Messias hatte sich seinem Volke noch immer nicht gezeigt. Die revolutionäre Hochflut in Deutschland wuchs mit jeder Woche, aber vergeblich schauten die Deutschen nach dem Steuermanne aus. Erst am 1. Juni 1520, fast ein Jahr nach seiner Wahl, landete Karl in Vlissingen, um endlich am 23. Oktober 1520 sich zu Aachen die Kaiserkrone aufsetzen zu lassen. Daß er den päpstlichen Nuntius Aleander nicht hinderte, zu Löwen, Lüttich und in den rheinischen Städten Luthers Bücher zu verbrennen, bewies sofort, daß er gesonnen war, kirchliche Neuerungen nicht zuzulassen. Anderseits fanden Karls Räte, Chièvres und Gattinara, es doch erwünscht, in dem aufrührerischen Mönche zu Wittenberg ein Drohmittel zu besitzen, durch das sie die mit den Franzosen konspirierende römische Kurie im Schach halten konnten. So wurde Luther für die kaiserlichen Staatsmänner ein wertvolles Tauschobjekt, das sie nicht zu früh aus der Hand zu geben gedachten. Als der Kurfürst den jungen Kaiser ersuchte, „wider Luther ungehört nichts fürzunehmen noch ihn fürgewaltigen zu lassen", antwortete dieser am 28. November 1520 sehr freundlich und entgegenkommend, Kurfürst Friedrich möge den Mönch nach Worms mitbringen, wo ihn der Kaiser durch gelehrte und hochverständige Personen verhören lassen wolle und darauf achten werde, daß ihm kein

Unrecht geschehe. Der Hof erwies damit dem mächtigsten deutschen Fürsten eine Freundlichkeit und vermehrte zugleich die politische Bedeutung des Mönchs, den man gegen den Papst doch eine Weile meinte brauchen zu dürfen. „Diese Spitzbüberei!“ schrieb der Nuntius Aleander, als er von der Absicht des Kanzlers hörte, den Ketzer auf dem Reichstag zu verhören. Er machte mit allem Nachdruck geltend, der Reichstag dürfe nicht in die Rechte des heiligen Stuhles eingreifen; die Fragen des Dogmas gehörten nicht vor das Reich. Die Folge seiner Umtriebe war, daß Karl am 17. Dezember seine Zusage zurücknahm, da er inzwischen in Erfahrung gebracht habe, daß Luthers Anwesenheit in Worms das Interdikt über die Stadt und alle Personen, die mit Luthern verkehren würden, nach sich ziehe. Nur wenn der Mönch seine Schriften gegen den heiligen Stuhl zuvor widerrufe, möge der Kurfürst ihn laden, aber nicht nach Worms selbst, sondern nach irgendeinem Orte in der Nähe, wo er leicht zu erreichen sei. Zu dieser Umstimmung des Kaisers hatte dessen Beichtvater, der Franziskaner Glapion, viel beigetragen, gegen den Aleander darum in Rom möglichstes Entgegenkommen empfiehlt. Der Kurfürst selbst wünschte Luthers Reise nach Worms nicht. Das Auftreten der Nuntien in Köln, wo sie ihn auf das zudringlichste mit ihren päpstlichen Breven belästigt hatten, hatte seine Abneigung gegen die „roten Hütlein“ verschärft und ein Gutachten, das ihm gleichfalls in Köln Erasmus erstattet hatte, bestätigte seine Meinung, daß die päpstliche Bannbulle eine brutale Gewalttat sei, aber er fürchtete, wenn der Mönch in *seinem* Gefolge in Worms einzöge, so würde er für seine Sache mitverantwortlich werden. Was er wünschte, war ein Schiedsgericht unter dem Vorsitz seines Freundes, des Kurerzbischofs Greiffenklau von Trier, von dem er erwartete, dasselbe werde den Streit begraben und beide Teile zur Ruhe verweisen. Die Ankündigung, daß man ihn in Sachsen selbst mit einer Kommission in dieser Sache heimsuchen wolle, traf ihn bereits unterwegs nach dem Reichstag, wo er am 5. Januar 1521 eintraf. Der Kaiser, der den mächtigen Vasallen zu schonen hatte, gab ihm sofort die Zusicherung, Luther solle gehört und nicht ohne weiteres vergewaltigt werden. Auch andre Symptome zeigten, daß es den kaiserlichen Räten zurzeit mehr darum zu tun war, den Papst einzuschüchtern, als sich Luthers zu entledigen. Kanzler Brück erhielt von dem kaiserlichen Beichtvater Glapion in mehreren Konferenzen, die zu Anfang Februar stattfanden, die Versicherung, er sei bereit, Luthern zu verhören und auf Beilegung des Streites hinzuwirken, wenn Luther

nur die extravaganten Behauptungen seiner babylonischen Gefangenschaft widerrufen oder noch besser die Verfasserschaft des ganzen Buches ablehnen wolle. Er stellte Brück sogar 35 Sätze zu, die Luther zurücknehmen müsse. Verbrennen wollte er übrigens Luthers Bücher vorerst nicht, nur sie sequestrieren. Klarer rückte der Nuntius Aleander mit den päpstlichen Absichten heraus, indem er in einer Sitzung des Reichstags vom 13. Februar, am Aschermittwoch, in einer dreistündigen Rede sich über Luthers Ketzereien verbreitete. Am 3. Januar hatte die Kurie eine neue Bulle erlassen (decet Romanum Pontificem), die nun auch Pirkheimer, Hutten und Spengler namentlich in den Bann einschloß, was die beiden Nürnberger zu einer demütigen Unterwerfung bestimmte. Gleichzeitig wendet sich der Papst in einem Breve apostolicum an den Kaiser und das Reich. Am 10. Februar war dasselbe in Aleanders Händen, der nun am Aschermittwoch in einer Versammlung der Stände dasselbe durch den Abt von Fulda verlesen ließ und dann selbst eine Pomp- und Prachtrede gegen Luthers Irrlehren hinzufügte. Aus Luthers Verteidigung der Lehre Husens schließt er, daß Luther auch die von Hus beschützten Artikel Wiklifs annehme. Ist er Wiklifit, so leugnet er auch die reale Gegenwart Christi im Abendmahl, er leugnet mit Wiklif die Gewalt des Papstes, die Verbindlichkeit der Dekrete, er verwirft die Todesstrafe, er leugnet das Fegfeuer. So imputiert er in unerhörter Konsequenzmacherei Luthern eine Menge Ketzereien Wiklifs, statt sich an Luthers eigene Schriften zu halten. In betreff des Ablasses dagegen begnügt sich der Nuntius mit der Bemerkung, daß Luther von den päpstlichen Indulgenzen „unschickerlichen" geschrieben habe, weshalb Brück in seinem Berichte an Friedrich den Weisen ironisch anmerkt, von dieser heikeln Materie habe der Nuntius „mit diesen kurzen Worten abgebissen". Für die, die Luthers Schriften wirklich kannten, war Aleanders Rede nur ein Beweis, daß der Mann, dem die Luthersche Sache in Deutschland befohlen war und der bald darauf die Lutheraner in den Niederlanden aufs grausamste verbrannte, die Lutherschen Meinungen über alle diese Materien gar nicht kenne, obwohl er sich in seinen Berichten nach Rom damit brüstet, daß er die fluchwürdigen Schriften des Ketzers nächstens auswendig wisse. Nicht einmal die Titel derselben hat er richtig verstanden. Luthers bekannte Streitschrift gegen Emser zitiert er unter dem Titel: „An den Boch" und das Büchlein von der Freiheit eines Christenmenschen hält er für einen Aufruf zu einem husitischen Bauernkrieg. Diese Unwissenheit über Luthers wirkliche Meinungen hindert ihn

aber nicht, die deutschen Stände zu versichern, daß schon die kleinste von Luthers Ketzereien würdig wäre, daß man hunderttausend Ketzer um ihretwillen verbrenne. Kurfürst Friedrich, der übrigens nicht anwesend war bei Aleanders Rede, soll seinen Kollegen gegenüber bestritten haben, daß Luther derlei Ketzereien lehre und dieser Widerspruch des Sachsen, meint Cochläus, habe viele Fürsten in dem Beschlusse bestärkt, man müsse Luther zitieren, um zu erfahren, was denn eigentlich seine wirkliche Meinung sei? Aleander, der bald darauf mit der Nachricht aus Rom erfreut wurde, daß die Dame Perilla Proana auf dem Marsfelde, die schon zwei andern Herren im Jahre 1514 und 1515 Nachkommen geschenkt hatte, ihm in demselben Monat Februar einen Sohn geboren habe, den er später zu seinem Erben einsetzte, machte namentlich mit Luthers gewagten Behauptungen über physische Ehehindernisse Stimmung gegen den Ketzer. Einen neuen Beweis seines Glaubenseifers und seiner Betriebsamkeit gab er, indem er den Kaiser in den Stand setzte, schon am 15. Februar den Ständen ein Mandat vorzulegen, das die Vernichtung von Luthers Büchern anordnete. In der Kurfürstenversammlung trat der Berliner Joachim von Brandenburg mit der gewohnten Beredsamkeit für den Entwurf des Nuntius ein; nun aber kam der lang angesammelte Groll des sonst so wortkargen Sachsen gegen den Hohenzollern, der ihm in den letzten drei Jahren mit dieser Sache so vielen Verdruß bereitet hatte, zum Ausbruch. Mit Ungestüm wies der Sachse nach, welchen Schaden das Reich durch den von Joachims Bruder vertriebenen Ablaß und die durch die Hohenzollern beschützte päpstliche Mißwirtschaft gehabt habe. Der Zank wurde so leidenschaftlich, daß nur das Dazwischentreten des Salzburger Erzbischofs Lang die Schwerter in der Scheide hielt. Friedrichs Freund, der Kurfürst Ludwig von der Pfalz, brüllte, nach Aleanders Ausdruck, wie zehn Stiere. Einer der Kardinäle, wie es scheint Lang, verließ entrüstet die Sitzung, als man dazu überging, die Beschwerden gegen Rom zu protokollieren. Ähnlich aufgeregt waren die Verhandlungen der andern Kurien und schließlich erhielt der Kaiser von den Ständen die unerwünschte Antwort, bei der großen Erregung, die in der Bevölkerung herrsche und da durch die täglich erscheinenden Schriften der gemeine Mann in allerlei Gedanken und Phantasien geraten sei, erscheine es nicht ratsam, Luthern ungehört zu verurteilen. Die Meinung des Reichstags sei vielmehr, Luthern auf genugsam Geleit hin und herwieder kommen zu lassen, um ihn zu fragen, ob er den heiligen christlichen Glauben, den die Voreltern bisher gehalten,

bekenne oder nicht? Werde er widerrufen, was diesem Glauben zuwider sei, dann solle er in andern Punkten und Sachen ferner gehört und darin nach Billigkeit verfügt werden. Verweigere Luther jenen Widerruf, so sei der Reichstag einverstanden, daß der Kaiser ein Mandat ausgehen lasse, den Glauben der Voreltern ohne alle Disputation zu handhaben.

Für Aleander war dieser Beschluß ein Donnerschlag und er erwartet von der Ankunft des furchtbaren Mönchs auf dem Reichstag eine ungeheure Katastrophe. Daß die Räte des Kaisers dem Verlangen der Stände entgegenkamen, statt es, wie Aleander verlangte, abzuweisen, hing mit den boshaften Umtrieben der Kurie in Spanien zusammen, die, um die königliche Gewalt zu brechen, den aufrührerischen Bischof von Zamora gewähren ließ und die Inquisition aus den Händen des Königs in die der Bischöfe legen wollte. So waren gerade die welschen Räte Karls, Gattinara und Chièvres, für Zitation Luthers, nicht um seine Lehre zu unterstützen, sondern um dem Papst bange zu machen. Das Ende aller dieser Schachzüge und Gegenzüge war, daß am 2. März Karl zusagte, Luther solle, wie die Stände begehrt hatten, mit freiem, sicherem Geleit zitiert werden, um ihn zu fragen und zu hören; seine Bücher aber sollten jetzt schon verboten und verbrannt werden, denn der Kaiser wollte keinen Zweifel aufkommen lassen, daß er alle Ketzerei verabscheue. Den ersten Teil der kaiserlichen Proposition nahmen die Stände an, das Mandat gegen die Lutherschen Bücher dagegen lehnten sie ab. Auch jetzt blieben sie bei ihrem Beschluß: „Erst hören dann urteilen.“ Während die Kurie Luthern bereits in die Bulle in coena domini aufgenommen hatte, deren Flüche am kommenden Gründonnerstag nun auch über die Lutheraner ausgeschüttet werden sollten, behielt der deutsche Reichstag sich noch immer sein Urteil vor! Allein, da Karls Zustimmung zu Luthers Berufung und zur Protokollierung aller Gravamina der deutschen Nation gegen den römischen Stuhl nur eine taktische Maßregel gewesen war, lenkten seine Räte sofort wieder ein, sobald die Kurie in den spanischen Händeln nachgab. Ein Edikt zur Verbrennung der Bücher Luthers konnte man allerdings gegen den deutlich ausgesprochenen Willen des Reichstags nun nicht mehr verkünden, aber ohne die Stände zu befragen, erließ Karl ein Mandat, das befahl, die Lutherschen Schriften überall einzusammeln und unter Sequester zu legen, wie der kaiserliche Beichtvater schon früher vorgeschlagen hatte. Die Fassung dieses Edikts war zudem derart, daß es zugleich die Verurteilung von Luthers Lehre in sich schloß, und man

erwarten durfte, der so zum voraus Verurteilte werde nun gar nicht vor dem Reichstage erscheinen. Das war das kaiserliche Mandat, das Luther unterwegs angeschlagen fand, als er eben nach Worms aufgebrochen war, um sich dem Gerichte zu ·stellen, und von dem er an Spalatin schreibt, er sehe ein, dasselbe sei nur erlassen, um ihn einzuschüchtern, aber er werde kommen, denn auch seine Absicht sei den Satan zu schrecken und ihn zu verhindern, sich noch weiter aufzublähen.

Während so bei dem Reichstag sich hundert Intriguen kreuzten und der würdige Gesandte des heiligen Vaters sich in tausendfältiger Geschäftigkeit aufrieb, lebte der, auf den sich all dieser Lärm bezog, ganz wie sonst seinem Lehramt und fand noch Frieden genug in seiner Seele, um in stiller Zelle an einer Erbauungsschrift zum Preise der allerseligsten Jungfrau zu arbeiten. Die erregten Mitteilungen aus Worms beantwortet er mit kurzen, zuweilen ironisch gefärbten Briefen. Auch daß jetzt von allen Seiten mit verdoppeltem Eifer auf ihn eingeredet wird, macht ihm wenig Kummer. „Der Leipziger Esel (Alveldt) hat ein neues Gebrüll von Lästerungen gegen mich losgelassen." Ein Mönch zu Cremona, der Geigenstadt, ist gegen seinen Utraquismus aufgetreten. Um so lustiger wird er „die Nattern reizen". „Thomas Murner hat mich wütend angegriffen." „Mit dem Barfüßer will ich mich nicht aufhalten." „Den dritten Dominikaner schicken die Römer gegen mich ins Feld." „Emser schreibt gegen mich. Ich werde der Bestie entgegentreten, denn er handelt auf Befehl seines Herzogs Georg." Kein Wunder, daß er von einem Knäuel von Schlangen redet, mit denen er täglich zu kämpfen habe.

Inzwischen zeigte rheinaufwärts der Schein der Scheiterhaufen, auf denen man Luthers Bücher verbrannte, den Weg, den der päpstliche Nuntius Aleander im Gefolge des neuen Kaisers genommen hatte. Aleander hatte mit gewohntem Cynismus erklärt, die Verbrennung der Bücher sei wirksamer als die schönsten Widerlegungen. Sie hatten etwas Überzeugendes für den gemeinen Mann. So beschloß Luther auch seinerseits dieses Argument anzuwenden. Wie Huttens Schriften von der Ebernburg zeigen, hatte es einen niederschlagenden Eindruck auf die Reformpartei gemacht, daß der junge Kaiser durch seine Autorität dieses Vorgehen des Nuntius deckte. Luther aber blieb auch hier seinem echt deutschen Grundsatze treu, jeden Schlag durch einen Gegenschlag zu erwidern. Schon längst war er durch das Studium der Dekretalen auf die Meinung gekommen, „diese irrigen und fährlichen Gesetze seien wert, daß man einen

roten Haufen daraus mache". Als nun die Nachricht von den Vorgängen am Rhein in Wittenberg eintraf und das Gerücht hinzufügte, auch in Merseburg habe die Verbrennung stattgefunden und in Leipzig erwarte man sie täglich, ordnete er ruhig eine Sammlung der päpstlichen Dekretalbriefe zusammen, um sie zu verbrennen, sobald man in Leipzig den Unfug nachahmen sollte. Dort kam es über formalistischen Bedenken des pedantischen Herzogs dazu nicht, dagegen versuchten Georg und die Bischöfe, ihm in Wittenberg selbst eine Gegenbewegung anzuzetteln, der er nun seinerseits mit Verbrennung der päpstlichen Rechtsbücher entgegentrat. Herzog Georg und etliche Bischöfe forderten ihre in Wittenberg studierenden Landeskinder auf, die ketzerische Universität zu verlassen und ein Breslauer Domherr, der viele Gastfreundschaft von diesen Ketzern angenommen hatte, fand für gut, die im Grunde von der Feigheit diktierte Abreise zu einer lärmenden Demonstration gegen das ketzerische Wittenberg aufzuputzen,*) wobei ihm etliche Würzburger Pfaffen, die gleichfalls heimberufen waren, eifrig an die Hand gingen. An sich würde der Abzug von ungefähr 150 Studenten keine große Bedeutung gehabt haben. Als sie aber alle an demselben Morgen ihre Sachen packten, nach Wagen schrieen, oder mit ihren Ranzen auf dem Rücken die Stadt verließen, brach unter den Bürgern eine Panik aus, denn man meinte, die Auflösung der Universität stehe vor der Tür. Auswärts übertrieb das Gerücht noch die Vorgänge, so daß der soeben aus Köln heimgekehrte Kurfürst seinen Spalatin sofort nach Wittenberg schickte, um ihm nach eigenem Augenschein Bericht zu erstatten. Der Kaplan fuhr Tag und Nacht und traf am 3. Dezember morgens vor vier Uhr in Wittenberg ein. Bald aber meldete er dem besorgten Fürsten, er habe Gott Lob alle Dinge richtig befunden und das Ganze sei ein blinder Lärm gewesen. Die Bürger hätten sich auch bereits beruhigt, da „der meist Hauffen viel fürtrefflicher Leut Kinder fest halte und stehe". Doktor Martinus sei fröhlich und wohlauf, und gehe mit dem Gedanken um, die Bulle samt dem Dekret und den Dekretalen zu verbrennen. Luthers Meinung war damals, diesen Akt auf der Kanzel vorzunehmen, wo er nach dem Herkommen zwischen zwei Lichtern predigte. Um aber bei der Jugend wieder frische Stimmung zu machen, nahm er am 10. Dezember morgens neun Uhr diese Verbrennung öffentlich vor. Durch einen Anschlag an der Pfarrkirche, den Melanchthon verfaßt hatte,

*) Vgl. Waltz in der Zeitschrift für Kirchengeschichte. 2, 121.

wurde am 10. Dezember 1520 die akademische Jugend aufgefordert, sich um neun Uhr vor dem Elstertor bei der Kapelle des heiligen Kreuzes einzustellen, wo nach altem apostolischen Brauch die gottlosen Bücher der päpstlichen Konstitutionen und der scholastischen Theologie verbrannt werden sollten. Vielleicht, schloß der Aufruf, sei jetzt die Zeit gekommen, daß der Antichrist offenbar werden solle. Hart vor dem Elstertor, rechts vom Weg, liegt noch heute der Kirchhof, bei dessen Kapelle des heiligen Kreuzes die Verbrennung der Bulle vor sich gehen sollte. Durch ein altes Renaissancetor tritt man ein.*) Zwischen hohen Tannen und Fichten leuchten die weißen Grabsteine über versunkene Gräber. An der Rückseite des Tores ist eine Tafel eingemauert, deren Inschrift meldet, daß im Jahr 1528 Luthers Lenichen hier begraben wurde. Nicht weit davon ist die Stelle, wo eine Luthereiche an eine der vielen tapferen Taten ihres Vaters erinnert. Als die studierende Jugend sich an dem kalten Dezembertage zu der bezeichneten Stunde hier einfand, war im Freien ein Scheiterhaufen geschichtet; „ein nicht unberühmter Magister der Universität“ zündete denselben an und in Gegenwart von zahlreichen Studenten, Doktoren, Magistern und seiner Freunde aus der Stadt legte Luther die Bulle samt den genannten Schriften auf die brennenden Scheite. Die wenigen Worte, die Luther dabei sprach: „Weil Du den Heiligen des Herrn (d. h. Christum) betrübt hast, verzehre Dich das ewige Feuer“, entsprechen der tief ernsten Stimmung, die ihn, nach seinem Bericht an Staupitz, bei dieser verwegenen Handlung erfüllte. Sie leiteten aber allerlei Demonstrationen der fröhlichen Jugend ein, denen Luther sich entzog. Die Studenten stimmten erst ein te deum, dann ein de profundis an. Alsdann begab man sich zum Frühstück. Nach demselben requirierten die jungen Leute einen Bauernwagen, den etliche phantastisch aufgeputzte Kommilitonen bestiegen. Zuvorderst saßen vier Knaben, die nach Art der jüdischen Synagoge Klagegesänge anstimmten. Über ihnen flatterte an einer Stange eine lange Bulle, von der sie behaupteten, sie hätten dieselbe für zwanzig Goldgulden von Rom gekauft. Andere Insassen des Wagens trugen Tafeln mit spöttischen Aufschriften gegen Rom, die Predigermönche usw. Hinten stand ein Trompeter, der seiner „Tuba“ entsetzliche Töne entlockte. Auf diese Weise sammelte man von Straße zu Straße die Schriften der Gegner und Holz zum Verbrennen ein und kehrte zu dem Feuer vor dem Elstertor

*) Muther: Die Lutherstadt Wittenberg. S. 66.

zurück, wo mit der Flamme der Jubel sich erneuerte, sobald eine neue Lage Eck, Emser, Murner aufgeschüttet ward. Natürlich schwoll jetzt die Zuschauermenge auf viele Hunderte an. Aus allen Fenstern schauten die Wittenberger dem seltsamen Gefährte nach und lachten über die Töne der Tuba und die Klagepsalmen der maskierten Juden. Am Scheiterhaufen aber sang man bald: „Te deum laudamus“, bald „o tu pauper Judas“ oder „requiem aeternam“. Auch der Wagenlenker hielt von seinem erhöhten Platze eine Predigt, in der er die Bulle auslegte und Stellen aus der Schrift des Leipziger Doktors Hieronymus Düngersheim von Ochsenfurt vorlas, die ein schallendes Gelächter erregten, worauf dann wieder ein neues Autodafe folgte bis man der Scherze müde endlich auseinanderlief. Luther wollte aber nicht, daß man ihm aus dem ernsten Akt, den er gewagt, einen Faschingsscherz mache. Am folgenden Tag richtete er in seiner Psalmenvorlesung eine längere Anrede an seine Zuhörer, sie sollten sich vor den päpstlichen Satzungen hüten. Bücher zu verbrennen genüge nicht, vielmehr sollte der Papst, das heißt der päpstliche Stuhl, den Flammen übergeben werden. „Wenn ihr nicht mit ganzem Herzen dem Reiche des Papstes absagt, so könnt ihr das Heil euerer Seele nicht erlangen.“ Der ganze Vorgang war für Luther so bedeutungsvoll, daß er in einer eigenen Schrift ihn rechtfertigte: „Warum des Papstes und seiner Jünger Bücher von D. Martin Luther verbrannt seien?“ Am 27. Dezember 1520 konnte er die Schrift versenden. Er berief sich darin auf den Vorgang des Apostels Paulus, der Satansbücher zu Ephesus verbrannte für 5000 Pfennige. Das Recht dazu gibt ihm sein Amt als Doktor der heiligen Schrift und das Verhalten der Gegner, die sich nicht nur gegen die Wahrheit verstocken, sondern auch die evangelische Lehre verdammen und verbrennen. Er bezweifelt, daß der Papst das befohlen habe, vielmehr hat er sichere Kundschaft, daß die Nuntien zu ihren Verbrennungen am Rhein die Erlaubnis mit vielen tausend Gulden von etlichen Amtleuten erkauft haben, eine Behauptung, über die Aleander bei dem Reichstag gewaltigen Lärm erhob. Die Deutschen, meint Luther, sollten nicht die hohen Titel, Namen und Geschrei des päpstlichen Standes ansehen, noch den langwährigen Brauch der verbrannten Bücher, sondern sie sollten den Inhalt dieser Dekrete ins Auge fassen und damit sie das können, fügte er einen Auszug aus den päpstlichen Dekretalen hinzu, in dem er dreißig „Artikel und Irrtumb des geistlichen Rechts“ in denselben Formen verflucht, wie die Bulle seine Sätze verflucht hatte. Es fehlte

nur, daß auch er dem Papste sechzig Tage Frist gestellt hätte zum Widerruf. Da der Papst „nie kein mal mit Schrift oder Vernunft die Gegner widerleget, sondern allzeit geplerret, er sei über alle Schrift", so findet er sein Verfahren wohl begründet.

Welchen Eindruck diese Kunde in ganz Deutschland machte, läßt sich aus zahlreichen brieflichen Äußerungen erkennen. Von Worms selbst schrieb der Sekretär des venezianischen Gesandten Cornaro: „Das ist nun in der Tat ein gewaltiges Ereignis und um so bedeutsamer, als Luther in jenen Landen wie auch im übrigen Deutschland den größten Anhang hat." Aleanders mühselige Exekutionen waren damit siegreich übertrumpft. Auch seinem Lehrer Staupitz gab Luther Nachricht von diesem Vorgang, dessen Bedeutung für seine Zukunft ihm völlig klar war. Er hatte damit alle Brücken hinter sich abgebrochen und den Scheiterhaufen Husens förmlich herausgefordert. Dennoch erscheint in dem Briefe an den väterlichen Freund der vom Bann Getroffene und mit der Acht Bedrohte als der, der tröstet und Mut einspricht. Er weiß nun sicher, daß der Papst der Antichrist ist und vergeblich würde ihm darum die Kurie den Frieden bieten. Er will keinen Frieden mit der Hölle. Als er die Bulle und die Dekretalen verbrannte, so bekennt er seinem alten Beichtvater, zitterte und betete er, aber nun, seit es geschehen, ist er heiter wie nie zuvor in seinem Leben. „Lebe wohl mein Vater," schließt der merkwürdige Brief, „Gottes Wort und mich schließe in Dein Gebet. Ich werde dahingerissen und hin- und hergeschleudert in diesen Wogen."

Inzwischen hatte der Kurfürst die Aufforderung an ihn gelangen lassen, er solle es nicht bei der Widerlegung der ersten zwölf Vorwürfe der päpstlichen Bulle bewenden lassen, sondern sich über alle einundvierzig Anklagen der päpstlichen Bulle äußern. So entstand die assertio omnium articulorum, „Grund und Ursach aller Artikel, so durch die römische Bulle unrechtlich verdammt wurden." Er hatte sie von vornherein dem vertrauten Rate der Herzöge, Fabian von Feilitzsch, gewidmet und er ließ es dabei, obwohl Feilitzsch inzwischen wegstarb; denn, schreibt er an Spalatin, er lebt ja nunmehr mehr als zuvor. Die lateinische Ausgabe war um die Mitte Januar 1521 fertig, während über sein Erscheinen oder Nichterscheinen auf dem Reichstag verhandelt wurde. Sie ist die Schrift Luthers, die sich der Nuntius Aleander am genausten angesehen hat und aus ihr entnahm er hauptsächlich seine Beweise für Luthers Ketzerei. Dieser hatte auch recht geflissentlich die Behauptungen, die den Papisten

anstößig waren, noch beträchtlich gesteigert. Wenn die Bulle den Satz verdammt, daß der Ablaß nur zu den zugelassenen Dingen gehöre, so widerruft er diese Äußerung und behauptet statt dessen, der Ablaß gehöre zu den seelenverderblichen Dingen und sei ein höllischer Betrug, Diebstahl und Raub. Wirft ihm Eck vor, daß er etliche Sätze Husens für schriftgemäß erkläre, so widerruft er auch das, denn die in Konstanz verdammten Artikel Husens sind alle schriftgemäß und die Tyrannen von Konstanz haben mit Hus das Evangelium verdammt und an seine Statt die Lehre des höllischen Drachen gesetzt. Die Lehre von der menschlichen Unfreiheit trägt er in der denkbar schärfsten Formulierung vor. Nur eine Norm der Schriftauslegung gibt es, die Auslegung aus ihrem eigenen Geiste. Verspotten sie ihn, daß er sich selbst zum Propheten aufwerfe, so weiß er doch fest, daß das Wort Gottes bei ihm und nicht bei ihnen ist und die Geschichte lehrt, daß der größere Haufe stets bei der Lüge und der kleinere bei der Wahrheit gestanden hat. Die Gewalt der großen Hansen aber vermag nichts über die Wahrheit, nur über seinen armen Körper, „den befehle ich Gott und der durch den Papst verdammten Wahrheit. Amen". Mit dem Gegenschlage, den Luther geführt, entzündete sich der dogmatische Streit aufs neue. Jeder Tag brachte eine Streitschrift der Papisten und nie hat die flinke Feder des Wittenberger Mönchs rastloser gearbeitet als in jenen Monaten. Man kann diesen Streit um den Glauben billigen oder tadeln, bewundern muß man die Tapferkeit, mit der der einzelne Mann einer solchen Meute von Feinden gegenüber auch nicht ein Haar breit wich.

Es liegt in der Art dieser Streitigkeiten, die mit Vernunftgründen nicht zu entscheiden sind, weil ihr Gegenstand jenseits alles menschlichen Erkenntnisvermögens liegt, daß die Kämpfer um so mehr mit Kraftworten und moralischen Verdächtigungen sich gegenseitig niederzuwerfen suchen. Das ist die Weise aller Streitigkeiten über das Transcendente von jeher gewesen und so übte auch diese Generation, so gut wie die der mittelalterlichen Scholastiker, die Schneide ihres Verstandes, indem sie in dem weiten Gefilde des Übervernünftigen turnierte und lustwandelte. Luther ließ sich auf solche Lehrkämpfe nur ein, wo eine seiner religiösen Überzeugungen in Frage kam, dann aber führte er sie nicht anders als seine Zeitgenossen, nur mit mehr Witz. Und auch darum blieb er Sieger, weil er stets die Lacher auf seine Seite brachte. Sein souveräner Humor wirkte durchschlagender als die schwermütige Predigt eines Hus oder die apokalyp-

tische Begeisterung eines Savonarola. Die Ketten, mit denen die Papisten jene zum Scheiterhaufen schleiften, zerriß er wie Zwirnfäden und da er sich keiner politischen Partei hingab, stand bald die ganze Nation unter seinem Feldzeichen. Das ist „die Weihe der Kraft“, daß sie auf sich selbst steht und sich mit dem Herrgott im Himmel eins weiß. Das gute Gewissen und das Vertrauen auf Gott waren Luthers Stärke.

Einer der zudringlichsten Gegner, der das Tun Luthers unausgesetzt mit seinen Wehklagen begleitete, bis ein früher Tod seinen Lästerungen ein Ziel setzte, war Emser. Da er Luthers Schweigen auf seine letzten Angriffe zum Anlaß nahm, auf seinen Sieg zu pochen, beschloß dieser, trotz des Abratens der Freunde, die den Herzog Georg fürchteten, dieses Schweigen zu brechen, „damit der Sau der Bauch nit zu groß werde“. Dieses Mal war es allerdings ein falscher Verdacht, der die Wittenberger gegen Emser aufbrachte. Im August 1520 hatte der römische Dominikaner Thomas Rhadinus eine lateinische „Rede an die Fürsten und Völker Deutschlands gegen den die Ehre der Nation schändenden Ketzer Martin Luther“ erscheinen lassen, die schon im Oktober in Leipzig nachgedruckt wurde. Luther hielt sie für ein Werk Emsers, der seinen Geifer unter falschem Namen ausschütte. Die Erwiderung übernahm Melanchthon in einer Oratio pro Luthero. Erasmus spendete dieser humanistischen Prunkrede des jungen Freundes das höchste Lob, das er zu spenden hatte, er meldete, manche hielten ihn selbst für den Verfasser. Auch wir würden sie für Melanchthons tapferste Tat erklären, wenn er sie unter seinem Namen veröffentlicht hätte, er nannte sich aber auf dem Titel Didymus Faventius, womit er sich als Bruder und Gönner des Angegriffenen vorstellte. Luther hat niemals unter falschem Namen geschrieben, während Melanchthon sich bald Otho Germanus, bald Paulus Commodus, bald Didymus Faventius und wie sonst noch nannte. Begründeter war Luthers Zorn über eine andere Nachricht, die ihm aus Leipzig zukam. Emser hatte eine Gegenschrift auf Luthers Buch an den deutschen Adel vorbereitet, die aber erst am 20. Januar 1521 erschien. Da Luther auch im Herzogtum Freunde besaß, war ihm der erste Bogen der Schrift, noch ehe diese fertig gedruckt war, auf den Schreibtisch geweht. Wie gewöhnlich prangte das Emsersche Wappen auf dem Titelblatt, dieses Mal mit dem herausfordernden Zusatz: „Hüt Dich, der Bock stößt Dich.“ Luther wartete das Erscheinen des Buchs nicht ab, sondern kam dem Gegner zuvor mit einem Neujahrsgruß: „An den Bock zu Leipzig.“ Spöttisch antwortete er auf die Warnung des stößigen Bocks: „Lieber Esel, löck

nicht" (schlage nicht aus). „Hätt ich nicht gewußt, daß Du ein Esel bist, hätt ich mich wahrhaftig vor Dir geforchten," sage der Löwe Äsops. Auch setzt er die Emsern wohlverständliche Anspielung hinzu: „Behüte Gott vor dem Bock die Geißen, mit mir hat's, ob Gott will, keine Not." Geringschätzung und moralischer Ekel sprechen auch aus dieser Antwort, wie er denn im weiteren Verlaufe des Streits kein Hehl daraus macht, daß er selbst den im Mönchsschmutze verkommenen Murner dem „Lügner Emser" vorziehe. Gleichzeitig waren aber Emsern in Leipzig selbst kampflustige Gegner erwachsen. Zwanzig „adelige Jünglinge", wie sie sich nannten, wohl ebenso turnierfähig wie Emser selbst, hatten an der Thomaskirche zu Leipzig einen „Fehdebrief" anschlagen lassen, in dem sie ihn als „höchste Schande des Schwabenlands" und liederlichen Priester bezeichneten und ihm den Frieden aufsagten.*) Herzog Georg ließ den Drucker dieses knabenhaften Aktenstücks gefangen setzen und dieser verglich sich mit Emser dahin, daß er Emsers Antwort in 1500 Exemplaren gratis druckte und gleichzeitig ließ „der Bock" eine Antwort „an den Stier zu Wittenberg" hinausgehn. Er beschwerte sich, daß „Bruder Luder", wie er ihn nennt, gleich einem Bauern ihm in die Rede gefallen sei, indem er das Erscheinen des vollständigen Buchs nicht einmal abgewartet habe. Auf Luthers Spott, daß er mehr Esel als Bock sei, erwidert er würdevoll, wiewohl er nicht Ohren danach hab, daß er einem Esel gleich sehe, für Luther aber Aristoteles, Thomas, Bonaventura, Päpste, Kardinäle und Bischöfe tote und lebende Esel seien, so bleibe er gern in diesem Eselsstalle, in dem ja auch Christus geboren sei, viel lieber als in Luthers Rabennest. Jedem Tier habe Gott seine Waffen gegeben, sein Bock aber habe noch niemanden gestoßen außer die, die es mutwillig an ihm erholen. Seine lügenhafte Darstellung der Vorgänge in der Leipziger Kanzlei hält er mit eiserner Stirne aufrecht. Das kunstreiche, edle Büchlein des Thomas Rhadinus hat er nicht verfaßt, wenn ihn Luther aber für den Verfasser dieser geistvollen Schrift hält, warum nennt er ihn dann einen Esel? Gegen die angedrohten üppigen und trotzigen Schriften Luthers, wegen seines demnächst erscheinenden Buchs will Emser geweihtes Salz und Weihwasser bereit halten, die gegen böse Geister helfen. Im übrigen ist es seine Meinung gar nicht, sich weiter mit einem Manne zu schelten, der in Husens, Wiklifs, Dulcini, Fausti, Pelagii, Vigilantii, Arii, Bardesani,

*) Vgl. darüber Kawerau: H. Emser. Halle 1898.

Armenii und wie viel anderer Ketzer Stegreif getreten ist. Wie man freilich zugleich Husit und Pelagianer, Arianer und Manichäer sein kann, ist Emser gleich, wenn der Gegner nur auf einen dieser Namen hin verbrannt wird. Auf diese Emsersche Gegenschrift: „An den Stier zu Wittenberg“ erwiderte Luther in einer Replik „Auf des Bocks in Leipzig Antwort“. Dem Verlangen Emsers nach einem ernsteren Ton trug er in der neuen Schrift spöttisch Rechnung, indem er diese höchst ehrbar „dem festen und gestrengen Hieronymus Emser, meinem besonders günstigen Herrn und Freunde“ widmet. Unter allen bösen Nachreden Emsers greift Luther hier eine heraus, die für ihn verhängnisvoll werden konnte. Bereits zum zweitenmal behauptete der Gegner, Luther habe zu Leipzig gesagt, das Spiel sei nicht in Gottes Namen angefangen, es solle auch nicht um Gottes willen enden. Tatsächlich, sagt Luther, habe sich die Sache so zugetragen: „Da durch die Eckische Praktika gehandelt ward von der Disputation nach Ecks Vorteil und meinem Nachteil und wir sahen, daß die Ehre ward mehr gesucht von dem Widerpart, da sprach ich mit kläglichen Worten und betrübtem Gemüt: Das Ding ist nicht in Gottes Namen angefangen, es wird auch nicht in Gottes Namen enden.“ Nur pfäffische Bosheit konnte aus diesen Worten das Geständnis heraushören, daß er gesonnen sei mit des Teufels Beistand zu fechten, wie denn Emser selbst gehört haben wollte, daß Luther fluchte: „Da schlag der Teufel zu!“ Auch der Frankfurter Domdekan Cochläus weiß später von Luthers cum daemone commercio zu berichten, weil er in einer seiner Reden gegen Karlstadt gesagt hatte, er habe mehr als einen Scheffel Salz mit dem Teufel gegessen, womit er natürlich die Anfechtungen meinte, in denen der Satan ihm, wie einst dem Apostel Paulus, zusetze. Wäre Luther in die Gewalt dieser Leute geraten, sie hätten ihn nicht nur wegen Ketzerei, sondern auch wegen zugestandenen Teufelsbündnisses auf den Holzstoß geschickt. Eine Berichtigung war unter diesen Umständen keineswegs überflüssig und Luther beruft sich auf die Zeugen, die zu Leipzig in der Schloßkanzlei die unmutige Äußerung über die verfehlten Bestimmungen für die Disputation gehört hätten. Emser wisse das auch ganz gut, „und ob die Unsern schwiegen, müsse er fürchten, daß der Tisch, Ofen und Gewölb der Kanzlei rufen und schreien: Emser leug dich nit zu tot!“ Auf den übrigen frommen Klatsch einzugehn, hält er nicht für nötig. „Mein Person taste an, wer da will. Ich geb mich für keinen Engel, aber meine Lehre will ich niemanden unverantwortet lassen ... Ich acht aber, man

sollt meinen Wittenbergern, die mein Wesen täglich sehen und mit mir umgehen, mehr glauben denn dem abwesenden Lügner Emser." Auf den Vorwurf, daß er Aufruhr und Unruhe errege, hat er zu antworten: „Es ist ein seliger Unfried, Aufruhr und Rumor, den Gottes Wort erweckt, da geht ein rechter Glaub und Streit wider den falschen Glauben, da gehn wieder an die Leiden und Verfolgung und das rechte Wesen des christlichen Volks." Darum wird er nach wie vor allen Lügnern entgegentreten. „Willst Du aber Deinen Irrtum widerrufen und das Heucheln abgahn, sollst Du mich gar bald still und schweigend machen. Allein Gott sei Lob und Ehre. Amen." Das freilich wäre dem römischen Vampyr am liebsten gewesen, wenn der deutsche Michel bei dem Klange der Glocken und Orgeln still weiter geschlafen hätte, während er ihm mit seinen Kirchenfahnen Kühlung zuwehte, um ihn im Schlafe zu erhalten, während er ihm das Blut aus den Adern sog. Daher die Klage über den Lärm und Rumor, der den Schläfer zu wecken droht. Mit einer Erwiderung „auf des Stiers zu Wittenberg wütende Replika" war Emser sofort zur Stelle. Von dem Tone gibt schon der Eingang eine Probe, indem er meint, es sei so schwer nicht, wie Luther meine, zu sagen, was er für ein Vogel sei. „So möcht ich ihn erstlich nennen eine Gans, darum, daß er die alte Gans Husen verteidigen will. Auch möcht ich ihn nennen einen schwarzen Raben, weil er wie der alte Rabe aus der Arche entflogen ist und nicht wieder hinein will. Item ein Rebhuhn, das andern seine Jungen stiehlt. Item eine Fledermaus, die in Finsternis und nicht im Licht wandert." Ermahnt hat ihn Emser schon oft, aber er läßt von seiner alten Weise so wenig wie eine Krähe von ihrem Hupfen und gleichwie der Rabe keinen andern Gesang kann denn krah, krah, krah, so kann auch er nichts denn schelten und lästern. Was er für ein Vogel sei, braucht Emser nicht weiter auszustreichen, es steht in der Bannbulle des berufenen Richters. „Darum so blitze, hagle oder donnere so lang Du willst, schreibe Bücher viel oder wenig, schmähe und lästre mich auf das allerärgste. Ich habe der Sache einen Vorteil, daß Dir niemand mehr Glauben gibt, und Deine Bücher allenthalben verbrannt werden." Roma locuta est.

Inzwischen war denn auch Emsers größere Schrift in Umlauf gekommen: „Wider das unchristliche Buch Martini Luthers Augustiners an den teutschen Adel ausgangen". Emser „besorgt" hier, Luther möchte der verheißene Antichrist sein, von dem die Prophezeiung uns gesagt und uns Christus und die Apostel gewarnt haben, weil er „ein solch Gezank, Rumor

und Aufruhr eingeführt, daß kein Land, keine Stadt, kein Dorf oder Haus ist, darin man nicht parteiisch und je eines wider das andere wäre". Wiklif und Hus seien die Quellen von Luthers Ketzerei; sie haben ihn gelehrt, die Christen Romanisten und die Ketzer Christen zu nennen. Darum will er „Hieronymus Emser, Priester, aus priesterlicher Pflicht und aus keinem Neid, sondern allein zur Stärkung der christlichen Wahrheit" Luthers Buch an den Adel bekämpfen und sein „subtiles Gift und List an den Tag bringen". Mit Schwert und Spieß wird er dem Ketzer entgegentreten. Mit dem Schwert meint er nach Ephes. 6 die Heilige Schrift. Aber man muß unterscheiden zwischen dem Schwert und der Scheide. Die Scheide ist der Buchstabe, die Schneide ist der tiefere Schriftsinn. „Welches Schwert ich nicht wie Luther in der Scheide stecken lassen will, sondern wider ihn entblößen. Denn das ist von Anbeginn der Ketzer Behelf, daß sie nichts annehmen noch zulassen wollen denn den Buchstaben, gleich als hinge die Sach gar an Gänsfedern." Von diesem Unterschiede des buchstäblichen und geistigen Sinns macht er dann sofort Gebrauch, indem er bei dem allgemeinen Priestertum, das Luther in seiner Schrift an den christlichen Adel proklamiert hat, unterscheidet zwischen Priestern durch die Taufe und Priestern durch die Weihe. Die laiischen Priester oder Taufpriester opfern Gaben an die Kirche, die geweihten opfern den zarten Fronleichnam Christi. „Was die Laien oder Taufpriester opfern, das nehmen die geweihten Priester und gebrauchen es zu ihrer Notdurft." Die Taufpriester sollen nicht regieren, sondern regiert werden; sie haben keine Würde noch Dignität, sondern sind schlechte Laien. „Aber unsere Priesterschaft hat eine solche Würdigkeit, deren (nach Gott) keine im Himmel und auf Erden gleichen mag, derhalben die Priester in der Schrift nicht Menschen, sondern Engel genannt werden." Endlich haben die Taufpriester keine sonderliche Freiheit, weder von Päpsten, noch vom Kaiser, „so wir unsere Privilegien nit allein von diesen zweien, sondern auch von Gott haben, als Diener und Hofgesinde Gottes". Das also war das allgemeine Priestertum Emsers, daß die Taufpriester den geweihten Priestern zu steuern und zu gehorchen haben und sie verehren sollen als höhere Wesen, kraft der Weihe, die Gott selbst den geweihten Priestern gespendet hat. Nützlich also ist das Schwert der Schrift, wenn man es recht zu gebrauchen weiß. Zu dem Schwerte hat Emser aber auch den langen Spieß, das ist die Tradition. Mit der Schrift erkämpft er das Nahe, viel weiter reicht die Tradition. Der lange Spieß ist die

fromme Gewohnheit der Christenheit, die geachtet werden will, auch wenn sie nicht gerade aus der Schrift stammt. „Dahin gehört, daß wir uns bezeichnen mit dem heiligen Kreuz, besprengen mit dem Weihwasser, essen am Sonntag das geweihte Salz, trinken Sankt Johannis Segen vor alle Gift, Zauberei oder andere schädliche Ding, die uns der Teufel und die Welt unterstehen beizubringen, gebrauchen auch die sieben Sakrament vor eine Arznei unserer Sünd, zu Stärk der Seelen und Mehrung göttlicher Gnaden." So wird der humanistische Poet und Verehrer des Erasmus zum Apologeten alles Aberglaubens, denn auch der ist durch der Hände lange Kette als heilige Tradition uns zugekommen, „ein gar langer Spieß, denn er reichet von Aufgang bis zum Niedergang". Mit diesem Spieße konnte er allerdings, wie Luther sich einmal ausdrückt, die Sonne vom Himmel stechen. Beweist er doch mit seiner Hilfe, daß auch die Kaiser dem Papste untertan sind, da bereits Kaiser Philippus Arabs zur Kirchenbuße gezwungen worden sei. Im weitern Verlauf bekämpft er dann in einem geistlosen Dialog mit Luther die Aufstellungen der Schrift an den Adel, deren Gang er sich anschließt. Die Summe dieser wie der andern Streitschriften ist Aufrechterhaltung alles dessen, was die Kirche nun einmal sanktioniert hat.*) Er erbietet sich nicht wie Murner zu Reformen, sondern er verteidigt durch Dick und Dünn den kirchlichen Bestand. Luthers Bezugnahme auf Paulus, der ohne Priesterweihe ein Apostel geworden ist, läßt er nicht gelten; auch Paulus sei durch die Priesterweihe und Handauflegung der andern Apostel, entweder zu Antiochien (Act. 13) oder zu Jerusalem (Gal. 2) zu seinem Amte geweiht worden. Für das Abendmahl unter einerlei Gestalt beruft sich Emser darauf, daß Christus Joh. 6 zwölfmal vom Brot und nur einmal vom Wein rede, daß er bei der Speisung in der Wüste dem Volke nur das Brot gab und nur die zwölf Apostel bei dem letzten Abendmahl den Kelch erhalten haben. Nur ihnen also gilt das: „Trinket alle daraus." Das Volk in der Wüste erhielt nur die Hostie. Die Weise der Korinther, auf die Luther sich beruft, hat Paulus ausdrücklich getadelt und erklärt, wenn er komme, werde er eine bessere Ordnung einführen. Die Stellen, die von der Ehe der Apostel reden, beziehen sich auf Ehen vor ihrer Bekehrung. Dann „verließen sie alles", also auch ihre Weiber. Den fünfundzwanzigjährigen Aufenthalt des Petrus in Rom will er mit der Nachricht der Apostelgeschichte, daß

*) Vgl. Kawerau a. a. O.

Petrus in dieser Zeit zu Jerusalem lebte, dahin ausgleichen, daß Petrus in Jerusalem nicht „allweg auf einem Pfuhlen stillgesessen sei“. Emser hat ja selbst die Gruft oder Gruben unter dem Kapitol gesehen, wo Petrus gefangen saß, seine Ketten, die noch in Rom sind, die Kapelle „quo vadis?“ wo er von der Flucht umkehrte, den Fußtritt Christi auf der via Appia und Petri heiligen Körper in St. Peter. Aller dieser Erinnerungen zu geschweigen, wäre ja der erste Petrusbrief, der von Rom datiert ist, Beweis genug. Luther hat dem gegenüber sehr maßvoll geantwortet, er wolle keinem wehren zu glauben, daß Petrus in Rom gewesen sei, da aber darüber in der Schrift nichts erzählt werde, gehöre es auch nicht zum christlichen Glauben, sondern jedermann könne darüber urteilen, wie er meine. Von solch freier Weitherzigkeit weiß Emser nichts. Er beschließt seine „Vorlegung“ mit einem gesalbten Gebete des Danks gegen Gott, daß er ihn gewürdigt habe, gegen alle Ketzereien Luthers ein so erschöpfendes Zeugnis abzulegen. Wie Benvenuto Cellini zu Fontainebleau sieht er den Heiligenschein auf seinem eigenen Haupte. „Dir, o allmächtiger, ewiger, himmlischer Gott Vater, Sohn und heiliger Geist, sag ich sampt der obergebenedeihten Gottesgebärerin und Jungfrau Maria und allem himmlischen Chore aus allen Kräften meiner Seelen Lob, Ehr und Dank, daß Du mich, Deinen unwürdigen Diener, zu dieser Sache gebraucht und mir Dein göttlich Gnad verliehen hast, dies Büchlein zu vollenden.“' Mit diesem frommen Augenaufschlag nimmt er von dem verlästerten Gegner Abschied.

Wollte Luther sich nicht als besiegt bekennen, so konnte er auch jetzt nicht schweigen und so erschien seine Gegenschrift: „Gegen das überchristliche und überkünstliche Buch des Bocks zu Leipzig.“ Da Emser in demselben die Schrift dem Schwerte verglichen hatte, den „langwierigen Brauch, Übung und alt Herkommen“ aber dem langen Spieß, fragt ihn Luther spöttisch: „Bist Du der Mann mit dem langen Spieß und dem kurzen Degen? Gnade, Junker Bock, sei uns gnädig am Leben ... Behüte Gott für Gabelstichen, die machen drei Löcher.“ „Daß Emser diesmal ein großes Buch geschrieben hat, war sehr klug von ihm, denn es ist schwer, große Narrheit unter wenig Papier zu verbergen.“ Die Frage vom Zölibat, vom Klosterleben, von der Natur der christlichen Freiheit, von Husens Theologie, vom Sinn des allgemeinen Priestertums, vom Primat des Papstes, von der Rechtfertigung aus des Gesetzes Werken, vom römischen Bistum Petri, kurz, alle erheblichen Streitpunkte der letzten drei Jahre

kommen hier nochmals zur Verhandlung. Die Hauptdifferenz bleibt doch, daß Emser aus den Kirchenvätern statt aus der Schrift demonstriert, weil er behauptet, die Schrift sei dunkel ohne die Auslegung der Väter. „Aber wer hat ihm gesagt, daß die Väter lichter denn die Schrift seien?“ „Die Väter selbst, wo sie sorgen, eine Lehre sei finster und ungewiß, laufen in die Schrift, nehmen einen klaren Spruch heraus, damit sie das Ding erleuchten, gleichwie man ein Licht in eine Laterne setzt.“ So stellt er sich immer fester auf das Schriftprinzip und daß Luther bei dieser Gelegenheit sich auch mit voller Entschiedenheit gegen die Lehre von einem mehrfachen Schriftsinn ausspricht, nachdem er selbst so lang der allegorischen Auslegung gehuldigt hatte, erscheint als erfreulicher Fortschritt. Ein Wort, das in Worms Luthern sehr geschadet hat, das Aleander in seiner Aschermittwochsrede breitschlug, und das schließlich im Wormser Edikt angeführt wird, kommt hier gleichfalls zur Verhandlung. Im Streite mit Prierias war ihm der grimmige Wunsch in die Feder geflossen, die Laien sollten billig ihre Hände im Blute der Priester waschen; natürlich, so erläutert er jetzt, habe er damit nur sagen wollen, daß, wenn der Papst gläubige Laien verbrenne, auch die Laien das Recht hätten, sich mit den Waffen zu wehren; ihm aber gefalle weder das eine noch das andere.

Aber Ruhe hielt Emser auch nach der neuen Züchtigung nicht. Er kam nochmals mit einer „Quadruplik“, in der er Luther vorwarf, daß er auf seine ernste Schrift mit lahmen Zoten und lächerlichen Possen geantwortet habe. An seinem allgemeinen Priestertum halte Luther fest wie ein alter Jude an seinem falschen Glauben. Die Kirche, die er auf dieses allgemeine Priestertum begründen wolle, werde aussehen wie die der böhmischen Ketzer, „bei welchen alle Wochen einer an der Zeche, wie sie gesessen sind, die Schwein austreibt und ihr Pfarrer ist, er sei Schuster oder Schneider. Denn es bedarf wenig Kunst, an den Orten Pfarrer zu sein, da weder Glaub, Sakrament noch Kirchen sein. Dann ihr Kirch ist ein Keller oder finstere Grub, darin sie sich versammeln, beide, Mann und Weib, und tut ihnen ihr Hirt erstlich eine Gänspredigt, etwan von einem alten Tannhäuser, danach heißt er sie, sich selber untereinander vermengen und die Welt mehren, und ist kein Grad oder Sipp verboten, es sei im ersten oder andern Glied, wie sie zu Haufen kommen. Solch zarte Lehr wollt uns der treffliche Mönch auch gern beibringen und Teutschland verunreinen, wie Hus und seine Gesellen das edle Königreich zu Böhem besudelt, verderbt und verwüst haben; denn aus waserlei ander

Ursach meint ihr, daß er geraten habe in seiner Reformation, man sollt die itztgemelten Grad und Sipp wieder aufheben?" Also alle jene scheußlichen Nachreden, mit denen Gregor IX. und Konrad von Marburg die Volkswut zur Niedermetzelung der Waldenser und Stedinger entflammten, bringt der Dresdner Hetzkaplan nun gegen die harmlosen böhmischen Brüder und gegen Luther auf die Bahn, den er „mit ausgereckten Armen" aufnehmen will, falls er in den Schoß der Mutter Kirche und zu dem Vater Papst reuig zurückkehrt, „wo aber nicht, so nehm ihn der Teufel und geb ihm sein Lohn, wie er ihn verdient hat". Daß Luther einen solchen fanatischen Narren mit Kolben lauste, war wohlverdient, und schließlich gab er damit doch nur Emsers eigene Scheltworte gegen „das Luder, den Böhmen, Pikarden, Ochsen, schebichten, falschen, verlogenen Mönch, ketzerischen, unverschämten, hoffärtigen Bettler mit unbeschnittenem Mund, der da meint, daß er die Schrift fressen habe", mit Zinsen zurück. Auf diese Quadruplik konnte Luther übrigens erst von der Wartburg aus antworten, und er überlegte sogar eine Weile, ob er überhaupt antworten wolle, da Emser nur immer seine alte Weisheit wiederhole. Es begreift sich, daß Luther nach solchen Zänkereien sich oft die Frage vorlegte, ob der Streit nicht ihn selbst schlechter mache? Wenn der Zorn verraucht war, blieb bei ihm meist eine traurige, von Selbstvorwürfen gedrückte Stimmung zurück. Dann erfährt er und spricht es aus, daß der Teufel ein trauriger, saurer Geist sei. Er bewährt damit nur die alte Erfahrung, daß die großen Humoristen für sich oft arme Melancholiker sind. Sie befreien sich von den schweren Stimmungen, indem sie die Welt von ihrer paradoxen Seite betrachten und sich so über die Dinge erheben, die sie erdrücken wollten, aber das Mittel hilft doch nur auf kurze Zeit. —

Parallel mit der Emserschen Fehde, teilweise in dieselbe verflochten, entwickelte sich eine ähnliche mit dem Straßburger Minoriten Thomas Murner, in dem eines der bedeutendsten literarischen Talente des Jahrhunderts die Erfahrung machte, daß auch die größte Begabung nichts vermag gegen den Geist der Zeit. Der Franziskaner Thomas Murner*) aus Oberehnheim am Odilienberg, war unter allen Gegnern Luthers der am bittersten verspottete, nicht zum wenigsten darum, weil die Partei der Reform in ihm den Überläufer haßte. Mit zwei Doktorhüten und einer Poetenkrone geschmückt, in den Dunkelmännerbriefen als Neuch-

*) Vgl. W. Kawerau: Thomas Murner. Halle bei Niemeyer. 1890 und 1891.

linist dreimal erwähnt, trat er seit 1520 als Gegner Luthers auf. In rascher Folge hat er eine „brüderliche Ermahnung“ an Luther gerichtet, in einer Bitte „an den großmächtigsten und durchlauchtigsten Adel teutscher Nation, daß sie den christlichen Glauben beschirme“, Luthers schöne Schrift nachgeahmt und zugleich bekämpft, und in dem Buche „von dem Babstentum wider Martinum Luther“, sich als Verteidiger Roms dem Dominikaner Prierias an die Seite gestellt. Auch heute noch hat es etwas Überraschendes, den Verfasser der Schelmenzunft, der Narrenbeschwörung, der Mühle von Schwindelsheim unter den Verteidigern der alten Kirche zu finden. Seine Vorbilder und Vorgänger im Elsaß, Johann Geiler von Kaisersberg bei Kolmar, Jakob Wimpfeling und Sebastian Brant in Straßburg und vor allem der große Erasmus hatten ihn gelehrt, seine satirischen Pfeile auf den geistlichen Stand zu versenden. Seine Schriften vor 1520 sind sogar eine der ergiebigsten Quellen für die Geschichte des kirchlichen Verfalls vor der Lutherschen Reformation. Schon Geiler hatte in einer Predigt die Prediger einem Schneider verglichen, der den Mund voll Wasser nimmt, dasselbe aber nicht selbst schluckt, sondern auf die Leinwand spritzt, damit sie straff werde. Nach diesem Vorbild vergleicht Murner die Priester den Kühen; wie Heu käuen sie auswendig gelernte Worte wieder und es dauert lang, bis sie sie selbst verschlucken. Wäre die Hostie so schwer wie das Viertel eines Kornsacks, so würde keiner von ihnen Priester bleiben. „Lange Kleider, kurzer Sinn.“ Jede Predigt fängt mit einem „gib“ an und hört mit einer Bettelei auf. Die Verkehrtesten sind die Gelehrten, die nicht einmal wissen, was die Rüben kosten; andern weisen sie den Weg zur Seligkeit und laufen selbst den Affensteg. Dazu kommen die vielen Ungelehrten, die eine halbe Stunde im Buche blättern, bis sie ihren Text gefunden haben. Solche Leute zu Pfaffen machen, heißt einen Esel Latein lehren. Daneben gibt es Charakterlose, die sich zwischen die Stühle setzen und mit einem Hund zwei Hasen jagen. Was von den Pfaffen gilt, gilt doppelt von den Mönchen:

In Klöstern tun das auch die Ebt;
Ich weiß wohl, wie man drinnen lebt.

In dem Gedichte „Der Narren bycht“, einem der köstlichsten Stücke seiner berühmten „Narrenbeschwörung“ vom Jahre 1512, gibt er ironisch den Inhalt von Beichten zum besten, die er ohne Zweifel selbst so gehört hat und zeigt, welche Sorte von Bußfertigkeit durchschnittlich die Leute zum

Beichtstuhl mitbringen. In der Mühle von Schwindelsheim geht der Müller aus, seinen Esel zu suchen, er findet ihn als Zunftmeister vom Kaiser geadelt, dann als Domherrn im Kirchenchor, als Guardian bei den Barfüßern, in Murners eigenem Orden! Viele Freunde unter dem Klerus hatte sich Murner mit diesen Satiren nicht gemacht und als er nun in völligem Widerspruch mit dem ganzen seitherigen Inhalt seines Lebens sich auf die Pfaffenseite schlug, ward er beiden Teilen gleich zuwider. Schonungslos deckten die Gegner seine Schwächen und Laster auf. Zuerst Wimpfeling hatte seinen Namen Murner in Murrnarr verballhornt. Man bildete ihn mit einem Katzenkopfe ab. Der neue Karsthans, ein Dialog aus dem Jahre 1520, läßt Murnern maulen: „Murmaw, murmaw, murmaw." Ein Student fragt: „Was ist's? Singt man oder schryt man?" „Hörst du nit, daß es Katzen sind? ‚Murmaw, murmaw, murmaw, pfhi, pfhi, auwe, auwe.' Es ist ein seltsam Gesang. Ist das Tier als das Gesang, so ist's ohne Zweifel ein trügenlich Tier, es sei recht ein Katz oder ein Rölling. Ein Katz (als die natürlichen Meister sagen) hat einen glatten Balg und Tappen, mancherlei Farb, geneigt sich an den Leuten zu streichen und gern um den Hals der Herren und Frauen zu kriechen, liegt gern den Frauen auf den Schoß" u. s. w. Das war das Bild, das nunmehr die Genossen von dem in den Dunkelmännerbriefen ehrenvoll erwähnten poeta laureatus entwarfen. Sie hatten sich vorgenommen, der Abtrünnige solle so schlecht gemacht werden, daß kein Hund mehr ein Stück Brot von ihm nehme. Erbärmlich war er freilich; ein Sittenprediger von schmutzigster Vergangenheit, dazu roh, zänkisch, unverträglich, das Muster eines verkommenen Bettelmönchs, dem Luther die Läuse seiner Kutte vorwirft, aber es gab Mitteltöne in seinem Charakter. Er war Poet und im Orden des heiligen Franziskus lebte doch noch immer etwas von der Poesie des Gründers fort. Auch Murner betet zur „Jungfrau zart". Er hofft, die, die hienieden auf Spiel und Tanz verzichten, werden im Himmel entschädigt werden.

Dieselben werden vornan stohn
Und mit Maria tanzen schon.

Dazu war er ein beliebter Prediger. Gelang es ihm nicht, sein eigenes Leben auf der Höhe seiner Beredsamkeit zu halten, so hielt er um so fester an seiner Kirche, die das ersetzte, was ihm abging. Was er selbst nicht hatte, wollte er doch dem Volke erhalten. Als Bettelmönch lebte er

vom Aberglauben und darum war er überzeugt, daß das Volk denselben nicht entbehren könne. Wer in die Finsternis, die die Barfüßer pflanzten, pflegten und verteidigten, so rücksichtslos wie Luther hineinleuchtete, war ihm ein Ketzer, den er unbedenklich verbrannt hätte. Daß er im Münster zu Straßburg um seine Kanzel eine große Zuhörerschaft versammelte, ist bei seiner Begabung nicht zu verwundern und in der Tat verfügte er über Gemütstöne, die uns auch heute noch ergreifen.

„Die Mißbräuch, die sie klagen,
Die lobt kein Ehrenmann.
Gott will's nit me vertragen,
Das ficht mich dunken an.
Allein will mich betören,
Daß ich von Herzen wein':
Den Glauben uns zerstören,
Deshalb klag' ich allein."

„Der Hirt, der ist geschlagen,
Die Schäflein sind zerstreut.
Der Papst, der ist verjagen,
Kein Kron er me ufdreyt.
Und ist mit keinen Worten
Von Christo ja gestift,
An hunderttausend Orten
Ist gossen aus das Gift."

Die neue Freiheit, die Luther gebracht hat, stellt sich dem Bettelmönche folgendermaßen dar:

„Sein wir alle gefangen gewesen
Bis wir durch Luthern sein genesen,
Der uns erlöst hat us Banden
Und Freiheit geben zu den Handen.
Gott dank dem frummen ehrbarn Mann,
Daß wir jetzund in Freiheit stan,
Und dörfen weder beichten, beten,
Dergleich nit mehr zur Kirchen treten.
Dapfer feiern, wenig fasten,
Am Morgen in den Bettlin rasten,
Kein Messen hören und früh uffston,
Dann er kein gut Werk mehr will hon,
Allein daß wir steif glauben all,
Daß Christus berg uns alle dal."

Diese wehmütige Stimmung über die Entwicklung der Reformbewegung kehrt bei ihm um so häufiger wieder, weil der Dichter sich sagen muß, daß er selbst diese Saat hat streuen helfen. Eine Revolution wie die, die Luther predigt, hatte er aber niemals gewollt und um die eigenen Sünden wieder gut zu machen, wendet er sich mit allen Waffen, über die er verfügte, mit giftigen Pfeilen oder rohen Schmutzwürfen, mit tollen Satiren oder ergreifenden Wehklagen gegen den furchtbaren Augustiner, der Ernst machte mit der Reform, mit der es ihm nie ein rechter Ernst gewesen, wie es ihm überhaupt mit nichts ein rechter Ernst war. Darum ist auch in seinem Gegensatz gegen Luther, wie in all seinem Tun, etwas Zwiespältiges. Er nennt Luther in seiner ersten Schrift, der „christlichen und brüderlichen Ermahnung“, seinen ehrwürdigen Mitbruder, seinen „allerliebsten Bruder, der vielfach wohl und christlich gelehrt hat“, und dennoch, wenn Luther sich mit der Kirche nicht aussöhnt, rät er unverblümt, ihn zu verbrennen. Aber er tut das mit Gemüt. Er ist nicht ein bezahlter Sophist wie Eck, der für alles zu haben ist, nicht ein aufgeblasener Dombechant wie Cochläus, der sich in seiner persönlichen Würde verletzt fühlt, nicht ein Klopffechter wie Wimpina, der sich immer dem Mächtigsten zur Verfügung hält, nicht ein Hoftheologe wie Emser, der am liebsten auf Hintertreppen seine Lügen an den Mann bringt, sondern er ist eher mit Erasmus, Crotus Rubeanus und Pirkheimer in eine Reihe zu stellen, die mit der Reform gespielt hatten, als diese aber ihrer Person viel lästiger wurde als das bequeme alte Wesen und als sie gar eine völlige Umwälzung der Zustände herbeizuführen drohte, in denen sie sich so wohl befanden, da wurden sie ebenso gereizte Gegner Luthers wie die Dunkelmänner, über die sie einst gespottet hatten. Bei Murner aber kam jetzt der Mönch wieder zum Durchbruch. Nachdem er als geistlicher Vagant die Niederungen des Lebens gründlich kennen gelernt hat, klammert er sich um so ängstlicher an seine Kirche, die besitzt, was ihm fehlt, und leistet, was er nie vermocht hat. So treffen Luthers Werke oft die wunden Stellen in seinem Gewissen, aber er übertäubt dann die Zustimmung, weil Luther ihm nehmen will, was er, schiffbrüchig und haltlos wie er ist, für seinen letzten Anker hält. Es ist die Frömmigkeit eines verbrauchten Lebemanns, die aus seinen Schriften zu uns redet. „Mit heißen Tränen und mit emporgereckten Händen“ trägt er seine Wehklagen vor in einer krankhaft hysterischen Erregung. Zunächst war es Luthers Sermon von dem Neuen Testament, d. i. von der heiligen Messe, der dem Franziskaner

ans Herz griff. Im Wunder der Messe hatte er objektiv das Heil, das er in seinem eigenen widerspruchsvollen Wesen nicht zu finden vermochte. Luther dagegen schrieb, daß ohne die Worte und Gelübde Gottes die Sakramente nichts seien, „gleich wie ein Leib ohne Seele, ein Faß ohne Wein, eine Tasche ohne Geld, denn der Glaube muß alles tun". Er ist allein das rechte priesterliche Amt. „Die aber solchen Glauben nicht haben, sondern die Messe als Opfer darbringen, das sein Ölgötzen, halten äußerlich Meß, wissen selbst nicht, was sie machen und mögen Gott nit wohlgefallen." Damit war dem Bettelmönch die ganze Bedeutung der Messe, die ihm eben in dem Opfer für seine Sünde lag, entrissen. Während er gegen diesen Angriff auf seine Heiligtümer eine Gegenschrift vorbereitete, kam ihm nun auch bereits Luthers Schrift an den christlichen Adel zu. So antwortete er gleich auch auf diese. Nicht alle Reformvorschläge Luthers lehnt er ab, aber eine solche Reform zu beraten ist Sache eines Konzils. Wollten wir von uns aus sie durchführen, so wäre das Ende ein neuer Husitenkrieg. Wenn Luther den Prager Ketzer preist, so erwidert Murner: „Weißt Du auch, daß die Böhmen Mönche und Pfaffen tot geschlagen haben? Weißt Du, daß sie den frommen deutschen Rat haben in die Spieß fallen lassen und ohn Ursach auch erschlagen? Weißt Du, daß sie die löblich Schul von Prag ausgetrieben haben ohn allen ihren Verdienst bei dreißig Tausenden?" „Mit denen sollen wir eins sein, die uns täglich deutsche Hunde nennen?" Luther würde Rom reformieren, wie die Griechen Troja reformiert haben. Luther hatte die Messe in deutscher Sprache verlangt, aber Murner erwidert: „Es geht nicht an, in deutscher Sprache Messe zu halten, weil die barbarischen Sprachen sich oft verändern und leicht spöttlich oder verächtlich lauten." So heiße das Gebet: „Liebe mich, wie ich dich liebe", in alter Form: „Minne mich, wie ich dich minne", was doch jedem heute lächerlich klingen würde. „Eine ehrliche Gewohnheit soll gehalten werden, obwohl sie nicht geschrieben steht", so das Kreuz schlagen, die Orientierung der Kirchen gegen Sonnenaufgang und vieles andere, denn auch Joh. 20, 30 heißt es: „Vieles andere tat Jesus, das nicht geschrieben steht in diesem Buche." Welche Furcht die Gegner vor dem „andern Liedlein von Rom" hatten, das Luther in Aussicht stellte, spricht sich in fast naiver Weise aus in Murners Bitte, doch von dem „frevelhaften Dräuen" gegen den Papst zu lassen, den doch die armen Christen als ihre Obrigkeit erkennen. „Ehre uns an ihm, ehr seinen Stand und Würden und Dich selber." Trotz aller guten Worte aber ver-

hehlt er nicht, daß man einen hartnäckigen Ketzer billig verbrennen soll als einen verzweifelten Bösewicht. Am tiefsten entrüstet ihn, daß Luther den Papst einen Antichrist nennt. „Das lügst Du in Deinen Hals also tief hinab als Du es herausgelogen hast. Noch ist der Antichrist nicht gekommen, woher kommt Dir solcher Frevel?“ Wenn Christus verheißen habe, daß die Pforten der Hölle seine Kirche nicht überwältigen würden, so habe er sie auch nicht dem Antichrist preisgegeben. „Tut euch der Papst unrecht, und bedrückt euch, so klagt am rechten Ort, daß er gebessert und euch geholfen werden möge. Was aber soll der Karsthans und die aufrührerische Gemeinde dazu tun? Den Karsthans kenne ich, der versteht mit Pfaffen und Mönchen keinen Spaß, denn ich habe aus seinem eigenen Munde gehört, man habe ihm drei Zipfel genommen und fechte um den vierten, er wolle noch einmal mit dem Karst dreinschlagen.“ *)

Luther nahm den Angriff Murners leicht. Nur im Nachtrag zu der Erwiderung auf das „überchristliche Buch Emsers“ steht er Murnern Rede, indem er ihm mit einem gewissen Wohlwollen bezeugt, so schlimm wie Emser lüge er doch nicht. Er will ihm glauben, daß er es gut meine, und denen nicht Gehör geben, die Murners Person ihm „anders abmalen“. Aber auch ihm ruft er zu: „Schrift, Murner! Schrift, oder such Dir einen andern Kämpfer! Ich hab mehr zu tun, denn Deines schriftlosen Geschwätzes zu warten.“ „Hilf Gott, kann ich Euch denn nit in die Schrift bringen?“ Luthers Lehre von der unsichtbaren Kirche hatte Murner mit dem Staate Platos verglichen, der in den Lüften schwebt. So hatte Luther das, was die Gegner seinen Husitismus nannten, die Lehre von der unsichtbaren Kirche, gegen den Bettelmönch zu verteidigen, der ein sehr unerfreuliches Stück der sichtbaren war. Denn wie die späteren katholischen Dogmatiker erklärte Murner, daß die Kirche just ebenso sichtbar sei wie ein anderes Reich, daß sie Stätten, Raum, Güter, Menschen besitze und ohne diese nicht bestehen könne. Aber eben für dieses Dogma, daß zu einer rechten Kirche Landgüter, Klöster und Regalien gehörten, verlangt Luther einen Schriftbeweis. Wenn wir mit dem Credo an eine heilige Kirche glauben, dann ist sie unsichtbar, denn der Glaube ist die Gewißheit der Dinge, die man nicht sieht. Wenn die wahre Kirche sichtbar wäre, so würden wir sie wissen, nicht glauben. „Christus spricht: das Himmelreich ist inwendig in euch, man wird nicht von ihm

*) Kawerau a. a. O. 27.

sagen, hier ist es, dort ist es. Was aus dem Geist geboren ist, ist Geist. Der heilige Stephanus sagte: Gott wohnt nicht in gebauten Stätten. Bei Jesaja spricht Gott: wo ist der Raum, da ich wohne, wo ist das Haus, das ihr mir machet?" „Lieber Jesaja, weißt Du das nicht? Murner wird es Dir wohl sagen. Es ist zu Rom oder wo der Papst und Christen sein. Nein, spricht er, sondern mein Geist wohnet in einem armütigen, demütigen Geist, der mein Wort ehret. Wie dünkt Dich, Murner? ich mein, Du reitest auch fein einher mit Deiner Kirchen auf leiblichen Pferden, Städten und Türmen!" „Alle Christen in der Welt beten also: ‚Ich glaub an den heiligen Geist, eine heilige christliche Kirche, Gemeinschaft der Heiligen'. Ist der Artikel wahr, so folget daraus, daß die heilige christliche Kirche niemand sehen kann noch fühlen, mag auch nit sagen, sie ist hie oder sie ist da. Denn was man glaubt, das sieht oder empfindet man nit. Wiederum, was man sieht oder empfindet, das glaubt man nit." Nur die Papisten sprechen in ihrer Blindheit: „ich sehe eine heilige christliche Kirche . . ." Die Kirche ist für sie Papst, Bischöfe, Mönche usw. „Die Schrift aber spricht: Die Kirche ist nicht hie und da. Die Schrift sagt: die Kirche liegt an keiner Person, die Papisten sagen, die Kirche liegt am Papst. Die Schrift sagt, die Kirche ist nit auf zeitlich Ding gebauet, die Papisten sagen: die Kirche ist auf den Papst gebauet. Seid ihr nit feine Gesellen?" Nach der Schrift bestehet das Reich Gottes nicht in Essen und Trinken noch andern Äußerlichkeiten, für die Papisten aber, die das christliche Leben geörtert haben, besteht es „in Essen und Trinken, in Kleidern und Schuhen, in Platten und Haar, in Stätten und Raum, in Tag und Stunden. Der eine Orden fastet zu der Zeit, der andere in einer andern, der ißt nicht Fleisch, der nicht Eier, der trägt schwarz, der weiß, der ist ein Kartäuser, der ein Benediktiner. Das macht die Blindheit, daß man die christliche Kirche sehen und nit glauben will." Daß die Pforten der Hölle den Felsen der Kirche nicht überwältigen sollen, ist freilich geschrieben, aber eben darum ist der Papst nicht dieser Fels, denn er ist ein sündiger Mensch, den die Hölle stündlich überwältigt. Daß Petrus das römische Bistum bekleidet habe, sei im Neuen Testament nirgend zu lesen. Darum ist der, der das römische Papsttum Petri leugnet, auch kein Ketzer, denn er widerspricht nicht der Schrift, sondern menschlichen Meinungen. „Ich achte aber, daß es aus sonderlichem Rate Gottes geschehen sei, daß S. Paulus und nicht S. Petrus nach Rom kommen sei, denn er hat

wohl vorher gesehen, die Papisten würden darauf ihr Papsttum bauen. Darum hat er sie in Dreck und Sand gesetzt, ehe sie angefangen zu bauen und keinen gewissen Grund gelassen." Den Widerspruch gegen das römische Papsttum mit dem Spruche bannen: „Du bist Petrus," heiße ein Feuer löschen, indem man einen Strohhut darauf setzt. Da Luther es aber mit einem poeta laureatus zu tun hat, gibt er ihm noch ein Sprüchlein auf den Weg, das ihm vom Rhein her zugeschickt worden sei:

„Doktor Murner, wie ich bericht,
Hat aber eine Nacht geschlafen nicht,
Zweier neuer Büchlein zugericht" usw.

Der Zusender mochte Wolfgang Capito in Mainz oder Petrus Francisci in Hagenau sein, die ihm zugleich über die Person Murners viel Nachteiliges mitteilten, was Luther in seiner Erwiderung vornehm bei Seite ließ. Da Murner infolge seiner „brüderlichen Ermahnung" von allen Seiten angegriffen wurde, verlegte er den Kampf auf das Gebiet, auf dem er zuerst seinen Ruhm erworben hatte, auf das der Poesie. In der Tat ist sein „Neues Lied von dem Untergang des christlichen Glaubens" im Volkston vielleicht seine beste, jedenfalls seine uns am meisten sympathische Dichtung. Um so gemeiner war der Ton, den er im Dezember 1522 in seiner Satire „Von dem großen lutherischen Narren und wie Doktor Murner ihn beschworen", anschlug. Er entschuldigt diesen Ton selbst:

„Ich hab sie des geniessen lon,
Wie sie mir haben vorgeton."

Johann Eberlin von Günzburg hatte seine Reformvorschläge in einer Schrift „Die fünfzehn Bundesgenossen" vorgetragen. Daraus entnimmt Murner die Idee, durch ein Narrenschneiden aus dem großen Lutherschen Narren die Bundesgenossen hervorzuziehen, die in ihm stecken. Im Haupte sitzen die gelehrten Narren, in den Taschen die Feinde der Klostergelübde und Klostergüter, im Bauch alle die, die gegen Murner selbst geschrieben haben. Der Reihe nach straft er sie ab, wobei auch ihre Reformvorschläge giftig glossiert werden. Neben dem Bundschuh ist Luthers Freund Stiefel und der in Straßburg gefürchtete Karsthans nicht vergessen. Um Murner zu gewinnen, schlägt Luther in dem Gedichte dem Gegner vor, er wolle ihm seine Tochter zum Weibe geben. Aber der Bräutigam entdeckt bald, daß seine Braut die Grind hat, weshalb er sie, da die Ehe kein Sakrament ist, mit Schimpf und Schande davonjagt. Von religiöser Gesinnung

ist in diesem ungeschlachten Angriff wenig zu entdecken, um so mehr Haß auf die Bewegung, die dem fröhlichen Leben der Straßburger Bettelmönche und ihrer Freundinnen im Kloster der heiligen Klara ein Ende machte und mehr als einen hilflos auf die Straße geworfen hatte. Ein boshafter Holzschnitt in dem Büchlein stellte Luthern dar, wie er den Bundschuh der Bauern schmiert, wie denn für Murner feststeht, daß Luther im Bunde mit Karsthans einen Bauernaufstand herbeiführen möchte. Als derselbe wirklich ausbrach, verlangten darum die Bauern die Auslieferung des nach Oberehnheim, in seine Heimat, verzogenen Murrnarren, den sie als ihren geschworenen Gegner betrachteten. Auch andere Widersacher hatte der Barfüßer so schmutzig angegriffen, daß der Straßburger Rat die Vernichtung der Schrift anordnete. Er selbst freilich brachte seinen Lutherschen Narren sogar auf die Kanzel und legte ihn seinen Predigten zugrunde. Geantwortet hat ihm Luther nur dieses einzige Mal; man nannte Luther streitsüchtig, und doch nahm er von zehn ihm hingeworfenen Herausforderungen höchstens eine auf. Auch die Siege in den aufgenötigten Fehden freuten ihn nicht, da er immer noch selbstquälerisch denen recht gab, die sein schroffes Verhalten verurteilten. „Mit Recht," schreibt er an Pellicanus in Basel, „mahnst Du mich an Bescheidenheit; ich fühle das selbst auch, aber ich bin meiner nicht mächtig. Es reißt mich, ich weiß nicht was für ein Geist dahin, während ich mir bewußt bin, niemanden übel zu wollen. Aber jene drängen mich so wütend, daß ich auf den Satan nicht genug achte. Darum bete für mich zum Herrn, damit ich das, was für ihn, nicht was für jene sich ziemt, schreiben möge."

Aber was half der beste Wille, den Frieden zu wahren, bei dem Ungestüm, mit dem die Gegner auf ihn einstürmten. In Worms hatte der Nuntius Aleander die Losung ausgegeben, in der Osterbeichte dürfe niemand absolviert werden, der nicht die Bulle gegen Luther anerkenne und verspreche seine Schriften auszuliefern. War die Verbrennung der Lutherschen Bücher in Sachsen nirgend durchzusetzen, so bedrängten jetzt die Priester ihre Gläubigen im Beichtstuhl mit der Frage, ob sie solche Bücher besäßen und verlangten, daß man sie ihnen ausliefere. Um die geängsteten Gewissen zu beraten schrieb Luther einen „Unterricht für die Beichtkinder", der am 17. Februar in die Druckerei, am 27. Februar fix und fertig nach Worms geht. Der Rat Luthers ist, der in dieser Weise im Beichtstuhl Bedrängte solle antworten: „Lieber Herr, ich bitt, wollt mich nit in die Strick und Fährlichkeit jagen. Ich bin nit kommen zur Beicht, daß Ihr

mich bestricken, sondern lösen sollt. Denn dieweil in dieser Sache viel gelehrter und großer Leute auf beiden Seiten sich bemühen, und noch nichts Endliches beschlossen ist, bin ich und Ihr selbst zu gering, das Urteil auf einen Ort zu stellen.“ Will der Priester aber absolut nicht absolvieren, „so laß fahren Sakrament, Altar, Pfaff und Kirche. Der rechte Bischof der Seelen wird Dich selber speisen“. Auch von der Losung, die Aleander gegeben hat, Bischöfe und Ordensobere sollten Priester und Mönche verpflichten, gegen Luther zu predigen, verspürt er alsbald die Wirkung. „Ich glaube nicht,“ schreibt er an Spalatin, „daß jemals gegen einen Menschen von der Kanzel so geschrieen worden ist, wie von den Minoriten und den Predigermönchen gegen mich geschrieen wird. Was wunders, wenn ich mich freue, so geben sie sich selbst dem Volke preis und machen ihre Gedanken offenbar.“

Während er so in der Nähe sich zu decken hatte, war draußen bereits wieder ein neuer Angriff erfolgt, den er abwehren mußte. Aleander hatte in Worms dem Kaiser eine Apologie des Lancelot Politus, im Orden der Dominikaner Ambrosius Katharinus genannt, gegen die dogmata impia et valde pestifera Lutheri als eine besonders schlagende Abfertigung des Wittenberger Ketzers zugestellt und Spalatin wünschte darum, daß Luther sie beantworte. „Das ist der dritte Dominikaner,“ schreibt Luther an Link, „den sie gegen mich aussenden: Cajetan, Prierias, Katharinus. Für was für Trojaner sollen wir sie halten, wenn das ihre Hektore sind!“ Seine Gegenschrift widmete er dem Generalvikar Link in Nürnberg, der sie ihm zugeschickt hatte, obwohl er sie, wie Luther meint, lieber dem Pegnitzflusse oder dem Gotte Vulkan hätte anvertrauen sollen. Dem Mönche in Rom aber antwortet er: „Du kommst zu spät, mein Katharinus, es handelt sich schon nicht mehr darum, ob ein Papst ist, sondern was er ist?“ Die längst widerlegte Begründung des Papsttums mit Matth. 16, 18 weist er nochmals zurück. Die wahre Kirche ist überall, wo der Geist, das Evangelium, der rechte Brauch der Sakramente ist, und weil die den Papisten fehlt ist ihre Kirche die Kirche des Antichrists. So ist das Papsttum die Erfüllung dessen, was Daniel 8, 25 ff. und 2 Thess. 2, 3 ff. vorhergesagt ist. Die Deutung von Schriften aus der Zeit der Seleuciden und Cäsaren auf Vorgänge der Gegenwart ist freilich phantastisch genug und es erinnert an die Schriftauslegung der Spiritualen und Apostelbrüder, wenn Luther den Stern, Apokalypse 9, und den Rauch von Heuschrecken, die aus dem Brunnen des Abgrunds aufsteigen, auf Thomas von Aquino deutet und

vermutet, der Rauch seien die Meinungen der Scholastiker, die Heuschrecken das Volk der Universitäten, der Apollyon selbst aber Aristoteles. Der eigentliche Schwerpunkt liegt doch auch hier nicht auf dem exegetischen Erweis des antichristlichen Charakters des Papsttums, sondern auf dem praktischen Nachweis der Irrlehren und Greuel, durch die der Papst sich als Antichrist erwiesen habe. Zumal bei versammeltem Reichstag wird die Schrift von höchst aktueller Bedeutung, ja er bezeichnet sie sogar in dem Nachworte an Link als das dritte Liedlein von Rom, das er am Schlusse seiner babylonischen Gefangenschaft in Aussicht gestellt hatte. Der Papst ist der Antichrist, das war das Geheimnis, das er damals noch in seinem Herzen verschlossen gehalten hatte. Als freilich die Schrift im Juni erschien, war der Reichstag längst auseinander gegangen, Karl V. war in Brüssel in den Händen der Pfaffen und der Schreiber selbst saß auf der Wartburg.

Während Luther an der Schrift gegen Katharinus schrieb, meldete sich auch Prierias wieder, von dem er in dem Eingang seines Buchs geäußert hatte, er sei verstummt wie eine Spitzmaus. Im Nachwort schrieb er nun, er habe auf die neue Schrift nichts zu sagen als was er vordem schon erwidert habe. Damit nicht genug lief gleichzeitig jenes Verzeichnis der Ketzereien ein, die Luther zu widerrufen habe, falls Glapion, der dasselbe aufgestellt hatte, ihm seinen Frieden mit dem Papste vermitteln solle. Luther antwortete, um zu widerrufen, werde er nicht nach Worms reisen, das könne er auch in Wittenberg tun — wenn er es tue. Dem Kurfürsten nimmt er allerdings in dieser Hinsicht nicht alle Hoffnung, da er eine Berufung nach Worms wünscht, einem Ordensbruder aber vertraut er an: „Mein Widerruf wird der sein, ich habe früher gelehrt, der Papst sei der Stellvertreter Christi, das widerrufe ich und sage: der Papst ist der Widersacher Christi und der Apostel des Teufels.“

Ein heiteres Zwischenspiel, das Luthern in dieser Zeit der Spannung sehr erfreute, setzten die Studenten in Szene, indem sie den Schwank vom 10. Dezember an Fastnacht wiederholten. Sie veranstalteten einen festlichen Aufzug, bei dem ein Papst auf einem Wagen umhergeführt wurde, der den Angriffen der Gegner geschickt auswich, bis er schließlich doch in wilder Flucht mit seinem Hofstaat und Gesinde das Hasenpanier ergriff. Luther freute sich, daß die Posse auch in bildlicher Darstellung verbreitet werden solle und alsbald sehen wir ihn an einem ähnlichen Bilderzyklus seines Freundes Lukas Kranach mitarbeiten. Bildliche Darstellungen des

armen Lebens Christi im Kontrast zu dem üppigen Leben des Papstes und seiner Kardinäle waren seit der Hussitenzeit öfter verbreitet worden. So kam Kranach, wohl durch Luthers Schrift gegen die Bulle des Antichrists angeregt, auf den Gedanken, in einem „Passional Christi und Antichristi“ diesen Gegensatz bildlich zur Darstellung zu bringen. Dasselbe zeigt im ersten Bild, wie Christus flieht, als sie kamen, um ihn zum König zu machen, während das Gegenbild den Papst darstellt, der mit Kanonen und Hellebarden um die Herrschaft Krieg führt; Christus wäscht seinen Jüngern die Füße, der Papst läßt sich von den Seinen den Fuß küssen; Christus heilt die Lahmen und Krüppel, der Papst sieht von der Tribüne zu, wie die Kämpfer sich zu Krüppeln schlagen. Christus trägt die Dornenkrone, der Papst die dreifache Krone, so wird die Antithese fortgeführt bis zu Christi Himmelfahrt, der gegenüber das sechsundzwanzigste Bild die Bestie und den falschen Propheten zeigt, wie sie ergriffen und in den feurigen See geworfen werden, der von ewigem Schwefel brennt. Bei der Auswahl der Schriftstellen kann Luther noch mitgewirkt haben, das fertige Werk erhielt er Ende Mai auf der Wartburg und schrieb an Melanchthon darüber: „Valde mihi placet.“ Aber, obwohl er so mitten im Kampfe stand, arbeitete er zugleich in stillen Stunden wieder an einem jener Traktate im Stil der mittelalterlichen Mystik, wie sie ihm zuerst die Herzen der Frommen gewonnen hatten. Es ist, als ob der Bruch mit seinem Vater Staupitz, der ihn in jenen Tagen tief bewegte, noch einmal die Saite in seinem Gemüte berührt hätte, die stets einen so vollen und schönen Ton gab. Es war ein Büchlein über den Lobgesang der heiligen Jungfrau, das er auf Anregung des Kurprinzen Johann Friedrich in Angriff nahm. Der junge Mensch, der schon frühe zu theologischen Grübeleien neigte, hatte die Gewohnheit, alle seine kindischen Skrupel dem Doktor Martinus vorzulegen. Luther soll auf die Frage, was Gott vor der Schöpfung der Welt getan habe, einmal geantwortet haben: „Er saß in einem Birkenwald und schnitt Ruten für naseweise Leute, die unnütze Fragen stellen.“ Ein solcher Naseweiser war auch der Kurprinz. Am 31. März 1521, als Luther wahrlich Wichtigeres zu tun hatte, mußte er die Frage des Prinzen beantworten, ob Jesus, als fleischgewordener Logos, des Schlafes nicht bedurfte, da die Schrift nur ein einziges Mal vom Schlafen Jesu rede? Luther konnte darauf nur antworten, daß es uns nicht not tue das zu wissen, es genüge zu glauben, daß des Herrn Wachen und Schlafen Gott angenehm war. So hatte der Kurprinz im Herbst

1520 Luthern geklagt, daß er den Lobgesang der Maria (Luk. 1, 46 ff.): magnificat anima mea deum, nicht verstehe und Luther versprach ihm, denselben zu erläutern. Aus diesem Anlaß entstand die schöne Auslegung des Magnificat, die Luther aber erst auf der Wartburg vollenden konnte. Noch drei Bogen schickte er gedruckt am Ostersonntag, unmittelbar vor seiner Abreise, an Johann Friedrich als Abschiedsgruß. „Auf den Reichstag gefordert," schreibt er ihm, „muß ich alles liegen lassen. Hilft mir Gott wieder nach Hause, so soll es Ew. Fürstlich Gnaden gar schnell haben." So sah er sich aus der stillen Kontemplation der Klosterzelle, als er es gar nicht mehr erwartete, in das Getümmel des Reichstags geworfen, wo man schon seit Wochen über sein Kommen oder Nichtkommen gestritten hatte.

XX

Luther auf dem Reichstag zu Worms.*)

Die Frage, ob Luther auf dem Reichstage gehört werden solle, war, wie wir sahen, in Worms Gegenstand eines versteckten Ränkespiels und heftiger Kämpfe der Parteien gewesen, so daß der Mönch selbst bis zum letzten Moment darüber im ungewissen blieb, ob er sich vor Kaiser und Reich werde verantworten dürfen. Nur Eines stand ihm fest, daß wenn der Kaiser ihn rufe, er erscheinen müsse. Als er am 21. Dezember 1520 eine Anfrage Spalatins erhielt, was er für diesen Fall zu tun gedenke, erwiderte er: „Ich werde kommen, wenn man mich ruft, ob ich mich auch krank müßte hinführen lassen. Greifen sie zur Gewalt, wie es wahrscheinlich ist, denn dazu, um belehrt zu werden, lassen sie mich nicht rufen, so muß man die Sache dem Herrn befehlen, denn noch lebt der Gott, der die drei Knaben im feurigen Ofen erhielt. Zu sorgen ist nur darum, daß das Evangelium, das wir begonnen, nicht zum Spotte werde, und das würde es, wenn wir nicht bekennen wollten, was wir lehrten und uns weigerten, unser Blut dafür zu lassen. Dafür allein wollen wir beten, daß der junge Kaiser nicht das Schicksal Sigismunds haben möge, der nach Husens Tod weder Glück noch Stern mehr hatte und ohne Erben starb. Ist es beschlossen, daß ich überliefert werde den Hohenpriestern und Heiden, so geschehe Gottes Willen. Amen. Da hast Du meinen Beschluß und meine Meinung. Alles erwarte von mir, nur nicht Flucht oder Widerruf. Lebe wohl und sei stark im Herrn." Kurze Zeit nach dieser Erklärung Luthers traf der Kurfürst am 5. Januar 1521 in Person in Worms ein und der Empfang, den er beim Kaiser fand, war so gnädig, daß er Luther veranlaßte, eine Erklärung einzusenden, die

*) Die Belegstellen in „Aleander und Luther auf dem Reichstage zu Worms". Berlin. G. Grote. 1897.

geeignet sei, zur Beilegung des Streites zu dienen. Auch das war ein gutes Zeichen, daß die nach dem Reichstage reisenden Fürsten Joachim von Brandenburg und Albrecht von Mecklenburg bei ihrer Durchreise durch Wittenberg am 16. Januar, trotz der Bannbulle, Luthern in ihre Herberge befahlen und ihn gnädig empfingen. Nach Worms sendete Luther auf jene Mahnung des Kurfürsten hin ein Exemplar seiner im Vorjahr erschienenen „Protestation und Erbieten, daß er ein gehorsamer Sohn der Kirche sei und schweigen wolle, wenn er es vor seinen Widersachern könnte". Als dann Herzog Johann seinem Bruder nach Worms nachgefolgt war, berichtet der Nuntius Aleander am 8. Februar nach Rom, ein Herr von Cistein (d. h. des Herzogs Hofmarschall Ende zum Stein), habe dem Kaiser ein Schreiben Luthers, ohne Zweifel jenes „Erbieten" überreicht, aber der törichte junge Mensch riß dasselbe ungelesen in Stücke, die er dem Überbringer vor die Füße warf, denn der kaiserliche Jüngling ist viel zu fromm, um zu lesen, was ein Exkommunizierter ihm schreibt, obwohl er über denselben als Kaiser Recht sprechen soll. Aleander aber las die Papierfetzen sorgsam auf und schickte sie nach Rom, wo sie dem Archiv einverleibt wurden. Zwei Tage, nachdem der Nuntius diese Szene berichtet hat, sah er sich im Besitz der Bulle Decet Romanum pontificem, die den Prozeß gegen Luther abschloß und ihn, nachdem er alle gesetzten Fristen hatte verstreichen lassen, definitiv aus der Kirche ausschloß. Da aber inzwischen die ganze Treulosigkeit der Kurie in den spanischen Händeln zu Tag gekommen war, konnte Luther infolge eines Schreibens des Kurfürsten noch am 7. März seinem Ordensvikar melden, daß die Sache noch lange nicht im Neste der Papisten sei. Die Hoffnung nach Worms berufen zu werden, hatte er trotzdem bereits aufgegeben, als am 26. März ein kaiserlicher Herold, das Tuch mit dem Reichsadler über dem Arm, mit seinem Knechte über die Elbbrücke in Wittenberg einritt, um Luthern nach dem Reichstag zu entbieten. Der Herold war ein fröhlicher Rheinländer, Kaspar Sturm aus Oppenheim, genannt Teutschland, kein gewöhnlicher Kriegsknecht, sondern mit Luthers Büchern vertraut und später sogar Schriftsteller, wie er denn seine Erinnerungen aus der Sickingenfehde, in der er gleichfalls seines Heroldamts wartete, dem Druck übergeben hat.*) Daß er dem Wittenberger Mönche treu ergeben war, wußten die, die Luthern seiner Obhut anvertrauten, denn Sturm hatte in Worms

*) Vgl. Clemen: Beiträge zur Reformationsgeschichte. Heft 3, 1.

großen Anstoß erregt, indem er einem Verteidiger der päpstlichen Mißbräuche im Streite gedroht hatte, er wolle ihn in den Rhein werfen. Im Interesse von Luthers Sicherheit war ohne Zweifel gerade diese Wahl getroffen worden, über die Aleander sich sehr entrüstet. Für Luther war das Entscheidende, daß er durch den Reichsherold nicht zitiert wurde, um zu widerrufen, sondern daß der Kaiser „den Ehrsamen, Lieben, Andächtigen" vorlud, „um von ihm der Lehre und Bücher halber, die von ihm ausgegangen, Erkundigung zu empfahen". Der Reichstag verhandelte mit ihm als Macht zu Macht, nicht wie mit einem Angeklagten. Sowohl der Kaiser, wie der Kurfürst und Herzog Georg gewährten ihm für diese Reise ihr sicheres Geleit, nur daß ihm der Herzog in seinem Geleitsbriefe, kleinlich genug, das Prädikat des „Ehrsamen" verweigerte. Noch einmal bestieg Luther am Gründonnerstag den 28. März 1521 die Kanzel, doch ohne in seiner Predigt auf seine eigene Lage Bezug zu nehmen. Er predigte über das Abendmahl, das Thema des Tages. Seine Predigt rügt das kirchliche Gebot um Ostern zu kommunizieren, weil so aus Gewohnheit geschieht, was doch nur aus innerem Verlangen geschehen sollte. Würdig sind auch nicht die, die sich darauf verlassen, daß sie alle Sünden gebeichtet haben und nun sie los sind, sondern „solche Geister hat Gott lieb und sein ihm willkommen, die also von ihren Sünden und Gebrechen gejagt werden, wie Psalm 42 sagt: ‚Wie ein gejagter Hirsch begierig ist nach einem frischen Brunn Wasser, so verlangt auch meine Seele nach dir.'" „Wehe allen solchen Lehrern, die des heiligen Sakraments Brauch und Kraft nit allein schweigen, sondern auch hindern mit ihrem tollen Treiben und Schreiben. Gott erlös uns von ihnen! Amen." Das war sein letztes Wort an die vom Abschied beklommene Gemeinde. Unmittelbar nach dem Feste, am Dienstag, den 2. April, trat er die schwere Reise an. Als socius itinerarius wurde ihm Bruder Petzensteiner mitgegeben, derselbe, der bei dem Überfall auf der Rückreise so tapfer in die Büsche lief. Von den Studenten erbat sich ein junger Edelmann aus Pommern, Peter Swaven, die Ehre, dem geliebten Lehrer zur Seite zu stehen. Er war ein Hausgenosse Melanchthons und hatte schon den Ausmarsch der Studenten nach Leipzig mitgemacht, den Herzog Barnim von Pommern leitete. Herzog Bogislav setzte ihn nach seiner Heimkehr eine Weile gefangen, schließlich kam er als Rat Friedrichs I. von Dänemark zu hohen Würden und wurde zu wichtigen Missionen in Frankreich verwendet. Luther hielt schon damals große Stücke auf den jungen Adeligen und läßt ihn von

der Wartburg freundlich grüßen. Von der Universität beschloß Amsdorf als Ritter Hieronymus den neuen Hus zu begleiten. Man hat oft gefragt, warum Luther allen andern Freunden den schroffen und leidenschaftlichen Amsdorf vorgezogen habe; die Antwort liegt in Amsdorfs damaligem Entschluß, den er mit Gefahr seines Lebens faßte, denn Amsdorf hatte kein freies Geleit. Das hat ihm Luther nie vergessen; bei ihm hieß es: „Treue um Treue."

Der Abschied von der Stadt war der herzlichste. Die Universität verehrte ihm zwanzig Gulden als Reisegeld. Die Stadt stellte ihm einen Wagen mit drei Pferden. So fuhren sie ab, „selb viert auf einem sachsischen Rollwegelin". „Vor dem wagen sein geritten der geschickt kaiserliche Ehrenholdt mit sampt seinem Diener und hat sein Klayder mit dem Adler am Arm gefurt", wie Kanonikus Veit Warbeck, ein Vertrauter des Herzog Johann, berichtet. „Zu Leipzig hat man nit viel nach dem Luther gefragt; allein der Rat hat ihm den Wein geschenkt." Wärmer war die Aufnahme in Naumburg, wo ihn der Bürgermeister zu Tisch lud und ihm ein Priester, nicht eben ermutigend, ein Bild Savonarolas schickte, wie Mathesius erzählt. In Weimar, nach einem andern Bericht in Erfurt, fand Luther das Edikt Karls V. angeschlagen, das seine Bücher sequestrierte. Luther erbleichte, als er es las, denn das war auch sein Urteil. Der Herold fragte ihn, ob er unter diesen Umständen überhaupt noch dem Reichstag sich stellen wolle? Aber der Mönch wollte nicht in contumaciam abgeurteilt sein; er schwankte keinen Augenblick. Der Herzog Johann war aus Worms bereits wieder zurück, aber wir hören nicht, daß er den Gebannten empfangen hätte. Nur ein Reisegeld schickte er ihm, da das von Wittenberg mitgebrachte den Wormser Preisen nicht Rechnung trug. Auch eine Predigt hielt Luther in Weimar, mit der man den Austritt eines Minoriten aus seinem Orden in Verbindung brachte. Der Weimarer Priester Mecum (Mykonius) aber berichtet: „Wo Luther in eine Stadt zog, lief das Volk ihm entgegen für die Stadt und wollte den Wundermann sehen, der so kühn wäre, und sich wider den Papst und alle Welt legen durfft. Etliche trösteten ihn unterwegen sehr übel, daß weil so viel Kardinal und Bischoff zu Worms am Reichstag wären, würd man ihn allda flucks zu Pulver brennen, wie dem Hussen zu Kostnitz geschehen." Ihn aber schreckte weder Husens noch Savonarolas Asche. „Und wenn sie gleich ein Feuer machten," antwortete er, „das zwischen Wittenberg und Worms bis an Himmel reicht: weil er erfordert wäre,

so wollt' er doch in dem Namen des Herrn erscheinen und dem Behemot in sein Maul zwischen seine großen Zeen treten, und Christum bekennen und denselben walten lassen.“ Bei Lang in Erfurt fragte er an, ob man im Augustinerkloster, dem doch auch Leute wie Usingen angehörten, sich getraue einen Gebannten zu beherbergen? Der Prior, Luthers Freund Lang, hatte kein Bedenken und das weitere nahmen Crotus, Jonas und Hesse in die Hand. Die Führer der Humanisten und alten Freunde beschlossen, dem Augustiner einen feierlichen Empfang zu bereiten. Justus Jonas, Kanonikus an der Severikirche, ritt nach Weimar hinüber. Er hatte damals einen Ruf als Lehrer des Kirchenrechts und auf die Propstei des Wittenberger Stifts in Aussicht, da am 21. Januar der Jurist Göde, Luthers Lehrer in Erfurt und Gegner in Wittenberg, gestorben war. So war er doppelt erfreut, dem berühmten Mönche, dessen Kollege er werden sollte, die Wege ebnen zu können. Mit ihm setzte Luther die Reise fort. Welche Gedanken mußten den Mönch bewegen, als er denselben Weg, den er als Student, Magister und Klosterbruder so oft gezogen, unter so ganz neuen Verhältnissen dahinfuhr, während der Herold, den Reichsadler am Arm, an seiner Seite ritt! Selbst die Bäume am Wege waren Zeugen seiner schweren Jugend, seiner inneren Kämpfe und seines endlichen Sieges gewesen. Nun war er 38 Jahre alt, aber abgeschlossen hatte er immer noch nicht, nein, er stand jetzt erst recht am Anfang! Auch Erfurt war inzwischen ein anderes geworden. Jene Poetenschüler, die einst in Erfurt mit ihm gezecht und gesungen, die weinend mit ihm vor der Klostertür gestanden, waren nun eine herrschende Partei. Man hatte den aus Italien heimgekehrten Crotus zum Rektor magnificus gemacht und der alte Stürmer war sofort entschlossen, die Durchreise seines Martinus zu einer großen, antiklerikalen Demonstration zu benützen. Die Bürgerschaft aber, die längst bestrebt war, das Joch des Erzbischofs von Mainz abzuschütteln, kam dieser Absicht eifrig entgegen. Sofort, an der Grenze des Erfurter Gebiets, erwartete eine Reiterschar von vierzig Pferden Luthers dreispännigen Wagen. An der Spitze trat Seine Magnifizenz, der Rektor Crotus, ihm in Person entgegen und hielt eine Ansprache an ihn, in der es nach der poetischen Erzählung des Freundes Eoban hieß:

Diese Züge zu schauen, sie als die Deinen zu kennen,
Heißt der Freude Maß überschreiten zu weit.
Ein erwünschteres Heil ist uns noch niemals gekommen;
Keiner der Himmlischen selbst könnte erwünschter uns sein.

Eoban selbst aber jubelt: „Nun frohlocke, erhabenes Erfurt! Bekränze mit festlichem Laubwerk dein Haupt, denn siehe, es kommt, der dich vom Schmutze reinigt, unter dem du so lange geseufzt hast!“ Gleich am nächsten Tage, am Sonntag Quasimodogeniti, predigte der Gebannte in der Kirche des Augustinerklosters, wo er viele Jahre als einfacher Bruder im Chor gesessen. Die Rechtfertigung des Menschen war auch hier sein Thema. „Einer bauet Kirchen, der andere wallet zu S. Jakob oder zu S. Peter, der dritte fastet und betet oder trägt Kappen, geht barfuß oder tut sonst, was da gesein mag. Solche Werke sind gar nichts und müssen im Grunde zerstört sein.“ „Als Christus zwischen zwei Mördern am Kreuze hing, da hat er uns die Seligkeit erworben.“ Mächtig eifert er gegen die Priester, die sich ein Gewissen daraus machen, anders als nüchtern eine Messe zu lesen, wenn sie auch nur drei Zuckerkörner gegessen hätten, aber ein Herz voll Neid und Bosheit nicht für ein Hindernis achten. „Daß heißt denn mit dem Teufel zum Himmel gefahren. Ich weiß wohl, daß man's nicht gern hört, aber ich will die Wahrheit sagen und muß es tun. Darum stehe ich hier.“ Wir besitzen die Predigt in der Nachschrift des späteren Superintendenten Greiser, sie wäre aber ohne Luthers Geistesgegenwart fast unglücklich unterbrochen worden. Die Balken einer mit Zuhörern überfüllten Empore begannen zu krachen, es brach eine Panik aus, die bei der dicht gedrängten Menge großes Unheil anrichten konnte. Die Leute wollten bereits von der Empore durch die Fenster auf den Kirchhof hinabspringen. Luther aber rief hinüber: „Sei still, liebes Volk, es ist der Teufel, der richtet so eine Spiegelfechterei an, sei stille, es hat keine Not.“ „Ich kenne deine Tücke, Satan,“ setzt er dann charakteristisch hinzu. Seinen Anhängern erschien der Vorgang als ein Wunder. „Dieses ist das erste Zeichen, so Luther tat,“ sagt ein Erfurter Chronist, „und seine Jünger traten zu ihm und dienten ihm.“ Auch die Universität gab ihm ein Festessen; Crotus selbst freilich bekennt, daß diese Art der Feier dem frommen Pater nicht zugesagt habe, aber, setzt er hinzu, „das Wort Gottes, dessen Vorkämpfer er ist, mußte also geehrt werden“. Crotus selbst gab als Rektor dem Scheidenden noch einige Stunden weit das Geleit und Eoban rief beim Abschied: „Decke Du auf die römischen Ränke, die Schmach des Erdkreises! Das große Deutschland wird für Dich in den heiligen Kampf treten. Ziehe hin und fürchte Dich nicht.“ Justus Jonas schloß sich Luther an und ritt dann nach Worms voraus, um ihm auch dort einen ähnlichen Empfang zu bereiten, damit der Reformator nicht wie ein Ge-

fangener einziehe, sondern wie ein Triumphator. Es war für Jonas ein Glück, daß er Erfurt mit Luther verließ, denn die Canonici der Severikirche erhoben gegen ihn und seinen Kollegen Drach Klage, daß sie durch Verkehr mit dem Gebannten selbst der Exkommunikation verfallen seien. Als der Dekan in der Tat Drakonites mit Gewalt aus der Kirche entfernte, rief der Mißhandelte die Hilfe der Universität an und mit einbrechender Nacht begann ein Pfaffenstürmen, dem die Wohnungen der Stiftsherren zum Opfer fielen. Natürlich machten die Gegner nun Luther für dieses häßliche Nachspiel zu seinem festlichen Empfang verantwortlich. Aber auch in anderer Beziehung hatte man dem von Arbeit und Askese geschwächten Mönche einen schlechten Dienst geleistet. Zwei Tage nach dem Feste erkrankte er und nur ärztliche Hilfe brachte ihn wieder auf die Beine, doch blieb er leidend. Auch in Gotha trug sich bei seiner Predigt in der Augustinerkirche ein Wunder zu. „Da ein trefflich Volk da war,“ erzählt Mykonius, „riß der Teufel nach der Predigt vom Kirchengiebel, der gegen die Stadtmauer geht, etliche Steine herab. Hatten über zweihundert Jahre da fest gelegen und sind bis auf den heutigen Tag nicht wieder gebaut.“ Ein wunderbares Schauspiel, dieser Zug des geistigen Befreiers durch ein tief umnachtetes Volk, das ihn nicht anders zu ehren weiß als mit neuem Aberglauben! Es lag offenbar nur an dem Mönche, ähnlich wie seiner Zeit der heilige Bernhard oder der Franziskaner Capistrano, von Station zu Station Wunder zu tun. Bildete ihn ein Freund wie Lukas Kranach schon jetzt mit einem Heiligenscheine ab, so trachtete die Menge erst recht danach, ihn mit allem Wunderspuk des Mittelalters zu umgeben, wenn nur er selbst sich darauf hätte einlassen wollen. „Zu Eisenach,“ berichtete Mykonius, „ward Lutherus sehr krank, also daß man auch seines Lebens in Sorg stand. Als er aber eine Ader schlahen ließ, und Johannes Oßwald, Schultheiß, danach Bürgermeister zu Gotha, ihm ein edel Wasser zu trinken gab, und er darauf entschlief, ward es besser.“ Am 14. April schrieb Luther von Frankfurt an Spalatin in Worms: „Wir sind angekommen, mein Spalatin, obwohl der Satan mich durch mehr als einen Krankheitsanfall zu verhindern sich bemühte. Denn auf dem ganzen Wege von Eisenach bis hierher war ich siech in einer Art, wie ich sie früher nicht kannte. Daß das Mandat Karls veröffentlicht wurde, um mich zu schrecken, sehe ich ein. Aber Christus lebt und wir werden nach Worms kommen allen Pforten der Hölle und Gewalten der Luft zum Trotz.“ Abgestiegen war er in Wolf Parentes Gasthaus zum

Strauß am Kornmarkt. Der gebannte Mönch betrat die gegenüberliegende Knabenschule des Humanisten Nesen, und man nannte noch später zwei Knaben, denen er mild und fromm die Hände aufgelegt. Eine Matrone, die Witwe von Holzhausen, deren Sohn die Schule besuchte, küßte ihm die Hand und schickte dem kranken Reisenden, der einen so schweren Gang vor sich hatte, aus gutem Herzen zwei Maß Malvasier. Sie richtete damit ein großes Gerede an, denn sogar der Nuntius Aleander fand für nötig nach Rom zu berichten, der Ketzer sei ein großer Freund dieses Getränks, Thomas Münzer nennt ihn noch vier Jahre später den Malvasierer und Emser wirft ihm später vor, wenn er so viel Wasser tränke wie Malvasier, hätte er nicht das Bedürfnis gefühlt zu heiraten. Emser mußte das ja wissen. Die Herberge zum Strauß umlagerten die Frommen, um den Ketzer zu belauern. So berichtet der Domdekan Cochläus: „In den Herbergen großes Zutrinken, fröhliches Bechern und musikalische Ergötzlichkeit, so daß Luther selbst auf heller Laute spielend alle Augen auf sich wendet, ein neuer Orpheus, aber in Tonsur und Kutte und darum noch verwunderlicher.“ Luthers Fröhlichkeit ist um so charakteristischer für den tapferen Mönch, als die Nachrichten aus Worms, die er vorfand, nichts weniger als ermutigend klangen. Der Kurfürst hatte schon früher den Gedanken erwogen, Luthern nicht auf den Reichstag selbst kommen zu lassen, wo er ihm Verlegenheiten machen konnte, sondern ihn in der Nähe zu behalten, wo er für etwaige Fragen des Kaisers und der Fürsten zur Hand war. Auch jetzt scheint Spalatin es ganz in Luthers Ermessen gestellt zu haben, ob er kommen wolle, denn dieser antwortet: „Briefe mag ich weiter nicht schreiben, bis ich erst selbst gegenwärtig sehe, was zu tun, daß wir den Satan nicht etwa aufblähen, den wir vielmehr zu schrecken und zu verachten willens sind. Machet mir also die Herberge zurecht.“ Nach dem Wunsche des Kurfürsten war diese Entscheidung nicht und noch weniger nach dem des Kaisers. Der kaiserliche Beichtvater Glapion hatte auch bereits Sickingen dafür gewonnen, er solle Luthern zu sich einladen, damit auf der Ebernburg durch private Konferenzen die Beilegung des Streits versucht werde, während Luthers Anwesenheit in Worms die Erregung notwendig steigern mußte. Gern waren Sickingen, Hutten und Butzer, der damals bei Sickingen eine Unterkunft gefunden hatte, auf diesen Plan eingegangen, der dem Ritter eine so wichtige Stellung einräumte, und der Ebernburg, der Herberge der Gerechtigkeit, eine neue Wichtigkeit verlieh. So erwartete Butzer, der Luthern schon von der Heidelberger

Disputation her bekannt war, mit einigen Reitern Sickingens den Ankommenden in Oppenheim, um ihn nach der Ebernburg zu Konferenzen mit Glapion einzuladen. Aber trocken erwiderte Luther dem geschäftigen Vermittler, der ihm noch oft genug mit seinen Vermittelungsanträgen lästig werden sollte: „Hat des Kaisers Beichtvater etwas mit mir zu reden, so kann er solches zu Worms tun.“ Er sah in dem Vorschlage nur einen Versuch ihn aufzuhalten, damit die Zeit seines freien Geleits ablaufe. Und wie Glapions Künste an Luthers schlichtem Verstande scheiterten, so Spalatins ängstliche Warnungen an seinem Mut. Noch von Oppenheim schrieb er, wie Spalatin in seinen Annalen erzählt: „Er wolle gen Wurmbs, wenn gleich so viele Teufel darin wären, als immer Ziegel da wären.“ Freund und Feind hatten erwartet, nach dem Mandat, das seine Bücher verurteilte, werde er ausbleiben. Der Kurfürst gedachte noch in späteren Jahren ihrer damaligen Überraschung, als der Gewarnte nun dennoch kam, indem der alte Herr fröhlich meinte: „Da ging es erst recht an.“

Luthers Botschaft mit der Bitte, ihm Herberge zu schaffen, brachte sofort Justus Jonas und die Freunde im sächsischen Gefolge auf die Beine. Als feierliches Komitat ritten sie am 16. April, einem Dienstag, morgens um zehn Uhr, dem Kommenden entgegen. Der Türmer stieß ins Horn, als der Wagen einfuhr, und obwohl es die Zeit des Morgenimbisses war, stürzten die Wormser an die Fenster, als sie das Klappern der Hufe auf der Straße vernahmen. Bis der Einziehende seine Herberge im Johanniterhof erreichte, waren an zweitausend Menschen zusammengeströmt „Beim Verlassen des Wagens,“ schreibt der Nuntius Aleander nach Rom, „schloß ihn ein Priester in die Arme, rührte dreimal sein Gewand an und berühmte sich im Weggehen, als hätte er eine Reliquie des größten Heiligen in der Hand gehabt. Ich vermute, es wird bald von ihm heißen, er tue Wunder. Dieser Luther, als er vom Wagen stieg, blickte mit seinen dämonischen Augen im Kreise umher und sagte: ‚Gott wird mit mir sein‘. Dann trat er in eine Stube, wo ihn viele Herren aufsuchten, mit deren zehn oder zwölf er auch speiste, und nach der Mahlzeit lief alle Welt hin, ihn zu sehen.“

Im gleichen Hause mit Luther wohnten die sächsischen Räte von Feilitzsch und von Thun. Er selbst teilte das Zimmer mit Hirschfeld und Schott. Als Rechtsbeistand war ihm sein juristischer Kollege aus Wittenberg, Hieronymus Schurf, zur Seite gestellt. Kanzler Brück und Spalatin wohnten fast nebenan im Schwanen, wo der Kurfürst Herberge genommen

hatte. Da Luther erst am folgenden Mittag verhört wurde, blieben ihm 30 Stunden, um mit den Freunden und Patronen seiner Sache Beratung zu pflegen, was er bei seinem ersten Verhöre antworten solle? Man kann unmöglich annehmen, daß der Vorgeladene ohne Verständigung mit dem sächsischen Kanzler Brück, und seinem eigenen Sachwalter und Freund Schurf, und ohne zuvor wohl überlegte Antwort in eine so entscheidende Sitzung gegangen sein soll, um dann unschlüssig und verlegen um Bedenkzeit zu bitten, als ob ihn eine Frage überrasche, auf die er ja längst gefaßt war. Wozu hatte er einen Rechtsbeistand, wenn er ihn nicht über die nächsten Schritte zu Rat zog? Über die vermutlichen Folgen seines Erscheinens in Worms hatte noch in den letzten Tagen Kanzler Brück dem Kurfürsten einen ausführlichen schriftlichen Vortrag erstattet, wie sollte nicht auch er mit Luthern persönlich sich ausgesprochen haben! Wenn Luther also im ersten Verhöre um Bedenkzeit bat, so wird das die von seinen Beiräten empfohlene Taktik gewesen sein und nicht, wie man meistens annimmt, eine Anwandlung von Unentschlossenheit und Schwäche. Daß ihn Spalatin damals sehr dringend bearbeitete, wissen wir sogar bestimmt aus einem Briefe von der Wartburg, in dem Luther in einer Zeit der Spannung mit dem Hofe, am 9. September 1521 schreibt, sein Gewissen werfe ihm nur allzu laut vor, daß er Spalatins und der Freunde Rat nachgebend seinen Geist damals gedämpft und jenen Götzen gegenüber nicht den Elias gespielt habe. „Sie bekämen andere Dinge zu hören, wenn ich ihnen nochmals gegenüber gestellt würde.“ Daß also über die richtige Taktik mit ihm verhandelt wurde, unterliegt nicht dem mindesten Zweifel und er selbst hatte, wie wir hören, ganz andere Absichten in betreff seines Auftretens, die er nur widerstrebend aufgab. Was er tat, tat er aus Gehorsam gegen den Kurfürsten und die Freunde; es war nicht die Eingebung einer eigenen momentanen Befangenheit.

Mittwoch den 17. April 1521, am Morgen nach seiner Ankunft, noch vor dem Imbiß, erschien der Reichstagsmarschall Ulrich von Pappenheim auf Luthers Stube, wo ihn Doktor Martinus „mit gebührlicher Reverenz und Ehrerbietung annahm“. Derselbe eröffnete ihm, daß er um vier Uhr nachmittags im Bischofshofe vor Kaiser und Reich erscheinen solle und hören, warum und wozu er berufen worden sei. Der große Tag war also erschienen. Aber während Luther so mit seinen eigenen Angelegenheiten vollauf beschäftigt war, empfand ein sächsischer Ritter, Hans von Minkwitz, das Bedürfnis, gerade ihm zu beichten. So mußte Luther, dem

das Herz voll genug war, auch noch des Landsmanns Sündenbekenntnis hören und ihm das Sakrament reichen. Auch daß viele Unberufene sich in der Johanniterherberge zudrängten, wird berichtet.

Über die Zeit vom Frühmahl bis zur Stunde der Zitation wissen wir wenig. Sie wird durch Beratungen mit den sächsischen Herren ausgefüllt gewesen sein. Wenn Spalatin berichtet, Luthers Freunde habe es überrascht, daß der Trierer Offizial das Verhör mit Luther vornahm, denn sie hätten Glapion für den vermutlichen Verhörrichter gehalten, so geht auch daraus hervor, daß alle Eventualitäten des bevorstehenden Verhörs zuvor schon von ihnen in Erwägung gezogen worden waren. Die Besprechung mit seinem Rechtsbeistand Schurf konnte sich ohnehin nur darum drehen, welche Antwort Luther zu geben habe, um die Absicht der Gegner zuschanden zu machen. Welches diese Absicht sei, konnte nicht zweifelhaft sein. Der Nuntius Aleander hatte zuerst alles aufgeboten, Luthers Zitation zu verhindern. Als er damit nicht durchdrang, verlangte er, daß Luther in größter Heimlichkeit nach der Stadt gebracht und dort in der kaiserlichen Pfalz oder im Augustinerkloster streng bewacht und von allem Verkehr mit der Außenwelt abgeschlossen werde. Nachdem auch dieser Plan gescheitert war, drang Aleander natürlich darauf, den Gebannten so rasch wie möglich wieder vom Reichstage zu entfernen. Sofort nach Luthers Ankunft schrieb er an den kaiserlichen Beichtvater, er möge doch ja verhindern, daß der Kurfürst von Sachsen dem neuen Arius Gelegenheit schaffe, sein Gift auszuschütten. Auch am folgenden Morgen begab er sich selbst in die kaiserliche Pfalz und erwirkte, daß Luther bei seinem Verhör nur auf ganz bestimmte vorgelegte Fragen antworten, zu eigenen Auslassungen aber nicht das Wort erhalten dürfe. Er selbst schrieb diese Fragen auf und der kaiserliche Kanzler Gattinara instruierte den kurtrierer Offizial Eck in diesem Sinne. „Das Glück wollte,“ meldet der Nuntius nach Rom, „daß mit dem Verhör der Offizial von Trier, Johann von Eck, betraut war, ein gelehrter, rechtgläubiger und in der Ausführung der apostolischen und kaiserlichen Mandate höchst gewissenhafter Mann, der in Trier die ketzerischen Bücher so gründlich verbrannte, daß auch nicht eines übrig blieb. Dieser wahrhaft ausgezeichnete Mann, für den Gott gepriesen sei, wohnt mit mir in demselben Quartier und sein Zimmer stößt an das meinige.“ In der Tat hielt sich Eck bei dem Verhör genau an die Vorschriften des Nuntius, die darauf abzielten mit einem Verhöre alles abzutun. Ging alles nach der Verabredung der Papisten, so

hatte Luther auf die Frage, ob er seine Bücher widerrufen wolle, einfach mit ja oder nein zu antworten, und dann wäre er schon am selben Abend auf seinem sächsischen Rollwägelein wieder aus der Stadt gebracht worden. Das sogenannte „Verhör“ vor dem Reichstage sollte nach Aleanders Meinung eine leere Formalität bleiben. Hätte Luther sich auf diese Fragestellung eingelassen, so wurde sein mit so großem Geräusch in Szene gesetzter Triumphzug nach Worms zur schalen Posse. Da brachte er durch seine Bitte um Bedenkzeit die ganze Intrigue zu Fall. Wer aber wollte darin die Politik seines kurfürstlichen Herrn verkennen, der gewohnt war, überall „ein Bedenken zu der Sache zu nehmen“ und der gerade jetzt Zeit brauchte, die Opposition gegen die roten Hütlein zu organisieren! Als Brück und der Kurfürst Luthern diese Forderung in den Mund legten, werden sie auch nicht auf eine Frist von 24 Stunden, sondern auf eine solche von mehreren Tagen gerechnet haben, die Luther Raum geschafft hätte, schon vor der öffentlichen Sitzung seine gravamina unter die Fürsten zu werfen. Drangen sie damit nicht völlig durch, so machten sie doch Aleanders Listen zuschanden.

Zur festgesetzten Stunde erschien der Reichstagsmarschall, um Luther abzuholen. Es war um vier Uhr nachmittags, daß er, geleitet von Pappenheim und dem Reichstagsherold Sturm, den schweren Gang antrat. Das Gedränge der Zuschauer war aber auf den Straßen so dicht, daß sie durch den Schwanen, die Herberge des Kurfürsten, in den Garten der Johanniter zurückkehrten, von wo aus man durch Höfe und Häuser die bischöfliche Pfalz erreichte, in der der Kaiser und sein Bruder Ferdinand abgestiegen waren. Auch im Interesse der Sicherheit Luthers mochte Sturm diesen Weg einschlagen, denn im Gedränge hätte sich leicht einer der Spanier durch einen Dolchstoß den Himmel verdienen können. Der Vorplatz, auf dem Luther warten mußte, lag zu ebener Erde, denn man holte ihn nachher in den großen Saal „hinauf“. Auch wenn die erst spät auftretende Erzählung von dem freundlichen Zuspruch Frundsbergs: „Mönchlein, Mönchlein, du gehst jetzt einen schweren Gang!“ eine Sage sein sollte, so waren doch alle Stimmen, die er hier hörte, ähnlich ermutigender Art. Der im Mai gedruckte sächsische Bericht über die Wormser acta sagt ausdrücklich, daß „von etlichen, dem einen hie, dem andern da, Luther vermahnt wurde, er solle getrost und geherzt sein, männlich handeln und sich vor denen nicht fürchten, die nur den Leib töten“. Auch bedurfte er solches Zuspruchs nicht. Aleander selbst bezeugt, der Narr sei lachend eingetreten.

Als er durch das Gedränge sich hindurch arbeitend ganz vorn seinen Augsburger Gastfreund Peutinger sah, begrüßte er ihn laut und treuherzig: „Doktor Peutinger, seid Ihr auch hie?" Das erste, was Luther gesagt ward, hob wieder darauf ab, ihm den Mund zu verschließen. Pappenheim erinnerte ihn, daß er kein Wort zu reden habe als was er gefragt werde. So betrachtete er sich zu großem Ärger Aleanders mit sorgloser Unbefangenheit die Versammlung, „indem er in Gegenwart des Kaisers fortwährend den Kopf bewegte, hierhin und dorthin, auf und nieder".*) Auf den Kaiser, der ihn hier zum erstenmal sah, soll er einen unangenehmen Eindruck gemacht haben, so daß er nach Aleander sagte: „der würde mich nicht zum Ketzer machen". In einer Tischrede erzählt Luther später treuherzig, wie er sich gewundert habe, daß seine Bücher „alle nacheinander auf einer Bank lagen. Wo sie dieselben mochten bekommen haben, wußt ich nicht". Er wußte eben nicht, wie viele Mühe Aleander es sich seit Monaten hatte kosten lassen, sie aufzutreiben. Noch eine andere Erinnerung taucht später bei ihm auf. Wenn er 1530 von Karl V. das auffallende Bild braucht, er sitze „wie ein unschuldiges Lämmlein zwischen Säuen und Hunden, ja zwischen viel Teufeln", so stammt dieses Bild aus den Eindrücken jener Stunde, denn im Jahr 1530 war Karl V. nichts weniger mehr als ein unschuldiges Lämmlein, nur in Worms hatte ihn Luther so gesehen. Als er den unreifen, bleichen jungen Menschen dasitzen sah zwischen den finstern Kurfürsten, Kardinälen in Purpur und spanischen Höflingen, da kam ihm der zarte, kränkliche Jüngling wie ein bedauernswertes Lämmlein vor zwischen Säuen, Hunden und brandroten Teufeln. Dazwischen fährt ihm der Gedanke durch den Kopf, ob er den Kaiser „Allergnädigster" anreden dürfe, da er ihm doch gar nicht gnädig sei. Selbst Aleanders Judengesicht fällt ihm auf und nach verlorener Schlacht tröstet er sich: „Es müssen die Juden auch einmal singen Jo Jo!"

Aus solchen Gedanken heraus hörte er die Frage Ecks, ob er die

*) Aleander erzählt von dem ersten Verhör in dem Tone eines Augenzeugen im Zusammenhang seiner eigenen Tätigkeit. Der einfachen Aufforderung an den Ketzer, zu widerrufen, konnten die Nuntien auch unbedenklich anwohnen; erst als dem vom Papste bereits Verurteilten das Wort zur Verteidigung verstattet wurde, blieben sie weg. Darum berichtet Peutinger erst bei dem zweiten Verhör, es sei jedermann dagewesen, „doch babsts Botschaft nit". Hätte sie schon bei dem ersten Verhöre sich ausgeschlossen, so würde es Peutinger dort bemerkt haben.

hier liegenden Bücher als die seinen anerkenne und ob er sie widerrufen wolle? Luther war bereits dabei, die erste Frage unbesehen zu bejahen, da rief Schurf mit heller Stimme dazwischen: „Man verlese die Titel!“ Es war der Notar Siebenberger (Transsilvanus), der mit lauter und durchdringender Stimme dieses Amtes waltete. „Da las man die Titel,“ sagt Luther, „da waren die Bücher alle mein.“ Er antwortete nunmehr, indem er beide Fragen zunächst klar und präzis wiederholte und dann in betreff der ersten bestätigte, daß die verlesenen Bücher von ihm verfaßt seien. Die zweite Frage aber verlange von ihm, daß er alle diese Schriften gleicherweise aufrecht erhalte, oder daß er alles, was für ketzerisch gehalten werde, zurücknehme. „Weil das aber,“ fuhr er fort, „eine Frage vom Glauben und der Seelen Seligkeit ist und Gottes Wort belangt, was das Höchste ist im Himmel und auf Erden, das wir billig alle verehren müssen, so wäre es vermessentlich und gefährlich von mir gehandelt, etwas Unbedächtiges anzuzeigen; sintemal ich weniger, denn es die Sache erfordert, oder mehr, denn es der Wahrheit gemäß wäre, unbesonnen und unbedacht asserieren und für gewiß sagen könnte, welches beides mich in das Urteil bringen würde: ‚Wer mich vor den Menschen verleugnen wird, den will ich vor meinem himmlischen Vater auch verleugnen‘. Derhalben bitte ich von kaiserlicher Majestät aufs alleruntertänigste und demütigste Bedenkzeit, auf daß ich ohne Nachteil Gottes Worts und ohne Gefahr meiner Seelen Seligkeit auf die vorgehaltenen Fragestücke richtig antworten möge.“ Man mag diese ausweichende Antwort nach so langen Vorverhandlungen überraschend finden, aber als ob der Gefragte „erschrocken oder entsetzt“ gewesen sei, klingt sie wahrlich nicht. Die wohlüberlegte Begründung seines Fristgesuchs zeigt vielmehr, daß dasselbe mit gutem Bedacht, nach Beratung mit seinen Rechtsbeiständen, formuliert worden war. So faßten auch Aleander und Eck die Antwort auf, denn sie sagen in ihrem Berichte (acta comparitionis Lutheri), der Angeklagte habe sich auf Rechtsschikanen und Verschleppungsversuche verlegt (causas nectere et diffugia querere coepit). In der Tat war diese Antwort die klügste, die Luther geben konnte, denn sie verhinderte die Gegner, ihn noch heute, wie sie beabsichtigten, nach einem leeren Scheinverhör, wieder vom Reichstag abzuschieben. Zunächst hatte er die Möglichkeit des Verbleibens auf dem Reichstag zu erkämpfen, sodann aber auch das Recht der freien Rede. Gab das Reich ihm Bedenkzeit, so mußte man ihm auch gestatten, das Resultat seines Bedenkens mitzuteilen; der Aleandersche Plan, ihm den Mund zu ver-

bieten, wurde durch diesen unerwarteten Querzug zunichte. Schon Luthers Erscheinen hatte den Papisten, wie der Nürnberger Ratsschreiber Spengler sich ausdrückt, alle Register verzogen, jetzt endete das wohl einstudierte Konzert mit einer grellen Dissonanz. Die ganze Verhandlung mußte unterbrochen werden, denn Luthers Antwort war die einzige, auf die die Gegner sich nicht eingerichtet hatten. Nie zu tun, was der Gegner haben will, ist das A und das O aller Strategie und darum war Luthers Operationsweise absolut richtig. Daß ein solcher resultatloser Verlauf des mit Spannung erwarteten Verhörs anderseits viele enttäuschte, ist begreiflich. Wenn man aber in den üblichen Darstellungen dieser Vorgänge Luthers Antwort aus Befangenheit und plötzlicher Unentschlossenheit ableitet, so beruht das auf dem Berichte des Frankfurter Städteboten Fürstenberg, der nach Frankfurt meldete, Luther habe „mit fast niederer, gelassener Stimme geredet, daß man ihn auch in der Nähe nit wohl hören mogt, und als ob er erschrocken und entsatz war, anfänglich zu teutsch und nachfolgens zu Latein". Tatsächlich hat Luther anfänglich zu Latein und nachfolgend zu Deutsch geredet, weil die deutschen Reichsstände auch wissen wollten, was er geantwortet habe. Fürstenberg konnte an seinem Platze also nicht einmal hören, in welcher Sprache verhandelt wurde, wie er denn auch in seinem Berichte über die beiden Verhöre zum Schluß bittet, man möge seinen Bericht nicht veröffentlichen, da er „zu Zeiten vielleicht mehr, zu Zeiten weniger denn da verlaut geschrieben ..." „Denn es ein groß gedreng und gemurmel was, daß einer nit alle Wort, auch zu zeyten nit den synnen und meynung verstehen mocht." Mit diesem Geständnis des Verfassers ist sein Zeugnis erledigt. Er deutete sich von seinem Standpunkt Luthers leises Antworten als Furcht; handelte es sich doch um Leben oder Tod. Allein wenn Luther seine Antwort vorher mit den sächsischen Staatsmännern festgestellt hatte, so ist sie unter allen Umständen kein momentanes Angstprodukt und es wäre dann ziemlich gleichgültig, ob er sie verzagt oder unverzagt, laut oder leise abgab. Die Meinung, Luther sei ohne wohlüberlegtes Programm in den Reichstag gelaufen, wie das Tierlein in den Stall, um dann auf die Frage des Offizials erschrocken zu antworten, er wolle sich die Sache erst noch überlegen, ist einfach absurd. So konnte der Bruder Petzensteiner handeln, aber nicht Martin Luther. Der Erzählung Fürstenbergs aber, der selbst sagt, er hätte nur wenig verstehen können, steht der Bericht Aleanders

gegenüber, der von seinem Platze neben dem Kaiser und den Kurfürsten Luthern von Angesicht zu Angesicht vor sich sah. Er sagt, der Narr sei lachend eingetreten, in Gegenwart der Majestät habe er ungescheut den Kopf herüber und hinüber gedreht; die einen hätten ihn für närrisch, die andern für besessen, wieder andere für einen Mann voll des heiligen Geistes erklärt, aber keiner hielt ihn für ängstlich oder befangen, was Aleander sicher nicht verschweigen würde, hätte er selbst oder einer seiner Berichterstatter bleiche Furcht in den Zügen des Ketzers gelesen. Peutinger, der ebenso ganz vorne stand, wie Fürstenberg ganz hinten, berichtet nach Augsburg, daß ihn Luther laut begrüßte und fügt hinzu: „Ich hab ihn nit anderst gefunden und gesehen, dann daß er guter Ding ist." Der aber, der mit Luther am meisten zusammen war, Spalatin, schrieb nach Hause, Luther habe sich „so christlich erzeigt, daß man vermerkt, daß er auf Erden nichts geforcht, sondern eher hundert Häls, Leib und Leben daran gewagt und gesetzt, ehe er einen Buchstaben ohne Erweisung aus dem göttlichen Wort widerrufen hätt". Unbedenklich und aufrichtig hat Luther später erzählt, daß das kaiserliche Mandat gegen seine Bücher, als er es in Weimar angeschlagen fand, ihn entsetzte. Hätte er bei dem ersten Verhöre derlei Anwandlungen verspürt, so würde er auch das ehrlich wie immer bekannt haben, er aber äußerte noch wenige Tage vor seinem Tode: „Ich war unerschrocken, fürchtete mich nichts. Gott kann einen wohl so toll machen; ich weiß nicht, ob ich jetzt auch so freudig wäre." Wie konnte er so sprechen, wenn er wußte, daß es ihm anfänglich gar nicht toll, sondern sehr flau zumute war und daß er einen vollen Tag Bedenkzeit brauchte, um zum letzten, entscheidenden Entschlusse zu kommen? Auf eine schlichte geschäftliche Frage eine laute, pathetische Antwort zu geben, die im ganzen dicht gefüllten Saale verständlich war, lag für ihn kein Anlaß vor; wenn nur der Fiskal und die Fürsten ihn verstanden. Diesen den Rücken zu zu wenden und seine Antwort in den Saal hineinzurufen, so daß auch Fürstenberg und Bock, die Städteboten, sie verstanden, wäre Sache eines Koulissenreißers gewesen. Daß anderseits diejenigen, die weder sehen noch hören konnten, was da vorn vorging, seine Bitte um Bedenkzeit sich aus Bedenklichkeit erklärten, ist sehr begreiflich. Von diesem Standpunkte aus haben sie Luthers Verhalten aufgefaßt und demgemäß auch von Symptomen der Unsicherheit erzählt, die sie wahrgenommen haben wollten. Die Straßburger Gesandten sagen in ihrem Berichte nur, Luther habe „mit niederer Stimme" geredet. Dagegen berichtet die spanische

Kanzlei Karls an den Staatsrat von Kastilien, Luther habe „nach der Aussage derer, die es hörten, mit vieler Angst und mit wenig Ruhe in Mienen und Gebärden" seine Antworten gegeben. Selbst hat der Berichterstatter die Antwort also nicht gehört und was die Spanier, die am folgenden Tage Luthern verhöhnten und auf offener Straße verfolgten, über den Ketzer unter sich schwatzten, hat den Aussagen Peutingers, Aleanders und Spalatins gegenüber geringe Bedeutung. Auch ist die Erzählung des spanischen Berichterstatters in allen Stücken von leidenschaftlicher Gehässigkeit.*)

Wie richtig die sächsische Taktik gewesen, zeigen die Befürchtungen Aleanders: „Wenn er nur morgen nicht, bearbeitet von seinen Anhängern,

---

*) Im wesentlichen erzählt der Bericht die äußeren Vorgänge richtig. Er lautet: „Zur Vesperzeit, also um vier Uhr nachmittags, wurde ein Mensch vorgeführt, den man Martin Luther nannte, im Alter von vierzig Jahren, etwas darüber oder darunter, derb von Körperbau und Antlitz, mit nicht besonders guten Augen, die Mienen beweglich, die er leichtfertig wechselte. Er trug als Kleidung ein Gewand des Augustinerordens mit seinem Ledergürtel, die Tonsur groß und frisch geschoren, das Haupthaar verschnitten, und zwar weiter als das gewöhnliche Verhältnis ist." (Auch in Kranachs Holzschnitt vom Jahre 1520 hat Luther eine so große Tonsur, daß nur ein ganz schmaler Kranz kurzgeschorener Haare stehen geblieben ist.) „Voran ging ein Herold, der ihn einführte. Hinter ihm kamen sechs oder sieben Männer, die sich in seiner Begleitung mit solchem gewaltsamem Ungestüm eindrängten, daß sie alle beiseite schoben, die vorangingen, einige der Anwesenden sagten, es wären seine Schüler. Darauf entstand ein tiefes Stillschweigen, und es erhob sich ein Sekretär des Kardinals von Gurk, mit Namen Gimiliano (Maximilian Siebenberger) nahm eine Reihe von Büchern zur Hand und verlas deren Titel und den Gegenstand, den ein jedes behandelte, und zwar waren es gedruckte Werke. Der Verfasser derselben soll eben dieser Luther sein. Als die Titel vorgelesen waren, sagte Luther: ‚Es sind nicht alle meine Bücher hier vorhanden.' Nun erhob sich ein anderer, der sich Offizial des Erzbischofs von Trier nannte, ein Mann von hoher Gestalt, und mit lauter, wohlklingender und recht verständlicher Stimme trug dieser nun vor, was sogleich mitgeteilt werden wird, zuerst lateinisch, um dasselbe alsbald in deutscher Sprache zu wiederholen, damit alle es wohl verstehen möchten. Der Sinn der lateinischen Ansprache ist auf spanisch folgender: ‚Martin Luther! Ihr wißt, Herr Pater, wozu Ihr berufen seid'!" Nachdem dann Ecks weitere Auseinandersetzung und Luthers Antwort ziemlich treu wiedergegeben ist, fährt der Spanier fort: „Das sagte er (Luther) einmal auf lateinisch und noch ein anderes Mal in deutscher Sprache, und zwar nach der Aussage derer, die es hörten, mit vieler Angst und mit wenig Ruhe in Miene und Gebärden, auch wenig Gefälligkeit in seiner Haltung und in seinem Antlitz. Nachdem nun der Kaiser mit seiner Umgebung darüber beratschlagt hatte, wurde jener Offizial mit der Antwort beauftragt, die er in lateinischer und deutscher Sprache gab."

eine Antwort gibt, die weitere Verzögerungen herbeiführt.“ Eck vollends, der Luthern zu eröffnen hatte, daß das Reich ihm, seiner Bitte gemäß, 24 Stunden Bedenkzeit gestatte, konnte seine Wut darüber nicht verhehlen, daß Luther alle seine Dispositionen über den Haufen geworfen hatte. Luther habe gewußt, schalt er, wozu er bestellt sei, so müsse man sich billig wundern, daß er noch keine Antwort bereit habe. Einen längeren Aufschub zur Gefahr des Glaubens und zum Ärgernis der Gläubigen könne ihm das Reich nicht gewähren, aber aus reiner Gnade wolle ihm der Kaiser morgen einen zweiten Termin bewilligen. Seine Antwort habe er nicht schriftlich sondern mündlich abzugeben, womit man offenbar auch jetzt noch die Öffentlichkeit einzuschränken und die Verhandlung abzukürzen meinte. Auf ausdrücklichen Befehl des Kaisers, wie Aleander behauptet, fügte der bestochene Offizial dann noch eine gesalbte moralische Ermahnung an Luther hinzu, er solle die Zeit benützen, um zu bedenken, wie sehr er sich gegen den heiligen Stuhl in seinen Schriften vergangen und welche ketzerische Lehren er ausgestreut habe. So sehr hatte der Offizial zur Erbauung des Nuntius geredet, daß derselbe sofort diesen „wahrhaft ausgezeichneten Mann“ dem Staatssekretär für eine größere Geldsumme empfahl, und diese Handsalbe später nochmals in Erinnerung bringt. Antworten durfte der Angeklagte auf Ecks Zurechtweisungen nicht. Er wurde sofort durch den Herold in seine Herberge zurückgebracht. Beim Weggehen schien er dem Nuntius nicht mehr so heiter (cosi allegro). Das mögen auch jene Spanier gesehen haben, die dann in seinen Mienen „viel Angst und wenig Ruhe“ zu lesen meinten. Nach Ecks Scheltrede, die er schweigend hinnehmen mußte, ist es sehr begreiflich, daß er nicht mehr „so heiter“ abtrat, wie er lachend eingetreten war. Er mochte sich auch selbst sagen, daß diese Bitte um Bedenkzeit viele Freunde an ihm irre machen mußte. Manche meinten, er werde widerrufen, und Aleander meldete nach Rom, das erste Verhör sei so übel nicht verlaufen.

Luther hat später dem Ritter Hartmuth von Cronberg bekannt, er habe in Worms seinen Geist gedämpft, „guten Freunden zu Dienst“ und damit er „nicht zu steiffsinnig gesehen würde“ und er macht sich diese Nachgiebigkeit auf der Wartburg nachträglich zum bittern Vorwurf. Die Taktik, die man ihm aufgenötigt hatte, stand auch mit seinem eigenen Wesen in möglichst grellem Kontrast. Für sich selbst hatte er keine Bedenkzeit nötig, denn kaum in der Herberge angekommen, setzte er sich (hac hora) an den Tisch und schrieb an den kaiserlichen Rat Cuspinian in

Wien, nicht ein Tütelchen werde er widerrufen (ne apicem quidem). Das war auch die Stimmung und die Zuversicht seiner Freunde. „Da kamen viel vom Adel in meine Herberge," erzählt Luther selbst, „und sagten: ‚Herr Doktor, wie geht's? Man sagt sie wollen Euch verbrennen. Aber das muß nicht geschehen, sie müssen ehe alle mit verderben.'" Auch mit Peutinger, der ihn noch vor dem zweiten Verhör besuchte, unterhielt sich Luther in voller Fröhlichkeit. „Am Donnerstag," erzählt Peutinger, „kam ich vor dem Verhör zu ihm zu Hof. Sprach er unter anderem fröhlich zu mir: ‚Doktor, was tun Weib und Kind?'" Luther hatte nämlich als Peutingers Gast in Augsburg 1518 auch dessen Familie kennen gelernt. „Ich hab ihn nit anderst gefunden und gesehen, denn daß er guter Ding ist," schließt der Augsburger Städtebote seinen Bericht. Daß für jetzt von irgendwelcher Gefahr für ihn nicht die Rede sein konnte, dessen war sich Luther, wie er selbst mehrfach erzählt, vollkommen bewußt. „Wenn ich mit Gewalt hätte fahren wollen," sagt er in einer Predigt des folgenden Jahres, „so hätte ich ein Spiel anrichten können, daß Kaiser und Reich nicht sicher gewesen wären," und bei anderer Gelegenheit äußert er: „Sie mußten sich mehr vor mir fürchten, denn ich mich vor ihnen." Bot ihm doch Sickingens Vertrauter, Ulrich von Hutten, von der Ebernburg her die Hand. Butzer, den er in Heidelberg kennen gelernt und der ihn jüngst in Oppenheim nach der Ebernburg eingeladen hatte, brachte einen Brief Huttens, der Luthern zurief: „Fasse Mut und sei stark, Du siehst, welche Wendung der Dinge von Dir abhängt. Ich werde Dir, wenn Du Dir treu bleibst, bis zum letzten Hauche anhangen."

Obwohl das erste Verhör nach Aleanders Meinung „nicht übel" verlaufen, beschlossen die Nuntien doch, die zweite Sitzung nicht zu besuchen. Luther hatte es erzwungen, daß man ihn anhöre, gerade das aber war in den Augen der päpstlichen Gesandten ein Skandal, daß ein vom Banne Getroffener sich noch vor Kaiser und Reich verantworten durfte, nachdem Rom doch bereits gesprochen hatte. So protestierten sie durch ihr Wegbleiben gegen dieses Ärgernis.

Luther verwendete seine freie Zeit, die freilich durch den Zulauf von Besuchern sehr beschränkt war, dazu, seine Antwort schriftlich vorzubereiten.

Im Weimarer Archiv liegt ein Fragment eines solchen, stellenweise sich korrigierenden Entwurfs, das mit den Worten beginnt: „Aus kaiserlicher Majestät Begehr und Erfordern bin ich gestern erschienen in Gottes

(Namen) ... Fried und seiner kaiserlichen Majestät christlich frei Geleit ..." Man fühlt sich bei diesen abgerissenen Notizen lebhaft in die Vorbereitungsstunde des Redners versetzt, der schließlich von der schriftlichen Präparation Abstand genommen zu haben scheint, da er keinen Augenblick ungestört blieb.

Der Zulauf des Volks war am zweiten Tage noch größer, als Luther um vier Uhr, auf denselben Umwegen wie gestern, nach der bischöflichen Pfalz geleitet wurde. Der Raum im Sitzungssaal war überfüllt. Der Nürnberger Ratsherr Oelhafen schreibt: „Ich war heut auch auf dem Weg zu hören, ward aber ein solch übergroß Gedräng, daß ich nicht bleiben mocht." Bis sechs Uhr mußte der Geladene warten, ehe er hinaufgerufen wurde. Alle Zeugen sind darüber einig, in welch freudiger und gehobener Stimmung er heute, da er reden durfte, der Entscheidung entgegentrat. Da es bereits Nacht geworden war, wurden Fackeln angezündet. Der zu guter Entlohnung dem Papste empfohlene Offizial schlug auch heute wieder einen hochfahrenden, gereizten Ton an, doch fiel auf, daß er bei der deutschen Wiederholung, die die Ritter verstehen konnten, sich gemäßigter ausdrückte. Nochmals rückte er Luthern vor, er habe lange genug Zeit gehabt sich zu bedenken. Über seinen Glauben müsse jeder Christ allzeit Rechenschaft ablegen können, wie viel mehr ein so gelehrter Doktor der Theologie. Dennoch fragte er heute nicht mehr schlechtweg, ob Luther seine Bücher widerrufen wolle, denn die Bücher, die sich gegen die päpstlichen Übergriffe und Erpressungen richteten, wollte ja das Reich gar nicht widerrufen haben. Darauf hatte man den Offizial offenbar aufmerksam gemacht, denn heute fragte er, ob Luther alle seine Bücher aufrecht erhalten oder etwas davon zurücknehmen wolle? Aber nicht nur Eck, sondern auch Luther war heute besser beraten. Die Freunde hatten ihm wohl gesagt, daß seine sorglose Haltung von gestern, die ihm Aleander sogar noch in dem Wormser Edikt vorrückt, den Gewohnheiten des Hofes nicht entspreche, und daß man nicht lachend eintrete und rechts und links sich die Leute betrachte, wenn man Sr. Majestät gegenüberstehe. Er begann deshalb mit der Entschuldigung, so er wegen seiner Unerfahrenheit jemandem „seinen gebührenden Titel nicht geben oder mit einigen Weisen oder Gebärden wider die höfische Sitte handeln würde, so bitte er, ihm das gnädig zu verzeihen, als einem, welcher nicht an fürstlichen Höfen, sondern in Mönchswinkeln aufkommen und erwachsen". Dennoch ließ er in seiner Anrede, wie Peutinger anmerkt, die geistlichen Fürsten aus, schwerlich ohne

Absicht. Auch darauf ist er wohl aufmerksam gemacht worden, daß er gestern zu leise geredet habe, denn sogar Fürstenberg, der sich gestern so schwerhörig gezeigt hatte, rühmt in seinem Berichte nach Hause: „Heute hat der Luther mit tapferer und unerschrockener Stimme und Rede, anders als den ersten Abend, gesprochen.“ Heute wollte er eben eine Rede halten und nicht geschäftliche Fragen bescheiden beantworten; auch durfte er heute seine Meinung sagen, nicht ein Fristgesuch vortragen, aus dem nicht er, sondern die sächsische Kanzlei redete. So berichtet er auch selbst: „Des Getümmels und Wesens war ich gar nicht gewohnt, aber wie man mich hieß reden, da hub ich an!“

Der sächsische Bericht rühmt von ihm: „Er schrie nicht sehr, noch heftig, sondern er redete fein sittig, züchtig und bescheiden, doch mit großer, christlicher Freudigkeit und Beständigkeit, und also, daß die Widersacher wünschten, er hätte verzagter und kleinmütiger geredet.“ In einer auf Peutingers Bericht zurückgehenden Schilderung heißt es: „Er redete in lateinischer und deutscher Zunge, mit schlichten Apparaten und kleinem Neigen seiner Kniee, wie denn Pflicht gegen Herrn zu tun.“ Also nicht zurückgebäumt wie auf dem Wormser Denkmal Rietschel die Idee seines Lebens zum Ausdruck gebracht hat, sondern in einem Kniee liegend, wie die Mönche das gelehrt waren, hat er gesprochen. Gegenüber der törichten Frage Ecks, ob er „seine Bücher“ widerrufen wolle, machte Luther zunächst geltend, daß seine Bücher nicht einerlei Art seien. In etlichen handle er von Glaube und Sitte, und von diesen Schriften bekennten selbst seine Widerwärtigen, daß sie nutzbar und unschädlich und würdig seien, daß sie von christlichen Leuten gelesen würden. Wenn er die widerriefe, was täte er dann anders, als daß er allein unter allen Menschen die Wahrheit verdammte? Eine zweite Klasse sei gegen das Papsttum und die Päpstlichen gerichtet, „die mit ihrem Gesetze und ihrer Menschenlehre die Gewissen der Christgläubigen aufs jämmerlichste gefangen, beschwert, gemartert und gepeinigt haben und die Güter dieser hochrühmlich teutschen Nation verschlungen und erschöpft haben und nochmals verschlingen und erschöpfen werden. Wenn ich diese widerrufen wollte, so würde ich nichts anderes tun, dann diese Tyrannei stärken und einem so großen unchristlichen Wesen nicht allein die Fenster, sondern auch die Tür auftun, die weiter und freier toben und schaden würd, dann sie sich bisher hat dürfen unterstehn.“ Diese Schriften könne er mithin auch nicht widerrufen, damit er nicht zum Schanddeckel ihrer Bosheit und

Tyrannei werde.*) Als dritte Klasse nannte Luther sodann seine Streitschriften gegen einzelne Personen, die sich unterstanden haben, die römische Tyrannei zu beschützen. Da bekenne er gern, daß er heftiger gewesen sei, als sich dem christlichen Wesen und Stand gezieme, denn er mache sich zu keinem Heiligen. Es handle sich aber auch nicht darum, was er für ein Mensch sei („ich disputier nicht von meinem Leben"), sondern um die Lehre Christi. Widerrufen könne er auch diese nicht, weil sonst die Gegner in ihrem Wüten nur würden bestärkt werden, so daß sie heftiger gegen das Volk Gottes wüteten und herrschten, als sie geherrscht haben. „Doch weil ich," schloß er, „ein Mensch und kein Gott bin, so spreche ich mit dem Herrn Jesus Christus: ‚Habe ich übel geredet, so beweise es'." Wenn der Herr selbst sich unter dieser Voraussetzung zum Widerruf erboten, so könne auch er sagen, wenn man ihn mit prophetischen und evangelischen Zeugnissen überwinde, so werde er bereit sein, jeden Irrtum zu widerrufen, und dann werde er selbst als erster seine Bücher mit Füßen treten und ins Feuer werfen. Die Verantwortung für etwaige Zwietracht und Blutvergießen, die ihm der Offizial gestern zugeschoben, lege er auf den, der selbst gesprochen: „Ich bin nicht gekommen, den Frieden zu bringen, sondern das Schwert." Er aber wolle nicht, daß die Regierung des trefflichen kaiserlichen Jünglings damit beginne, daß man das Wort Gottes verdamme und so dieser Anfang ein unglückseliger und Unglück verheißender sei. „Ich sage das nicht, als ob so hohe Häupter meiner Belehrung und Warnung bedürften, sondern weil ich dem Dienste, den ich meinem Deutschland schuldig bin, mich nicht entziehen will. — Hiermit empfehle ich mich Eurer allerdurchlauchtigsten Majestät und Euern Herrschaften, und bitte demütiglich, mich nicht durch meine Widersacher grundlos bei sich verunglimpfen zu lassen."

Das war die Antwort, die er lateinisch gab. Aber im Interesse des Kaisers sowohl, der als Niederländer noch eher etwas Deutsch verstand als Lateinisch, wie der deutschen Fürsten, sollte er sie nun auch deutsch wiederholen. Luther war von dem langen Warten, dem Gedränge und der im Saale herrschenden Hitze sichtlich erschöpft, und sein Landsmann,

*) Daß der Kaiser hier Luther habe unterbrechen und bedeuten lassen, sich aller Angriffe auf den heiligen Stuhl zu enthalten, berichtet nur Aleander. Es ist schon darum nicht glaublich, weil Karl die lateinische Rede gar nicht verstand. Die Einschaltung Aleanders gehört zu den lobenden Berichten über Karl, für die er von Chièvres ohne Zweifel gut bezahlt wurde.

von Thun, im Johanniterhofe sein Stubennachbar, rief ihm zu: „Könnt Ihr's nicht tun, so ist's genug, Herr Doktor!" Aber Luther tat, wie man begehrte. In freier Umformung wiederholte er deutsch, was er gesagt, wie Peutinger meint, „fürwar mit vil hüpschen Reden" und die Anwesenden gaben durch vielfaches Gemurmel ihre Zustimmung zu erkennen.

Mit dieser Antwort war nun der hohe Reichstag genau so weit wie gestern, nur daß es jetzt noch viel schwerer für ihn war, dem Ketzer Prüfung seiner Lehre und ein ernstliches Eingehen auf seine Beschwerden abzuschlagen. Luther hatte sich durchaus nicht geweigert zu widerrufen, falls man ihn widerlege. Aber eben von einer Verhandlung über den Glauben wollte der Kaiser nichts wissen, um dem Papste nicht in sein Amt zu greifen. Ausdrücklich hatte er dem Nuntius versprochen, davon dürfe durchaus nicht die Rede sein. Nachdem die Fürsten sich im gleichen Sinne schlüssig gemacht hatten, sollte Eck den Angeklagten darüber verständigen. Er tat es wieder in seiner gehässigen Weise. Unwirsch (increpabundo similis) schalt er auf Luthern ein. „Unbescheidener," so ließ der päpstliche Tellerlecker den berühmten Universitätslehrer an, „als Dir zukommt, Bruder Martin, hast Du geantwortet und nicht zur Sache." Die Unterscheidungen seiner Bücher seien keine Antwort auf des Kaisers Frage gewesen. „Hättest Du die widerrufen, die vor allem ketzerisch sind, so würde die Milde des Kaisers keine Verfolgung derer zulassen, die gut sind. Du aber willst, was schon die Konstanzer Synode verdammt hat, wieder aufleben lassen, und handelst darum wie ein Wahnsinniger." Peutinger legt Ecken sogar die Worte in den Mund, Luther gehe nur an den Wänden um und wolle nicht auf die rechte Bahn treten. Kaiserliche Majestät Meinung wär allein, daß er stracks, klar und lauter und schlecht Antwort geb; soll sein Hochreden vermeiden und so weiter. „Wenn," so meinte Eck, „Deine falschen Meinungen und Ketzereien neu von Dir erfunden wären, so würde Kaiserliche Majestät vielleicht bei dem heiligen Vater für Dich einkommen, daß er tüchtige und gelehrte Männer berufe, sie zu prüfen und darauf zu sehen, daß man Dir nicht unrecht tue. Aber diese Deine Irrtümer sind ja die Lehren der alten Ketzer, der Waldenser, des Wiklif, des Hus und anderer, die bereits durch die heiligen Konzilien verurteilt sind. Deshalb ist nicht nötig darüber zu streiten, sondern es ist schon entschieden von Gottes und Rechts wegen." Es seien mehr gelehrte Leute in der Welt gewesen als Luther, zankte er weiter. Ob denn Luther dafür halte, daß Gott seine Kirche bis zu ihm habe im Irrtum leben lassen. Wenn Luther

widerrufe, was bereits verdammt sei, dann könne man zusehen, was an seinen andern Büchern etwa gut und christlich sein möge. Jetzt handle es sich darum, ob er die bereits verdammten Sätze revozieren und ob er insbesondere zurücknehmen wolle, was er gegen das Konstanzer Konzil geschrieben habe, darauf solle er endlich eine klare Antwort geben ohne Hörner und Mantel! Auf diese Frage des Fiskals gab denn Luther jene bekannte Antwort, die der großen Szene würdig war und die einen Wendepunkt in der Geschichte der Welt bedeutet: „Weil denn Ew. Kaiserliche Majestät und Gnaden eine schlechte Antwort begehren, so will ich eine unstößig und unbeißige Antwort geben, dieser Maßen: Es sei denn, daß ich durch Gezeugnis der Schrift überwunden werde oder aber durch scheinlich Ursachen (denn ich glaub weder dem Papst noch den Konzilien allein, weil es am Tag ist, daß dieselben zu mermalen geirrt und wider sich selbst geredet haben), sintemal ich von Schriften, von mir angeführt, im Gewissen an Gottes Wort gefangen bin, so mag und will ich nichts widerrufen, weil wider das Gewissen zu handeln beschwerlich, unheilsam und fährlich ist. Gott helfe mir. Amen." Da in Spalatins Bericht Luthers Antworten in erster Person enthalten sind, beruhen sie wohl auf Niederschrift oder Diktat des Reformators. Daß diese Schlußerklärung den größten Eindruck machte, bestätigen alle Zeugen. Aber auch über diese Schlußerklärung geriet man noch in eine kurze Verhandlung, ob die von allgemeinen Konzilien entschiedenen Glaubenssätze aufs neue zum Gegenstande der Untersuchung gemacht werden dürften? Der junge Kaiser selbst ließ Luthern durch Eck die Frage stellen, ob er dafür halte, daß Konzilien irren könnten? Luther wiederholte darauf, daß das Konstanzer Konzil gegen klare und helle Texte der heiligen Schrift entschieden habe. Da erhob sich der Kaiser mit den Worten, nun habe er genug. Auch im Saal wurde es unruhig. „Als schon alle von dem Gedräng und der Hitze ermattet sich zum Gehen anschickten," so hat Aleander sich berichten lassen, habe Eck gerufen: „Laß Dein Gewissen fahren, Martinus, wie Du verpflichtet bist, da es sich im Irrtum befindet; dann wirst Du sicher und unbedenklich widerrufen können. Daß aber die Konzilien geirrt haben, wirst Du, wenigstens was die Glaubensfragen angeht, niemals nachweisen können. Mag es sein in Sachen der Disziplin, das will ich Dir ohne Umstände zugeben." Martinus erwiderte, er könne es nachweisen. Aber der Kaiser hatte sich bereits erhoben. Auch Peutingers Bericht sagt: „Der Offizial vermeint Nein, Luther Ja und wollt's beweisen. Mit dem hat

der Handel auf das mal ein End gehabt. Ward ein groß Geschrei, als Luther an dem Ort wieder abschied. In solchem er sich auch Kaiserlicher Majestät untertäniglichen empfohlen hat. Im Beschluß sprach er die Wort: Gott komm mir zu Hilf." Ein lateinischer Bericht läßt Luther am Ende seiner letzten Rede sprechen: dixi, was eine gleichzeitige Flugschrift mit „hie bin ich" übersetzt. Ein undatiertes Wittenberger Flugblatt macht daraus: „Hie stehe ich." Die schließliche Umstellung der Worte aber: „Hier stehe ich. Ich kann nicht anders, Gott helfe mir!" stammt erst aus der Lutherausgabe von 1546. Aber auch das einfache: „Gott helfe mir!" muß Eindruck gemacht haben, da es Peutinger ausdrücklich nach Hause berichtet. Ohnehin ist Luthers Ruhm nicht, daß er sprach: „Hier stehe ich," sondern daß er stand. Darüber aber waren Freund und Feind einig. Er hatte getroster geredet als den Päpstlichen lieb war, bezeugt Spalatin. Die anwesenden Spanier konnten ihre Wut in der Tat kaum zähmen; sie verfolgten den Abgehenden mit Zischen und Höhnen. Nun aber entstand auch im Saal „ein groß geschrei". Die Edelleute riefen den beiden Reisigen, die Luther Bahn machten, zu, ob man ihn gefangen nehme? Da wendete Luther selbst sich um und rief in den Saal: „Sie begleiten mich nur." Nach einem Zeugen war es gegen sieben Uhr, als Luther hinaustrat. Aleander aber wurde berichtet, draußen habe Luther die Hand in die Höhe geworfen, wie die deutschen Landsknechte tun, wenn sie über einen gelungenen Hieb frohlocken. Der spanische Bericht des geheimen Kabinets an den Staatsrat von Kastilien hat dazu einige wertvolle Ergänzungen. „Der Kaiser," heißt es hier, „ging nun hinauf nach seinem Zimmer und die Kurfürsten und Fürsten begaben sich nach ihren Herbergen; das ganze übrige Volk aber und Luther selbst, voller Freude, und begleitet von vielen Deutschen, die ihn schon vorher geführt hatten, eilte aus dem Palaste, er wie sie mit hoch erhobenen Armen, die gespreizten Hände ausgestreckt, wie die Deutschen beim Lanzenbrechen zum Zeichen des Sieges zu tun pflegen; und so geleiteten sie ihn nach seinem Quartier. Die Reitknechte der Spanier aber, die am Ausgange der Pfalz auf ihre Herrn, die Spanier, warteten, schrieen am Tore hinter ihm her: ‚Ins Feuer mit ihm, ins Feuer!'"

Ergreifend war die Begrüßung bei den Johannitern. „Sobald Luther in die Herberg nur einging," berichtet der bereits erwähnte Oelhafen, „reckt er in mein und anderer Gegenwärtigkeit die Händ auf und mit fröhlichem Angesicht schrie er: ‚Ich bin hindurch, ich bin hindurch.'" Der

Kurfürst kam, nach Spalatin, so erregt und „in solcher Verwunderung ob der christlichen mutigen Antwort des Herrn Doktor Martinus“ aus dem Reichstag zurück, daß er sofort nach seinem Kaplan im Johanniterhause schickte. „Und wie seine Kurfürstliche Gnaden Wasser wollten nehmen,“ erzählt Spalatin, „und mein gewahr wurden, winkten sie mir, in ihre Kammer zu folgen. Und wie ich hineinkam, sagten seine Kurfürstlich Gnaden zu mir mit großer Verwunderung: ‚Wohl hat Pater, Doktor Martinus, geredt vor dem Herrn Kaiser und allen Fürsten und Ständen des Reichs in Latein und Deutsch. Er ist mir viel zu kune.‘ Und ließ mich also wieder zu Doktor Martinus gehn.“ So brachte Spalatin dem Erschöpften sofort Kunde von der gnädigen Stimmung des Herrn, auf dessen Festhalten nun alles ankam. Auch dem Herzog Erich von Braunschweig, der für seine Person mehr zu den Papisten neigte, kam der gut deutsche Gedanke, wie durstig doch der Mönch nach einer solchen Verhandlung sein müsse, und er schickte ihm eine Kanne Einbecker Bier, damit er sich von dem heißen Tage erhole. Luther nahm den Trunk mit Dank an, nachdem er sich verläßigt hatte, daß nicht etwa welsche Gastfreundschaft ihn kredenze.

In großer Verlegenheit befanden sich die Ratgeber des jungen Kaisers. Da Luther den Widerruf nicht verweigerte, sondern nur vorherige Widerlegung aus der Schrift verlangte, kam der Reichstag nun doch in die Lage, auf Streitfragen einzutreten, die der Papst bereits entschieden hatte. Die von den sächsischen Staatsmännern wohlüberlegte Strategie hatte die Papisten aus ihrer ganzen Stellung herausmanövriert. Eine Verhandlung „mit ein Doktor oder fünfzig“ sagt Luther selbst, habe er herbeiführen wollen. Dann hatte er Gelegenheit alle Klagen vorzubringen, die ihm und der Nation auf der Seele lagen. Natürlich fiel es den Gegnern nicht ein, ihm ein solches improvisiertes Konzil zu bewilligen, aber unwiderlegt und unüberwunden konnte man den Ketzer, der so furchtbare Anklagen in seinen Schriften erhoben hatte, doch auch nicht heimziehen lassen. So wählte man ein Mittleres; man verwilligte ihm Verhandlungen mit einer Kommission, aber unter Ausschluß der Öffentlichkeit. Auch dem hatte der Kaiser widersprochen. Er ließ im Gegenteil den Kurfürsten, die sich am 19. April bei ihm versammelten, eine eigenhändige Aufzeichnung in französischer Sprache, damals der einzigen, die er verstand, vorlesen, in der er erklärte, daß er nicht dulden werde, daß der einhellige Glaube der katholischen Kirche, den er wie seine Vorfahren bekenne, in Frage ge-

zogen werde. Er wolle Luthern sein freies Geleit halten, nach Ablauf desselben aber gegen ihn vorgehen als gegen einen überwiesenen Ketzer. Es war das erste Beispiel eines persönlichen Eingreifens von seiten Karls, vom Beichtvater und Nuntius wohl angeregt, aber doch mit bemerkenswerter Energie von dem jungen Mann in Szene gesetzt. Daß der neue Herrscher ein glaubenseifriger Katholik sei, konnten sich daraufhin auch die Hutten und Sickingen nicht mehr verhehlen.

Anderseits wurde nun aber auch die Reformpartei laut. Die Lutheraner schalten, der knabenhafte Kaiser lasse sich von den Bischöfen mißbrauchen. An den Ecken fand man Zettel angeschlagen für und gegen Luther. In der Nacht ging es wild und laut auf den Straßen zu. Ein Anschlag kündigte den Herrn Romanisten und vor allem dem Erzbischof von Mainz die Feindschaft von vierhundert verbündeten Rittern an, die der Tyrannei der Pfaffen ein Ende machen wollten und die nach dem bekannten Symbol der Bauernkriege ihre Drohung unterzeichneten: „Bundschuh, Bundschuh, Bundschuh.“ Das Blatt redete sogar von 8000 Mann Kriegsvolk. Denselben Ruf „Bundschuh!“ wollten andere nächtlicherweile auf den Straßen vernommen haben. „Darauf,“ erzählt der spanische Bericht, „erschienen an gewissen Stellen der Stadt Worms häßliche schwarze Bilder auf Papier gedruckt.“ Auf einem derselben war Aleander zu sehen, an einem Fuße am Galgen hängend. In des Kaisers Gemächern sollte ein Zettel gefunden worden sein mit den Worten: „Wehe dem Lande, dessen König ein Kind ist.“ Vergeblich riet man hin und her, wer hinter diesen Demonstrationen stecke? Die Sachsen glaubten an Intriguen der Papisten, die auf diese Weise den Kaiser bestimmen wollten, Luthern sein Geleit zu brechen. Ängstliche Naturen dagegen, wie der Erzbischof von Mainz und der Frankfurter Domdechant Cochläus, fühlten den Boden unter sich erzittern; motus et murmura plebium glaubte Cochläus deutlich zu vernehmen. Unter dem Eindruck dieser zunehmenden Gärung beschlossen die Kurfürsten, Luthern wirkliche, wenn auch geheime Verhandlungen zuzugestehen und ihn nicht ungehört nach Hause zu schicken. Der Kaiser weigerte sich anfänglich und gab erst nach, als die Kurfürsten ihm versprachen, falls Luther nicht widerrufe, seien sie bereit die Acht gegen ihn zu verhängen und den Glauben der Väter undisputierlich zu handhaben. Trotz dieses Vorbehalts ließ Karl sich bei den Verhandlungen der Kommission nicht vertreten, doch verlängerte er Luthern sein freies Geleit um weitere drei Tage. So blieb der Gebannte zum großen Verdruß der

päpstlichen Nuntien noch immer in der Stadt und wurde, wie Cochläus erzählt, von allen unzufriedenen Elementen umworben. „Er wurde besucht," sagt der sächsische Bericht, „von vielen Fürsten, Grafen, Freiherrn, Rittern, Edeln, Priestern, Mönchen und Laien, des gemeinen Volkes zu geschweigen. Sie umlagerten stets das Haus und konnten sich seines Anblicks nicht ersättigen." Der Landgraf von Hessen ritt bei den Johannitern vor und trat in Luthers Gemach mit der Frage: „Lieber Herr Doktor, wie geht's?" „Da sagte ich," erzählt Luther, „gnädiger Herr, ich hoffe, es soll gut werden." Von Luthers Lehre wußte der junge Herr freilich nur, daß er unter Umständen die Bigamie erlaube, eine Frage, mit der Philipp zwanzig Jahre später dem Reformator noch viel zu schaffen machte. „Die Hofräte hatten's ihm eingeblasen. Ich aber lachte und sagte: ‚Ach nein, gnädiger Herr, Ew. fürstlich Gnaden sollten nicht also reden.' Aber er ging bald wieder weg, gab mir die Hand und sagte: ‚Habt Ihr recht, Herr Doktor, so helf Euch Gott.'" Auch der Nürnberger Ratsherr Oelhafen schrieb nach Hause: „Wo der Mönch über die Gassen geht, steht es allweg voll Menschen, ihn zu sehen, und ist ein groß Wesen und Sagen von ihm." Fanden sich doch sogar zwei Abgesandte der frommen Juden von Worms in Luthers Herberge ein, um ihn über seine Auslegung einiger alttestamentlichen Stellen zu befragen, wobei sie aber, zu großem Ergötzen der anwesenden Edelleute, sich untereinander in die Haare gerieten. Als Dank hinterließen sie dem Mönche, nach Selneckers Erzählung, die auf den Herold Sturm zurückgeht, etliche Flaschen guten Rheinweins. Hutten schickte einen brieflichen Zornerguß, daß man dem unüberwindlichen Evangelisten alle Verhandlungen über den Glauben verweigere. „Ich sehe, daß es der Bogen und Pfeile, Schwerter und Büchsen bedarf, um der Wut dieser Teufel Einhalt zu tun." Doch blieb es auch jetzt bei den großen Worten.

Inzwischen war Luthers Rede auf dem Reichstage, die er selbst niedergeschrieben hatte, in Abschriften auf dem Reichstag verbreitet worden, um bald darauf als Darstellung der ganzen Handlung im Druck zu erscheinen. Bei Glapion hatte Luther sich sofort nach seiner Ankunft melden lassen, ward aber zu keinem Besuche eingeladen. Dann sagte sich der Franziskaner selbst bei Luther an, blieb aber trotzdem aus. So mag die Rede von geheimen Verhandlungen mit dem Kaiser entstanden sein, die Hutten voraussetzt. Daß die Fürsten darauf bestanden hatten, Luthern nicht ohne ordentliches Verhör vom Reichstage zu entfernen, leitet Aleander wohl

ganz richtig aus dem Wunsche der deutschen Reformpartei, der Mönch möge seine dogmatischen Irrtümer widerrufen, damit man ihn dann als wirksamen Bundesgenossen gegen die Mißregierung in der Kirche und die Erpressungen der Papisten brauchen könne. Das war ohne Zweifel der Standpunkt zahlreicher Vertreter der Städte und vieler Ritter und Fürsten. Auch der kluge Venezianer Gasparo Contarini schrieb nach Venedig: „Wahrlich, wenn dieser Mann so klug gewesen wäre, sich auf seine ersten Aufstellungen zu beschränken, und sich nicht in offenbare Irrtümer bezüglich des Glaubens verirrt hätte, er wäre, ich darf nicht sagen begünstigt, nein, er wäre angebetet worden von ganz Deutschland.“ Und Contarini beruft sich für diese Auffassung auf den gut katholischen Herzog Wilhelm von Bayern. Aber Luther sah tiefer als diese hochpolitischen Staatsmänner. Für ihn hingen die Irrtümer der Kirchenlehre untrennbar zusammen mit den Mißbräuchen der Praxis, wie die faule Wurzel mit der teigigen Frucht. Gab er jene zu, so konnte er diesen nichts anhaben. Aus der Lehre vom Fegfeuer folgte ihm der Mißbrauch des Ablasses, aus dem Sakrament der Priesterweihe die Knechtschaft der Laien, aus der falschen Rechtfertigungslehre der ganze Werkdienst, in dem Glauben und Leben der Christen ersticken. Eben darum, weil er klarer dachte als seine politischen Gönner, konnte er ihnen nicht den Willen tun und so waren alle Vermittlungsversuche von vornherein ohne Aussicht.

Erst am Abend des 23. April ließ der Erzbischof von Trier dem Doktor Martinus sagen, er solle sich am folgenden Morgen im Deutschritterhause einfinden, um mit etlichen Vertretern des Reichs über seine Sache zu verhandeln. Die von den Ständen ernannte Kommission bestand aus dem Kurerzbischof Greiffenklau von Trier und dem redegewandten Joachim Nestor von Brandenburg, der das Lateinische vollkommen beherrschte, aus den Bischöfen von Brandenburg und Augsburg, deren ersterer, Scultetus, sich seinerzeit als Gönner des Wittenberger Doktors gegeben hatte, seit der Leipziger Disputation aber unter seine Gegner zählte. Die Fürsten waren durch Georg von Sachsen und den Deutschmeister vertreten, in dessen Ordenshaus man tagte, die Städte durch Peutinger von Augsburg und Bock von Straßburg. Als fanatische Gegner Luthers konnten nur Herzog Georg und Joachim Nestor gelten. Die anderen Herren wünschten, wo möglich, eine Versöhnung Luthers mit der Kirche, um Deutschland den Frieden wiederzugeben. Aleander bezeugt, die Haltung der Fürsten sei vortrefflich gewesen, während Luther klagt,

Herzog Georg habe immer gelacht, wenn er sich auf die Schrift berufen und habe gesagt: „Wehret, liebe Herrn, es soll in meinem Lande wohl gewehret werden.“ Kurfürst Friedrich meinte: „Ich hätte nicht gedacht, daß man also sollte handeln.“ Bei der „Arglistigkeit“, die Luther bei den Gegnern voraussetzt, hatte er darauf gehalten, daß auch seine Freunde, wenn auch nur als stumme Zeugen, eintreten durften. So standen ihm Schurf, Amsdorf und Jonas zur Seite und später ließ auch Spalatin, jedoch vergeblich, sich melden. Daß an Stelle des bestochenen Eck nunmehr der badische Kanzler Veuß mit der Führung der Verhandlungen betraut wurde, dem man dann noch den für Luther unzweifelhaft freundlich gesinnten Peutinger zugesellte, zeigt, daß Greiffenklau, wie er seinem sächsischen Kollegen versprochen hatte, nicht auf einen Bruch hinarbeitete, sondern auf Versöhnung. Veuß, Vater der Äbtissin von Lichtenthal, wo sein Grabstein noch im Klosterhofe zu sehen ist, war ein guter Katholik, aber auch Luther lobt die „geschickte, wohl gestalte Vermahnung“, mit der der Doctor Badensis die Verhandlung eröffnet habe. Zunächst erklärte er, Luther sei durchaus nicht zu einer Disputation über den Glauben berufen, sondern die Absicht der Fürsten sei, „aus sonderem gnädigem Mitleyden und in Zuerzeigung brüderlicher Liebe“ Luthern zu ermahnen, er wolle seinen Frieden mit der Kirche machen. Luthers Behauptung, die Konzilien widersprächen sich, habe gerechtes Ärgernis erregt. Nicht contraria, sondern diversa lehrten die Konzilien, wie ja auch die Evangelien erzählten, Zachäus habe Jesum in sein Haus geladen und desgleichen erzählten, der Hauptmann von Kapernaum habe es nicht gewagt Jesum in sein Haus zu bitten. „Nach Gelegenheit und Notdurft“ könne so ein Konzil anders beschließen als die früheren, wie ja nötigenfalls auch das Reich Ausnahmsgesetze mache, die dem gemeinen Rechte widersprechen. Aus solchen Ausnahmsfällen dürfe man so wenig die Autorität der Konzilbeschlüsse, wie die der Reichsgesetze anfechten. Auch Luthers Angriffe auf die päpstlichen Dekretalen seien ärgerlich. Menschliche Ordnungen seien nötig, um die Laster zu dämpfen und dem Mutwillen zu steuern. Darum sei es nicht wohlgetan an der Satzung zu rütteln. Auch den öffentlichen Frieden habe Luther durch seine Bücher gefährdet, wie ihm sein eigenes Gewissen wohl sagen werde. Die Apostelgeschichte erzähle, die Gläubigen seien eines Herzens und eines Sinnes gewesen, wolle Luther apostolisch lehren und leben, so solle er auf gleiche Eintracht hinarbeiten. Würde er seine ketzerischen Bücher widerrufen, so würde er die retten, die auch

von der anderen Seite als gute anerkannt würden. Andernfalls werde der Kaiser die Acht gegen ihn verhängen und ihn aus dem Reiche verstoßen.

Luther hat später erklärt, das einzige vernünftige Wort, das er gehört, habe der Doctor Badensis geredet. So erkannte er in seiner Antwort die gnädigen Absichten der hohen Herren mit einem geringen und kleinen Menschen wie er dankbar und demütig an. Daß er die Konzilien herabgewürdigt habe, könne er nicht zugeben. Nur dem Konstanzer Konzil werfe er vor, daß seine Beschlüsse zum Teil gegen klare Stellen der heiligen Schrift verstößen. Wenn das Konzil den Satz Husens verdamme, daß die wahre Kirche in der Vollzahl der zur Seligkeit Prädestinierten bestehe, verdamme es damit den Apostel Paulus und streite wider das apostolische Symbolum, das die Kirche eine Gemeinschaft der Heiligen nenne. Die sichtbare Kirche besteht nicht aus Heiligen und an Sichtbares glaubt man nicht, sondern an das Unsichtbare, wie er das in seinen Schriften sattsam ausgeführt hatte. Gehorsam gegen die Obrigkeit lehre auch er, nur dürfe dieser Gehorsam nicht so weit gehen, daß man Menschen mehr gehorchte als dem Worte Gottes. Nachdem er diese Erklärung gegeben, ließ man ihn abtreten, damit die Fürsten beraten könnten, was nun zu tun sei? Auf dogmatische Kontroversen einzutreten hatte die Kommission keine Neigung, und so schlug Veuß, nachdem Luther wieder eingetreten war, vor, er solle versprechen, er werde ohne weitere Erörterungen dasjenige widerrufen, was Kaiser und Reichstag als ketzerisch ihm bezeichnen würden. Darauf konnte Luther nur antworten, falls man ihn aus der Schrift widerlege, nehme er nicht nur Kaiser und Reich, sondern selbst den allergeringsten Mitchristen als Richter an, das aber, was er als Schriftlehre erkannt habe, könne er unmöglich bloß auf Befehl des Kaisers abschwören. Joachim Nestor erwiderte ihm, der Doktor wolle also nur Widerruf leisten, wenn er aus der Schrift widerlegt werde, worauf Luther erwiderte: „Ja, gnädiger Herr, oder mit klaren, öffentlichen Ursachen und Gründen." Darauf konnten sich die Fürsten nicht einlassen, denn der Reichstag konnte nicht die Geschäfte eines Konzils besorgen, vielmehr betrachteten sie die Verhandlungen mit Luthers Weigerung für abgeschlossen und begaben sich nach dem Bürgerhof. Nur der Kurerzbischof von Trier blieb bei Luther zurück, den er aber freundlich als seinen Gast behandelte. Veuß begegnete auf dem Wege zum Bürgerhof den Augsburger Gesandten Peutinger, der ihm sagte, er habe von Schurf gehört, Luther sei bereit, sich einem Schiedsspruch der Stände zu unterwerfen.

Veuß möge das seinem Markgrafen Philipp von Baden bestellen, wie er dasselbe bereits dem Bischof Scultetus von Brandenburg mitgeteilt hatte. Im Bürgerhof war man nun natürlich der Meinung, was Veuß auf Peutingers Autorität erzählte, sei Ergebnis der Kommissionsverhandlungen, so daß Veuß noch nachträglich von Baden aus in einer eigenen Schrift an seinen Markgrafen sich gegen den Vorwurf rechtfertigen mußte, als ob er die Stände über die Verhandlungen mit Luther falsch berichtet hätte.

Luther saß inzwischen mit Greiffenklau, Eck und Cochläus zu Tisch. Da dieses das einzige Mal ist, daß Luther bei dem Trierer Erzbischof speiste, gehört hierher wohl die von Ratzeberger aufbehaltene Geschichte, es sei, als Luther sein Glas zum Munde führen wollte und nach seiner Gewohnheit das Zeichen des Kreuzes darüber machte, dem Glase der Boden ausgefallen. Seine Freunde glaubten, man habe ihn vergiften wollen. Luther war weniger argwöhnisch und meinte, man habe das warme Glas zu rasch in kaltes Wasser getaucht und davon sei es „zurschreckt und zurbrochen". Bei Greiffenklaus weiteren Versuchen mag der Wunsch, dem sächsischen Kurfürsten zu dienen, mit dem Wunsche, den Frieden herzustellen, zusammengewirkt haben. Dazu trat wohl auch einiges persönliche Wohlwollen für den Mönch, der ihm sympathisch gewesen sein muß, da er ihm im Verlauf der Verhandlungen einen Platz in seinem Kapitel und an seinem Tische anbot. Eben zu diesen Verhandlungen hatte er sich seinen Offizial Eck und den Frankfurter Dombechanten Cochläus geladen. Luther wünschte aber, daß auch seine Freunde Schurf und Amsdorf anwohnen sollten. Cochläus spottet zwar über diese Vormünder, aber Luther tat sehr wohl daran, mit Leuten seiner Art und dem bestochenen Eck nicht ohne Zeugen zu verhandeln. Der Frankfurter Dekan Cochläus war ursprünglich als Humanist Luther geneigt gewesen, bis Luthers babylonische Gefangenschaft ihn an dem Mönche irre machte. Um nützliche Verbindungen anzuknüpfen und sein Licht vor Kaiser und Reich leuchten zu lassen, war er nach Worms gekommen, wo er sich dem Nuntius Aleander zur Verfügung stellte. Aleander hatte ihn dann bei Greiffenklau eingeführt, aber nur, damit er ihm Bericht erstatte, nicht um sich in dogmatische Kontroversen einzulassen. Das große Wort führte auch dieses Mal der Offizial Eck, der erklärte, aus der Bibel sei immer alle Ketzerei bewiesen worden. Aus dem Johanneischen Satze: „Der Vater ist größer als ich", stamme der ganze Arianismus. Nach der Erzählung von den Kindern der Maria leugneten andere die unbefleckte Empfängnis. Jetzt

leugne man mit Hus, daß die sichtbare katholische Kirche die wahre Kirche sei, weil die Schrift die Erwählten als die wahre Kirche bezeichne. Inzwischen kam Veuß vom Bürgerhofe zurück und ließ den Erzbischof abrufen, um ihm Bericht zu erstatten. Diese Pause benutzte Cochläus, um Luthers Freunde zu bitten, sie möchten doch Luthern ins Gewissen reden, daß er Frieden mache, denn er reiße auch den hochbegabten Philippus Melanchthon mit sich ins Verderben, um den es schade sei. Als der Erzbischof zurückkehrte, redete auch er dem Wittenberger Mönche freundlich zu. „Als warlich ein ziemlich gescheiter Weltmann“ drang er in Luthern, wenigstens etwas nachzulassen. Aber „das zornige Gockelmännchen“ Cochläus verdarb mit seinem Schreien den ganzen Handel. „Es war eine lose Disputation,“ schrieb Luther an den Grafen von Mansfeld, „daß sie mich mit losen Worten versuchten, zu dem Ziel aber nit trafen“. Cochläus' eigener Bericht gibt einen Geschmack von der eiteln Selbstüberhebung, mit der er auftrat. Er spottet, er habe von Schurf kein Wort Latein vernommen, derselbe habe immer nur deutsch dazwischen geredet. Luther habe bald geleugnet, bald behauptet, daß er Offenbarungen habe, als aber er und Eck auf ihn eindrangen, habe Schurf grob gerufen: „So laßt ihn doch zu Wort kommen!“ Er habe darauf aus Respekt vor dem Erzbischof, an dessen Seite er saß, geschwiegen, aber auch Luther habe kein Wort mehr gesagt. Bei dem Streit über einzelne Gleichnisse und Schriftstellen kam nichts heraus und schließlich erhob sich der Erzbischof, es sei Essenszeit, und brach damit die Verhandlungen ab. Als Luther Cochläus noch fragte, wen er denn persönlich beleidigt haben solle, sagte Cochläus den Papst. Luther aber erwiderte, der sei keine Privatperson sondern eine öffentliche. Damit kam man auseinander. Luther ging in siegesgewisser Stimmung, die Cochläus nicht wenig verdroß, der Erzbischof begab sich zum Kaiser, von dem er mit Mühe die Erlaubnis zur Fortsetzung der Verhandlungen erlangte, die er noch immer für aussichtsvoll hielt.

Am Nachmittag erschien der zudringliche Frankfurter Dekan sogar im Johanniterhof, unter dem Vorwand, Spalatin zu besuchen. Amsdorf führte ihn hinauf, wo er Luther in Gesellschaft von Petzensteiner, Swaven, Schurf, Justus Jonas und Thilmann Conradi fand. Luther hatte wenig Verlangen, sich mit ihm einzulassen, aber sein socius itinerarius Petzensteiner meinte, er müsse sich der guten Sache auch einmal annehmen. Cochläus fand in Petzensteiners Herausforderung eine „barbarische Insolenz dieses Menschen“ und sagte ihm sehr von oben herab: „Brüderchen,

glaubst Du, daß es nur in Wittenberg Menschen gibt? Was hast Du neulich angestellt? Was hatte der Dominikanerprior Dir getan, daß Du öffentlich, als er von der Kanzel herabkam, ihn am Mantel zupfteſt, und ihm vorwarfst, er hätte Paulus in der Predigt schlecht ausgelegt? Könntest Du damit nicht Luther in Gefahr bringen, das Geleit zu verlieren? Denn zu Beleidigungen ist dasselbe nicht gegeben." Da trat Luther herzu und sagte scherzend: „Mein Bruder dürfte gelehrter sein als wir alle, zumal wenn er tüchtig getrunken hat." Alles lachte, nur Petzensteiner war beleidigt, namentlich weil ihn Cochläus Brüderchen genannt hatte. Dieser setzte sich nun zu Luther und ermahnte ihn, doch nicht alle die trefflichen Männer hier mit sich ins Verderben zu ziehn. Aber diese selbst, zumal Justus Jonas, wollten davon nichts hören. Einer warf ihm vor, daß er, der alte Humanist, ein Verräter an den schönen Wissenschaften sei und daß er Luthern in einer Rede angegriffen habe. Schurf forderte ihn auf, doch nur einen einzigen Satz zum besten zu geben, in dem Luther geirrt habe. Hier unter Lutheranern gelüstete es Cochläus indessen nicht nach einer Disputation. Luther solle sein freies Geleit aufgeben, meinte er, dann könnten sie eine regelrechte öffentliche Disputation abhalten. Die sächsischen Herren waren über diese Zumutung so erbost, daß Watzdorf dem Unverschämten mit dem Schwert das Geleit geben wollte. „Man hätte sich des Gauchs schier tot gelacht," erzählte Luther. Über die Frage der Austeilung des Abendmahls unter beiderlei Gestalt kam es schließlich doch zu einem regelrechten Disput, wobei Cochläus behauptete, die katholische Kirche sei der Weisung: „Trinket alle daraus" nicht ungehorsam, denn da das Blut in dem Leibe sei, tränken es die Laien aus der Hostie. Daß Luther die Transsubstanziation leugne, die die Kirche schon vor dreihundert Jahren sanktioniert habe, nannte er eine impudentia, aber die Lutheraner lachten, daß er eine Frage, die aus dem Neuen Testament zu entscheiden sei, aus den Dekretalen beantworte. Über eine Ambrosiusstelle, die er anführte, konnte man sich nicht einigen, da Luther erklärte, Ambrosius rede dort von einer mutatio, die vorgehe beim Abendmahl, nicht von einer conversio. Wenn das Brot im Abendmahl der Leib genannt werde, so sei das so, wie der Mensch Jesus auch Gott genannt werde; der Leib sei im Brot, das Brot sei aber nicht eine andere Substanz geworden. In die Enge getrieben, verlangte Cochläus aufs neue, Luther solle sich Richtern stellen, wie sie Kaiser und Reich ernennen würden. Der spottete, einen neunjährigen Knaben wolle er als Schiedsrichter ihrer

Disputation, und da sich ein Junge von etwa sechzehn Jahren eingedrängt hatte, vielleicht der Neffe des Dekans, deutete er auf den, er schlage diesen als Schiedsrichter vor. Cochläus erwiderte zornig, den wolle er nicht, während Luther erklärte, er aber wolle keine Richter, die der Kaiser ernannt habe. Da der Streit immer persönlicher wurde, schlug der Graf von Mansfeld, der sich inzwischen auch eingefunden hatte, vor, die beiden Doktoren sollten lieber unter vier Augen über den Frieden sich verständigen. Aber Luther ging darauf nur ein, wenn jeder Teil einen Zeugen bei sich habe, Cochläus machte zwar seinen Wams auf, um zu zeigen, daß er keinerlei Waffen bei sich führe, schließlich aber erhielt jeder einen Sekundanten, Cochläus seinen Neffen, Luther den Bruder Petzensteiner. Luther und der Dekan setzten sich dann etwas abseits und Luther begann vertraulich und freundschaftlich über den seitherigen Verlauf des Streites zu reden. Er gab zu, daß er gegen den römischen Stuhl zu heftig aufgetreten sei, aber den seelenverderblichen Ablaß habe er vernichtet. Cochläus wiederholte ihm den Vorschlag eines Schiedsgerichts. Der Erzbischof von Trier sei bereit, Luthern einen sichern Ort anzuweisen, wo er ruhig leben könne. Er sollte sich doch ein Gewissen daraus machen, ein solches Ingenium wie Philipp Melanchthon mit sich ins Verderben zu stürzen. Heftig drang er auf Luther ein, er weinte und rühmt sich, daß auch Luther bei seinen Vorstellungen sich die Augen trocknen mußte. „Lieber Doktor,“ sagte Luther, „ich sehe wohl, daß Du nicht in böser Absicht mit mir handelst. Ich bin der Geringste in dieser Sache; es gibt andere, Größere und Gelehrtere. Ich predige und lese öffentlich über die Psalmen; was ich tue, ist nur ein Kleines. Mein Widerruf hülfe also nichts. Wenn ich schwiege, würden andere die Sache weiter führen.“ Cochläus reichte ihm darauf die Hand, sagte aber zugleich, er werde gegen ihn schreiben; „und ich werde antworten,“ erwiderte Luther. Das war ihr Abschied. Als Justus Jonas am folgenden Tage Cochläus begegnete, warnte er ihn, seinen Vorsatz auszuführen, sonst würden vierzig gelehrte Männer ihre Feder gegen ihn zücken. Bei Aleander freilich nahm Cochläus den Mund sehr voll und bestätigte ihm, daß das Ungeheuer Martinus weder ein Grammatiker, noch ein Philosoph, noch ein Theologe sei, sondern ein einfacher Tollhäusler. „Man ist allgemein überzeugt,“ berichtet Aleander nach Rom, „daß Luther den größten Teil der fraglichen Schriften nicht selbst verfaßt hat, und so hat er auch schon einigen in allem Vertrauen mitgeteilt, daß gerade diese schlimmeren Bücher von seinen Freunden

herrührten." Obgleich Cochläus' Mitteilungen Wasser auf die Mühle Aleanders waren, scheint der Nuntius dessen Dienste doch nicht hoch angeschlagen zu haben, da er ihn mit zehn Gulden für hinlänglich belohnt hält, die er in seinem Berichte nach Rom für ihn beantragt. Auch in Frankfurt betrachtete man des Dekans Reise nach Worms ziemlich spöttisch. Wenigstens Cochläus' Kollege Königstein schreibt: „Was unser Dekan zu Worms Fruchtbares gehandelt hat, laß ich beruhen. Als man sagt, so seien ihm viel Stampen daselbst und anderwärts begegnet."

Infolge des hoffnungsvollen Berichts, den Veuß den Ständen erstattete, wurde Luthers freies Geleit nochmals um zwei Tage verlängert. Jetzt wurden die Verhandlungen in Luthers eigener Herberge geführt, wo sich Donnerstag den 25. April früh sechs Uhr Veuß und Peutinger einfanden. Von sächsischer Seite waren Schurf, Feilitzsch und Thun, sämtlich Luthers Anhänger, als Zeugen zugegen. Luther selbst gab zu, daß so „bescheidener, gütiger Weise" nie mit ihm verhandelt worden sei. Die beiden Kommissäre suchten ihm plausibel zu machen, er vergebe sich nichts, wenn er erkläre, er habe seine Schriften alle zur Erbauung der Christenheit geschrieben; fänden die Stände darinnen etwas, was diesem Zwecke nicht diene, so nehme er es zurück. Luther erwiderte, er könne Gottes Wort sein Recht nicht vergeben und Leute, die seine Schriften schon vor seinem Verhör verdammt hätten, könne er sich nicht als Richter gefallen lassen. Die Mitglieder des Reichstages seien auch Christen, meinte Veuß; Peutinger und er würden schon vermitteln, daß seine Schriften nur „unargwohnigen" Personen befohlen und alle Kurtisanen von der Kommission ausgeschlossen würden. Schließlich hatten die beiden Luthern so weich gemacht, daß er sie bat, sie möchten sich an seine Stelle setzen, was sie dann tun würden? „Dem Kaiser und den Ständen die Sache ergeben," erwiderte Veuß. Lieber wollte er auf sein freies Geleit verzichten, als den Kaiser zum Schiedsrichter annehmen, erwiderte Luther entrüstet. Auch Thun brach gegen die zwei Verführer los und verließ erbost die Stube. Feilitzsch blieb, und Veuß hatte den Eindruck, daß Luther doch ihre Anträge sich ernstlich überlege. In der Tat bat der Mönch um Bedenkzeit. Es war inzwischen neun Uhr geworden und Veuß und Peutinger versprachen nach Tisch wiederzukommen, nachdem Luther sich mit seinen Freunden werde benommen haben.

Diese Stunden waren für Luther vielleicht die schwersten während seines ganzen Wormser Aufenthalts. Man hatte ihm einen Weg gezeigt,

den er mit Ehren gehen konnte, während ihn ein kluger Staatsmann und aufrichtiger Freund wie Peutinger warnte, der seine führe direkt in den Abgrund. In der Stadt, in der einst Heinrich IV. den unheilvollen Streit mit Gregor VII. begonnen, sollte der schlichte Mönch die größte Schicksalsfrage entscheiden, die seit jenen Tagen der Nation gestellt worden war. Noch schaute Dagoberts Dom, vor dem die Königinnen der Nibelungen sich schalten, auf das neue Geschlecht herab; der grüngoldene Rhein rauschte zwischen Worms und Krimhildens Rosengarten die alte Melodie, die er schon Cäsar und Drusus gesungen, aber eine wichtigere Stunde hatten sie nicht erlebt. Wich der Mönch auch nur einen Schritt zurück, so begann aufs neue ein unabsehbarer Rückzug. Alles, was die Nation durch ihn in drei Jahren Rom abgewonnen, war wieder verloren und vielleicht das übrige dazu. Dem Kaiser sollte er die Sache befehlen, dem blöden Knaben! Da kam ihm der Spruch: „Verlasset euch nicht auf Fürsten, denn sie sind Menschen und können ja nicht helfen; verflucht ist der Mann, der sich auf Menschen verläßt.“ Mit diesem Entschlusse trat er Veuß und Peutinger entgegen, als sie um ein Uhr kamen, um seine Antwort in Empfang zu nehmen. Bescheiden, aber fest setzte er dem Doctor Badensis auseinander, daß er nur einer Entscheidung auf Grund überzeugender Stellen der Schrift sich unterwerfen könne. Zu Veuß' Verdruß blieb die Verhandlung auch heute nicht ungestört und die Korona mischte sich in die Unterhaltung. „Wie sie als Laien,“ so bekamen Veuß und Peutinger zu hören, „dazu beide in ehelichem Stand, sich dieser Handlung anmaßten?“ Luther mußte sich selbst der Angegriffenen annehmen. Auch der Laie könne die Schrift auslegen, denn ihr Wort sei klar und verständlich. Die Tyrannen von Konstanz dagegen seien alle Doktoren der Theologie gewesen und gerade sie hätten geirrt. Lehrreich ist an diesem Zwischenfall das Eine, daß diese sächsischen Edelleute ebensowenig vom Frieden mit dem Papste wissen wollten wie Luther selbst, ja noch weniger. „So Du zu Worms hättest gewankt,“ schrieb drei Jahre später Münzer, „wärest Du erstochen vom Adel.“ Auch Greiffenklau meinte Luthern ein sicheres Asyl anbieten zu sollen, wo er vor der Rache dieser Leute sicher sei, wenn er seinen Frieden mit der Kirche mache. Peutinger, der Luthers Standpunkt gar nicht so ferne stand, aber nach seinem Auftrag für eine Vermittlung eintrat, glaubte nun in Verweisung der ganzen Sache an ein Konzil einen letzten Weg zum Frieden zu erkennen, nachdem Luther sich geweigert hatte, sich der Entscheidung des

Reichs zu unterwerfen. Unter Bedingungen wollte Luther dieses Tribunal sich gefallen lassen, aber das Konzil müsse bald gehalten werden und ihm bestimmt die Punkte anzeigen, in denen er geirrt haben solle. Werde ihm das versprochen, so wolle er bis zum Konzil über diese Punkte den Streit fallen lassen, vorausgesetzt, daß ihm im übrigen volle Freiheit bleibe zu lesen, zu schreiben und zu predigen. In der Stube war es inzwischen immer voller geworden, da bereits sogar das Gesinde sich eindrängte, und so brachen Beuß und Peutinger die Handlung ab, um dem Erzbischof Bericht zu erstatten. Auch dieses Mal war Peutingers Bericht so optimistisch gefärbt, daß Greiffenklau sofort nach Luther sendete, ob Gott Gnad geben wolle, daß diese Handlung ihre Endschaft erreiche. Beuß beschwerte sich später sehr, daß der sächsische Bericht über die acta Lutheri nicht unterlassen habe, ihn und Dr. Peutinger „anzuritzen", als ob sie den Erzbischof falsch berichtet hätten. Denn sobald Luther im Deutschordenshaus erschien, stellte sich heraus, daß er zwar gewillt war, sich einem Konzil zu unterwerfen, aber nur dann, wenn dasselbe nach Maßgabe der Schrift entscheiden werde. Greiffenklau redete nun mit Luthern unter vier Augen und von den Vergleichsvorschlägen, die der Erzbischof ihm machte, fand Aleander einen empörender als den andern, da sie alle die bereits gefallene Entscheidung Roms ignorierten. Während dieses Gesprächs wurde dem Erzbischof Spalatin gemeldet, der gestern aus Versehen abgewiesen worden war. Greiffenklau entschuldigte sich deshalb und zog nun auch diesen zu den Beratungen hinzu, indem er es nunmehr Luthern sebst überließ, Vorschläge zu machen, wie der Friede wiederherzustellen sei. Allein Luther wußte nur den Rat Gamaliels, man möge abwarten, ob diese Sache aus Gott sei, andernfalls werde sie in zwei bis drei Jahren von selbst untergehen. Das möge der Kaiser dem Papste schreiben. Greiffenklau fragte nun, wie Luther sich verhalten werde, wenn man aus seinen Schriften die Artikel ausziehe, die dem Urteile eines kommenden Konzils unterbreitet werden sollten? Luther erwiderte: „Gnädiger Herr, daß es nur nicht die Artikel wären, so im Konzil zu Konstanz verdammt sind." Der Erzbischof aber erwiderte, er fürchte, gerade die würden es sein. Da sprach Luther: „Gnädigster Herr, da kann ich nicht weichen, es gehe mir, wie Gott will." Selbst ganz intime Vorschläge weiß Aleander nach des Erzbischofs eigenen Mitteilungen zu berichten. Wie man Staupitz durch eine schöne Abtei nach Salzburg lockte, wo er isoliert sich unterwerfen mußte, so bot der Erzbischof Luthern ein Priorat in Trier und

einen Platz an seinem Tische an. Luther war von der Güte des Prälaten tief gerührt und unter dem Siegel des Beichtgeheimnisses legte er ihm die ganze Lage seines Gewissens dar. Aleander meint, Luther habe dem Erzbischof gebeichtet, wer eigentlich seine Bücher geschrieben habe. Nach Aleanders törichtem Verdachte wohl Erasmus. Aber der Erzbischof weigerte sich, dem Welschen Luthers Beichte zu verraten. Nur dem Landhofmeister Christoph von Schwarzenberg teilte er mit, daß Luther ihm „in geheimem und sonderem Vertrauen etwas angezeigt, das nit zu melden, noch zu sagen". Ob Greiffenklau das Vertrauen so völlig verdiente, das Luther in ihn gesetzt hat, ist mehr als zweifelhaft. Dem Nuntius gegenüber entschuldigt der Erzbischof seinen freundlichen Verkehr mit dem Ketzer damit, daß es Luthers Ansehen den größten Stoß geben müsse, wenn er ihm durch sein Zureden auch nur einen teilweisen Widerruf abdinge. Seine Herzlichkeit hatte also denselben Wert wie die Krokodilstränen des Cochläus und die Küsse des Miltitz, aber Martin Luther steht uns darum um nichts tiefer, weil er im Verkehr mit diesen Pfaffen der Betrogene war. Schließlich hatte der todmüde Mönch nur noch den einen Wunsch, aus dem Reichstagsgezänke scheiden und heimkehren zu dürfen, denn dieser letzten Tage Qual war groß. So benutzte er die Gnade des Trierers zu der dringenden Bitte, der Kurerzbischof möge ihm beim Kaiser seine Entlassung auswirken. Schwierigkeiten hatte das nicht, da der Kaiser längst ein Ende machen wollte, und auch seine Räte Chièvres und Gattinara fanden, es sei Zeit „den Hund zurückzusenden". Während Greiffenklau zum Kaiser ritt, besuchte Luther mit Spalatin jenen Hans von Minkwitz, dessen Beichte er unlängst gehört hatte. Mit herzlichen Worten tröstete er den todkranken Mann, der sich anschickte zu den Gästen hinauszuwandern, die Worms für immer festhielt und an deren frischen Gräbern Luther gesprochen haben soll: Beati quia requiescunt. Zum Schlusse reichte er dem kranken Landsmann die Hand mit den Worten: „Ich werde morgen wieder weg." „Da," erzählt Spalatin, „zupft ich ihn bei der Kappen (Kapuze) und sagte: ‚Herr Doktor, Ihr seid ein guter Mann, daß Ihr sagt, Ihr werdet morgen wieder weg. Habt Ihr doch kein endlichen Abschied.' Da sagte der gut Pater zu mir: ‚Ihr werdet sehen, ich werde morgen weg.' Also ging er wieder in sein Herberg, und seine Geferten von Companey, bis freilich auf Herrn Johann Petzensteiner, waren von ihm gangen, sich in Wurmbs umzusehen, die vielleicht auch ahnten, daß sie nit mehr lang in Wurmbs Herberg würden haben." In der Tat erschien noch am selben

Abend der Offizial Eck, begleitet von dem österreichischen Kanzler Schneitpeck und dem Notar Transsilvanus im Johanniterhaus, um Luthern zu eröffnen, da er alle Ermahnungen sich zu bessern „halsstark" zurückgewiesen habe, so habe er Worms zu verlassen. Einundzwanzig Tage währe sein freies Geleit, um an den Ort, von dem er ausgegangen, zurückzukehren, doch sei ihm verboten auf der Rückreise zu predigen oder durch Schriften das Volk zu erregen. Luther gab den Herren das Geleit und sprach zum Abschied: „Wie es dem Herrn gefallen, also ist es ergangen und geschehen. Der Name des Herrn sei gelobet!" Er dankte dem Kaiser und den Ständen dafür, daß sie ihn gehört und daß das Geleit ihm gehalten worden sei und weiter solle gehalten werden. Nie habe er etwas anderes begehrt als eine Reformation der Kirche nach der Schrift. Sonst wolle er sich kaiserlicher Majestät ergeben mit Leib und Leben und sich nichts vorbehalten als das einige Wort Gottes, dasselbe frei zu bekennen und zu bezeugen, eine bedeutungsvolle Schlußwendung, mit der er das Predigtverbot ablehnte, denn seine Überzeugung war, das Wort Gottes sei ungebunden. Beide Teile schieden, indem sie sich die Hand reichten. Transsilvanus (Maximilian Siebenberger), der nach dem Berichte des Spaniers die Büchertitel bei dem ersten Verhör verlesen hatte, soll von diesen Abschiedsworten Luthers tief ergriffen gewesen sein. Noch später pflegte er sie den Freunden zu wiederholen.

So war denn Luther wirklich glücklich „hindurch". Dafür begannen des Kurfürsten Sorgen. Sobald Luther „in sein Gewahrsam" zurückgekehrt sei, hatte der Kaiser erklärt, werde er als Vogt des Glaubens gegen ihn verfahren. Das beste war demnach, Luther kehrte gar nicht nach Wittenberg heim, wo der Kurfürst, ohne einen Krieg zu entzünden, seine Auslieferung nicht verweigern konnte. Wenn der Kurfürst nachmals vor versammeltem Reichstag erklärte, er könne jeden Eid leisten, daß er nicht wisse, wo Luther sei, so haben wir kein Recht, seine Versicherung zu bezweifeln. Er wird es eben seinem Kanzler Brück und den andern Freunden überlassen haben, den Geächteten zu bergen. Der in Worms anwesende Vogt der Wartburg, Berlepsch, und sein Nachbar Ritter Hund vom Altenstein reisten Luthern voraus, um das Nötige vorzubereiten. Über den Plan selbst wurde Luther noch in Gegenwart von Spalatin, Thun und Feilitzsch verständigt.

Noch einmal in der Frühe des 26. April wurde der Johanniterhof überlaufen von all den Herren und Freunden, die kamen, um von dem

Mönche Abschied zu nehmen. Auch ein Spion war darunter aus Auftrag des Nuntius Aleander, der nun nach Rom berichten konnte: „So ist denn der ehrwürdige Schurke gestern, drei Stunden vor Mittag, mit zwei Wagen abgereist, nachdem er sich eigenhändig in Gegenwart vieler Personen viele Brotschnitten geröstet und manches Glas Malvasier, den er außerordentlich liebt, getrunken." Hätte der römische Prälat es doch lieber mit angesehen, wie Luther geröstet worden wäre, dann hätte ihm sein eigener Malvasier besser geschmeckt.

Um zehn Uhr fand der Aufbruch statt. Da ein Komitat von zwanzig Reitern die Reisenden vor dem Mainzer Tor erwartete, fand der Herold für angezeigt, erst nach einigen Stunden denselben nachzufolgen. Luther machte sich schon auf dem Wege nach Frankfurt daran, einen Brief an den Kaiser und einen an die Kurfürsten aufzusetzen, in denen er den Verlauf der Verhandlungen, zum Schutz gegen etwaige Entstellungen, rekapituliert und namentlich wiederholt, daß er „in Untertänigkeit erbötig sei vor unverdächtigen, unparteiischen, gelehrten geistlichen und weltlichen Richtern fürzukommen, seine Bücher jedermann williglich zu untergeben, nichts ausgeschlossen denn das heilig, frei, lauter und klar Wort Gottes". Für das freie Geleit dankt er, rügt aber auch, daß man trotz desselben seine Bücher ohne Verhör verdammt habe, was ihn füglich hätte abhalten können überhaupt nach Worms zu kommen.

Auf zwei Wagen verteilt trafen Luther, Jonas, Amsdorf, Schurf, Swaven und Petzensteiner am Samstag den 27. April in Frankfurt ein, wo sie wiederum bei Wolf Parente abstiegen. Auch hier wurde Luther von seinen Gönnern ehrenvoll begrüßt. Aus der Herberge schrieb Luther an Meister Kranach, dem er mitteilte, daß er zunächst vom Schauplatz verschwinden werde bis zu seiner Zeit. Daß er dabei angibt, er wisse selbst noch nicht, wo er geborgen werden solle, war wohl nur gebotene Vorsicht. Am folgenden Morgen fuhren sie, während die Glocken zum Sonntag Kantate zusammenschlugen, nach Friedberg weiter. Dort vollendete Luther seine beiden Schreiben, das an den Kaiser in lateinischer, das an die Kurfürsten in deutscher Sprache und schickte mit diesen Briefen den Herold Kaspar Sturm nach Worms zurück. Wollte er unterwegs verschwinden, so mußte der Reichsherold natürlich zuvor beseitigt werden. Bestellt wurden die Briefe nicht, da niemand den Mut hatte als Bote des Mannes aufzutreten, gegen den soeben die Achtserklärung ausgearbeitet wurde. Unerwartet freundlich war die Aufnahme in Hersfeld, wo ihm

der Abt selbst mit vielen Reitern entgegenritt. Er gab dem Gebannten ein glänzendes Mahl und brachte ihn in seinem eigenen Schlafgemach unter. Des Morgens um fünf Uhr mußte Luther sogar für die Mönche predigen, obwohl er den Abt warnte, das Stift setze seine Regalien dadurch aufs Spiel. Bis Berka an der Werra ließ der Abt ihn geleiten und gab dort dem ganzen Komitat noch ein Abschiedsmahl. Nach langer, ermüdender Fahrt durch die im Frühlingsgrün prangenden Buchenwälder kamen die beiden Wagen am Abend in Eisenach an, wo die Bevölkerung ihnen gleichfalls entgegen strömte. Auch hier predigte Luther, aber unter notariellem Protest des Priesters, der sich so gegen den Bischof deckte, zugleich aber sich bei Luther demütig entschuldigte, er könne nicht anders. Nun aber mußte man sich trennen. Schurf und Swaven kehrten nach Wittenberg zurück, Jonas nach Erfurt, wo sein Kollege Drach so übel behandelt worden war und sich alles in Auflösung befinden sollte. Luther blieb mit Amsdorf und Petzensteiner in Eisenach und unter dem Vorwand seine Verwandten zu besuchen, traf er am 3. Mai mit beiden bei seinem Oheim Heinz Luther in Möhra ein. Auch dort predigte er. Am 4. Mai, bei Einbruch des Abends, erfolgte dann bei Altenstein der Überfall durch den Ritter Hund, dem der Altenstein gehörte, und Berlepsch, den Schloßhauptmann der Wartburg. Des Petzensteiner hatte sich Luther bisher nicht entledigen können, da die Entlassung des socius itinerarius Verdacht erregt hätte. Doch waren keine großen Künste der Täuschung nötig, um ihn los zu werden, denn sobald Bruder Petzensteiner die Reiter erblickte, die auf den Wagen einstürmten, sprang er vom Wagen und lief in die Büsche. Mitten in der Nacht traf er in Waltershausen ein, wo ihn niemand willkommen hieß. Einen ausführlicheren Bericht hat nur Luthers Hausarzt Ratzeberger, der teilweise wohl Erinnerungen aus Luthers Erzählungen enthält. Daß Amsdorf mit im Geheimnis war, berichtet Ratzeberger richtig, unrichtig dagegen, daß auch Mecum in Luthers Gesellschaft gewesen sei. In Nebensachen ungenau hat doch seine Erzählung am meisten Farbe. „Da sie nun an die Grenze hart bei der Schweine kommen, tut sich ein Reisiger nach reuterischer Art aus dem Walde herfür, und tummelt sich mit dem Gaule. Das wird Friedrich Mecum gewahr und warnet seine Gefährten, es werde nicht recht zugehn, sondern Gefahr fürhanden sein. Indes wischet der Junker auch mit einem Knechte aus dem Walde hervor und rucken vor den Wagen. Der Reuter fängt einen Lärmen mit dem Fuhrmann an, was er da für Leute führe und schlägt ihm mit seiner

Armbrust unter den Gaul. So schlägt der Junker seinen Pfeil vor die seine und helt sie dem Luther für, er soll sich gefangen geben. Die andern zween Gefährten erschrecken und bitten um Gnade. Aber da sie den Luther erfraget, und er bekennet, daß er es wäre, bald setzen sie ihn auf einen Gaul und führen ihn im Walde hin und wieder bis in die sinkende Nacht ins Schloß Wartburg hart ob Eisenach. Da verschlossen sie ihn als einen Gefangenen zum allerhärtesten in ein Gemach, das von allen Leuten einsam war. Auch wußte der Torwärter nicht anders dann es wäre etwa ein Übeltäter auf der Straßen aufgefangen und allda zu Gefängnis bracht. Aber gleichwohl hat man einen einzelnen Edelknaben seiner mit Essens und Trinkens auf ihn warten lassen. Sonsten war Luther verloren und wußte niemand, wohin er kommen wär." Luther selbst schreibt an seinen treuen Amsdorf, dessen eigene Schicksale und Wahrnehmungen in dem revoltierten Erfurt er nach dem wunderlichen Abschied im Walde baldigst zu erfahren wünscht, nur kurz: „An dem Tage, an dem ich von Dir weggerissen wurde, kam ich nach langer Reise als ungewohnter Reiter müde gegen elf Uhr des Nachts in tiefer Dunkelheit in meine Behausung. Jetzt sitze ich hier müßig als ein Freier unter Gefangenen." Die Kutte zog ihm der Schloßhauptmann Berlepsch sofort aus und in den Ritterkleidern erkannte er sich selbst kaum wieder. Aber er fühlte sich wohl in der neuen Feiheit, von all den tyrannischen Gesetzen losgesprochen, obwohl es ihm lieber gewesen wäre, wenn „das Dresdner Schwein" ihn wirklich wegen seiner ihm verbotenen Predigten zum Märtyrer gemacht hätte.

In Worms wurde die Kunde von Luthers Verschwinden erst am 12. Mai bekannt und erregte einen gewaltigen Sturm gegen die Nuntien, die man beschuldigte, das Attentat angezettelt zu haben. Dann redete man von einem Ritter Behem, der dem Kurfürsten Fehde angesagt und ihm seinen Doktor abgefangen habe. Andere wußten, Luthers Leiche sei von einem Stoßdegen durchbohrt in einem Silberbergwerk aufgefunden worden, wobei die Erinnerung an den Bergmannssohn und das Ende seines guten Gesellen in Erfurt die Sagenbildung befruchtet hatte. Aleander selbst war ganz auf richtiger Fährte mit seinen Vermutungen, obwohl der Kurfürst vor versammeltem Reichstag erklärte, er könne jeden Eid leisten, daß er nichts von der Sache wisse. Eine klare Kunde kam noch jahrelang nicht an die Öffentlichkeit. Noch in seinem Kommentar zu Luthers Lehre und Leben bezeichnet Cochläus das Schloß zu Allstet als den Ort, wo der Kurfürst seinen Doktor verborgen gehalten habe.

Unter langen und öfters stockenden Verhandlungen, und erst nach Abreise der beiden mächtigen Kurfürsten von Sachsen und der Pfalz, kam dann das Wormser Edikt zustande, das über Luther die Reichsacht verhängte. Der Habsburger war bereits so völlig zum Pfaffenkönig geworden, daß er sich sein wichtigstes Edikt durch den päpstlichen Nuntius schreiben ließ. Daß es ein Welscher ist, der dieses deutsche Reichstagsmandat verfaßt hat, zeigen zahlreiche italienische Wendungen, wie der reichliche Gebrauch der Worte Bestie und bestialisch, die dem Italiener so geläufig sind. Die bei den Italienern beliebte Erzählung, daß der Teufel zuweilen in der Mönchskutte umgehe und Beichte höre, erkennen wir in der Behauptung, daß Luther als fra diavolo, als „Teufel mit angenommener Mönchskutte" die Seelen zu verführen suche. Die Warnung vor Luthers Erbauungsschriften, weil ein einziger Tropfen Gift die beste Speise vergiften könne, lag einem Untertan der Republik Venedig auch näher als den guten Deutschen, die in den Künsten der Acqua Toffana wenig Erfahrung besaßen. Der Kaiser muß sich in seinem Edikt zur Einschärfung des Gehorsams gegen den Papst hergeben, Leos mildes und versöhnliches Verfahren preisen, und selbst bekennen, daß der Papst „dieser Sachen alleiniger ordentlicher Richter" sei. So schaut überall unter dem Kaisermantel die Soutane des Priesters hervor. Auch Aleanders fixe Idee, daß ein Teil von Luthers Büchern gar nicht von Luther herrühre, sondern nur unter seinem Namen, freilich aber unter seiner Zustimmung, verbreitet worden seien, erscheint unter den Vorwürfen, mit denen der Welsche den deutschen Mönch überschüttet. Nach ihm hat Luther zu Aufruhr, Schisma, Krieg, Totschlag, Räuberei, Brand und Abfall vom Glauben aufgefordert; er lehrt, meint der glückliche Familienvater Aleander, der Freund der kinderreichen Dame Perilla Proana auf dem Marsfelde, in die er sich mit zwei andern Liebhabern teilte, ein aller Gesetze entbundenes viehisches Leben; alle verdammten alten Ketzereien hat Luther in einer stinkenden Pfütze versammelt und etliche neue hinzuerdacht. Von dem Ablaß aber, der doch der erste Grund des Streites gewesen war, schweigt das Edikt völlig. Selbst ein Aleander fand für gut, diesen ersten Grund der Zerwürfnisse der Vergessenheit zu übergeben. Das Bild, das Aleander von Luthers Auftreten auf dem Reichstag entwirft — und er sah ihn nur bei dem ersten Verhör — hat keine Ähnlichkeit mit dem befangenen und schüchternen Mönch, den Fürstenberg der Welt aufgeredet hat. Nach Aleander hat „Luther trotz aller Vorstellungen, die den verstocktesten Menschen und härter denn

kein Stein hätten bewegen und erweichen müssen, jeden Widerruf abgeschlagen und mit dergleichen ungebührlichen Worten und Gebärden, die einem sinnigen und regulierten Geistlichen keineswegs geziemen, öffentlich gesagt, er wolle an seinen Büchern auch nicht ein Wort ändern. Die Konzilien hat er unmildiglich und unverschämt verspottet, verdammt, geschmäht und gänzlich verachtet, und zuvor das von Konstanz, so der deutschen Nation zu ewiger Ehre den Frieden und Einigkeit wiedergegeben" (das heißt richtiger die Hussitenkriege entfesselt hat). Auch private Verhandlungen, die der Kaiser in weitgehender Milde dem Ketzer bewilligt, hätten zu nichts geführt, da der hartnäckige Mönch nicht aus Vätern, Konzilien und Dekreten widerlegt sein wollte, sondern aus der heiligen Schrift, die er nach seinem Sinn auslege „zur Ersättigung seines zufälligen Gemüts". So sei denn dem Kaiser nichts übrig geblieben als ihn zurückzusenden. Nach Ablauf seines freien Geleits, am 14. des gegenwärtigen Monats Mai, soll jedermann verboten sein, bei Vermeidung poenae laesae majestatis und des Reiches Acht und Aberacht und dazu des Verlustes aller Regalien, Lehen, Gnaden und Freiheiten, besagten Martin Luther irgendwie zu unterstützen, „so daß ihr denselben nicht hauset, hofet, azt, tränkt und enthaltet, noch ihn mit Worten oder Werken, heimlich noch öffentlich keinerlei Hülf, Anhang, Beistand oder Fürschub beweiset; sondern wo ihr ihn alsdann ankommen und betreten, und deß mächtig sein möcht, ihn gefänglich annehmt und uns wohl bewahret zusendet". „Mit allen Anhängern," fährt dann das Edikt fort, „Fürschiebern, Gönnern Luthers sollet ihr in dieser Weise handeln: nämlich sie niederwerfen und fahen, und ihre Güter zu euern Handen nehmen, und die in euerem eigenen Nutz verwenden und behalten, ohne männigliche Verhinderung, es sei denn, daß sie durch glaublichen Schein anzeigen, daß sie diesen unrechten Weg verlassen und päpstliche Absolution empfangen haben." Der Albigenserkrieg war also ganz offiziell proklamiert und der Vertreter des Papsts brannte vor Begier, das Ketzerreich zur Wüste zu machen wie einstmals die Provence. Wenn die katholischen Stände über die evangelisch gesinnten Fürsten, Ritter und Städte herfielen, so vollzogen sie nur das Edikt, das der neue Kaiser durch den päpstlichen Nuntius sich hatte schreiben lassen und das von einer am 25. Mai noch in Worms anwesenden katholischen Minorität als Wille des Reichstags anerkannt, dann aber unter dem Datum der Präsentation, dem 8. Mai 1521, publiziert wurde. Zugleich enthielt das Edikt, ohne allen Auftrag des Reichs, ein Zensurdekret, das

für sämtliche erscheinende Bücher die Approbation durch die geistlichen Behörden und theologischen Fakultäten verlangte.

Nachdem Aleander die Unterschrift des Kaisers nach dem Schlusse der Messe, am 26. Mai, im Dome selbst erhalten hatte, berichtet er sofort nach Rom und bricht dabei in die Jubelhymne aus:

Dicite io paean et io bis dicite paean;
Decidit in casses praeda petita meos.

Aber, sich erinnernd, daß Verse aus Ovids ars amatoria doch eigentlich hier nicht am Platze seien und indem er sein Gesicht in ehrbare Falten legt, fährt der Nuntius fort, da es sich um die Sache der heiligen Religion handle, wolle er lieber mit dem heutigen Trinitatisfeste sprechen: „Gelobet sei die heilige und ungeteilte Dreieinigkeit." Er selbst berichtet, der Kaiser habe fröhlich aufgelacht, als er unmittelbar nach der Messe ihm die Achtserklärung präsentierte und habe beim Unterschreiben gesagt: „Ich wußte, daß Ihr nicht schliefet." Dazu paßt es, daß aus Rom selbst der venezianische Orator am 1. Mai berichtet: „Heute abend gibt der Papst Komödie und Musik." Der Kaiser lacht, der Nuntius zitiert Ovid und der Papst gibt Komödie. Das aber war nicht die Verfassung, die fähig machte, die Geister der Opposition zu beschwören, die sich rings im Abendland erhoben. Der junge Kaiser beeilte sich auch, sobald er das Edikt Aleanders unterzeichnet hatte, das Reich schleunigst zu verlassen. So hatte es Karl in Spanien gemacht. Seine Stände hatten eine Reihe unerfüllbarer Forderungen an den jungen König gestellt. Er hatte geschwiegen, gezögert und gezögert, dann im Hafen, den einen Fuß bereits im Schiff, hatte er gesagt: es bleibe bei seinen Befehlen, und war davon gefahren. Mit dem gleichen Gefühle der Entrüstung und noch größerer Geringschätzung sahen nun die deutschen Fürsten den jungen Menschen sein Rheinschiff besteigen und in Gesellschaft seiner Mönche und Prälaten nach den Niederlanden heimkehren. Und wie er seinem Statthalter Hadrian in Spanien den Krieg der Communeros hinterlassen hatte, so konnte sein Bruder Ferdinand dem Aufstande der getäuschten Ritter und Bauern begegnen, der bald genug ausbrach.

XXI

Luther auf der Wartburg.

Daß Luther auf den Überfall und die Unterbringung in der Gegend von Eisenach gefaßt war, zeigt die vorangehende Auflösung der Reisegesellschaft und die schon in Friedberg beliebte Entlassung des Herolds Sturm. Unter diesen Umständen darf man annehmen, daß es Rücksicht des Kanzlers Brück auf Luthers eigene Wünsche war, wenn man ihn gerade in der Nähe der „lieben Stadt" unterbrachte, wo er dann auch mit den Franziskanern des Schalbeschen Stifts in der Stille Verkehr pflog.

So saß er nun auf dem alten, sagenumwobenen Waldschlosse, zu dem er als Schüler in Eisenach täglich hinaufgeblickt hatte. In der Vorburg, unmittelbar bei dem runden Torweg, hatte Ritter Berlepsch ihn untergebracht. Noch steht in der kleinen Stube der alte grüne Kachelofen, der einfache Tisch, der Arbeitsstuhl. Öffnet man das niedere Fenster mit den runden Patzenscheiben, so hat man den Blick über die Wipfel des Waldes auf einförmige Höhenzüge, vor denen hier und dort die bläulichen Rauchsäulen der Kohlenmeiler aufsteigen. Am Abend stand dort das Spätrot, am Morgen zwitscherten, wie Luther mehrfach berichtet, die Vögel von den Zweigen, denn es war Mai.

Am Himmelfahrtstag hörte er zum ersten Male mit der Burggemeinde das Hochamt. Es war ein Priester auf der Burg, der, wie Luther später an Spalatin schreibt, jeden Morgen, auch ohne Gemeinde, eine stille Messe las. Das Graduale der Festzeit begann mit den Worten: „Exsurgat deus et dissipentur inimici ejus." Das waren die Worte, mit denen die Bulle exsurge begann, die ihn verfluchte. So kam ihm der Gedanke, eine Auslegung dieses vom Papste gegen ihn mißbrauchten Psalmes zu verfassen und diese als Lebens- und Liebeszeichen den besorgten Freunden draußen zuzusenden. An der Wahl dieses Textes mochten sie ihn erkennen. Die kleine Schrift wurde zunächst handschriftlich verbreitet; die

Presse verließ sie, wie es scheint, erst im August. In diesem Schriftstück, das er hier in seiner engen Stube mit den bleiumfaßten Fenstern verfaßte, und das uns tief in sein Herz sehen läßt, klingen alle jene Gedanken fort, die er schon von Frankfurt aus gegen Kranach aussprach und die ihn demnach die ganze Reise begleitet hatten. „Mache Dich auf, Herr, zerstäuben sollen Deine Feinde," so sangen sie an Pfingsten in allen Kirchen, und mancher eifrige Mönch mochte dabei an die jüngste Bulle erinnern, die mit den Worten begann: „Mache Dich auf, Herr, und richte Deine Sache, denn es sind Füchse, die den Weinberg unterwühlen, ein wilder Eber verwüstet ihn!" Da setzte der Gescholtene sich hin, um auch seinerseits den Freunden diesen Psalm auszulegen, aber anders als der Papst, und am 26. Mai bereits schickte er das Manuskript nach Wittenberg an Melanchthon. Luther begann seine Auslegung fast mit denselben Worten, die er auf der Reise an seinen Gevatter Lukas gerichtet hatte: „Da Christus starb, tat Gott als schlief er und sähe nicht die wütenden Juden, ließ dieselben sich stärken und sammeln, und die armen Jünger flohen und zerstreuten sich. Da nun die Juden meinten, sie hätten gewonnen, Christus läge nun darnieder, da wacht Gott auf und weckt Christum auf von den Toten." So hatte er an Lukas Kranach geschrieben: „Über ein Kleines werdet Ihr mich nicht sehen und aber über ein Kleines werdet Ihr mich sehen. Rufen die Juden jetzt Io, Io, so rufen wir morgen Hallelujah." Merkwürdig genug schrieb an demselben 26. Mai, an dem Luthers Psalmauslegung nach Wittenberg abging, „der jüdische Schelm Aleander" wirklich nach Rom:

Dicite io paean et io bis dicite paean!

So war Luther zum Gedankenleser geworden. Vor allem ist es ein Bild, das an Luthers Lage erinnert, das vom breitprächtigen Rauch, der die Welt verdunkeln möchte; schaut man aber nach einer Stunde wieder zu, wo ist er? Es ist, als ob der Gefangene von seiner Burg herab an den dunkeln Bergen die Rauchsäulen der Köhler beobachtete, so häufig kehrt dieses Bild in allen Wartburgschriften wieder. „Der Rauch geht über sich, macht sich eigenwillig in der Luft, tut als wolle er die Sonne verblenden und den Himmel stürmen. Was ist's aber? Kommt ein kleines Windlein, so verwebt sich und verschwindet der breitprächtige Rauch, daß niemand weiß, wo er geblieben. Also alle Feinde der Wahrheit haben's groß im Sinn, tun greulich, zuletzt sind sie wie der Rauch wider

den Himmel, der auch in ihm selb ohne Wind verschwindet." Ganz dasselbe Bild finden wir im Büchlein von der Beicht, in dem Luther am 1. Juni an Sickingen schreibt von einem „freveln Rauch, der sich unterstand, die Sonne zu dämpfen; aber der Rauch ist nimmer, die Sonne leucht noch". „Gleich dem Rauch wird sich der Antichrist verziehn." Kommt er auf seinen Waldgängen einmal zu nahe heran, so tränen ihm die Augen, so soll Albrecht von Mansfeld „sich des Rauchs beißen lassen". Wie auf der Feste Koburg das Treiben der Krähen, so hat der Gefangene auf der Wartburg die Rauchsäulen der Köhlerhaufen beobachtet, die bei Nacht ihn an den Feuerschein, bei Tag an die Rauchsäule erinnern, die den Kindern Israel auf ihrem Weg durch die Wüste voranzog. Aus dem Lärme der Bischofsstadt ist er in die Stille des Waldschlosses versetzt, während drüben am Rhein um sein Leben gewürfelt wird. Er aber sieht dem Treiben auf dem Reichstag nicht aufmerksamer nach als er dem Rauche drüben an der Bergwand nachschaut. Was kümmern ihn die Stände mit ihren Edikten, die Fürsten und ihre hundert gravamina, die Bischöfe mit ihren Klagen über Annaten und Palliengelder! Mochten sie fortfahren, beim Humpen das Wohl der Kirche zu beraten und die Welt zu reformieren! Während die Nuntien in den Vorzimmern und auf Hintertreppen die Acht betrieben, die Fürsten am Spieltisch und die Ritter bei Liebfrauenmilch Deutschland befreiten, sitzt er in engem Stübchen vor seinem Psalmbuch. Die neuen Eindrücke der ungewohnten Umgebung in der finstern Bergfeste verwoben sich ihm unwillkürlich in die Schilderung der Gegner. „Sie fliehen das Licht wie die Fledermäuse," schreibt er, „und wie die Nachteulen heulen sie uhu, uhu in der Finsternis und meinen uns zu schrecken. Menschenlehren fliegen mit Fledermausflügeln und Rabenfittichen, der Taube Schwingen aber glänzen wie Silber." Wie ihn in der Nacht der Ruf des Käuzchens ängstet, in der Dämmerung die Fledermäuse der Burg ihn umschwirren, so schaut er mit Wohlgefallen im Morgenglanz die Tauben des Burghofs, „deren man wohl findet mit weißgleißenden Fittichen, wie das Silber, und auf dem Rücken, da die Flügel zusammengehn, hübsch grün und goldfarb". So rasch ist der alte Frohsinn in sein Herz zurückgekehrt. Vor ihm ist die Welt sonnig ausgebreitet. „Die Wiesen stehen offen und das Gras wächst, und Heu sammelt sich auf den Bergen, die Lämmer geben Kleider und die Schaf das Lohngeld zum Ackergeld." Es ist ein Duft von Heu und Thymian hier oben, der das Herz stille macht. In dem Waldschloß zog der alte

Friede ein in seine Brust. Er horcht dem Gesange der Vögel, der von allen Zweigen des jungen Buchwalds schmettert. Wie in seinen Knabenjahren sucht er sich Erdbeeren an der Burgmauer und an sonnigen Rainen, oder begleitet den Ritter Berlepsch, mit dem er sich rasch befreundet hat, auf die Jagd. Neue Bilder tauchen in seinen Briefen und Schriften auf, vom Vogelherd, vom Schnuppern der Jagdhunde, vom Kreisen des Habichts eingegeben. Aber es ist ein sauersüßes Vergnügen, armen Tieren nachzustellen. So hetzen die Papisten. Einen jungen Hasen, den er vor den Hunden im Ärmel seines Mantels geborgen hat, wittern sie dennoch und brechen ihm das Genick. So jagt der Teufel mit seinen Hunden, den Bischöfen und Theologen, und verdirbt die Seelen, die er zu retten suchte.

Berlepsch hatte einen Junker aus ihm gemacht und ihm eine goldene Kette umgehängt. Die Tonsur, die, einen schmalen Kranz von Haaren abgerechnet, bei ihm den ganzen Kopf einnahm, mußte der neue Ritter zuwachsen lassen. Durch zwei Edelknaben ließ der Kommandant ihn bedienen. Aber der wackere Herr hatte seine liebe Not, dem Doktor seine Mönchssitten abzugewöhnen. Noch in Worms hatte der Mönch den Kaiser mit einem katholischen Kirchenknicks begrüßt. Hier soll, wie Luthers Arzt Ratzeberger zu erzählen weiß, der Reitknecht sich veranlaßt gesehen haben, bei den Ausflügen, die er mit ihm machte, den Junker Jörg in ritterlichem Gebaren zu unterweisen. „So nennet ihn auch der Knecht Junker Georgen und unterrichtet ihn, wie er sich in den Herbergen uf adelisch mit Gebehrden, Bartstreichen und Versehung der Wehre halten sollte. Doch konnt Luther seine Gewohnheit nicht lassen, daß, wo er bisweilen ein Buch fand, da griff er nach und wollte es besehen, dieses strafte der Einspännige an ihm und sagte ihm, daß er von diesem Brauche abstünde, denn er wäre nicht adelisch und reimte sich die Reuterei und schreiben gar übel zusammen." Die Liberalität, mit der Berlepsch für alle seine Bedürfnisse sorgte, beunruhigte den Gast und er erklärt Spalatin, wenn er auf Kosten dieses Freunds hier hause, wolle er lieber weiter ziehen. Anderseits sieht der Schloßhauptmann sich genötigt, Luthers Freiheit mehr als diesem lieb ist, einzuschränken. Noch am 12. Mai klagt Luther an Melanchthon, er habe kaum die Erlaubnis erhalten ihm zu schreiben, damit nicht entdeckt werde, wo er sich befinde. Seine ersten Briefe hatte er sogar wieder zerreißen müssen, da die Luft noch nicht sauber war. Außer seinem Amsdorf sollte Magister Philippus den Freunden überhaupt nichts sagen als daß Luther lebe, ob in der Hand von Freunden oder von

Feinden müsse zweifelhaft bleiben. Zu Anfang gingen die Briefe über Spalatin, zuerst noch nach Worms, dann nach der Feste Koburg, seit Anfang Juli war der Hof in Wittenberg selbst, und als die Jagden auf der Lochauer Heide begannen, auf dem Schlosse Lochau. Als im Juli Amsdorf ihm meldet, ein Schreiber am Hofe habe ausgeplaudert, daß er auf dem Wartberg sei, erwidert er zunächst, die beiden Fürsten wüßten selbst nicht, wo man ihn versteckt habe, als aber das Gerücht nicht zum Schweigen kam, sendete er Spalatin einen Brief, den er dem Herzog Georg in die Hände spielen solle, gegen den er auch einige Ausfälle enthielt, und der darauf deutete, der Schreiber sei in Böhmen. Der Versuch, auch einmal schlau zu sein, war aber wenig geschickt, und Spalatin wird darum keinen Gebrauch von dem Briefe gemacht haben. Den Gegnern konnte es auch wenig helfen, wenn sie erfuhren, auf welcher Burg Luther sitze, so lange feststand, daß der mächtigste Fürst des Reichs nach wie vor seine Hand über ihm halte. Nachdem die Gefahr, daß man ihn ausspüre, geschwunden schien und die Leute an den fremden Junker, den man für einen Gefangenen des Kurfürsten in freier ritterlicher Haft ansah, sich gewöhnt hatten, wagte er sich sogar nach Eisenach hinunter und holte sich Bücher im Stifte der heiligen Elisabeth, dessen Franziskaner seine zuverlässigen Freunde waren. Um das Wormser Edikt und die schöne Beschreibung, die in demselben Aleander von dem Teufel in Gestalt eines Mönchs gegeben, kümmerte der Geächtete sich nicht. Ihm war Worms ein Zwischenspiel gewesen, das sein inneres Leben kaum beeinflußt hatte. Ruhig nimmt er die Arbeit da wieder auf, wo er sie hatte abbrechen müssen, als der Reichsherold mit seiner Zitation ihn abrief.

Nur kurz hatte Luther sich in seinem Unterricht an die Beichtkinder über die Beichtpflicht aussprechen können. Jetzt brachte ihn die Mitteilung Spalatins, es stehe ein Edikt bevor, das den Beichtzwang zur Aufspürung seiner Bücher benutzen wolle, zu dem Entschlusse, die Frage wieder aufzunehmen.*) Auch das andere Problem, das er in der babylonischen Gefangenschaft berührt hatte, ob Buße und Beichte überhaupt ein Sakrament genannt werden könnten, lag ihm noch immer im Sinn. Neben Altar und Taufstein stand freilich auch der Beichtstuhl in jeder Kirche. Aber wer hatte ihn dahingestellt? Nicht Jesus und die Apostel, sondern erst die vierte Lateransynode. Seit er sich in der babylonischen Gefangen-

*) Vgl. Lenz, Kritische Erörterungen zur Wartburgzeit. Marburg 1883.

schaft näher zu der Sache ausgesprochen hatte, war die Pariser theologische Fakultät der päpstlichen Bulle beigetreten und hatte seine damaligen Aufstellungen für ketzerisch erklärt. Seine Anschauung, daß es uns Sündern unmöglich sei auch nur die Todsünden, die wir täglich begehen, aufzuzählen, daß für eine wahre Absolution der Glaube des Beichtenden die unerläßliche Voraussetzung bilde, daß wir nicht kraft unserer Reue, sondern kraft der Verheißung Christi Sündenvergebung erlangen und jeder Christenmensch dieselbe Vollmacht habe, unter diesen Voraussetzungen zu absolvieren, hatten Papst und Sorbonne für ebensoviele Irrlehren erklärt, für die der Ketzer mit dem Banne zu strafen sei. Als er nun am 12. Mai jene Mitteilung von Spalatin erhielt, daß die Seelsorger neuerdings angewiesen worden seien, im Beichtstuhl nach dem Besitz und dem Lesen Lutherscher Schriften zu forschen, war seine Antwort: „Auch ich will fortfahren die Wahrheit auszuputzen.“ Eine Schrift Oecolampads über das gleiche Thema regt ihn nur um so mehr an, die Frage einmal gründlich zu erörtern, und bereits am 10. Juni sendet er das fertige Manuskript an Spalatin nach Wittenberg, wo es freilich säumig und schlecht gedruckt wurde.

Möglich, daß diese Verschleppungen auf Einwirkung des Hofes beruhten, der Thesen über die Bedeutung der Beichte, die Luther nach Wittenberg schickte, sogar einfach konfiszieren ließ, so daß sie nie veröffentlicht wurden.

Die vom 1. Juni datierte Vorrede des Büchleins von der Beicht widmete Luther „seinem besonderen Herrn und Patron, dem gestrengen und festen Francisco von Sickingen“, ohne Zweifel zu dem Zweck, die Verfolger auf eine falsche Fährte zu leiten. Sein „williges Gemüt und Dankbarkeit für vielfältiges Erbieten“ des Ritters mag dabei mitgesprochen haben; möglicherweise lag darin auch für die Leute am Hof ein Wink, daß es noch andere Burgen gebe als die Wartburg, falls man fortfährt, ihn einzuengen und ihm die Flügel zu beschneiden.

Schon bei der Abfassung der babylonischen Gefangenschaft war es Luthern anstößig gewesen, daß für die äußere Handlung des Bußsakraments sich kein Einsetzungswort des Heilands finde. Die Scholastiker beriefen sich auf Jesu Wort an den vom Aussatz Geheilten Mth. 8: „Gehe hin und erzeige Dich dem Priester und bringe die Opfer,“ das heiße: „Beichte und leiste die Satisfaktionen“, aber Luther nennt das eine „närrichte Glosse, daß sie billiger verlacht als widerlegt würde“. Er führt

die hygienische Vorschrift einfach auf ihren geschichtlichen Sinn zurück. Auch Proverb 27 zieht die Scholastik als Schriftbeweis bei, da hier angeordnet sei: „Du sollst mit Fleiß erkennen das Angesicht Deines Viehs.“ Es sei das eine Vorschrift für den Beichtvater, den Hirten der christlichen Herde, denn Gott kümmere sich nach des Apostels Wort nicht um die Ochsen, sondern was geschrieben steht, steht um unseretwillen geschrieben. Aber Luther meint, so wenig die Haut des Aussätzigen das Gewissen des Sünders heiße, so wenig habe die Vorschrift, die dem Hirten seine Pflicht gegen die Tiere ans Herz legt, die christliche Gemeinde im Auge. Allerdings heiße es im Jakobusbrief: „Bekenne einer dem andern seine Sünde“, aber das sei ein seltsamer Beichtvater, der da heiße alteruter. „Der gefellet dem Papst und den Papisten gar nicht“; denn einer beichte dem andern, das heißt, auch der Beichtvater soll den Beichtkindern beichten. „Ehe sie das zugeben, lassen sie den ganzen Spruch fahren und bekennen, er rede nicht von der heimlichen Beicht sondern nur von der confessio generalis.“ So bleibe nur der Spruch Joh. 20: „Welchen ihr die Sünden vergebt, denen sind sie vergeben, denen ihr sie behaltet, denen sind sie behalten.“ Da spricht man: „Ei, sollen wir Sünden vergeben, so müssen wir sie wissen. Wie mögen wir sie aber wissen, wenn sie uns nicht gesagt werden“, also muß Ohrenbeichte sein, damit Absolution sein könne. Dem widerspricht nun Luther durchaus, und zwar gründet er seinen Widerspruch auf seinen tiefen und ernsten Begriff der Sünde. Die Sünde, die der Mensch bekennen soll, ist ihm nicht eine Summe von Vergehungen, die man aufzählen könnte. „Wer erkennet alle seine Sünden?“ sagt der Psalmist. „Meiner Sünde ist mehr als ich Haare auf dem Haupte habe.“ „Die zwei Wörtlein: ‚alle meine Sünden‘ und ‚seinem eigenen Priester‘, hilf Gott, was haben die Jammer angerichtet! Wie ist man darauf gefallen und hat die armen Gewissen zu unmöglichen Sachen getrieben. Auch die jungen und unschuldigen Kindlein müssen beichten, ob sie schon nichts zu beichten haben!“ Darum soll die Beichte frei bleiben. Alteruter ist der rechte Beichtvater. Der Mann beichte der Frau, die Frau beichte dem Mann und so sie zum Pfarrherrn kommen wollen, so soll der Pfarrherr alteruter sein. Absolution aber soll der Pfarrherr geben nach einer confessio generalis, nicht specialis, denn man soll niemanden zumuten zu sagen, wie viele Haare er auf dem Haupte habe. Das kann niemand und soll niemand, so schafft man nur verkehrte böse Gewissen und noch viel verkehrtere gute Gewissen. Darum

will er nun aber die Beichte nicht etwa abschaffen. Nur dem Beichtzwang widerspricht er, vermöge dessen der Papst gebietet, daß jeder Christenmensch um Ostern beichten müsse. „In dem Gewissen will Gott allein sein, und sein Wort allein regieren lassen, da soll Freiheit sein von allen Menschengesetzen.“ Vielmehr soll der Sünder dann zur Beichte kommen, wann er sich von Gott angefaßt fühlt, dann wird er auch die Beichtgelegenheit als Wohltat empfinden. Das aber ist gegen Gottes Wort, dem Papste und den Priestern allein das Recht der Absolution zuzuschreiben, da doch allein die Gemeinde, die Versammlung der Gläubigen, die Schlüsselgewalt hat. Er selbst erinnerte sich allzu wohl, welche Stütze und Zuflucht ihm der Beichtstuhl in den Zeiten seiner Anfechtung gewesen war, als daß er ihn den andern rauben möchte. Und auch das sieht er als ein heilsames Mittel christlicher Erziehung an, daß der Sünder seine Sünde bekenne. „O wenn wir wüßten, welch gnädigen Gott es macht, daß der Mensch ihm zu Ehren sich selbst vernichtet und demütigt, wir würden die Beichte aus der Erde graben und über tausend Meilen holen.“ Aber freiwillig soll sie bleiben, keine Tyrannei der Gewissen soll daraus gemacht werden. Zu diesem Zweck hat er auch nachmals den Beichtstuhl in den sächsischen Kirchen gelassen und ohne Sündenbekenntnis durfte keiner zur Kommunion.

Nicht ohne Stolz sah Luther selbst auf seine neue Tat. Wegen seines Angriffs auf die Sakramente war er in der ganzen Christenheit verdammt worden, jetzt war zum Bann des Papsts die Acht des Kaisers hinzugekommen und als Antwort strich er von den drei Sakramenten, die er hatte stehen lassen, nochmals eines aus. Wiederum war er, der einsame Schiffer, allein hinausgefahren nach Neulands ferner Küste. Eine Kirche ohne Messe und ohne Beichte war für die Menge überhaupt keine Kirche mehr. Auch in einem Sermon über das Evangelium von den zehn Aussätzigen widerlegte er die typologische Deutung desselben auf die Beichte, und ruft dabei mit Genugtuung aus: „Ich armer Bruder hab abermal ein neu Feuer angezündet, ein groß Loch in der Papisten Tasche gebissen; wo will ich nun bleiben, und wo wollen sie Schwefel, Pech, Feuer und Holz genug finden, den giftigen Ketzer zu pulvern ... aber es ist noch nicht Zeit. Meine Stunde ist noch nicht gekommen.“ Aus seinem Verstecke, das sie suchen, sendet er ihnen höhnend dieses neue Geschoß.

Nachdem er sich diese Frage vom Gewissen geschrieben, kehrte Luther zu der Aufgabe zurück, in deren Lösung er durch die Reise nach Worms unterbrochen wurde, zur erbaulichen Auslegung des Magnificat, des Lob-

gesangs der Mutter Gottes, von der drei Bogen in Wittenberg bereits ausgegeben worden waren. Für die gewohnte protestantische Vorstellung erscheint es paradox, daß Luther nach dem Bekenntnis vor Kaiser und Reich noch immer seine Feder in den Dienst des Marienkultus stellte. Aber erst nachdem er durch die Bibelübersetzung wirkliche Sicherheit erlangt hatte, Schrift und Legende zu scheiden, gab er auch dieses Stück seines Kinderglaubens hin. Für jetzt ist seine Meinung: „Wir nennen Maria Gottes Mutter und in dem einen Worte liegt alle ihre Ehre; mehr könnte niemand von ihr sagen, wenn er gleich so viel Zungen hätte als Laub und Gras, Stern' am Himmel und Sand am Meere ist.“ Dem Herzen Mariä, der hochgebenedeiten, zarten Gottesmutter will er sich weihen, denn der ist selig, der so recht von Herzen zu sagen vermag: „O du selige Jungfrau Maria.“ Das Aveglöcklein hat in seinem Herzen noch immer nicht ausgeläutet und auch die andern Heiligen, David, die Apostel Petrus und Paulus, die heilige Magdalena geht er um ihre Fürbitte an. Es erinnert an Dürers Marienleben, wie er die Jugend der heiligen Jungfrau nach der Legende, nicht nach der Schrift hier schildert. „Es sein ohn Zweifel zu Hierusalem der obersten Priester und Ratsherrn Töchter gewesen, reich, hübsch, jung und gelehrt aufs ehrlichst gehalten, in Ansehen des ganzen Landes. Auch zu Nazareth in ihrer Stadt, ist sie nit der ersten Regenten sondern eines gemeinen armen Bürgers Tochter gewest, auf welche niemand groß gesehen und acht gehabt, und sie unter ihren Nachbaurn und Töchtern ein schlechtes Mägdlin, das des Viehes und Hauses gewartet, ohn Zweifel nit mehr gewesen, denn jetzt sein mag ein arm Hausmagd, die da tut, was man sie im Haus tun heißt.“ Da, als das Geschlecht Davids so weit herabgekommen ist, „da kommt Christus und wird von dem verachten Stamm, von dem geringen, armen Dirnlein geboren, wilch Herr Annas und Kaiphas Tochter nit würdig hätt geachtet, die ihm sollt ihre geringste Magd sein“. Darum preist sie auch Gott: „Gott hat auf mich armes, veracht, unansehnlich Mägdlin gesehen, und hätt wohl funden reiche, hohe, edle, mächtige Königin, Fürsten und großer Herrn Tochter. Hätt er doch wohl mögen finden Hannas und Kaiphas Tochter, welche die Obersten im Lande gewesen. Darum war der englische Gruß wunderlich in ihren Augen. Wäre der Gruß Kaiphas Tochter bracht, sie würd sich nicht bedacht haben, was das für ein Gruß wäre, hätt ihn bald angenommen und gedacht: Ei das ist gut Ding und wohlgetan.“ „Maria aber verharrt in ihrer Demut, frägt nicht nach mehr

Ehren denn vorhin, brüst sich nicht, bricht nicht auf, ruft nit aus, wie sie Gottes Mutter geworden wäre, fordert keine Ehre, geht hin und schafft im Haus wie vorhin, melkt die Kühe, kocht, wäscht Schüssel, kehret, tut wie eine Hausmagd oder Hausmutter tun soll in geringen, verachten Werken." In diesem naiven Ausspinnen der Marienlegende hören wir noch einen Bettelmönch gleich Berthold von Regensburg reden, nicht den Luther, der nichts mehr auf der Kanzel duldet, was nicht klare Schrift für sich hat und nirgend mehr weiß als was in der Schrift geschrieben steht. Nicht nur der Mariendienst sondern auch die Lehre der mittelalterlichen Mystik, wie man zur Einigung mit Gott gelangt, ist ihm noch völlig geläufig. „Erst setzt Gott das Schmecken Gottes, dann das Sehen, darumb, daß es sich nicht erkennen läßt ohn eigen Erfahrung und Fühlen, zu welcher doch niemand kommt, er trau denn Gott mit ganzem Herzen." „Nur wer Gott traut, der wird Gottes Werk in ihm erfahren und also zu der empfindlichen Süßigkeit und dadurch zu allem Verstande und Erkenntnis gelangen." Mitten in all dem Kampfgeschrei und Pfaffenlärm ist dem mariengläubigen Mönche die Sehnsucht nach den Entzückungen der Klosterzelle gekommen und er schmeckt „die empfindliche Süßigkeit" der mystischen Kompunktio.

Dennoch fehlt der Schrift das praktische Element nicht. Schon in der an den Kurprinzen gerichteten Einleitung, die er noch in Wittenberg schrieb, fällt der männliche, feste Ton auf, der sich sehr unterscheidet von der Art, wie Aleander vor dem gleichfalls jugendlichen und geistig viel unentwickelteren Karl V. das Rauchfaß schwingt. Wo der Welsche kriecht, steht der deutsche Mönch völlig aufrecht. „Unser mächtigster und schädlichster Feind ist unser eigen Herz", warnt er den Prinzen. „Vor keinem andern Ding auf Erden, ja selbst vor der Hölle sollen wir uns nicht also fürchten wie vor unserem eigenen Herzen." Vor allem Fürsten haben dazu Ursache. So wird der Lobgesang auf die Mutter Gottes zum Fürstenspiegel, in dem Johann Friedrich sich selbst beschauen mag. „Im Alten Testament werden nur sechs Könige gelobt und im Himmel ist ein Fürst ein Wildbret", d. h. ein seltener Braten. Gerade den Vornehmsten stellt der Teufel am eifrigsten nach. „Er hat ein verleckert Maul, frißt gern das Allerbest, das Niedlichst, das Auserwähltest, wie der Bär den Honig." Auch spezielle Lehren gibt der Mönch in usum delphini. Er empfiehlt Milde gegen den gemeinen Mann, auch gegen die Juden. Ist doch Maria selbst eine Jüdin gewesen. Sodann ist es der Trotz, vor

dem ein Fürst sich zu hüten hat, denn viele meinen, sie müßten das, was sie für recht halten, auch sofort mit Gewalt durchsetzen. Es ist, als ob Luther in dem jugendlichen Johann Friedrich schon damals jenes starrsinnige Rechtsgefühl erkannt hätte, an dem er zugrunde ging, und das aus dem Hochmut entsprang, mit dem er im Bewußtsein seiner bessern Einsicht auf seine ganze Umgebung herabsah und guten Rat verschmähte. „Die dicke Hoffart" pflegte ihn sein Vetter Moritz ja zu nennen. „Die auf ihre inwendigen Güter stolz sind", sagt Luther, „das sind die hoffärtigsten, stolzesten, halsstarrigsten Leut auf Erden. Es ist kein reicher Mann, kein mächtiger Herr so aufgeblasen und mutig als ein solcher Klügler, der sich fühlet und dünket, daß er recht habe und die Sache wohl verstehe, weiser sei denn andere Leut; sonderlich wo es zum Treffen kommt, daß er weichen oder unrecht haben soll, da ist er frech und meint, er möge nit irren, alle andern seien des Teufels." Es ist ein Spiegelbild des alten Johann Friedrich, das Luther dem jungen entgegenhält. Macht es ihm Ehre, wie ernst er dem jungen Manne, der einst sein Kurfürst sein wird, ins Gewissen redet, so ehrt es ihn doppelt, daß er weit davon entfernt ist, die Gunst des Prinzen zur Besserung seiner eigenen Lage auszunützen. „Soll man das Recht nicht halten?" läßt er den Prinzen fragen und erwidert: „Recht ist ein gut Ding und Gabe Gottes, wer zweifelt daran? Wolltest Du aber darum schreien, wüten, toben und alle Welt erwürgen, so wird Dein Recht Unrecht. So ist weltliche Gewalt auch schuldig ihre Untertanen zu schützen, aber sie soll nur zusehen, daß sie nit, während sie den Löffel aufhebt, die Schüssel zertritt. Es ist ein schlechter Schutz, so man um einer Person willen ein ganz Stadt in Fahr setzt oder über ein Dorf ein ganz Land dransetzt. Der wird kein reicher Hausvater werden, der die Gans hintennachwirft, weil man ihr eine Feder hat ausgerauft. Es muß auch ein Landsaß etwas leiden um der Gemeinde willen und nit begehren, daß um seinetwillen die andern in großen Schaden kommen." Welche Anwendung Johann Friedrich aus diesen Sätzen auf Luthers eigene Sache machen kann, weiß der vogelfreie Mann auf der Wartburg wohl, ja er macht sie selbst. „Der einzelne soll gern leiden, ob er als ein Ungerechter, ein Verführer, ein Ketzer, ein Frevler werde geschmäht, verfolgt, verjagt, verbrannt oder sonst erwürgt, da ist Gottes Barmherzigkeit bei. Ein solcher Mensch soll Leid und Klag haben um anderer willen. Also sind alle Martyrer stark gewesen und haben gewonnen." Eine ruhige Seelengröße, der es fern liegt um eigener

Sicherheit willen andere zu gefährden, spricht aus diesen Worten und wie alles Große in Luther, so beruht auch sie auf seinem Gottvertrauen. Er weiß: „Gott läßt die Tyrannen nicht lange wüten. Ich habe einen gottlosen Mann gesehen, sagt der Psalmist, erhöht wie einen Zedernbaum auf dem Berge Libanon; ich bin nur ein wenig vorübergegangen, da war er schon dahin; ich fragte nach ihm, da war sein nicht mehr da."

Feststehen im Glauben, das ist das rechte Magnificat. „Das verleihe uns Christus durch Fürbitt und Willen seiner lieben Mutter Maria. Amen."

Gleichzeitig mit der Auslegung des Magnificat sendete Luther am 10. Juni an Spalatin die Schrift von der Beichte und die Auslegung von Ps. 68 und 110. „Ich bin hier sehr müßig," schreibt er dazu „und doch auch sehr fleißig: lerne Hebräisch und Griechisch und schreibe ohne Aufhören." Demgemäß wendete er sich sofort gegen den Löwener Latomus, der das Verdammungsurteil der „Löwener Esel" zu verteidigen wagte. Seine Angriffe richtete Latomus vornehmlich gegen Luthers Resolutionen zu den Leipziger Thesen von 1519. Luther nennt ihn den incendiarius Lovaniensis, weil er bei der Bücherverbrennung in Löwen Aleandern zur Seite gestanden hatte. Ohne allen Apparat mußte Luther mit seiner Bibel und seinem Gedächtnis auskommen, was einige Ungenauigkeiten zur Folge hatte, über die die Gegner dann großen Lärm machten. Die Kardinalfrage ist für ihn auch hier, daß die Schrift eine nach der Taufe noch verbleibende Sünde lehre und daß nur Gott selbst Gutes in uns wirke, weshalb der Ruhm verdienstlicher Werke dahinfalle. Ihm selbst war es leid, daß er die Zeit mit den Possen des dornigen Sophisten vergeuden müsse, denn er war hier in der Einsamkeit mehr erbaulich als polemisch gestimmt. Mehr Freude machte ihm darum die Arbeit an seiner Kirchenpostille, die er fortsetzen konnte, nachdem er am 15. Juli sein Manuskript endlich aus Wittenberg erhalten hatte. Auf Antreiben des Kurfürsten und Spalatins hatte er schon seit 1519 mit der Ausarbeitung eines Predigtbuchs über alle für den gottesdienstlichen Gebrauch bestimmten Perikopen begonnen, durch das der Kurfürst auch den minder begabten Pfarrern ein Hilfsmittel für ihre eigenen Predigten an die Hand geben wollte. Durch Anregung solcher ausgiebiger Arbeiten dachte Spalatin ihn abzuhalten, sich in neue Kämpfe zu stürzen. Hier auf der Wartburg konnte er mit voller Sammlung sich dieser Aufgabe weihen und „kredenzte seinen lieben Deutschen die Postillen mitten aus dem Faß". Nicht lateinische

Sermone, sondern deutsche Predigten wollte er geben, denn sagt er, „für meine Deutschen bin ich geboren, denen will ich dienen". Konnte er als Junker Jörg nicht wie in Wittenberg täglich predigen, so wollte er doch täglich an einer Predigt schreiben. Zu den vorgeschriebenen Perikopen verfaßte er für jeden Sonntag je eine Epistelpredigt und eine Evangelienpredigt. Bereits im September hatte er die Predigten von Advent bis Epiphanien vollendet. Diese Musterpredigten haben eine neue Schule der Kanzelberedsamkeit begründet und Prediger, die des Vortrags nicht mächtig waren, sollten nach Luthers eigener Meinung am besten das betreffende Stück der Postille der Gemeinde lesen. „Die Episteln und Evangelien," meint er von seinem Buch, „seien darin lüstiglich zugerichtet und vorgekäut wie eine Mutter den Kindern den Brei vorkäue." Nächst der Bibelübersetzung ist die Postille Luthers volkstümlichste Arbeit und er selbst nennt sie das allerbeste Buch, das er je gemacht habe.

Die stillen Beziehungen zu dem Hofe sind in diesen Tagen die freundlichsten, da der Kurfürst gerade an dieser Seite der Tätigkeit Luthers seine besondere Freude hatte. Dabei erhalten Spalatin, Amsdorf und Melanchthon den Gefangenen in betreff der Personalveränderungen an der Universität durchaus auf dem Laufenden.*) Ende Juni und Anfang Juli brachte der Hof in Wittenberg zu und in diese Zeit fallen große Veränderungen an der Universität und am Stifte. Die Stelle Gödes, der Professor der Jurisprudenz und Propst am Allerheiligenstifte gewesen, war noch immer nicht besetzt. Unter der Propstei standen dreißig Kirchen mit ihren Pfarrern, die Personenfrage war darum von größter Bedeutung. Am 6. Juni wurde nun Justus Jonas in dieses wichtige Amt eingeführt, er selbst aber auf sein Verlangen nicht der juristischen, sondern der theologischen Fakultät zugeteilt. Auch das Archidiakonat an der Stiftskirche schien frei zu werden, da Karlstadt einen Ruf nach Kopenhagen hatte, doch zerschlug sich die Sache und Karlstadt blieb, unzufrieden, daß ihm die Propstei entgangen war. In dem neu ernannten Hebräer Aurogallus gewann Luther später einen nützlichen Mitarbeiter für die Übersetzung des Alten Testaments. An die Stelle des Kanonisten Stählin, der Kanzler des Herzogs Heinrich von Freiberg wurde, trat Schwertfeger, den wir aus seiner Mitarbeit an Kranachs Passional als geschworenen Feind der Papisten kennen. Melanchthon hätte gern auch Crotus Rubeanus und

*) Vgl. Lenz a. a. O. S. 32.

Mutianus Rufus für Wittenberg gewonnen. Wenn das auch scheiterte, so zeigt doch schon der Versuch, daß bei Hof jetzt die freie Richtung fest im Sattel saß. Die Personalveränderungen hatten die innere Geschlossenheit der Schule befestigt und der einzige dunkle Punkt war die Unzufriedenheit Karlstadts, der von Luther trotzdem noch immer als Freund und treuer Mitkämpfer behandelt wird.

Aber während Luther mit eisernem Fleiße in der kleinen Stube an seinem Schreibtische saß, kehrten seine alten Gemütsleiden wieder, die sich immer einstellten, wenn er lange ohne äußere Anregung und ohne lebendigen Verkehr mit der Außenwelt blieb. Die Ablenkung durch wichtige Geschäfte, die in Augsburg und Leipzig seine schlimmsten Anfälle zur Ruhe gebracht hatte, fehlte hier. Alle Angstzustände seiner Klosterzelle stellten sich bei der sitzenden Lebensart auf der Waldburg wieder ein. Es kamen freudlose Tage und böse Nächte, in denen kein Schlaf die müden Augen kühlte und der verstörte Sinn sich Nachtgespenster schuf. Es ist nicht bloß Sage, daß der einsame Mönch sich damals, so gut wie sein Schutzpatron Martin von Tours oder Franziskus auf dem Monte Alverno, mit dem Teufel herumschlug. „Schlechte und verschmitzte Dämonen bewohnen dieses Haus," schreibt er, „die mir die Zeit vertreiben, aber beschwerlich." Bald als Poltergeist, bald als schwarzer Hund beunruhigt ihn der Satan und offenbare Träume werden ihm in der Erinnerung zu Wirklichkeiten. Der Nachtwind singt auf dieser einsamen Höhe ein wildes Lied, das niemand hört als das scheue Reh, das sich tiefer in sein Versteck drückt, der geächtete Mönch aber weiß, von wem diese seltsamen Laute rühren, wenn die alten Bäume ächzen und die dürren Äste krachen; er schlägt ein Kreuz und murmelt: „Bist Du's, so sei es." An manchem Abend ist in solch altem Burgstall der Teufel los; der Marder poltert zwischen dem Gebälk, die Ratten rauschen hinter dem Getäfel, die Mäuse rumoren in der Haselnußkiste: „Bist Du's, so sei es!" Einmal hört er großes Gepolter auf der Treppe, als ob ein Schock Fässer hinabgeworfen würde. Er erhebt sich vom Lager, aber draußen ist alles still, es ist wie sonst, alles in Ordnung. So legt er sich wieder nieder: „Bist Du's, so sei es!" Aber auch die Stunden der Anfechtung kehren wieder, in denen er sich qualvoll auf seinem Lager windet und sich allen Teufeln hingeworfen fühlt, jene Stunden, in denen die Gesichter der Menschen wie Fratzen uns anstieren, in denen unsere Übereilungen und falschen Schritte wie eine schwere Last von Schuld sich auf uns herniederwälzen, in denen

eine seltsame Hoffnungslosigkeit uns unser ganzes Leben als verfehlt erscheinen läßt. Am Tage wirft er sich vor, daß er sich in Worms nicht stark genug gehalten, bei Nacht gibt ihm der Satan den Zweifel ein: ‚Wie, wenn Du irrtest und so viel Menschen ins Verderben stürztest?‘ Der Teufel habe ihn mit einem einzigen Spruche oft so gequält, erzählt er später, daß er nicht aus noch ein wußte und im ganzen Papsttum nicht der kleinste Irrtum gewesen sei. „Hie brach mir wahrlich der Schweiß aus und das Herz begann mir zu zittern und zu pochen: Der Teufel weiß seine Argument wohl anzusetzen und vorzubringen, und hat eine schwere starke Sprache; und gehen solche Disputation nicht mit langen und viel Bedenken zu, sondern ein Augenblick ist ein Antwort umb's ander. Und ich habe da wohl erfahren, wie es zugeht, daß man die Leut im Bett tot findet. Er kann den Leib erwürgen, das ist eins; er kann aber auch der Seelen so bang machen mit Disputieren, daß sie ausfahren muß in einem Augenblick.“ Über die Gründe seiner Erkrankung läßt Luther uns nicht im unklaren; sie lagen in der sitzenden Lebensart bei ungewohnt reichlicher Ernährung, die seine Mönchsnatur revoltierte, was er sich dann zum sittlichen Vorwurf macht, aber auch den Freunden, die zu wenig für ihn beten, sonst hätte der Teufel nicht solche Gewalt über ihn. Eine halbe Woche setzen zuweilen die körperlichen Funktionen aus und er fragt sich, ob Gott ihm nicht vielleicht darum die Einsamkeit so erschwere, um ihn in die Öffentlichkeit zurückzutreiben. Im Hochsommer hatten seine Leiden einen solchen Grad erreicht, daß er ernstlich daran dachte nach Erfurt in ärztliche Obhut überzusiedeln, aber die dort ausbrechende Pest machte die Ausführung des Plans unmöglich.

Auf den Ton seiner Streitschriften war sein leidender Zustand nicht ohne Einfluß. Zunächst war es nötig geworden, den Pariser Theologen kräftigen Bescheid zu sagen, deren Verurteilungsdekret ihm jetzt erst in die Hände kam. Die Sorbonne hatte das Ersuchen, ein Urteil über die Leipziger Disputation abzugeben, seinerzeit unbeantwortet gelassen. Luther hoffte und Eck fürchtete, die mit der Kurie zerfallene Universität werde sich gegen die Lehre von der göttlichen Einsetzung des Papats erklären. Aus den Briefen des Erasmus, wie aus Äußerungen Aleanders ist ersichtlich, wie gespannt man überall auf die Stellungnahme der Pariser wartete, der sie sich ja doch nicht auf die Dauer entziehen konnten. Endlich am Tage vor Luthers Einzug in Worms, am 15. April 1521, trat die theologische Fakultät in der Kirche St. Mathurin, nach Abhaltung einer feier-

lichen Messe, zu einer Sitzung zusammen und verdammte 104 aus Luthers Schriften gezogene Sätze, von denen fast der vierte Teil aus der babylonischen Gefangenschaft entnommen war. Der Leipziger Disputation wurde dabei keine Erwähnung getan und über die Frage, ob das Papsttum göttlicher oder menschlicher Einsetzung sei, hüllte sich die Sorbonne in tiefes Schweigen. Aleander, Eck und Herzog Georg waren darüber sehr bestürzt, doch trösteten sie sich bald, diese Lücke erkläre sich aus allerlei äußerlichen Rücksichten. Luther, dem auf der Wartburg alle literarischen Hilfsmittel fehlten, mußte es Melanchthon überlassen „gegen das wütende Dekret der Pariser" eine gelehrte Apologie zu schreiben, wozu dieser um so mehr berufen war, als er bei der Abfassung der babylonischen Gefangenschaft selbst mitgewirkt hatte. Nachdem Melanchthon seine Arbeit beendet hatte, übersetzte Luther sowohl diese Apologie, wie die determinatio theologicae facultatis Parisiensis ins Deutsche und im Oktober verließen beide, mit einem Vor- und Nachwort Luthers versehen, die Druckerei. Die Vorrede bittet den Leser aus dem Pariser Dekret zu ersehen, „wie die Theologen nit allein in deutschen Landen, sondern in allen Landen durch eine gemeine Plage sind wahnsinnig worden". Er habe, schreibt er, nicht wissen wollen, was die Pariser meinen, das habe jedermann schon zuvor gewußt, sondern die Gründe ihrer Meinung, die aber seien sie ihm schuldig geblieben. Sie begnügen sich, seine Sätze auszuziehen und hinzuzusetzen, sie seien ketzerisch. Luther sagt darum im Nachwort: „Was soll ich machen? Sprech ich, daß der Dekan von Paris mit seinen Sophisten grobe Esel seien, so geb ich ihnen nur Ursach, daß sie ein Artikel daraus machen und sagen: ‚Dieser Artikel ist ketzerisch'." Nicht so leicht hat sich Magister Philippus in seiner Apologie die Sache gemacht, indem er an einzelnen Artikeln nachweist „welch ein Unverstand der heiligen Schrift, welch ein unchristlich Ding sei in Sorbona". Daß dieselbe in Sachen der göttlichen Einsetzung des Papsttums sich ausschweigt, hätte Luther als einen Sieg über Eck betrachten können. Aber er meint, sie wollen sich nur an dem Papste rächen. „Darum will ich ihr Mitstimmen nicht haben, sie tun's aus keiner Liebe zur Wahrheit: ich will mit den Buben unverworren sein, die ihren Herrn in Nöten lassen nicht um Gottes willen." Genützt hat der Sorbonne dieses Votum jedenfalls nicht und wenn man sie zuvor die Mutter der Weisheit nannte, so kam jetzt der Beiname „Mutter der Dummheit" für sie in Gang.

Inzwischen hatte Luther auch erfahren, daß zufolge seiner definitiven

Exkommunikation der Papst ihn seit Ostern 1521 in die Gründonnerstags-bulle In coena domini aufgenommen habe, in der alljährlich am Vorabende des Erlösungstodes die Ketzer ausgeschlossen wurden von dem in Christo erworbenen Heil. Unmittelbar hinter den Wiklifiten, Husiten und Fraticellen hatte man ihm und allen seinen Anhängern ihren Platz angewiesen. Luther gab seiner Antwort die Form eines Neujahrsgrußes, da sie ungefähr um diese Zeit hinausgehen sollte. Der Titel schon: „Die Bulle vom Abendfressen des allerheiligsten Herrn, des Papstes“, zeigt, daß er gesonnen war, sich in dieser Antwort einer unerhörten Grobheit zu befleißigen. „Mein Gnad und Gruß zuvor, allerheiligster Stuhl!“ so beginnt er. „Knack und brich mir nicht vor diesem neuen Gruße, daran ich meinen Namen zuvor obenan setze und des Fußküssens vergesse. Ursach wirst du hören. Es ist jetzt ein neu Jahr, das Du zuvor nie erfahren hast. Ich hab auch jetzt nötliger mit Dir zu reden, denn daß ich bedenken und gewarten könnt des alten Jahres Brauch. Ich danke Dir, Du holdseliger, zarter, wohlgelehrter Stuhl, anstatt ganzer gemeiner Christenheit, zuvor deutscher Nation, daß Du auch einmal die Augen Deiner Gnad, und Schrein Deiner Barmherzigkeit auftust und uns sehen läßt die hochberühmte und tief befürchte, und weit verborgene Bulla vom Abendfressen Deines Herrn!“ Dem langen Register der verdammten Ketzer setzt er das eben so lange Verzeichnis der Offizianten des Papstes vom Kardinal an bis herab zum Kirchenbettler entgegen. „Die Rott der Schinder und Schlinder“, die die Christenheit aussaugen, die schließt er vom Heile aus. Daß die Vergebung der Ketzerschuld dem heiligen Stuhle vorbehalten ist, ist ihm verwunderlich, wenn er sich erinnert, welche Sünden die Ablaßprediger fröhlich vergeben haben, „wann nur das geschlagene Silber einen frohlichen Blick gab und ihre Taschen freundlich anglänzet“. Die Sünden wider Gottes Gebot werden vom Ablaß „verzehrt, wie die Sonne den kleinen Schnee aufleckt“, die aber gegen den Papst sind vorbehaltene Fälle. Daß die groben Deutschen das nicht begreifen, ist ihre Schuld. Um sich jedoch ein klein Verdienst um den Papst zu erwerben, will Luther dessen Bulle verdeutschen und ein wenig Gloß dazu setzen. „Wer weiß, Du gibst mir vielleicht auch noch einen Kardinalshut, oder ein Bistum, oder ein gut Pfarr.“ Verdient hätte er es, denn das Übersetzen war ein schwer Stück Arbeit, „so gar unlateinisch ist die Bulle, als hätte sie ein Küchenbube gemacht“. „Es hat sich wohl geziemet auf einen trunkenen Abend solch Latein zu reden zu der Zeit, wann die Zunge auf

Stelzen geht und die Vernunft mit halbem Segel fährt." Aber hätte sie der Papst am nüchternen Morgen erlassen, so hieße sie auch nicht Bulla coenae, sondern Bulla jejunii. Sage doch der Apostel, die da trunken sind, sind des Nachts trunken, und die Deutschen singen: „Recht z'Abend war ich trunken, da red ich nach Gedunken." Wenn seine Glossen etwas kurz ausfallen, möge es der heilige Vater entschuldigen. „Der Neujahrstag lief eilend davon und ich wollt ihm den Brief doch noch mitgeben." So übersetzt er denn seinen Deutschen die Bulle, wie er ihnen jüngst das Dekret der Sorbonne übersetzt hat und schließt dann mit einer Übersetzung und Auslegung des zehnten Psalms wider die Hoffärtigen, der eben das Papsttum abmale. „Wir aber sollen fortfahren zu schreien wider den Hauptschalk aller Gottesfeinde, bis daß der Herr komme und uns erlöse von ihm. Sprech Amen, wer ein Christ ist." Es braucht kaum hinzugefügt zu werden, daß Luther sich als Leser dieses tollen Scherzes nicht die Kurie dachte, sondern seine Deutschen, denen er Mut machen wollte zu dem Sprung in die Freiheit, zu dem sie sich anschickten. Seine Sprache ist dem Mönche sehr verdacht worden, aber gerade diese Schrift zeigt mit ihrem teilweise erzwungenen Humor, daß er es für seine Pflicht hielt, so von oben herab mit den Papisten zu reden. Ums Lachen war es ihm damals wahrlich nicht, aber es war seines Amtes so zu reden, wie das Volk es brauchte. Über den Eindruck, den die Schrift machte, erfahren wir nichts. Im März ist sie aber bereits in den Händen der süddeutschen Freunde.

Dort war die Kunde von Luthers Verschwinden mit Trauer vernommen worden und nirgend war sie tiefer als in Nürnberg, wo Hans Sachs zu seinen Verehrern zählte und Albrecht Dürer in sein Tagebuch schrieb: „O, ihr alle frommen Christenmenschen, helft mir fleißig beweinen diesen gottgeistigen Menschen und Gott bitten, daß er uns einen andern erleuchteten Mann sende." Aber der Fortgang der neuen Lehre wurde durch Luthers Rückzug nicht gehemmt. Das Feuer war angezündet und in das dürre Gestrüpp der kirchlichen Zustände hineingeworfen und bald da bald dort schlugen die Flammen auf. Zum ersten Zusammenstoß war es schon im April in der Stadt des Erzbischofs Albrecht, in Erfurt, gekommen, indem unmittelbar nach Luthers Durchreise nach Worms in wenigen Tagen sechzig Pfaffenhäuser geplündert worden waren. Am 10. Juni brach ein neuer Aufruhr los. Zwei Tage lang wüteten wüste Haufen aus Stadt und Land gegen die Anhänger des Erzbischofs und

als die Pfaffenwohnungen völlig verwüstet waren, stürmte der Pöbel auch das erzbischöfliche Gericht und vernichtete die Akten. Ende Juli erneuerte sich der Unfug; nochmals wurden sieben Häuser niedergebrannt und diesesmal wurden auch die Wohnungen der päpstlich gesinnten Universitätslehrer gestürmt. Die Bauern weigerten sich, den Pfaffenzins zu zahlen und Mutianus Rufus, der einst als reicher Herr gegen Crotus Rubeanus, Hutten und andere den Mäcen gespielt, wurde in kurzer Frist ein armer Mann. Erst nachdem die beiden Stifte sich entschlossen, auf ihre Steuerfreiheit zu verzichten und dem Rat ein Schutzgeld zu zahlen, stellte dieser die Ordnung wieder her. Unter diesen Umständen war es ein Glück, daß sich Luther seinen Plan, dorthin überzusiedeln, von den Freunden hatte ausreden lassen, Spalatin sendete ihm Arzneimittel mit genauen Anweisungen des Arztes, die dem Kranken einige Erleichterung verschafften. Am 7. Oktober vermag er endlich Spalatin zu melden, daß sein Leib Frieden mit ihm geschlossen habe und er so gesund sei wie früher. Die Verhältnisse in Erfurt betrübten ihn jetzt sehr und es ist ihm kein Zweifel, daß dort der Satan seine Hand im Spiele habe. Infolge der Unruhen entleerten sich tumultuarisch die Klöster in Erfurt und da gleichzeitig die Pest ausbrach, löste sich die Universität auf. Zum Teil wendeten sich die Flüchtigen nach Wittenberg, wo sie sofort ein Element der Gärung und der Unbotmäßigkeit wurden.

Gleichzeitig hatte sich zwischen dem legitimen Herrn der Stadt Erfurt und dem Geächteten auf der Wartburg ein neuer Streit angesponnen, der nicht weniger verhängnisvoll werden konnte als das Pfaffenstürmen in Erfurt. Luther trat in demselben nicht nur gegen den alten Gegner, sondern auch gegen den kurfürstlichen Hof in Lochau mit einer Gereiztheit auf, in der er ganz den Eindruck eines gefangenen Löwen macht, der mit seiner furchtbaren Tatze durchs Gitter schlägt, bis er endlich ausbricht und zum Entsetzen seiner Freunde selbst in Wittenberg vor ihnen steht. Daß trotz seiner Schriften gegen Ablaß und Reliquiendienst Friedrich der Weise fortfuhr, in seiner Allerheiligenkirche seine Reliquien auszustellen, damit die Gemeinde sich den an sie geknüpften Ablaß holen könne, war Luthern schon lang ein Dorn im Auge. Nun aber wiederholte sich der gleiche Unfug in viel größerem Umfang in Halle. Der Erzbischof von Mainz und Magdeburg, der bis in die jüngste Zeit herein mit Hutten, Erasmus, Capito und andern Humanisten verkehrt hatte, und zum Teil noch verkehrte, hatte schon im Jahre 1519 eine päpstliche Bulle aus-

gewirkt, die allen Gläubigen Ablaß gewährte, die bei seinem in Halle vereinigten Reliquienschatze solche Gnade begehren würden. Mit dem Ertrage dieses Ablasses wollte Albrecht dann nicht nur seine Schulden bezahlen, sondern auch in Halle eine Universität errichten, die die Studenten des nahen Wittenberg an sich ziehen sollte. Ratgeber bei diesem Plane war der Humanist Capito, ein Elsässer aus Hagenau, der Luthers erste Schriften mit Beifall aufgenommen hatte, aber zugleich auch mit Eck und Erasmus in Verkehr blieb. Um die Humanisten für die projektierte Universität zu interessieren, wurden ihr die Bischöfe Rhabanus Maurus und der nur aus der Legende des h. Mauritus bekannte Bischof Erasmus zu Schutzpatronen gegeben. Mit dieser faden Schmeichelei dachte man Erasmus selbst oder wenigstens seine Schüler hierher zu ziehen. Die neue humanistische Bildungsanstalt sollte sich also, nach dem Vorbilde Italiens, aufbauen auf der Ausbeutung des Aberglaubens. Luther sah mit Schmerz, wie das Volk in seinen alten Vorstellungen fortlebte, die die Kirche in vielhundertjähriger Arbeit ihm eingepflanzt hatte. Die geistliche Ausstellung in den neun Gängen der Stiftskirche zu S. Moritz und Magdalena zu Halle veranlaßte im September einen ungeheueren Zulauf. Ein Verzeichnis der Reliquien, das, um die Menge anzulocken, im Druck verbreitet wurde, ist noch vorhanden. Denjenigen, die klagen, daß Luther durch seine Revolution die schöne Entwicklung der deutschen Renaissance unterbrochen habe, ist die Lektüre dieses Ausstellungskatalogs dringend zu empfehlen. Im Dienste welches barbarischen Aberglaubens stand doch diese vielgepriesene Kunst, die auch hier kostbare Tabernakel und stilvolle Reliquienschreine für die absurdesten Dinge geliefert hatte! Da war Garn, das die heilige Mutter Gottes gesponnen, sowie Haare aus ihren Flechten. Sechs Fläschchen mit ihrer Milch waren zu sehen und eine silberne Statue derselben trug eine volle Flasche ihrer Milch um den Hals. Nach der Sage, die Rafael im Sposalizio verherrlichte, wählte Maria denjenigen unter ihren Freiern, dessen Stecken über Nacht Blätter trieb; so war hier zu sehen die Rute des heil. Joseph, die geblüht, ferner Holz von dem Baume, der sich vor Christus verneigt, eine Geschichte, die allerdings nicht das Evangelium von Jesus, sondern die islamitische Sage von Mohammed erzählt. Ferner war zu sehen das Becken, in welchem Pilatus seine Hände in Unschuld gewaschen, ein Stück aus dem Stecken, den Petrus nach Trier geschickt, um den heiligen Maternus vom Tode zu erwecken. Ein Ochsenhorn wurde als Greifenklaue vorgewiesen, dazu hatte man die Schaufel

eines Elentiers als Schulterblatt des Riesen Christoffel beziffert. Ferner wird aufgeführt: „Erde von Damaskus, davon Gott den Menschen geschaffen“ und vom Felde Hebron, da Adam Buße getan, auch Reste des Manna, das die Juden in der Wüste gegessen. Sehr sehenswert war auch ein großes Stück vom Leibe des Patriarchen Isaak und 25 Stück vom brennenden Busch Mosis. Von Moses und den Propheten reichen so die Reliquien bis zu Karl dem Großen, Heinrich dem Heiligen und Thomas Becket, hier Thomas von Kandelberg geheißen. Auch läppische Stücke sind darunter: der wahre Fronleichnam Christi, den er seinem Vater geopfert, d. h. die Vorhaut des Christkinds, oder ein Stück des Buchs, das Johannes auf Pathmos verfaßt, ein Stück des Altars, auf dem Johannes vor der Mutter Gottes Messe gelesen, der ganze Finger, mit dem der heil. Thomas dem Auferstandenen nach der Seite gegriffen, die ganze Armröhre, damit Lukas das heilige Evangelium geschrieben, der Finger Johannes des Täufers, mit dem er auf Jesum gedeutet, als er sprach: „Das ist Gottes Lamm.“ Ebenso der Stein, mit dem Stephanus gesteinigt worden. Des weiteren finden wir dann ein Porträt Jesu; Erde von der Stätte, wo Christus stand, als er das Pater Noster gemacht, ein Stück von dem Rock, den Maria gestrickt und der mit dem Christkind jedes Jahr größer wuchs. Zwei Krüge von der Hochzeit von Kana, etwas von dem Wein, den Christus aus dem Wasser gemacht, ein Stück von dem Tischtuch, auf dem er das Abendmahl ausgeteilt, einen von den 30 Silberlingen, um die Judas den Herrn verraten, dazu neun Dornen von der Krone Christi, während der Kurfürst Friedrich in Wittenberg nur eine besaß. Ein ganzes Gelenk des alten Simeon, ein Daumen von Christi Großmutter Anna und ein Stück Schädel des Joachim, ihres Mannes. Das hieß vor Luthers Reformation in Deutschland Gottesdienst und die Kunstblüte, die Luther knickte, diente solcher Fetischanbetung. Daß es ein Humanist, der Gönner Huttens und des Erasmus ist, der diesen Schatz in kostbare Renaissancefutterale faßte und der Anbetung der Gläubigen ausstellte, macht die Sache doppelt merkwürdig. Der Schluß dieses Meßkatalogs aber lautet wörtlich: „Summa Summarum, alles hochlobwürdigen Heiligtums ist 8933 Partikel und 42 ganzer heiliger Körper: macht der Ablaß 39 000 000 245 120 Jahre, 220 Tage, dazu 6 000 000 540 000 Quadragen Ablaß — selig die, die sich dessen teilhaftig machen.“ Also herbei, um zu schöpfen! Das war der „Abgott zu Halle“, der Luthern so entrüstete, daß er erklärte, er werde es nicht fertig bringen, nicht dagegen

zu schreiben. Allein der Kurfürst von Sachsen wollte nicht, daß der Geächtete den Kurfürsten von Mainz, der zugleich Bruder des Kurfürsten von Brandenburg war, angreife. Die beiden Hohenzollern waren im Norden und Westen seine Nachbarn und konnten die Exekution der Acht an sich reißen, wenn man sie reizte. Friedrich war froh genug, daß man ihn nicht zur Rede setze, warum er dem Wormser Edikte entgegenhandle. Andere auch noch herauszufordern schien ihm tollkühn und zudem hatte der Mainzer ausdrücklich durch Capito um Schutz vor Luthers Feder gebeten, dessen Widerspruch man voraussah. So erhielt Spalatin gemessenen Befehl, Luthern im Zaum zu halten. Gern oder ungern mußte der Hofkaplan darum eine Brandschrift Luthers „wider den Abgott zu Halle“ unterschlagen, statt sie zum Drucke zu befördern. Schon im Juli hatte Luther geklagt, daß Thesen, die er mit dem Büchlein von der Beicht über die gleiche Frage nach Wittenberg geschickt hatte, nicht zur Verhandlung gekommen waren, weil der Kurfürst die Disputation darüber verboten hatte. Mißmutig hatte er gemeint, die Freunde sollten in solchen Dingen handeln und nicht erst viel fragen. „So hab ich's bisher gemacht; nicht die Hälfte von dem, was geschehen ist, wäre geschehen, wenn ich an jenes Rat mich gebunden hätte.“ Als nun in Sachen des Abgotts die Eingriffe des Hofs sich wiederholten, bäumte Luther sich in wilder Energie empor. Während man Capito, den glattzüngigen Diplomaten des Mainzer Erzbischofs, bei Hof empfing, wollten diese Höflinge ihm den Mund verbieten. „Ich ertrage es nicht,“ schreibt er am 21. November an Spalatin, „wenn Du mir sagst, der Fürst werde die Schrift gegen den Mainzer nicht leiden und könne nicht den öffentlichen Frieden stören. Eher werde ich Dich und den Fürsten selbst und jede Kreatur des Papstes vernichten. Wie? Ich habe dem Papste widerstanden und sollte einer seiner Kreaturen weichen?“ „Nicht also, Spalatine! Nicht also, Fürst,“ ruft er entrüstet. „Mit allen Kräften haben wir jenem Wolfe zu widerstehen und an ihm ein Exempel zu statuieren!“ So abgeschlossen war er nicht, daß er nicht gewußt hätte, wie es draußen im Volke gärte, und wie es in seiner Macht stehe, den Sturm los zu lassen. Das Verhältnis zwischen Luther und dem sächsischen Hof war nie dem Bruche so nah wie damals, denn zwischen ihren Standpunkten gab es keinen Ausgleich. Während Friedrich sich mühte, den Aufenthalt Luthers zu verbergen, schrie dieser in alle Welt hinaus, daß der Papst des Teufels Sau sei und behandelte den heiligen Stuhl wie wir gehört haben. Daß die Lage in Wittenberg immer mehr

der Anarchie zudrängte, konnte den Hof in Torgau nur um so mehr an dem Urheber all dieser Wirren irre machen. Wohl um das Verhältnis zu bessern, hatte Spalatin den Gefangenen auf der Wartburg gebeten, er möge für den von Krankheit heimgesuchten Fürsten einen Trostbrief schreiben. Aber Luther wies diese Bitte schroff zurück und ein unverkennbarer Ton von Geringschätzung zieht durch seine Auslassungen der ganzen nächsten Zeit über den Fürsten, der mit der Ausstellung seines Reliquienschatzes in der Wittenberger Hofkirche die des Abgottes in Halle deckte und legitimierte.

Zu diesen Zerwürfnissen kamen nun noch Nachrichten über die Vorgänge in Wittenberg, die von Spalatin und Luther sehr verschieden beurteilt wurden. Die Erregung, die im Sommer 1521 Erfurt und mehr oder weniger alle deutschen Städte ergriff, machte sich natürlich auch in Wittenberg geltend, und sie nahm hier, wie an vielen Orten, einen neuen, nämlich sozialistischen Charakter an. Seit die Massen sich in ihrer Hoffnung auf eine Reform des Reichs durch den neuen Kaiser getäuscht sahen, und der Mönch, auf den die Bauern ihre Hoffnung setzten, eingekerkert oder ermordet aus dem Kreise ihrer Führer verschwunden war, nahm die Gärung in den niedern Schichten sichtlich zu. Schon in Worms glaubte der Frankfurter Domdekan Cochläus ein grollendes Geräusch unruhiger Volksmassen zu vernehmen, dasselbe verstärkte sich nach Luthers Ächtung und eine Bauernbewegung, wie sie seit den Husitenkriegen stoßweise Deutschland heimzusuchen pflegte, stand wiederum in Aussicht. Aufs neue wetzte der arme Konrad sein Messer. „Bundschuh, Bundschuh, Bundschuh" hatte man unter dem Anschlag in Worms gelesen. Wenn, wie man sagte, ganz andere Leute als die Bauern es waren, die diesen Anschlag gemacht hatten, so hatten sie den Teufel an die Wand gemalt und nun kam er. Die Lage des gemeinen Mannes war auch im vorigen Jahrhundert nicht schlimmer gewesen als jetzt. Seit das Reich und seine Ordnungen völlig zerfallen waren, herrschte in Deutschland das Junkertum, das kein Erbarmen gegen den Bauern kannte. Sein Leibspruch war: „Der Bauer ist an Ochsen statt, nur daß er keine Hörner hat." Die Rechtslage aber war für den gemeinen Mann schlimmer als je. Die Doktoren des römischen Rechts wendeten unter Mißachtung aller deutschen Rechtsgewohnheiten die römische Sklavengesetzgebung auf die Leibeigenen an, indem sie alle Rechte des dominus auf den Grundherrn übertrugen. Das Aufblühen der Städte reizte die Ritter mit den reichen „Pfeffersäcken", wie Hutten die Kaufleute

nannte, in Pracht und Luxus zu wetteifern und derjenige, der das bezahlen mußte, war wiederum der Bauer. Aber auch der Arbeiter in den Städten, dessen Lohn in keinem Verhältnis mehr stand mit der Entwertung des Geldes seit der Entdeckung der Goldländer, teilte die Unzufriedenheit der Landarbeiter. Auf den Holzschnitten von Dürer, Cranach, Wohlgemuth finden wir die getreuen Abbilder dieses Proletariats, das zwei Jahre später die Heerhaufen der Bauern bildete, Schlösser stürmte, die Weinkeller austrank, Nonnen schändete, die Klöster anzündete und, als es Ernst wurde, davonlief. Namenlose Flugblätter und Hetzschriften gingen von Hand zu Hand und ebenso namenlose Agitatoren schürten die Unzufriedenheit. Am anschaulichsten haben Alfred Stern und Bezold diese Vorgeschichte des Bauernkriegs geschildert. Aus dem Dunkel der Städte, aus dem Elend der Dörfer tauchen unheimliche Gestalten empor. Sie sind da, wie vom Himmel herabgeschneit, die einen dem Kloster entlaufen, die andern dem Gefängnis entsprungen, landflüchtige, fahrende Leute wie jener schwäbische Mediziner Karsthans, der auf den Gassen von Straßburg die Ausrottung des Klerus verlangte und von Murner gefürchtet, von wütenden Pfaffen mit dem Messer angefallen wurde. Namentlich auf ihn sind allerlei Gespräche zwischen Bauer, Ritter und Kaufmann getauft, die Luthers Sache als Sache der Bauern auffassen. In der dumpfen Schenke oder unter der Dorflinde sammeln sich die Leute um den fremden Agitator und hören gespannt auf seine Kunde vom kommenden Tage der Freiheit, der mit apokalyptischen Bildern und Hinweisen auf den kommenden Türkenkrieg phantastisch ausgemalt wird. Denn auch diese wandernden Agitatoren leihen ihrer Lehre das fromme Gewand, ohne welches sie in dieser religiös erregten Zeit keine Autorität gewinnen könnte. „Sie schleichen heimlich im Lande irre," schreibt Luther in dem Büchlein von den himmlischen Propheten, „und kriechen zusammen an der Saale, dahin sie dachten zu nisten ... Diese Propheten lehren und halten's auch, daß sie sollen die Christenheit reformieren und eine neue aufrichten auf die Weise: sie müssen alle Fürsten und Gottlosen erwürgen, daß sie zu Herren werden auf Erden und unter eitel Heiligen leben. Solches hab ich selbst und viele andern von ihnen gehört." „Da, da," so erzählt Clemens von Endres aus St. Gallen, habe nach solchen Predigten ein Bauer zum andern gesagt, „das ist das recht Evangeli. Lueg, lueg, wie hant die alten Pfaffen gelogen und falsch gepredigt; man sollt die Buben alle totschlagen." Fragt aber am folgenden Tage der Pfaffe oder Junker dem

Gaste nach, so ist der Vogel entwischt und die Bauern wissen von nichts und geben keine Auskunft. Luther erfuhr auf seiner hohen Warte und bei seinen Streifereien durch die Dörfer mehr von der Stimmung im Volk als sein Freund Melanchthon in seiner Studierstube. Starke Maßregeln des Papstes, so tröstet er Philippus, würden sofort einen Aufruhr in Deutschland hervorrufen. Je schneller der Papst es versucht, um so rascher wird er und sein Anhang zugrunde gehn. Die Haltung der Bevölkerung, meint er, sei so, daß Gewalt hier nichts ausrichte. „Deutschland hat gar viele Karsthänse."

Daß er in so unruhiger Zeit, in der alles auf Entscheidungen hindrängte, einsam und gefangen auf seiner Burg sitzen soll, bereitet dem leidenschaftlichen Kämpfer eine schier unerträgliche Pein, zumal seit die Briefe aus Wittenberg, vor allem die Melanchthons, in ihren Klagen über sein Fernbleiben einen fast verzweifelten Ausdruck annehmen. Als er von Luthers Krankheit gehört, schreibt Melanchthon an Spalatin: „O daß ich mit meinem geringen Leben sein Leben erkaufen könnte, denn die Erde hat nichts Göttlicheres als ihn." „Wir sind wie eine Herde ohne Hirten," heißt es ein andermal. Oder: „Noch immer ist unser Elias weg von uns; wir harren und hoffen auf ihn; mich quält täglich das Verlangen nach ihm." Luther tröstet, verweist auf die Freunde, die ihm geblieben, auf Melanchthons eigene Gaben und seinen Beruf, die Wittenberger Schule zu halten, aber durch das alles klingt etwas wie Heimweh und eigene Ungeduld. Am tiefsten sehen wir in das Weben und stille Leben seines Gemüts hinein in einem Sendbrief, den er infolge dieser Hilferufe Ende Juli „an das arme Häuflein Christi zu Wittenberg" richtet und der mit der damit verbundenen Psalmauslegung am 12. August die Wittenberger Druckerei verließ. Er vergleicht sich in diesem Briefe mit St. Paulo, da auch er nach langer Predigttätigkeit gefangen sitzt und nun nur noch in Schriften seine Gemeinden stützen und stärken kann. Auch er ist, wie Paulus, nicht sicher, daß nicht nach ihm Wölfe in den Schafstall kommen, aber verglichen mit den Gemeinden Pauli hat doch die Gemeinde in Wittenberg noch kein unerträgliches Los. „Unser Leiden ist noch nit höher kommen, denn daß sie uns als Wiklifiten, Husiten, Ketzer und aufs allerschändlichst ausschreien, und so sie nit mehr vermögen, büßen sie dieweil ihren Mutwill an unserem Namen und christlicher Ehr. Aber laß gehen, lieber Mensch, laß gehen. Er ist droben, der es richten wird." Nach seiner Weise will er seinen Trost für die Gemeinde an die Aus-

legung eines Psalms anknüpfen, und zwar ist es der schöne siebenunddreißigste Psalm, mit dem er wie der königliche Prophet David „den Zorn und Unmut stillen möchte in der Anfechtung der Gleisner und Mutwilligen“. Wieder sind es die Bilder seiner Umgebung, die ihm dabei in die Feder fließen; mit den Nachtraben, den Fledermäusen, den Mäusen, die in die Verstecke huschen, vergleicht er die Feinde. Sie wachsen jetzt üppig wie draußen das Gras, das die Täler schmückt, aber je höher es wächst, um so näher ist ihm die Sense. Wie das Grummet an den Abhängen unter den Hieben der Schnitter fällt, so werden die Gegner den Tag des Schneidens erleben. „Denn das reif Gras muß Heu werden, und sollt es ihm selbs auf dem Stamm verdorren.“ Mögen die Gegner eine Weile gloriieren. „Sie werden vergehen wie der Rauch. Wo sein sie, die zuvor gewesen?“ Ihr Gut wird ein böses Ende nehmen und wie der Rauch der Kohlenmeiler verwehen. Den Gefangenen aber tröstet das Wort des Psalmisten: „Ich bin jung gewesen und alt worden, und hab noch nie den Gerechten gesehen verlassen und sein Kind nach Brot gehn. Ich habe gesehen einen Gottlosen wie einen grünenden Lorberbaum. Ich ging vorüber und siehe zu, da war er dahin, ich fragte nach ihm, er ward aber nirgend gefunden.“ Darauf sollen die Freunde daheim trauen und aus diesem Psalme lernen stille halten und Gott die Sachen befehlen. Gegen die Umtriebe der Gegner will er ihnen beistehn, so gut er es in seiner Lage kann. Unter diesen Widersachern steht auch hier wieder einer mit einer neuen Schrift in erster Reihe, Emser, „der einen langen Spieß und kurzen Degen nahm und wollt die Sonne vom Himmel stechen“. Solchen Sophisten gegenüber mahnt er, die Gemeinde möge es halten in diesem Streite wie er, und stets klare Schrift verlangen, so wird sie siegen. „Ich fordere Schrift von Emser, so antwortet er mit der Lehrer Spruch. Ich frag nach der Sonnen: so weiset er mir sein Latern. Ich frag: wo ist die Schrift, so spricht er: ‚tritt herfür Ambrosi, tritt herfür Cyrillus‘ und dergleichen.“ Gibt ein solcher Sophist vor, man müsse der Väter Auslegen haben, denn die Schrift sei dunkel, so soll die Gemeinde antworten, es sei nit wahr. „Es ist auf Erden kein klärer Buch geschrieben denn die heilige Schrift.“ „Hiemit befehl ich euch Gott. Ich bin von Gottes Gnaden,“ schließt er, „noch so mutig und trotzig als ich je gewesen bin. Am Leib hab ich ein klein Gebrechlin überkommen, aber es schadet nicht. Seid getrost und fürchtet niemand. Gottes Gnade sei mit euch! Amen!“

Die Antwort auf die von ihm noch nicht widerlegte Quadruplik Emsers wollte er anfänglich Amsdorf oder dem jungen Swaven überlassen, dann schrieb er doch ein paar Blätter: „Ein Widerspruch Doktor Luthers seines Irrtums, erzwungen durch den allerhochgelehrtesten Priester Gottes Herrn Hieronymi Emser, Vikarien zu Meißen." Der Streit dreht sich noch immer um die Bedeutung des allgemeinen Priestertums in der ersten petrinischen Epistel. Seine Vergleichungen nimmt Luther diesmal aus dem Bereiche seines engen Stübleins. Wenn das Wort: „Der Geist macht lebendig" bei Emser so viel heißt wie „der tiefere Schriftsinn macht lebendig", so kann er auch sagen der Kachelofen und das Handfaß, die vor ihm stehen, machen lebendig. Auf Luthers Behauptung, daß Plattenscheren, Ölsalben und weiße Kleider nicht den Priester machen, hatte Emser auf die symbolische Bedeutung der geistlichen Gewänder hingewiesen. Die Kasel bedeutet das rote Purpurkleid (das Herodes Jesu anlegte), der Gürtel die Ketten und das Seil, mit dem Jesus bei der Stäupung gebunden war, so wie das Salz, sensu mystico den Klerus bedeutet. Luther aber spottet: „Salz heißt bei Emser Priester, Weihrauch der Kaplan, Wasser der Küster, Feuer der Schulmeister, Stroh die Schüler," das ist die Auslegung nach tieferem Schriftsinn. Da wollen rechte Christen sich doch lieber an den Buchstaben der Schrift halten. Je trüber des Gefangenen Stimmung ist, um so skurriler wird seine Polemik. Das letzte Wort mußte Emser aber auch jetzt behalten und so tat er, als ob er Luthers ironischen Widerruf für Ernst nehme und veröffentlichte „Emsers Bedingung auf Luthers ersten Widerspruch", aber nun erhielt er von Luther keine Antwort mehr. Erst die Kanonisation des heiligen Benno, um die sich Emser so große Verdienste erworben hatte, brachte sie wieder aneinander.

Sollte Luthers Rat, sich überall an die Schrift selbst zu halten, für den einfachen Christen praktischen Wert haben, so mußte er der Gemeinde auch die deutsche Schrift in die Hand geben. Daß alle seine Gedanken jetzt auf diese Absicht zielen, ist klar und nur die dringenden Sorgen um die Reformen, die man in Wittenberg begonnen hat, ohne ihn zu fragen, lassen ihn noch nicht sofort zu der Arbeit kommen, die er für die nötigste hält. Im Zusammenhang solcher Erwägungen ist es, daß Luther im September Melanchthon sowohl direkt als durch Spalatin ermahnt, er möge deutsche Predigten halten und Erklärungen der Schrift in deutscher Sprache auf sich nehmen. Er traut Magister Philippus zu, er werde ein

Meister der deutschen Rede werden, wie er der anerkannte Meister der lateinischen Beredsamkeit ist. Auch dem Übergewichte Karlstadts und den Agitationen des von Erfurt zugezogenen Zwilling, die bereits zum Nachteil der Sache fühlbar wurden, war nur zu steuern, wenn Magister Philippus, wie jene, den Hörsaal mit der Kirche vertauschte. Daß hier ein Gegengewicht not tue, sieht Luther klar; er überschätzte aber seinen Freund Philippus, wenn er meinte, der sei imstande, die täglich wilderen Stürme in Wittenberg zu beschwören.

Die Unruhen, die seit November 1521 nun auch Wittenberg heimsuchten, hatten im wesentlichen keinen andern Charakter als die in Erfurt, Zwickau und anderwärts beklagten, aber sie knüpften hier direkt an Luthers Arbeit an und wollten als Fortführung seines Werkes gelten. Eine lange Reihe von schriftwidrigen Mißbräuchen hatte Luther aufgedeckt, dann aber in seiner „Freiheit eines Christenmenschen“ die Gemeinde ermahnt sie zu tragen um der Liebe willen. Dann war er vom Schauplatz abgetreten und Karlstadt hatte sich an seine Stelle gesetzt. Der war ein anderer Mann und wollte von der Schonung der Schwachen nichts hören. Ihm war es sichtlich wohl, daß mit Luther der Druck einer höheren Autorität von ihm genommen war. Die Eifersucht auf Luther war immer ein bestimmendes Moment für sein Handeln gewesen. Mehr als einmal hatte er gefunden, daß Luther zu weit gehe. Selbst in Leipzig gab Eck sich eine Weile der Hoffnung hin, Karlstadt werde seine Sache von der Luthers trennen. Während Luther im folgenden Jahre an seinen großen reformatorischen Schriften arbeitete, ließ Karlstadt drucken, Luther setze den Jakobusbrief nur darum so herunter, weil er selbst über den Römerbrief, Karlstadt aber über den Jakobusbrief lese. Die kritische Frage war für ihn eine Frage des Kolleggelds. Luther zuckte die Achseln über einen solchen Angriff und schwieg. Im Frühjahr 1521 schickte sich Karlstadt an, nach Kopenhagen zu gehn, wo er dem durch das Stockholmer Blutbad übel berüchtigten Christian II. bei seiner Kirchenreform beistehen sollte. Der König hob hauptsächlich darauf ab, die Macht der geistlichen Stände zu brechen und Dänemark von Rom loszureißen. Der Klerus sollte heiraten, die Bettelorden sollten eingeschränkt werden, die dänische Kirche aber wollte Christian selbst regieren kraft seiner landesherrlichen Autorität. Inwieweit Karlstadts Besuch auf diese Reformation Dänemarks Einfluß gehabt hat, wissen wir nicht, und zu längerer Wirksamkeit Karlstadts in Kopenhagen ist es nicht gekommen, aber schon die Berufung mußte

sein Selbstgefühl außerordentlich steigern. Dazu war er verbittert durch die Neubesetzung der Stiftspropstei mit Justus Jonas, da er selbst nähere Ansprüche zu haben meinte. In dieser Stimmung vollzog er seinen Übertritt in das Lager der Umstürzler. Zunächst sehen wir ihn dieselben Reformen in Sachsen befürworten, die der König in Dänemark in Angriff nahm. In erster Reihe stand hier die Abschaffung des Zölibats. Die Kleriker vom Subdiakon aufwärts und die Mönche waren zum ehelosen Leben verpflichtet, doch war der Unterschied, daß die Ehelosigkeit dem Klerus durch die bestehende Ordnung, dem Mönch durch ein ausdrücklich abgelegtes Gelübde auferlegt war. Melanchthon glaubte in einem Gutachten für die Kleriker geltend machen zu können, daß an vielen Orten bei der Verpflichtung der Zusatz üblich sei: „so weit es die menschliche Gebrechlichkeit gestattet", womit doch auch Ausnahmen zugelassen seien. Anfang Mai war nämlich der Propst von Kemberg, Luthers Schüler Bernhardi, in die Ehe getreten und sein Beispiel hatte alsbald Nachfolge gefunden. Im Lande des Herzogs Georg, im Bistum Meißen, heiratete der Prediger Jakob Seidler zu Glashütte bei Pirna seine Köchin, und der Pfarrer von Vatterrode im Mansfeldischen folgte seinem Beispiel. Aber der Bischof von Meißen kerkerte den Seidler in Stolpe ein, der Erzbischof Albrecht den Mansfelder Pfarrer in Halle. Da der Erzbischof auch Bernhardis Auslieferung verlangte, wendete Kurfürst Friedrich sich um ein Gutachten an die Wittenberger Juristen, denen Melanchthon, als Bernhardis Vertreter, eine Verteidigungsschrift einreichte. Die Vorsicht, mit der wieder eine Kette der babylonischen Gefangenschaft behutsam und unter vielen, ernsten Erwägungen gelöst wurde, wo wir ein kurzes Zerreißen der Bande ganz gerechtfertigt fänden, ist ein beachtenswertes Denkmal des Ernstes und der Gewissenhaftigkeit, mit der diese Männer bei ihrer Reform verfuhren. Melanchthon erweist Bernhardis Recht zur Ehe aus der Schrift, aus dem älteren Kirchenbrauch und aus den moralischen Bedürfnissen des einzelnen Priesters, wo uns ein Hinweis auf das Naturrecht genügte. Was Melanchthon zugunsten der Priester geltend gemacht hatte, dehnte Karlstadt auf die Mönche aus. „Guter Gott," schrieb Luther an Spalatin, „nun wollen die Wittenberger auch noch den Mönchen Weiber geben!" Er hielt daran fest, daß für den Mönch die Sache anders liege als für den Priester, weil der Mönch ausdrücklich Keuschheit gelobt habe. Karlstadt warf beide Klassen zusammen und sprach beide frei, aber mit ziemlich konfusen Schriftbeweisen. Aus der Weisung des ersten Ti-

motheusbriefs 5, 9, in das Witwenkolleg nur solche Frauen zu wählen, die einmal verheiratet waren und das sechzigste Jahr überschritten hätten, zog er die Folgerung, daß auch zu Priestern nur bereits verheiratete Männer in reiferen Jahren geweiht werden sollten. Auch den Mönchen sprach er das Recht zu, zu heiraten und ihre Frauen in das Kloster mitzubringen. Aus dem Worte 1 Tim. 3, 2—4, daß ein Presbyter eines Weibes Mann sein solle, der untadelige Kinder habe, folgerte er, daß Unverheiratete vom Priesteramte überhaupt zurückzuweisen seien. Melanchthon, für den das alles exegetische Fragen waren, stimmte Karlstadt bei und Luther gibt ihm in einem Briefe vom 3. August zu, wenn Christus unter uns wäre, so würde er sicher Bande zerreißen, die die Gebundenen so hart drücken, denn er wollte die Menschen nicht verderben, sondern retten. Aber daß der Mönch ein feierlich übernommenes Gelübde so leichter Hand abschütteln dürfe, wie Karlstadt behauptete, wollte ihm doch nicht einleuchten. Pflicht schien ihm gegen Pflicht zu stehen. „Gott schweigt und der Mensch ist ratlos. O, wir Elenden!“ Karlstadts Schriftbeweise waren zum Teil exegetisch so schwach, daß Luther fürchtete, sie würden die Sache nur lächerlich machen. Luther wollte die Priesterehe lieber auf 1 Timotheus 4, 3 stützen, wo von den Irrlehrern gesagt werde, daß sie ihren Jüngern verböten, ehelich zu werden. Auch verlangte er in dieser Sache Freiheit, nicht wie Karlstadt ein neues Gesetz. Auch andere Konsequenzen machten ihm Sorge. Wenn man das Recht, den Zölibat zu brechen, darauf gründe, daß ihn doch niemand völlig zu halten vermöge, so schaffe man damit auch die zehn Gebote ab, denn daß der sündige Mensch von sich aus nicht ein einziges Gebot zu erfüllen vermöge, stand ihm fest. So schien ihm dieses Argument gegen den Zölibat von verhängnisvoller Tragweite. Konnte man die Mönchsgelübde lösen, warum nicht auch die Ehen und so vieles andere? So suchte er sorgenvoll nach einer Begründung, „damit unser Wort einwandfrei sei“. Während er diese Gedanken auf der Wartburg hin und her wälzte, erhielt er die Aushängebogen der loci Melanchthons, die erwiesen, daß die Schrift Mönchsgelübde weder empfehle noch gebiete. Solche Gelübde verstießen gegen die menschliche Freiheit und sie auf sich nehmen, hieße Gott versuchen, da keiner wisse, ob er sie halten könne. Die Frage aber, ob einer, der dieses Gelübde geleistet habe, dasselbe brechen dürfe, ließ Magister Philippus unbeantwortet. Luther schlug darum dem Freunde am 9. September eine geheime Zusammenkunft vor, damit sie sich über die Hauptfragen ver-

ständigen könnten, denn ohne Kenntnis ihrer Absichten und der dortigen Vorgänge rede er doch nur in den Wind. Vorerst sendete er 139 Thesen über die Gelübde ein, denen dann noch eine zweite Reihe folgte. Er widmete diese Thesen den Bischöfen und Diakonen der Wittenbergischen Kirche, weshalb Emser über den Erzbischof Luther mit seinen Wittenberger Bischöfen und Diakonen spottete. Am 8. Oktober lagen beide Thesenreihen als eigene kleine Schrift im Drucke vor. Über den Eindruck, den sie in Wittenberg machten, haben wir einen Bericht Melanchthons, der gerade mit Peter Swaven, Luthers Reisebegleiter nach Worms, und dem jüngst nach Wittenberg übergesiedelten Bugenhagen zu Tisch saß, als sie ankamen. Nachdem Bugenhagen sie gelesen hatte, sagte er: „Diese Sätze bedeuten eine Umwälzung des Bestehenden, während die seitherige Lehre den status publicus nicht geändert hätte.“ Melanchthon aber setzte hinzu: „Sie bedeuten den Anfang der Befreiung der Mönche.“ Wir würden nun erwarten, daß Luther die Befreiung vom Zölibat und Mönchszwang darauf gründe, daß Gott selbst zwei Geschlechter geschaffen und ihnen geboten habe, seid fruchtbar und mehret euch. Aber solche Deduktionen aus dem Naturrecht lagen ihm fern und gerade hier sehen wir, wie anders sich in den Köpfen des sechzehnten Jahrhunderts die Gedanken bewegten, um schließlich doch zu demselben Ergebnis zu kommen wie wir. Auch hier stellt Luther alles auf sein sola fide. Alles, was nicht aus dem Glauben kommt, ist Sünde, sagt Römer 14, 23. Nur im Glauben suchen wir unsere Rechtfertigung, die Mönche und Zölibatäre aber suchen sie in Werkdienst und Enthaltungen, sie gehen also den falschen Weg. Gelübde, die wir, in Täuschung begriffen, abgelegt, können uns nicht binden, denn es ist wahrscheinlich, daß wir sie nicht abgelegt hätten, wenn uns bekannt gewesen wäre, daß wir auf diese Weise weder unsere Rechtfertigung, noch unser ewiges Heil wirken können. Wer zum rechten Glauben gekommen ist, darf darum Gelübde abwerfen, die er in falschem Glauben getan hat. Wäre einer Mönch oder Pfaff geworden, um Kelche und Kleinodien zu stehlen, so wäre sein Gelübde ungültig. Aber der gleiche Grund spricht die frei, die es geworden sind, um durch Werkdienst selig zu werden. Auch das war gegen Gottes Wort. Lebenslängliche Gelübde sind gegen die Freiheit, die uns Christus errungen hat, und darum verwerflich. Im Gegensatz zu Karlstadt aber bestreitet Luther, daß das freiwillige Halten solcher Gelübde dem Evangelium widerspreche. Auch das sei ein Teil der christlichen Freiheit, schreibt er am 9. September, sich Gelübden und

Satzungen unterwerfen zu dürfen. Wer im Abschaffen der Bräuche die Seligkeit suche, treibe gerade so Werkdienst wie der, der sie durch Halten verdienen wolle. Die Freiheit aber behält auch er allen Christen vor. „Die ein Gelübde abgelegt haben, haben es Gott abgelegt, nicht Menschen, Gott aber wollte, daß wir frei seien und nicht der Menschen Knechte."

Anfänglich hatte Luther vorgehabt, seinen Thesen, wie üblich, Resolutionen folgen zu lassen, aber andere Arbeiten verhinderten die Ausführung dieser Absicht. Aus einem Briefe an den Straßburger Juristen Gerbel vom 1. November erfahren wir dann, daß er statt dessen damit umgehe, die Frage lieber in einer eigenen Schrift, statt in der steifen Form der Begründung von Thesen zu behandeln, und zwar hatte er eine Streitschrift großen Stils im Sinn. Ein Sohn, sagt er in geheimnisvoller, alttestamentlicher Andeutung, solle ihm geboren werden, der mit eiserner Rute die Papisten treffen werde. Täglich würden ihm so viel Ungeheuerlichkeiten kund, welche der elende Zölibat bei Jünglingen und Jungfrauen erzeuge, daß seinen Ohren nichts so verhaßt klinge als die Namen Nonne, Mönch, Priester. Als ein Paradies erscheine ihm gegenüber diesen Greueln Gottes Stiftung, der Ehestand, trotz aller Entbehrungen und Sorgen, die er im Gefolge habe. Am 21. November ist das neue Manifest fertig. Diese Schrift: „Luthers Urteil über die Mönchsgelübde", widmet er seinem Vater, dem alten Hans Luther in Mansfeld, und diese Widmung ist ein wertvolles Stück seiner Biographie, da er hier mit Anfang, Fortgang und Ende seiner Möncherei in sarkastischer Härte abrechnet. Das Gelübde, schreibt er, das er gegen den Willen seines Vaters ablegte, sei keine Schlehe wert gewesen. Er tröstet den alten Hans nun nachträglich, Gott habe ihm darum seinen Sohn genommen, damit vielen andern dadurch die ihren erhalten würden; sein Sohn aber sei zur Freiheit hindurchgedrungen, daß Christus selbst „ohn Mittel" sein Bischof, Abt, Prior, Herr, Vater und Meister sei. Daß solche Gelübde junger Menschen ungültig seien, spricht er auch in dem Briefe an Melanchthon aus, denn diese hätten ja überhaupt nicht gewußt, um was es sich handle, sondern seien wie das törichte Volk der Vögel in die Garne der Vogelsteller gefallen. Den letzten Anstoß zu seinem Votum über die Gelübde gab ihm die Nachricht, daß in Wittenberg einige Brüder die Kutte abgelegt hätten, was er der Sache nach billigt, wenn er auch später, bei genaueren Nachrichten, mit der Art, wie sie es getan haben, nicht einverstanden war. Ihnen will er durch seine Schrift zu Hilfe kommen, da-

mit sie mit gutem Gewissen tun, was sie tun. Im ganzen wiederholt er doch nur, was in kürzerer Form die Thesen bereits gesagt haben. Der Schwerpunkt seiner Einwendungen gegen die Gelübde liegt auch hier darauf, daß dieselben „stracks wider den Glauben“ seien; denn diejenigen, die sie auf sich nähmen, seien der Meinung, daß sie sich mit dem Mönchsleben den Himmel verdienten, ja daß sie so strotzten von Verdiensten, daß sie ihren überfließenden Schatz auch noch andern zuwenden könnten. Es wäre das ein Irrtum, selbst wenn es mit den guten Werken der Mönche so stände, wie sie behaupten. Leider aber entspricht die Wirklichkeit durchaus nicht dem glänzenden Scheine. Die Klosterleute gelobten zwar Armut, aber jedermann wisse, daß niemand mehr zu tun habe mit Zinsen, Gülten, Renten, weltlichen Gütern als gerade sie. Mönche und Nonnen seien geradezu die Geizigsten, die an allen Höfen und Gerichten um zeitliche Güter haderten. Was den Gehorsam betreffe, so lehre das Evangelium, sich auch den Geringsten untertan zu machen und wer in der Welt bleibt, hat Übung genug im Gehorsam, die Eheleute untereinander, die Kinder gegen die Eltern, die Knechte gegen die Herren und so an allen Enden. Die Klosterleute dagegen gelobten: „Herr Gott, ich gelobe Dir, daß ich nicht will nach Deinem Evangelio allen, auch den Geringsten, unterworfen sein, sondern allein meinem Abt, Prior oder Prälaten.“ Das sei der mönchische Gehorsam. Was die Keuschheit betreffe, so sei sie eine preiswürdige Gabe, wenn man nicht davon rede und nicht derhalben für fromm gepriesen sein wolle. Meist aber stehe es mit der Keuschheit in den Klöstern just so wie mit der Armut, und wir wollen hoffen, daß das Bild, das der Mönch von den tatsächlichen Verhältnissen in dieser Hinsicht entwirft, zu dunkel gefärbt ist, denn es ist der abschreckendsten Art. Hört man ihn, so ist der Ort, der der Hölle am ähnlichsten ist, ein Nonnenkloster.

Fünf Jahre später hat Luther in einer kurzen Schrift über den gleichen Gegenstand dieselben Gedanken für den Kurprinzen Johann Friedrich rekapituliert. „Außen in der Welt,“ schreibt er, „ist Arbeit, Mühe, Sorge, eitel Anfechtung, daß einem der Kutzel wohl vergeht, und zu beten täglich gedrungen wird. In Klöstern sitzen sie müßig und braten sich mit bösen Gedanken Tag und Nacht, meinen danach mit einem wollenen Tuch oder Hemde sich keusch zu machen. Ein faul, sicher, gut Leben ist im Kloster. Ich hab's ja auch gesehen und probiert.“ Die wahren Nachtwachen, Fasten und Kasteiungen bringt das bürgerliche Leben,

wie den Eheleuten geschieht, die „für Kinder und Gesinde bei Nacht und bei Tag keine Ruhe haben“ und zu keinem festen Schlaf und zu keinem ruhigen Bissen kommen. Das sind auch Vigilien und Fasten. Eine Ehefrau hat mehr Übung im Gehorsam als eine Nonne und ein Familienvater übt mehr Liebe als ein Mönch. „Im Kloster einsam im Winkel sitzen, das ist niemand dienen noch nütze sein. Gott dienen heißt dem Nächsten dienen, wie Christus tat und die Apostel, die sich auch nicht ins Kloster ewiglich versteckten.“

In einer der Predigten über das Johannesevangelium, die er für den in Lübeck abwesenden Bugenhagen nachmals hielt, läßt er die Papisten sprechen: „Ich will gute Werk tun, ein Kartäuser werden und Almosen stiften, dadurch will ich gen Himmel kommen und selig werden. Ja, wie eine Kuh in ein Mauseloch fährt.“ So hat die Verhandlung über den Zölibat und die Keuschheitsgelübde der Klosterleute sich noch lange hingezogen und in ihrer plumpen Deutlichkeit ist sie einem dezenteren Geschlechte anstößig. Aber es hing so viel sittliches Elend, das Luther kannte, an diesen Gelübden, daß er nicht geneigt war, irgend etwas zu verschleiern. Gab es doch ohnehin für jene Leute nichts, worüber sie nicht gesprochen und geschrieben hätten. Luthers Standpunkt war, daß Gott die Menschen für die Ehe geschaffen habe, und er erwies das nicht nur aus der Schrift, sondern auch aus der Einrichtung des menschlichen Körpers. Unverblümt zeigte er, daß die innere Virginität, die die Kirche als Heiligkeit betrachte, schon durch die Funktionen des Organismus unmöglich sei. So komme zu den übrigen Schäden des Zölibats auch noch der der Lüge und Heuchelei. Um diesen Satz zu erweisen, schreckt er auch vor der brutalsten Aufrichtigkeit nicht zurück, aber nie verirrt er sich zur Frivolität. Während die Moraltheologien der Dominikaner und Jesuiten sich mit sichtlicher Vorliebe in die Kasuistik des Obszönen vertiefen und die Phantasie des Lesers mit unerhörten Greueln erfüllen, beschränkt sich Luther auf das, was gesagt werden mußte; auch jenes Spielen und Tändeln mit diesen Vorstellungen, wie wir es in der katholischen Mystik oder bei Zinzendorf finden, ist ihm völlig fremd.

Auf die Bewegung in Wittenberg, an die Luther bei der Ausarbeitung seiner Schrift gedacht hatte, konnte sie den erwünschten Einfluß nicht ausüben, da Spalatin die Drucklegung, die Luther ihm auftrug, unterließ, denn er fürchtete, mit derselben Öl ins Feuer zu gießen, während des Kurfürsten ganzes Dichten und Trachten in dieser kritischen Zeit darauf

gerichtet war, den Brand zu dämpfen. Aber gerade darum, weil die Frage eine brennende war, fühlte Luther seine Tätigkeit gekreuzt durch die Säumigkeit, der er zunächst das Ausbleiben des Druckes zuschrieb. Denn auch noch in einem andern, noch dringenderen Handel, machte er dieselbe Erfahrung. Auch seine Schrift über den Mißbrauch der Messe blieb in Spalatins Pult verschlossen, während in Wittenberg gerade die Reform des Gottesdienstes große Zerwürfnisse hervorrief und die dortigen Freunde Luthers Rat dringend nötig hatten. Im „Sermon vom hochwürdigen Sakrament des wahren Leichnams Christi“ und im „Sermon vom Neuen Testament“ hatte Luther auch diese Frage angeschnitten. Er bekämpfte dort die Meinung, daß der Priester in der Messe Christum opfere zur Genugtuung für die Sünde der Lebenden und Toten, und daß er die Gebete um Linderung auch anderer Nöte durch dieses Opfer wirksam unterstütze. Ein Opfer könne die Messe nur insofern heißen, als wir durch sie Christum veranlassen, sich im Himmel für uns dem Vater darzubringen. Die Anschauung aber, daß die Messe eine Wiederholung des Opfers auf Golgatha sei und die gleiche Wirkung habe, Gottes Zorn zu sühnen, verwarf er schon damals. Ausführlich hatte er dann in der babylonischen Gefangenschaft die Opfertheorie, die Kelchentziehung, die Transsubstantiationslehre, die Seelenmessen, die Votivmessen bekämpft. Seine Absicht war, wie er am 1. August an Melanchthon schreibt, unmittelbar nach seiner Heimkehr eine der Stiftung Christi entsprechende Abendmahlsfeier an die Stelle der Messe zu setzen und für seine Person erklärt er, er werde nie wieder eine stille Messe lesen. Auf Luthers Rückkehr zu warten, hielten aber die radikalen Elemente in Wittenberg nicht für nötig. Diese Richtung war in Zunahme, seit die von der Universität Erfurt übergesiedelten Studenten und Mönche ihre Künste des Pfaffenstürmens auch hier zu entfalten anfingen. An ihrer Spitze stand der böhmische Augustiner Gabriel Zwilling, einäugig, gleich seinem Vorbild und Landsmann Ziska, und begabt mit der fanatischen Beredsamkeit, wie sie solche aufgeregte Zeiten zu erzeugen pflegen. Auf ganz Wittenberg machte es Eindruck, als der kleine, schwächliche Deutschböhme erst in der Klosterkirche, dann wie es scheint auch in der Pfarrkirche gegen Zölibat, Möncherei und Messe zu donnern begann. Für die Gemeinde war die letztere, das heißt die Form des Gottesdienstes, das Wichtigste. Schon vor dem 18. Oktober sagte Melanchthon im Kolleg, man werde wohl bald zur Austeilung des Abendmahls unter beiderlei Gestalten schreiten und auswärts wurde sogar,

infolge eines Studentenbriefs, erzählt, er habe mit seinen Studenten an Michaeli in der Pfarrkirche in dieser Weise kommuniziert. Es scheint aber, daß die Priorität den Brüdern im Augustinerkloster zukommt, wo dem Böhmen Zwilling das Verlangen nach dem Kelch eine von Jugend auf bekannte Sache sein mußte. Nach dem Kanon, den Luther selbst ausgesprochen hatte, daß ein Abendmahl in dem Maße christlich sei, in dem es dem ersten Abendmahl gleiche, wollte Zwilling, daß immer ihrer Zwölfe zum Abendmahl kommen sollten, oder doch jedenfalls alle Anwesenden. Die Opferung und Anbetung der Hostie aber müsse aufhören, denn das Sakrament sei da, um genossen, nicht um angebetet zu werden. Als der Prior nun aber jede Änderung des bestehenden Brauchs abschlug, weigerten sich die Mönche in der Messe zu erscheinen, die doch der Mittelpunkt des Klosterdienstes war. Der Prior Helt stellte nunmehr alle Messen ein, nur die Predigten nahmen ihren Fortgang. Dem Kurfürsten gegenüber rechtfertigte er sein Verbot in einem Berichte vom 30. Oktober damit, es sei besser das Alte eine Weile auszusetzen als eine gefährliche Neuerung, die dem Orden und dem Lande zum Nachteil geraten könne, zuzulassen. Gleichzeitig veranstaltete Karlstadt am 17. Oktober eine Disputation, deren Thesen ein rechter Ausdruck seines unklaren Radikalismus und seiner verworrenen Reformsucht waren. Luther, dem alles auf den Glauben ankam, mit dem das Sakrament genommen wird, war überzeugt, der Segen desselben könne unter einerlei und beiderlei Gestalt für den wirklich Andächtigen ganz derselbe sein, Karlstadt dagegen gibt der Gemeinde den Rat, lieber auf jede Kommunion zu verzichten als der Sünde, die die Papisten mit der Kelchentziehung begingen, sich teilhaftig zu machen; anderseits verteidigt er aber noch immer die Anbetung des Sakraments und die Privatmessen. Die Behauptung, daß die Messe gegen die Schrift sei, erklärt er für unerweislich, forderte aber zugleich auf, gegen den Mißbrauch der Messen zu predigen und der Gemeinde in einer allgemeinen Versammlung die Frage vorzulegen, ob die Messe erhalten oder abgeschafft werden solle? Auch müsse die Gefahr vermieden werden, den Schwachen Anstoß zu geben. Er selbst soll gesagt haben, seine Absicht bei diesen widerspruchsvollen Sätzen sei nur gewesen, Melanchthon aus seiner Reserve herauszulocken; sie machen aber eher den Eindruck, daß er entweder selbst nicht wußte, was er wollte, oder daß er sich Hintertüren zum Rückzug offen hielt. Bei der Verhandlung mahnten Zwilling und die jungen Augustiner, man solle lieber an die Gefahr für den Glauben denken als

an die für die Schwachen. Am radikalsten trat, nach seiner schwäbischen Eigenart, Melanchthon auf, der die Vorgänge im Augustinerkloster gut hieß und verteidigte. Ein Kloster, sagte er, habe ebenso das Recht die Messe abzuschaffen, wie einst Paulus das Recht gehabt habe, die Beschneidung abzutun. Daß die Augustiner in ihrer Kirche damit den Anfang gemacht, lobte er als gutes Beispiel. Gepredigt sei genug, man müsse endlich handeln. In diesem Sinne fiel denn auch der Bericht der Kommission vom 20. Oktober 1521 aus, an dessen Beratung erst der Kanzler Brück, dann der Kanzler Beyer teilgenommen hatten. Die Kommission wollte zwar die Privatmesse dem Priester, der für sich allein kommuniziere, nicht verbieten, aber sie empfahl dem Kurfürsten, er möge als ein christlicher Fürst in der Sache mit allem Ernst tun und den Mißbrauch der Messen in seinen Landen abstellen. Aber am Hofe zu Lochau herrschte gegenüber der eingerissenen Anarchie vollkommene Ratlosigkeit. „Wonach sollen wir Unglücklichen uns richten," schreibt Spalatin an den Stiftspropst Jonas, „wenn überall der eine dies, der andere jenes predigt, schreibt, schreit, verdammt, billigt usw." So verlegte auch er sich aufs Abwarten. Am 26. Oktober lief die Antwort des Kurfürsten auf die Anträge des Ausschusses ein, der ihn zur Reform kraft seiner landesherrlichen Autorität aufgefordert hatte. Ganz in seiner vorsichtigen Art gab Friedrich der Weise hier zu erkennen, daß die Abschaffung der Messe eine Angelegenheit der gesamten Christenheit sei, von der die Gemeinde in Wittenberg nur einen kleinen Teil bilde. Die vom Ausschuß vorgetragene Meinung werde sich, wenn sie auf das Evangelium sich gründe, schon von selbst Bahn brechen und dann könne man die Änderung unschwer vornehmen. Dazu sollten die Herren bedenken, daß durch die Abschaffung der Messe den Kirchen und Klöstern ihre Einkünfte entzogen und damit ihre ganze Existenz in Frage gestellt würde. „Als ein Laie, der der Schrift nicht bericht," bittet er den Ausschuß, die Universität und das Kapitel der Allerheiligenkirche ihm beizustehen und Neuerungen zu verhüten, die die Ursache von Zwiespalt, Aufruhr und Beschwerung werden könnten.

Luther hatte die Vorgänge in Wittenberg, soweit ihm das in seiner Abgeschiedenheit möglich war, mit größter Aufmerksamkeit verfolgt, aber er teilte mehr Karlstadts Zweifel, ob die Gemeinde für solche rasche Reformen auch reif sei, als Melanchthons und Zwillings Zuversicht. „Ich weiß wohl," schrieb er den Augustinern, „so ihr auf Fels gebauet seid, daß

euch kein Ungestüm der Wasser und Wind schaden kann; so ihr aber auf dem Sand stehet, wird euch ein schwinder Fall begegnen." Er selbst zog die Frage in wiederholte Erwägung und so entstand sein Buch: „Luthers Meinung über die Abschaffung der Messe", dessen lateinischen Text er an Spalatin schickte, und das im folgenden Jahre auch deutsch ausgegeben wurde, unter dem Titel „Vom Mißbrauch der Messen, den Augustinern zu Wittenberg, meinen lieben Brüdern." Er weiß, sagt er in der Einleitung, aus Erfahrung, wie gar schwer es ist langwierige Gewohnheiten, in denen das Gewissen von Jugend an gefangen ist, abzulegen. „Wie oft hat mein Herz gezappelt, mich gestraft und mir vorgeworfen ihr einig, stärkst Argument: Du bist allein klug? Sollten die andern alle irren und so ein lang Zeit geirrt haben?" Gerade darum aber, weil es sich um eine Frage handelt, die mit dem Wesen der Priesterkirche eng verwachsen ist, kann er sie nicht isolieren, sondern er muß sie im Zusammenhang mit den Institutionen behandeln, auf denen die Messe selbst beruht. Im Neuen Testament ist ein Priester so viel als ein Ältester, Bischof so viel als ein Aufseher. Darum soll der Laie „gar nichts achten den erdichteten Charakter, die geschmierten und geölten Finger, den beschorenen Kopf und pharisäischen Kleider der elenden Pfaffen". Das Priestertum mit seinem Opfer und Amt, samt ihrem Bistum sind nit in der Schrift, und das Meßopfer, das sie darbringen, ist für sie nur ein Geldgeschäft. „Denn dies Priestertum hat Geld getragen und als man die Messe hat für ein Opfer ausgerufen, da hat der Pfaffe leichtlich aller Welt Geld und Gut an sich gezogen, und der Reichtum hat Geiz, Ehr, Hoffart in sie getrieben, bis so lang, daß das rechte, wahrhaftige Priestertum ganz und gar verloschen ist und die ganze Welt nit mehr weiß, denn von den Meßpfaffen und ihrem Opfer, damit alle Menschen betrogen sind, weil sie nit anders wissen und hoffen, denn durch den einigen Weg mit ihrem Geld Vergebung der Sünd und das ewige Leben zu erlangen." An der einen Vorstellung, daß die Messe ein Opfer sei, das der Priester darbringe, und daß nur er uns durch dieses Opfer mit Gott versöhne, hänge der ganze Unrat. Zeige man freilich, daß die Schrift von einer solchen Messe gar nichts wisse, so schreien sie: „Die Väter, die Väter, die Kirche, Kirche, Kirche, Concilia, Concilia, Concilia, Decreta, Decreta, Decreta, Universitates, Universitates, Universitates!" Er aber will nur fragen, was sagt die Schrift? Man hat uns gelehrt, meint er, „wenn jemand das Sakrament anders denn mit den geölten Fingern und Zung hätte angerührt, so sei

32*

das eine unauslöschliche Sünde, so sie doch gar nichts bewogen hat, wenn eine Flieg darüber gekrochen ist, oder mit dem Kelch oder dem Korporal ist angerührt worden, denn des Menschen Leib und Fleisch haben sie nicht für eine gute Kreatur Gottes gehalten". Hat einer nur einen Tropfen Wasser getrunken, so darf er das Abendmahl nicht nehmen, denn dann ist er nicht mehr nüchtern. Wenn nun die Böhmen oder Griechen von diesen erfundenen Bräuchen nichts wissen wollen, dann soll man sehen, wie die Römlinge „zornig werden, die Nasen runzen, die Mäuler krümmen und die Hände von ihnen strecken und sprechen: ‚Die Ketzer halten nicht die Weis' und Form der römischen Kirche.' Aber dem erwidern wir immer nur: Was sagt die Schrift? Wenn auch so viel Päpste, Kardinäle und Bischöfe da wären als Stern am Himmel und Blätter im Wald, in eitel Gold, Perlen und Edelstein gekleidet, und auf eitel Mäulern und Eseln ritten, sollst Du alle diese Götzen und Larven um des Wortes Gottes willen für eitel Dreck und Kot achten." „Was haben sie? Perleninfuln, rote Hüt, beschorne Köpfe, güldene Ringe und große breite Siegel, damit bewähren sie all ihr Tun." Wir aber haben die Schrift. „Zu der Verheißung gehört der Glaube, daß ich dafür halte, ich werde im Abendmahl empfahen, was mir verheißen ist und ein Pfand der Verheißung, also daß Verheißung und Glaube darin verknüpft sind." Dieses Pfand eben ist die Hostie, die uns die Versöhnung verbürgt, wie der Regenbogen einst dem Vater Noah ein Unterpfand der göttlichen Verzeihung war. Diese Verheißung ist sicher, die Wirkung des Opfers ist selbst den Priestern unsicher. „Wer opfert, will Gott versöhnen, wer ihn aber versöhnen will, hält ihn für zornig. Der versieht sich also zu ihm keiner Gnade", das heißt, es fehlt ihm eben das feste Vertrauen, der demütige Glauben, durch den allein wir das Sakrament uns zum Heile gebrauchen. „Geschrieben steht, wer nicht glaubet, der wird verdammt werden, aber die schändlichen Meßpfaffen, die Brüderschaft aufrichten um Golds willen, für die Lebendigen und Toten Messe halten, tun nichts anderes als daß sie das närrische Volk betriegen ..." „Daraus werden die heimlichen, verborgenen Gründe der ganzen Welt offenbar. Es ist jedermann wohl wissentlich, worauf die Bistümer, Domstifte, Klöster, Kirchen und das ganze Reich der Pfaffen gegründet und gebauet ist, nämlich auf das Meßhalten, das ist auf die ärgste Abgötterei auf Erden, auf schändliche Lügen, auf den verkehrten, ungöttlichen Mißbrauch des Sakraments." Zu den Gründen, die er in den früheren Schriften gegen die Seelenmessen entwickelt hat,

gibt er hier noch eine Nachlese. Man berufe sich, sagt er, auf die Geister frommer Leute, die erschienen seien und gebeten hätten, man möge sie aus dem Fegfeuer durch Messen erlösen. Aber wer will beweisen, daß das nicht trügerischer Teufelspuk war? Lieber solle man die ganze Vorstellung vom Fegfeuer aufgeben, als dem Papste Gregor, der diese Mär berichte, zu glauben. So empfiehlt auch er baldige Reform des Gottesdienstes und spricht die Hoffnung aus, daß nun auch in Wittenberg „das Plärren und Brüllen in den Kirchen“ aufhören möge.

Eine solche Schrift zu drucken konnte sich Spalatin, der noch immer an einer Beschwichtigung der Wittenberger Unruhen arbeitete, um so weniger entschließen, als Luther in derselben zum Schluß auch noch einen direkten Angriff auf den Reliquienschatz in der Allerheiligenkirche machte, der des Kurfürsten Augapfel war. „Ihr habt auch ein Bethaven bei euch,“ schreibt Luther, „welchen Herzog Friedrich von seinen Vorfahren ererbet und, durch die Papisten betrogen, trefflich gemehret hat. O, wie viel armer Leut hätt man davon in Sachsen ernähren können!“ Wenn er dann auch freundliche Worte für den alten Kurfürsten hinzufügte, der die Weissagung erfüllt habe, daß ein Friedrich das heilige Grab, d. h. das begrabene Gotteswort, befreien werde, so machte doch schon der Angriff auf Friedrichs Liebstes dem Hofkaplan unmöglich, die Schrift zum Druck an Melanchthon weiter zu geben. Er legte sie zu den andern.

Die Hoffnung, daß die abmahnende Haltung des Hofs den Sturm in Wittenberg hintanhalten werde, erwies sich freilich als Täuschung. Je länger der Hof zögerte, um so mehr stürmte Zwilling auf seiner Kanzel. Niemand, predigte er, werde in der Kappe selig. Wer im Kloster sei, sei in des Teufels Namen eingegangen. Die drei Mönchsgelübde seien wider das Evangelium. Anfang November warfen denn auch dreizehn Brüder die Kutte ab und verließen das Kloster. Ein Laienbruder, der ein gelernter Tischler war, wollte sich verheiraten. Er erhielt auch auf sein Gesuch vom Rat das Bürgerrecht. Die andern waren des Studiums halber nach Wittenberg geschickt worden und ließen sich als Studenten in der Stadt nieder. Nach dem Berichte des Priors Helt an den Kurfürsten waren sie zumeist aus den Niederlanden, wohl aus dem Kloster in Antwerpen, das der Reformation die ersten Blutzeugen stellte. Helt rief den weltlichen Arm gegen die Ausgebrochenen auf, aber niemand nahm sich seiner an. Voll Zorn berichtet er dem Kurfürsten, Zwillings Rotte habe die Studenten aufgestachelt, die Mönche zu verhöhnen und sie an der

Kapuze zu zupfen. Der Kurfürst möge dem Rat befehlen, daß „solche verführte und ausgelaufene Brüder, die zu Verdammnis ihrer Seele, Schande des Ordens und Ärgernis des Volks in der Stadt das Pflaster treten, wiederum werden in das Kloster geweiset, oder, wo sie solches zu tun weigern würden, die Stadt zu meiden geboten werde". Um Gottes willen aber möge er der Universität von diesem Berichte keine Kenntnis geben, denn „es ist die lose Rotte, weil ich das Kommunizieren unter beiderlei Gestalt nicht habe wollen gestatten, also sehr auf mich Armen erzürnt, daß ich nicht darf auf die Gasse gehn". Der Kurfürst wollte nunmehr durch Spalatin den Senat der Universität bestimmen, die Leitung der Reform in die Hand zu nehmen, aber des Kurfürsten eigenes Zurückweichen hatte auch die Doktoren entmutigt. Sie meinten, man sei zu gering, um die Kirche zu reformieren.

Inzwischen wartete Luther ungeduldig auf das Erscheinen seiner Streitschriften. Bei Hof mochten sie denken, es sei gleichgültig, was der gefangene Mann in seinem Wartburgstübchen poltre und drohe. Da beschloß er in Person dazwischen zu fahren. Er war ein vogelfreier Mann und durch Lukas Kranachs Holzschnitte war sein Äußeres bekannt genug. Trotz seiner Rittertracht ist er in Jena und Leipzig von einzelnen erkannt worden. Aber das hinderte ihn nicht. Schon im Sommer hatte er seine Ausritte mit dem Reitknecht bis Gotha und Reinhardsbrunn ausgedehnt. Jetzt erschien er in den ersten Tagen des Dezember plötzlich in Wittenberg. Er kam eben recht, um in einer Zeit der schlimmsten Krise die Freunde zu beraten. Am 3. Dezember, an dem Luther eben auf dem Wege nach Wittenberg durch Leipzig kam, meldete der Senat dem Kurfürsten, daß etliche von der hohen Schule und auch etliche Laien von den Bürgern sich heute früh unterstanden hätten, den Priestern in der Pfarrkirche die Messe zu verbieten. Nach glaubwürdigen Berichten hätten sie blanke Messer unter den Röcken gehabt, den Priestern am Altar die Meßbücher genommen und die Priester vom Altar gejagt. Ganz früh im Finstern hätten andere den Pfaffen, die die Gezeiten unserer lieben Frau sangen, Steine durch die Fenster geworfen, so daß diese die Abhaltung der Horen unterlassen mußten. Die akademischen Bürger werde der Senat bestrafen, aber die Anstifter seien nur zum kleinsten Teil Studenten. Am 4. Dezember wurden am Barfüßerkloster Drohbriefe angeschlagen; gegen 40 Studenten belagerten das Tor, drangen in die Kirche und störten den Gottesdienst mit schimpflichen Worten und Gelächter und zerstörten einen

Altar, so daß die Söhne des heiligen Franziskus nur eine Messe im Chor zustande brachten. An der Spitze standen überall die zugezogenen Erfurter, „die an ihnen selbst empörisch sein“. Schließlich konnte nur noch in der Schloßkirche der alte Gottesdienst fortgesetzt werden, wo die Lärmmacher den Burgfrieden des Kurfürsten doch noch respektierten. Die Klöster ließ der Rat fortan durch die Stadtknechte bewachen. Gemäß der Anregung des Kurfürsten stellten Karlstadt und Melanchthon einen Reformentwurf auf, und setzten ihn, während Luther in Wittenberg bei Amsdorf weilte, am 8. Dezember bei den Senatsmitgliedern in Umlauf. Aber die angesehensten Lehrer weigerten sich in Beratung über denselben einzutreten, da sie zu gering wären, daß sie statum Ecclesiae reformieren möchten. So ging der Entwurf am 12. Dezember als Separatvotum an den Kurfürsten ab. Nach mehrfachem Hin- und Herschreiben verbot dann der Kurfürst am 19. Dezember jede weitere Neuerung, da man selbst in der Sache uneins sei. Die aufrührerischen Bürger hatte der Rat verhaften lassen, aber die Gemeinde verlangte ungestüm ihre Freilassung und in einer Art von Sturmpetition forderten die Bürger evangelische Predigt, Abschaffung der Messen, Vigilien, Bruderschaften und die Austeilung des Abendmahls unter beiderlei Gestalt. Karlstadt, dessen Bruder Bäcker war und in Wittenberg das Bürgerrecht erlangt hatte, wird wohl hauptsächlich für dieses revolutionäre Gebaren verantwortlich gewesen sein. Jedenfalls war klar, daß man einer großen Umwälzung aller Ordnungen entgegenging.

Während diese Händel ihren Anfang nahmen, war Luther selbst in der Stadt. Nur von seinem Reitenden begleitet war er am 3. Dezember in Leipzig angekommen, wo der „Rehabeam von Dresden“, allerdings viel zu spät, seinen Wirt ins Gebet nahm. Im roten Baret, das er nicht abnahm, und grauem Reiterwams war er in der Gaststube gesessen und war von einer Frau erkannt worden. Aber man hatte ihn unbehelligt ziehen lassen. Schon unterwegs beunruhigten ihn die Nachrichten über die Ungehörigkeiten seiner Anhänger in Wittenberg. Über die Elbbrücke, an seinem Kloster vorbei, lenkte er seinen Gaul zum Hause Amsdorfs, in dem damals auch Melanchthon wohnte. Die Unruhen, die in der Stadt ausgebrochen waren, mochten dazu beitragen, daß niemand auf den ritterlichen Gast achtete, der bei dem adeligen Domherrn abstieg. Von dem, was er in den drei Tagen seiner Anwesenheit erlebte, ist uns wenig überliefert. Die Verhandlungen bezogen sich ohne Zweifel auf die beabsichtigten Änderungen der Gottesdienstordnung und den Austritt der

Augustiner aus dem Kloster. Mehr als der Lärm in der Stadt erregte ihn aber die ihm hier gewordene Gewißheit, daß keine der von ihm an Spalatin geschickten drei Schriften über die Klostergelübde, die Messe und den Abgott zu Halle an Melanchthon zur Drucklegung ausgehändigt worden war. Von den Freunden sah Luther außer Amsdorf und Melanchthon, bei denen er wohnte, vermutlich noch Jonas. Daß Luther an Spalatin meldet, er habe alle Dinge in gutem Stande gefunden, beweist, daß er die Aufläufe der Studenten und Bürger und die eingeworfenen Fenster nicht tragisch nahm. Schon von der Wartburg aus hatte er Spalatins Jammer über die Verhöhnung einer bettelnden „Antoniusbotschaft" spöttisch zurückgewiesen. Als ob nicht auch an andern Universitäten dergleichen vorkomme! „Wir allein sind's, von denen man verlangt, daß kein Hund bei uns muckse." Sie waren bei Hof ängstlich genug, so hütete er sich, sie durch Klagen noch mehr ins Schwanken zu bringen. Nur beiläufig bemerkt er am Schlusse seines Briefs: „Unterwegs machten mir mancherlei Gerüchte über Ungehörigkeiten zu schaffen, die etliche von den Unsrigen sich haben zuschulden kommen lassen; da habe ich mir vorgenommen, eine öffentliche Ermahnung ausgehen zu lassen, sobald ich in meine Wüste werde zurückgekehrt sein." Über die gerade damals schwebenden Verhandlungen zwischen Universität und Hof wird ihn Melanchthon gewiß beraten haben, wir erfahren aber nichts über Luthers Meinung und Eingreifen. Gekommen war er in der Absicht vorwärts zu treiben, zurückgekehrt schrieb er vielmehr eine Mahnung zu Vorsicht und Mäßigung, das ist das einzige, was wir von den Eindrücken seiner Reise Sicheres wissen. In dem Briefe an Spalatin redet er von dem erfreulichen Verkehr mit den Freunden, in dem die einzige Bitternis sei, daß er fürchten müsse, Spalatin habe nicht weniger als drei seiner Schriften unterschlagen. „Ich will gedruckt haben, was ich geschrieben habe," schrieb er rund und bündig, „wenn nicht in Wittenberg, dann anderswo." Offen drohte er den Höflingen, seine Papiere könnten sie vernichten, nicht aber seinen Geist, der werde vielmehr ergrimmen und weit Stärkeres unternehmen. Schließlich kam es zu einem Kompromiß. Luther versuchte den Streit über den Abgott zu Halle zunächst durch private Verhandlung auszutragen, Spalatin aber lieferte die Schriften über die Messe und die geistlichen Gelübde aus, damit Melanchthon die Drucklegung besorge. Als sie zu Anfang des folgenden Jahres erschienen, waren sie freilich von den Ereignissen weit überholt. Mit noch lange nachwirkender Bitterkeit schrieb Luther, als er nach der Wartburg

zurückgekehrt war, an Spalatin, sie sollten endlich glauben lernen, daß der Herr lebe, und daß, was geschehe, durch ihn geschehe. Ihre Schönfärbereien über den Kurfürsten Albrecht weist er schroff von sich. Wenn es wahr ist, daß die Schrift die Heirat der Priester erlaubt, so soll man sie auch nicht dafür einkerkern und dem sittlichen Elend des ganzen Standes ein Ende machen. Auf des Kurfürsten Weisung, die Fragen noch reiflicher zu verhandeln, erwidert er spöttisch: „Soll fort und fort disputiert, aber nie etwas getan werden?" Daß die Bischöfe das Evangelium selbst predigen würden, das werde er glauben, sobald sie ihre Bistümer niedergelegt haben und als Prediger durch die Lande ziehen, vorher nicht. Wenn nicht mehr geschehen sollte, als bis jetzt geschehen ist, dann hätte man am besten mit dem neuen Evangelium den Mund gehalten. „Lebe wohl mit dem ganzen Hof, den Christus dereinst gläubig machen möge in ungeheucheltem Glauben." Daß Spalatin nicht den Mut gefunden hatte, dem Kurfürsten und Kanzler zum Trotz des Freundes Brandschriften zu veröffentlichen, ist begreiflich, aber auch Luthers Zorn verstehen wir, der auf seiner Waldburg jeden Tag die Zusendung seiner Manifeste erwartet hatte und nun erfuhr, daß sie weder gedruckt seien noch gedruckt werden sollten. So blieb der Gekränkte gegen den Hofkaplan und den ganzen Hof noch lang in einer gereizten und argwöhnischen Stimmung. Als Spalatin zwei Priester, Kreuzen und Pfaffenbeck, die durch ihren beabsichtigten Austritt aus dem Klerus dem Hofe Ungelegenheiten machten, ihrem Schicksal überlassen will, behandelt Luther in einem Briefe vom 22. Januar den alten Freund kaum glimpflicher als Capito und seinen Erzbischof.

Seinen Spahn mit dem Mainzer hatte er inzwischen selbst ausgetragen. Schon unter dem Datum des ersten Dezember, also ehe er in Wittenberg eintraf, hatte er einen Brief an den Primas der deutschen Kirche geschrieben. In demselben hieß es, wenn die Reliquienausstellung, oder wie er diese nennt, „der Abgott zu Halle" nicht binnen vierzehn Tagen abgetan sei, wolle er aller Welt anzeigen den Unterschied, was ein Bischof sei und was ein Wolf. Ja, er wolle ein Spiel anfangen mit dem Kurfürsten von Mainz, desgleichen in Deutschland noch nicht getrieben worden. Derselbige Gott, der dem Papste genommen, was er schwerlich wiederkriege, lebe noch und könne auch die Kunst, einem Kardinal von Mainz zu widerstehen, wenn gleich vier Kaiser ob ihm hielten. So viel betraf die Hallesche Wallfahrt. Aber Albrecht hatte Luthers Zorn auch dadurch gereizt, daß er, der selbst in Aschaffenburg wie ein Türke

haushielt, die Auslieferung Feldkirchens und eines anderen Pfarrers verlangte, weil sie sich verheiratet hatten. Der Kurfürst hatte Feldkirchen geschützt und seine Auslieferung verweigert, Herzog Georg zog dagegen den seinen wirklich ein und ließ ihn im Kerker sterben. Diese Vorgänge hatte Luther gleichfalls unter Hinweis auf Albrechts eigenes Leben in der konfiszierten Schrift zur Sprache gebracht und zumeist vor dieser Kritik wird es Capito gebangt haben. Am 30. September 1521 war er mit einem anderen Rate des Erzbischofs bei Spalatin in Wittenberg und dann am Hofe zu Lochau gewesen, um dem schon damals erwarteten Angriffe Luthers vorzubauen. In die gleiche Zeit wird ein Brieffragment gehören, in welchem Capito Luther bittet, er möge immer das Laster strafen, aber seinen Herrn nicht persönlich nennen, wie auch Jesus die Pharisäer und Paulus den Blutschänder nicht mit Namen bezeichnet habe. Der öffentliche Angriff unterblieb auch, aber in seinem Briefe an Albrecht weist Luther dennoch auf diesen wunden Punkt hin, nur kurz und andeutungsweise, doch mit der unmißverständlichen Wendung, daß, wenn der Erzbischof nicht nachgebe, er denselben noch in ganz anderer Weise als bisher an die Öffentlichkeit ziehen werde. Sein Brief war im eigentlichsten Sinne ein Drohbrief. Justus Jonas hatte den Mut, diesen Brief persönlich in Halle den Räten des Kurfürsten Albrecht zu übergeben und manche Freunde mochten fürchten, er werde diese Keckheit mit ewigem Gefängnis büßen. Aber das Unglaubliche geschah. Der Hohenzoller, Erzbischof und Kurfürst unterwarf sich dem geächteten sächsischen Mönche. Zwar den Termin von vierzehn Tagen, den Luther ihm gestellt hatte, ließ er scheinbar vornehm verstreichen. Dann aber erwiderte er dem Geächteten auf seine Drohungen: „Lieber Herr Doktor! Ich habe Euern Brief gelesen und zu allem Guten angenommen, versehe mich aber gänzlich, die Ursach sei längst abgestellt, die Euch zu solchem Schreiben bestimmt hat und will mich, so Gott will, so halten, als einem frommen Fürsten ziemt ... Ich weiß wohl, daß ohne die Gnade Gottes nichts Gutes an mir ist, und so wohl ein unnützer stinkender Kot bin als irgend ein anderer. Das habe ich auf Euer Schreiben gnädiger Wohlmeinung nicht bergen wollen, denn Euch Gnade und Gutes um Christi willen zu erzeigen bin ich williger als willig." So schrieb derselbe Albrecht, der vor drei Jahren Luthern einen vermessenen Mönch genannt hatte, dessen trotziges Unterfangen ihn nicht anfechte, und ihm durch Ern. Tetzel einen processum inhibitorium hatte intimieren lassen. Es lag etwas wie Bauernkrieg in der Luft und da

fand der geistliche Fürst nicht für zuträglich, den furchtbaren Mönch gegen sich aufzubringen. Der processus inhibitorius, den Luther ihm intimierte, sistierte in der Tat die Errichtung der beabsichtigten neuen Schule. Der Abgott ward wieder zugeschlossen. Das begonnene Universitätsgebäude blieb halb vollendet liegen, ein monumentum triste, wie selbst ein Kurfürst vor dem vermessenen Mönche hatte zittern müssen. Der Hohenzoller diplomatisierte hinüber und herüber und wäre sein Bruder Joachim nicht gewesen, er hätte sich am liebsten der Reformation angeschlossen. Ganz ist ihm Luthers Schrift, die Spalatin konfiszierte, dennoch nicht erspart geblieben. Als er 21 Jahre später Halle verließ und mit seinem Reliquienschatz nach Mainz übersiedelte, schrieb Luther eine „neue Zeitung vom Rhein 1542", in der er Albrechts Reliquienschatz spöttisch beschrieb, über den nun in ganz Deutschland ein Lachen anging. Mit Capito dagegen rechnete Luther sofort ab. Als dieser sich über die zweideutige Rolle, die er am Mainzer Hofe spielte, damit rechtfertigen wollte, daß es ihm gewiß noch gelingen werde, den im Grunde gutartigen Fürsten zur Sache des Evangeliums herüberzuziehen, dessen Licht ihm bereits einigermaßen zu leuchten beginne, zog er sich nur eine derbe Strafepistel des Mannes auf der Wartburg zu. Albrechts Unterwerfung und Sündenbekenntnis würde Luther gern mit dem demütigsten Danke beantworten, wenn nicht Capitos Begleitschreiben voll unwahrer Ausflüchte und leerer Behauptungen ihm alles als Spiegelfechterei erscheinen ließe. Gegenüber der Verfolgung der würdigsten evangelischen Prediger und der grausamen Behandlung der verheirateten Priester vermag der Reformator den schönen Worten der Verfolger keine Bedeutung beizumessen. Capitos Rechtfertigung seiner milden und klugen Politik weist er mit all der Verachtung zurück, die seine tapfere Natur für die Künste der Feigheit empfindet. Er wird den Brief des Kardinals nicht beantworten, da er nicht wisse, ob er einen Bekehrten zu loben oder einen Heuchler zu tadeln habe. Nicht anders steht er zu Capitos eigener Apologie, die doch nur eine Anklage gegen Luthers bittere Polemik sein sollte. Die Liebe, schreibt er, will freilich alle Küchlein unter ihre Fittiche versammeln, der Glaube aber verachtet alle trügerischen Künste, bei denen die Wahrheit nie voll zu ihrem Rechte kommt. „Ich bin Dein ergebener Diener, wenn Du der Frömmigkeit Freund bist, Dein Verächter, wenn Du fortfährst, in Gesellschaft des Kardinals mit heiligen Dingen zu spielen. In Summa: unsere Liebe ist für Euch zu sterben bereit, unsern Glauben aber werden wir hüten wie unsern Augapfel."

Die Art, wie der Primas von Deutschland vor dem vogelfreien Mönche zurückwich, zeigt, daß die klügeren Fürsten in Luther bereits den Mann der kommenden Revolution sahen, dessen Zorn man nicht auf sich ziehen dürfe. Des Kurfürsten Residenz in Aschaffenburg lag den unzufriedenen Bauern so recht im Wurf und so ist es nicht unglaublich, was Luther am 12. Mai an Melanchthon meldet, dem Mainzer im Kardinalshut habe einer seiner eigenen Vertrauten geschrieben, „den Luther sind wir los, wie wir es wünschten, aber das Volk ist so in Bewegung, daß wir bald alle Lichter anzünden werden, um ihn zu suchen, weil es uns selbst an Hals und Kragen geht“. „Sie wollen meinen Tod und ich will ihr Leben,“ sagte der Geächtete großmütig, und nachdem er in der Hauptsache durch seinen Besuch in Wittenberg seinen Zweck erreicht sah, ging er daran, Öl auf die unruhigen Fluten zu gießen. Bei seinem Ritt von Eisenach nach Wittenberg hatte er sich der Wahrnehmung nicht entziehen können, daß es im Volke gäre und die Bauern anfingen, unruhig zu werden. Die Wittenberger Tumulte sah er als Kindereien an, die er in seinem Briefe an Spalatin nicht einmal erwähnt, dagegen machte ihm die Stimmung des gemeinen Mannes ernstliche Sorge. Sein erstes Geschäft, als er sein warmes Stüblein auf der Wartburg wieder bezogen hatte, war darum die Abfassung einer „treuen Vermahnung an alle Christen, sich zu verhüten vor Aufruhr und Empörung“. Er beginnt damit, dem Klerus seine wirkliche Lage zu Gemüt zu führen, daß es sich so ansehe, als werde es zu einem Aufruhr kommen, in dem Pfaffen, Mönche, Bischöfe, kurz der ganze geistliche Stand erschlagen werden könne, wie das seinerzeit in Böhmen nahezu der Fall gewesen war. Der gemeine Mann sei in Bewegung und voll Verdruß über seinen Schaden an Gut, Leib und Seele; über alle Maß beschwert wolle und möge er die Tyrannei nicht länger tragen und habe alle Ursache, mit Flegeln und Kolben dreinzuschlagen, wie der Karsthans drohe. Er für seine Person höre nicht ungern, daß die Geistlichen in Furcht und Sorge stehen, ja er wollte, ihr Schrecken wäre noch größer, damit sie endlich ihre Tyrannei sänften möchten. Möge es aber so oder anders gehen, ihm sei gewiß, Gott werde über seinem Worte halten und viel eher würden Himmel und Erde vergehn, als daß ein Buchstabe davon verfalle. Persönlich ist sein aufrichtiger Wunsch, daß die Obrigkeit die Reform in die Hand nehme und nicht Herr Omnes. Aufruhr hat kein Vernunft und geht gemeiniglich mehr über die Unschuldigen, denn über die Schuldigen. Die Dinge seien bis jetzt auf

ganz gutem Wege, denn das Licht der Wahrheit scheine nachgerade überall. Darum halte er die Aufruhrgelüste für ein Eingeben des Teufels, der dadurch hoffe die neue Lehre zu schimpfieren, wie sein Anhang ja jetzt schon auf den Kanzeln gloriiere über das Spiel, das er zu Erfurt mit den Pfaffen anfing. „Welche meine Lehre recht lesen und verstehn, die machen nit Aufruhr; sie haben's nit von mir gelernt." Sein Rat sei heute, wie immerdar: „Treibe und hilf treiben das heilige Evangelium. Lehre, rede, schreib und predige, wie Menschengesetze nichts seien. Wehre und rat, daß niemand Pfaff, Mönch, Nonne werde, und wer drinnen ist herausgehe. Gib nit mehr Geld zu Bullen, Kerzen, Glocken, Tafeln, Kirchen; sondern sage, daß ein christlich Leben stehe in Glauben und Liebe, und laß uns das noch zwei Jahr treiben, so sollst Du wohl sehen, wo Papst, Bischof, Kardinal, Pfaff, Mönch, Nonne, Glocken, Turm, Meß, Vigilien, Kutten, Kappen, Platten, Regel, Statuten und das ganze Geschwürm und Gewürm des päpstlichen Regiments bleibe; wie der Rauch soll es verschwinden." „Wie ist den Papisten die Decke so kurz und schmal worden? Die Stationierer klagen, sie müssen schier Hungers sterben. Was will werden, so solcher Mund Christi noch zwei Jahr mit seinem Geist dreschen wird. Solch Spiel will der Teufel mit leiblichem Aufruhr gern hindern." Die aber, die noch zu schwach sind, daß sie die neue Lehre noch nicht fassen mögen, obwohl sie guten Willen haben, „soll man nit überpoltern noch überrumpeln, sondern sie freundlich und sänft unterweisen und Geduld mit ihnen haben". „Merk ein Gleichnis. Wenn Dein Bruder wäre mit einem Strick um den Hals fährlich gebunden von seinem Feind, und Du Narr würdest zornig auf den Strick, liefest zu und rissest den Strick mit großem Ernst zu Dir oder stächest mit dem Messer danach, so solltest Du wohl Deinen Bruder erwürgen und mehr Schaden tun als der Strick und der Feind ... Den Wölfen kannst Du nit zu hart sein, den Schafen kannst Du nit zu weich sein. Halten wir nicht, was das Evangelium geboten, und verhüten uns vor Aufruhr und Ärgernis, so wird das Wort verunheiligt durch uns selbst." Seinen Freunden gehört sein Leben und seine Arbeit. Daß sie sich aber nach ihm die Lutherschen nennen, verbittet er sich. „Es ist nicht möglich, daß ein Mensch allein sollte solch ein Wesen ansehen und führen. Ein andrer Mann ist es, der das Rädlein treibt."

Am 9. Januar 1522 konnte er die Schrift beenden. Aber er war dieser Tagesschriftstellerei nachgerade überdrüssig und fand es sei Zeit,

„daß es des Schreibens weniger und des Lesens und Studierens der heiligen Schrift mehr werde“ und nach diesem Grundsatze handelte er selbst. In allen diesen Wirrnissen, während hundert unreine Mächte draußen ihr Wesen trieben, war eines sein Trost und sein Halt, woran kein inneres Zerwürfnis, keine äußere Mißerfahrung und kein Teufelsspuk ihn irre machen konnte, das war die Übersetzung der heiligen Schrift, mit der er jetzt den Anfang machte. In der Stille der Wintertage, als der Schnee seine Decke über die Wälder der Wartburg breitete und tiefes Schweigen rings die Welt begrub, begann Luther sein heiliges Werk. In der engen Wartburgstube, ein „Hieronymus im Gehäus“, schrieb er an der neuen Vulgata, ein Bibelübersetzer im gepufften Ritterkleide, das rote „Schäpli“ auf dem Haupte, das anfänglich die Tonsur hatte verdecken sollen und an das er sich nun gewöhnt hatte. Der im Schnee Begrabene, auf rauher Höhe vor jeder Störung sicher, machte das Unmögliche möglich. Bereits Ende Februar war die Übersetzung des Neuen Testaments vollendet, die er Ende Dezember begonnen hatte. Es wird immer als ein glänzendes Beispiel von Luthers kolossaler Arbeitskraft gelten müssen, daß er bei all den Streitfragen, die er Woche für Woche durchfocht, neben seiner Arbeit an der Postille und der zum Teil sehr ernsten Korrespondenz doch noch täglich etwa sechs Seiten aus dem Griechischen übersetzte und so übersetzte, daß noch die späteren Geschlechter von ihm lernen konnten. Die Bibelübersetzung ist Luthers größte literarische Tat, von der wir weiter werden zu handeln haben. Noch von der Wartburg aus schickte er einen Teil seiner Arbeit durch Spalatin an Melanchthon, mit dem er sie dann nach seiner Rückkehr nach Wittenberg einer zweiten Lesung unterwarf. In dieser ausschließlichen Beschäftigung mit der Schrift hat aber auch er selbst noch einen letzten entscheidenden Fortschritt gemacht. Das Herz voll von der Marienlegende hatte er das Bergschloß betreten, er verläßt es mit dem Vorsatze, alle Reste der Überlieferung, die nicht in der Schrift begründet sind, vollends auszufegen. Bei der Übersetzung des Neuen Testaments erst ist er völlig sicher und klar darüber geworden, was Gottes Wort ist und was menschliche Zutat. Der Mariendienst und die Heiligenlegende hat nunmehr ausgespielt. Auch die mystischen Anwandlungen der Mönchszelle hat er jetzt hinter sich. Traktate im Taulerschen Stil von der „empfindlichen Süßigkeit“, der compunctio mit Gott, hat er nach seiner Rückkehr in die Welt nicht mehr verfaßt. Er hat die Unbeständigkeit der religiösen Entzückungen bis zur innern Verzweiflung kennen lernen. Auf sie will er

sich nicht mehr verlassen. Von nun an kennt er nur noch einen festen Halt: das Wort Gottes. Wenn er dem Worte Gottes glaubt, ist er geborgen, dann ist Gott sein Freund, nicht sein Richter. Nur um eines bittet er noch: daß das Herz fest werde, daß Gott seinem Unglauben helfe, ihm seinen Glauben stärke. So kehrte er ruhiger, fester, in sich klarer zu den Seinen zurück.

XXII

Neue Propheten.

Während der Bibelübersetzer auf der Wartburg für die kommenden Jahrhunderte arbeitete, stellte sich heraus, daß auch die Gegenwart ihn keinen Tag entbehren könne. Die Dinge nahmen eine Gestalt an, die Luthern schwere Aufgaben stellte, schwerere fast als das Papsttum sie ihm gestellt hatte, und er mußte nun beweisen, daß er Stürme nicht nur zu entfesseln, sondern auch zu beschwören verstehe, daß er nicht nur den Mut besaß, die Massen aufzurufen, sondern auch den größeren Mut, ihnen entgegenzutreten und zu tun, was unpopulär ist. Der Mann, der im April 1521 sich den Nuntien und dem Kaiser stellte, mußte bereits im folgenden Frühling den Lästerungen der Schwarmgeister und bald genug den Steinwürfen der Bauern standhalten. Gestern noch geächtet als Lehrer einer viehischen Freiheit, hieß er jetzt ein Fürstenknecht und Verräter an der Volkssache. Die Bewegung, in die Deutschland seit der Kaiserwahl und Luthers großen reformatorischen Schriften geraten war, hatte nicht überall erfreuliche Früchte gezeitigt. Das im geheimen immer vorhandene sektiererische Demagogentum, die Wühlerei und Agitation der Konventikelleute fing an, die besitzenden Stände zu beunruhigen. Bisher hatten die Sektierer im Dunkeln ihre Arbeit besorgt, jetzt sagte das Wetter ihnen zu und sie kamen an die Oberfläche. Nicht alle waren so gefährliche Agitatoren, wie Karsthans, Münzer, Manz, Hubmaier, Hetzer, im Gegenteil, die meisten waren eitle Wichtigtuer, die sich gern reden hörten, Stundenhalter, Winkler, Grubenheimer, fromme Landstreicher, windige und nichtige Gesellen, die den Predigermönchen nicht das Holz wert gewesen waren, sie zu verbrennen, die sich aber trotzdem für die eigentlich christlichen Kreise hielten. Daneben finden wir doch auch fromme Sinnierer, deren Grübelgeist in dem kirchlichen Wesen keine Befriedigung fand und den „alten Samen" der Taboriten und Waldenser. Es ließ sich voraussehen, daß

diese Leute, so gut wie die utraquistischen Geistlichen in Prag es getan, mit Wittenberg Fühlung suchen würden und dort lagen jetzt für solche anarchistische Bestrebungen, seit Luther aus dem Wege war, die Verhältnisse günstig. Zurückgekommene Handwerker, ausgelaufene Mönche, erweckte Studenten, das Proletariat der Hochschule und der Stadt und ähnliche Elemente fingen an eine Rolle zu spielen, und eine Quelle der Unordnungen war vor allem Luthers eigenes Kloster. Als Luther Anfang Dezember in Wittenberg war, hatte er die dortigen Unruhen noch ziemlich gleichmütig beurteilt, und Spalatin sogar berichtet, er finde alles in gutem Stand. Aber der Austritt der dreizehn Augustiner aus dem Kloster, der bald noch andere nachzog, stellte Staupitzens Nachfolger Link vor eine schwere Entscheidung. Über die Abgefallenen mußte er die Exkommunikation aussprechen, oder der Orden, dem er vorstand, löste sich auf. Schwer genug mochte dem ernsten Mönche diese Wahl werden, aber es war schon ein gutes Zeichen, daß er nicht seinen Fluch auf die jungen Stürmer legte, sondern auf Epiphanien 1522 ein Kapitel nach Wittenberg ausschrieb, um an Ort und Stelle die Lage zu beraten. Staupitz selbst hatte ihm diesen Weg empfohlen. Auch schrieb er an Luther, um zu hören, was dieser zu den Unruhen im Kloster sage? Sofort sah Luther, wie es stehe. Er antwortete: „Du bedarfst meines Rates nicht. Du wirst nichts gegen das Evangelium tun, auch wenn darüber alle Klöster der Welt zugrunde gehen müßten.“ Die Art des Austritts der Zwillingschen Anhänger mißbilligt auch er, aber er rät dem Vikar, es zu machen wie Cyrus, als er die Juden von der babylonischen Gefangenschaft erlöste; Link solle in einem Edikte jedem erlauben zu gehen, keinen hinausstoßen, keinen zurückhalten. Das ausgeschriebene Kapitel war schlecht besucht, denn nur diejenigen erschienen, die die Reform des Ordens wünschten. Luthers Schrift über die Freiheit eines Christenmenschen war das eigentliche Leitmotiv der Verhandlungen. Der Konvent stellte sechs Sätze auf, nach denen verfahren werden solle. Es wurde jedem gestattet, das Kloster zu verlassen oder in demselben zu bleiben nach eigener Wahl, denn ein Gelübde wider das Evangelium ist kein Gelübde, sondern eine Gottlosigkeit. Diejenigen, die im Kloster bleiben, sollen Kutte und klösterliche Lebensweise beibehalten, wie Paulus den Juden ein Jude, den Heiden ein Heide war. Sie wissen, daß das Reich Gottes nicht in Essen oder Trinken besteht, aber um den Schwachen kein Ärgernis zu geben, werden die Brüder, die im Kloster bleiben, sich an die überlieferten Ordnungen halten. Der Bettel wird ab-

geschafft und Seelenmessen gegen Geld werden nicht mehr gehalten. Ihren Unterhalt erwerben die Brüder durch Unterricht oder durch Handarbeit. Die radikalen Meinungen Zwillings und Karlstadts, daß man das katholische Gesetz als Teufelsdienst abschaffen müsse, waren durch diese Beschlüsse abgewiesen und dafür Luthers Freiheit eines Christenmenschen proklamiert, die in sich schließt, daß der Christ die Satzungen des Ordens halten kann, falls er nur nicht im Halten der Satzung ein Verdienst und den Grund seiner Rechtfertigung sucht. Erleichtert wurde den Brüdern der Austritt dadurch, daß das Kapitel beschloß, es solle jedem Austretenden eine Aussteuer von hundert Gulden mitgegeben werden, damit er sich eine neue Existenz gründen könne. Lang freilich reichten die Mittel nicht zu, um diesen Beschluß durchzuführen, und man mußte sich begnügen, die Austretenden nach Vermögen anderweitig zu versorgen. Für zahlreiche Klöster der Augustinereremiten bedeuteten diese Beschlüsse von Epiphanien 1522 die Auflösung. Als Luther nach Wittenberg zurückkehrte, fand er nur noch den Prior vor. Da auch Helt sich versetzen ließ, blieb Luther schließlich als letzter in dem Kloster zurück, in das er am 13. Juni 1525 seine Käthe als Hausfrau einführte und das ihm der Kurfürst nachmals zu eigen gab.

Die nicht minder brennende Kultusfrage war schon vor dem Konvent der Augustiner durch Karlstadt gelöst worden. Der Doktor hatte in seinen Messen an der Stiftskirche sich bisher durch andere Stiftsgeistliche vertreten lassen. Als nun die Spannung zwischen den Parteien zunahm, weigerten sich seine Kollegen, weiterhin für ihn einzutreten. Das war für Karlstadt der Anstoß, die Messe so zu gestalten, daß er sie mit gutem Gewissen halten könne. Am 22. Dezember kündigte er von der Kanzel an, am Neujahrstag werde er Messe nach dem Vorbild des Evangeliums halten. Als die Stiftsherren bei dem Kurfürsten gegen diese Absicht einer weiteren Neuerung Protest einlegten, wartete er die Entscheidung des Hofes gar nicht ab, sondern führte schon am Christfest seinen Vorsatz aus. Da Luther die Form, in der Karlstadt an Weihnachten 1521 das Abendmahl austeilte, nachmals selbst guthieß, ist es möglich, daß dieselbe unter Melanchthons Vermittelung schon bei seinem Besuche in Wittenberg seine Zustimmung erhalten hatte, doch haben wir darüber keinerlei Nachrichten. Luthers Klagen „vom Mißbrauch der Messen“ sind schon vom 1. November datiert und Justus Jonas, den er bei seinem Aufenthalt in Wittenberg gesprochen haben wird, war Stiftspropst und Vorsitzender des Ausschusses, der die

Kultusänderungen beraten sollte. Eine stille indirekte Mitwirkung Luthers ist also nicht ausgeschlossen.

Am Weihnachtstage 1521 nach der Predigt erschien Karlstadt am Altar, las den Meßkanon bis zum Evangelium vor, ließ aber dann die folgenden Stellen, in denen die Messe als Opfer vorausgesetzt ist, samt den Konsekrationsgebeten und der Elevation der Hostie weg, um schließlich das Abendmahl unter beiderlei Gestalten auszuteilen, wobei er lediglich die Einsetzungsworte sprach: „Nehmet hin und trinket." Eine vorherige Beichte erklärte Karlstadt für unnötig, da sonst die Leute nur ihr Vertrauen auf ihre Beichte setzten, statt auf ihren Glauben an Christi Verheißung. „Welcher wenig glaubt," sagte er, „der erlangt wenig; welcher stark und viel glaubt, der erwirbt viel. Wenn Du Gottes tröstliche Zusagung mit Glauben annimmst, wirst Du rein und sauber. Es erlangt einer nicht minder Vergebung der Sünden im Kelche, denn in der Beichte. Die Apostel sind Sünder gewesen wie wir, und haben doch nicht gebeichtet." Während nach seitherigem Ritus der Priester die Hostie den Kommunikanten auf die Zunge legte, nahmen sie jetzt Brot und Kelch mit eigener Hand, denn Jesus sprach: „Nehmet hin und esset." Aber so tief saß das alte Vorurteil, daß Laienhände den Leib des Herrn nicht berühren dürften, daß selbst Luther anfangs sich über diese Neuerung entrüstete. Bei der Gemeinde fand die neue Form großen Anklang. Der Kommunikant erhielt Brot und Wein unter Nachlaß der lästigen Osterbeichte, und so drängte bald halb Wittenberg zu Karlstadts Altar, an dem man zu halbem Preise die doppelte Gabe erhielt. Am Neujahrstage und an dem dem Neujahr folgenden Sonntag und an Epiphanien kamen lange Reihen von Kommunikanten, die Brot und Kelch von Karlstadt begehrten. Der Tag der Utraquisten war angebrochen.

Mit der Beichte fiel auch der Beichtgroschen. Auch das fand großen Beifall, denn es war stets ein Gegenstand des Mißvergnügens gewesen, daß die Geldgier der Priester die Absolution von der Sünde mit einer Abgabe für den Priester verknüpfte. Darüber sollte schon der Stedingerkrieg ausgebrochen sein, daß der Priester einer Frau, die ihm statt des Groschens einen Pfennig gab, ihr statt der Hostie ihren Pfennig auf die Zunge legte. Ähnlich behauptete Zwilling, bei der letzten Ölung handle es sich den Pfaffen nur um den Gulden und verbrannte in der Klosterkirche das geweihte Öl.

Der Kurfürst war von Karlstadts Neuerungen wenig erbaut, aber auch die Universität weigerte sich, die Verantwortung für diesen Schritt zu

übernehmen. Die Folge war, daß nun die Leute in den Vordergrund kamen, die den Mangel an Einsicht durch Überfluß an Gesinnung ersetzten, unklare Stürmer wie Karlstadt, Zwilling, der Schullehrer Mohr, der Magister Cellarius, meist mundfertige Großsprecher, von denen der junge und schüchterne Melanchthon sich ins Schlepptau nehmen ließ. Amsdorf zog sich auf seine Stube zurück und ließ die Leute treiben, was er nicht hindern konnte. So war das Schiff Wind und Wellen preisgegeben, der einzige Steuermann aber, der es hätte lenken können, saß gefangen auf der Wartburg. Auch an der Universität sah es jetzt völlig husitisch aus. Statt mit dem Degen stolzierten die Studenten mit der Bibel unter dem Arm. Der Böhme Gabriel Zwilling predigte im Studentenrock, die Pelzkappe auf dem Kopf, nicht nur von der Kanzel, sondern am liebsten im Freien bei einem Kruzifixe oder an der Kirchhofmauer, wie es zu einer rechten Husitenpredigt gehörte. Am Neujahrstage erschien der einäugige Böhme zu Eilenburg und teilte der sich herandrängenden Volksmenge das Abendmahl unter beiderlei Gestalt aus. Und bereits war aus der Nachbarschaft des früheren Husitenreichs Zuzug unterwegs, der „das böhmische Gift", von dem einst Eck gefabelt hatte, nun wirklich in Wittenberg einschleppte.

Kurz nachdem Luther wieder auf seine Wartburg zurückgekehrt war, erschienen unter Führung eines früheren Zuhörers von Melanchthon, des Markus Stübner, zwei erweckte Tuchweber, deren Konventikel in Zwickau obrigkeitlich verboten worden war. Denn bereits hatte sich ein zweiter Mittelpunkt der reformatorischen Tendenzen im Kurstaat gebildet, in der gewerbreichen und wohlhabenden Stadt Zwickau. An den Ausläufern des Erzgebirges gelegen, wenige Stunden von der böhmischen Grenze, war diese zweitgrößte Stadt des Kurstaates bekannt für ihre Neigung zu geheimem Konventikelwesen. Ihre blühendste Industrie beruhte auf den großen Webereien und Tuchfabriken, die Weber aber waren im ganzen Mittelalter als Sinnierer und Phantasten der Ketzerei verdächtig. Dazu kam, daß die Stadt unter böhmischem Winde lag, denn im Erzgebirge wirkten noch husitische Traditionen im Volke weiter. Die Taboriten hatten sich, nach Niederwerfung ihrer Partei, aus der Öffentlichkeit zurückgezogen und um die Mitte des fünfzehnten Jahrhunderts sich mit den aus dem Mittelalter erhaltenen Konventikelleuten, den Waldensern, befreundet, die unter sehr ähnlichen Lebensbedingungen in der Stille fortwucherten. Unter dem Einfluß der Waldenser war die Brüderunität entstanden, die sich in

den sechziger Jahren des fünfzehnten Jahrhunderts organisierte, aber den Utraquisten in Prag ebenso fremd gegenüber stand wie den Katholischen. Die Gegner hängten den Sektierern den Namen Pikarden, das heißt Begharden an, und wir wissen bereits aus Emsers Beschreibung, welche geheime Orgien sie den im ganzen harmlosen Leuten nachsagten. Auch als Nachfolger der Taboriten wollten sie nicht mehr gelten, denn nicht die Ausrottung der Bösen mit dem Schwerte lehrten sie, sondern unter dem Einfluß der Waldenser sprachen sie das jus gladii sogar der Obrigkeit ab. „Die Schafe fressen den Wolf nicht, sondern der Wolf frißt die Schafe," pflegten sie zu sagen. Die Brüder sind die kleine Herde, die die Verheißung hat, die Auserwählten, das Volk Gottes. Priester und Volk wandeln auf dem breiten Weg, „die Brüder" auf dem schmalen Pfad, der die Hölle vermeidet. Auf ihre Anschauungen haben die Waldenser reichlich so viel Einfluß gehabt als die Husiten. Von den Waldensern haben sie die alte Waldenserlehre übernommen, daß Sylvester den Kaiser Konstantin nicht auf den Weg Christi geleitet habe, der Spott, Geißel und Kreuz willig auf sich nahm, im Gegenteil habe der Kaiser den Papst unterwiesen, wie man die Güter und die Herrschaft der Welt an sich bringe. So ist das Verderben in die Kirche eingedrungen, und im Papsttum hat sich die Weissagung 2 Thess. 2 erfüllt von dem Antichrist, der sich in den Tempel Gottes setzt und behauptet, daß er Gott sei. Auch ihr Brauch, die Ämter durchs Los zu verteilen und die so Ausgelosten durch Handauflegung zu Vorstehern zu weihen, geht auf das Vorbild der Waldenser zurück. Man nannte die Waldenser wandelnde Bibeln, weil sie die ganze Schrift auswendig wüßten; so glänzten auch die Zwickauer Propheten durch feste Bibelkenntnis. Neben diesem Biblizismus hatten aber manche auch die mittelalterlich mystischen Gedanken von der Versenkung der Seele in Gott, von der gelassenen Gelassenheit übernommen, die Gott unmittelbar genießt und darum des Schriftworts nicht mehr bedarf. So entstand ein neues Muckertum. Im Erzgebirge waren sie seit den Husitenkriegen verbreitet gewesen und von dort kamen sie nach Zwickau. Der Sammelplatz der Konventikelleute war hier die Tuchfabrik des Nikolaus Storch, eines Zwickauer Bürgers, der direkte Beziehungen zu den böhmischen Frommen gehabt haben soll, aber doch weder zu den Waldensern, noch zu der Brüderunität gehörte, sondern einen Konventikel auf eigene Faust auftat. Die Schilderung, die der Maler Chyomusus von ihm entwirft, trägt die charakteristischen Züge eines

echten Sektierers. Der Maler, der 1522 in Wittenberg das Bild des eiteln Propheten malte, schrieb über Storch: „Ich kann nicht wissen, ob er einen sonderlichen fliegenden Geist gehabt, weil er so behaglich, freundlich und demütiglich mit den Leuten umging, konnte die Worte also versetzen und sich andächtig und heilig stellen, als wäre er ein Engel Gottes. Es war eine ziemlich magere Person, die sich gar nicht auf der Welt Pracht gab, sondern einfältig in einem langen grauen Rocke ohne Falten umhergezogen, sich schauen ließ, einen breiten Hut auf dem Haupt tragend, aber ein unkeusch Mensch." Nach einem längeren Aufenthalte in Böhmen soll Storch als Konventikelredner aufgetreten sein, indem er den Tuchknappen predigte, daß große Strafgerichte bevorständen, daß alle Unfrommen und Gottlosen vertilgt werden würden, dann aber solle das Reich Gottes kommen und das Wort sich erfüllen: „Eine Taufe, ein Glaube." Dem erleuchteten Tuchscherer gesellte sich bald ein Gelehrter zu, Marcus Stübner aus Elsterberg, der in Wittenberg von Melanchthon gern gesehen worden war und der in dem reichen Zwickau sich niedergelassen hatte. Die kommunistischen Träume der Taboriten wachten durch diese Umtriebe in den Arbeitern der gewerbreichen Stadt wieder auf. Ein Gottesreich auf Erden sollte gegründet werden, in dem die Leute vor allem satt zu essen hätten. Was diesem Messiasreiche sich entgegen setzte, Kaiser, Kurfürst, Papst, Luther, das alles war für sie Antichrist. Zerschmetterung aller Gewalten, unter denen der gemeine Mann litt, das war ihr anarchistisches Ideal. Ähnlich ließ sich in nächster Nähe der Wartburg ein Schweizer, Strauß, Pfarrer zu Eisenach, vernehmen: „Er danke für die gemalten Evangelisten in Wittenberg, die die Leute nur an der Nase herumführten, das Volk wolle Propheten der Tat." Ein anderer Schweizer, Schappeler in Memmingen, erklärte alle Zinsen und Zehnten für unchristlich; Mantel in Stuttgart verlangte Wiedereinführung der Jubeljahre mit ihrer periodischen Ackerverteilung. „Oh armer Mensch, oh frommer Mensch," predigte er, „wenn diese Jubeljahr wiederkämen, das wären die rechten Jahr." In ähnlichem Sinne agitierte zu Zwickau Thomas Münzer auf seiner Kanzel, indem er zugleich „mit der Knapperei Conventicula hielt".

Münzer, der bedeutendste Repräsentant der ganzen Richtung, stammte aus Stolberg am Harz und so jung er war, hatte er doch schon eine bunte Vergangenheit hinter sich. Unter anderem war er in Halle angestellt gewesen, hatte aber wegen Wühlereien gegen die erzbischöflichen Behörden das Feld räumen müssen. Wir finden ihn dann in Braun-

schweig, in Stolberg und seit April 1520 als Prediger an der Marienkirche in Zwickau. Hier warf er sich in die antiklerikale Bewegung, die durch Luthers Schriften mächtig geworden war, und griff die Totenmessen der Priester an, auf die er das Wort von den Pharisäern anwendete, die der Witwen Häuser fressen und wenden lange Gebete vor. Von dem Tone, in dem er predigte, zeugt sein Witz, „die Mönche hätten Mäuler, daß man wohl ein Pfund davon abschneiden könne und sie behielten noch des Mauls genug“. Wir kennen die Geschichte Münzers fast nur aus den Schriften seiner Gegner und so, wie Münzer Luther gegenüber getreten war, hatte dieser keinen Anlaß, ihn mild zu beurteilen. Aber *wir* haben keinen Grund Münzers revolutionäres Treiben auf lediglich gemeine Beweggründe zurückzuführen. In Münzers Seele verband sich, nach von Bezolds und Alfred Sterns geistvoller Charakteristik, tiefes *Mitleid* mit dem Elend der unteren Klassen, grimmiger *Haß* gegen die bestehende Gesellschaftsordnung, brennender *Ehrgeiz* und mystische *Schwärmerei*. Ein dreifacher Fanatismus, auf *Staat*, *Gesellschaft* und *Kirche* gerichtet, machte ihn dreifach gefährlich. Das Leben hatte ihn von Ort zu Ort getrieben und auch in Zwickau fand er keine Ruhe. Die bloße Predigt von der Rechtfertigung aus dem Glauben genügte ihm nicht, er wollte tatkräftiges Einschreiten gegen den Antichrist, unter welchem Namen er alle kirchlichen und weltlichen Tyrannen verstand. So sind seine Schriften voll wüster, fanatischer Reden, aber auch eine berechtigte Entrüstung über die Ungerechtigkeit der bestehenden Zustände, an denen die Großen kalt und gleichgültig vorübergehn, kommt in ihnen zum Ausdruck. „Es ist,“ sagt er in der Schrift von 1524 gegen Luther, „der aller größt Greuel auf Erden, daß niemand der Dürftigen Not sich will annehmen. Die Fürsten nehmen alle Kreaturen zum Eigentum. Die Fische im Wasser, die Vögel in der Luft, das Gewächs auf Erden muß alles ihr sein. Darüber lassen sie dann Gottes Gebot ausgehn unter die Armen und sprechen: Du sollst nicht stehlen, es dient aber ihnen nicht. So sie nun alle Menschen verursachen, den armen Ackermann, Handwerksmann, und alles, das da lebet, schinden und schaben. So er sich dann vergreift am allergeringsten, so muß er henken. Da saget denn der Doktor Lügner (Luther) Amen. Die Herren machen das selber, daß ihnen der arme Mann feind wird. Die Ursach des Aufruhrs wollen sie nit wegtun, wie kann es die Länge gut werden?“ Kommt er auf diese Frage zu sprechen, so weiß er Gemütstöne zu finden, die auch heute noch ergreifen und auf diese Reform kon-

Digitized by Google

zentriert sich sein Eifer. Und noch ein anderes Element fand sich in seinen Predigten, das stark auf die Zuhörer wirkte, seine glühende Mystik. Die Innigkeit Taulers und die apokalyptischen Träume der Joachiten wirkten in ihm nach und er glaubte an seine eigene Inspiration. „Meine Lehr ist hoch droben. Ich nimm sie von ihm nit an sondern vom Ausreden Gottes.“ Durch die Wogen der Anfechtung und Betrübnis wurde sie ihm zu einer innerlichen Erfahrung Gottes, die die Schrift keinem geben konnte „und wenn er hunderttausend Bibeln gefressen hätte“. „Bibel, Bubel, Babel,“ konnte er lästern, da alle Büberei und babylonische Verwirrung aus der Bibel stammten. Wie Luther, war auch er der Überzeugung, daß erst nach schweren Stürmen der stille Friede Gottes uns aufgehe. Die Höllenqualen der Verzweiflung, grausames Brausen vieler Wasserströme sind die Vorbedingung der Erwählung. „Solche traurige Menschen sein die allerbesten.“ Ihnen wird Gott das Reich schon hier übergeben. Die Stationen der mittelalterlichen Mystik von der mortificatio bis zur compunctio hatte er sich verdeutscht in Entgröbung, Studierung, Verwunderung, gelassene Gelassenheit, Stehen in der Langenweile bis zur endlichen Entzückung. Obwohl er selbst in der Entgröbung nicht weit vorgeschritten war, galt er den Seinen doch als Prophet und Wundertäter. Den gemeinen Mann faszinierte seine mystische Predigt, gerade weil er sie nur halb verstand, und da Münzer überzeugt war, das Reich könne und müsse mit Gewalt aufgerichtet werden, organisierte er in der Stille durch „Landläufer“ seine frommen Rotten, um den Umsturz vorzubereiten. Er war, wie Alfred Stern ihn trefflich geschildert hat, ein rabiater Kopf, zu allen revolutionären Greueln entschlossen, aber ein schlechter Mensch ist er darum doch im Innersten nicht gewesen. Sein Mitgefühl für die Armen im Lande war echt. Auch als er gefoltert und gebrochen zum Schafott wankte, blieb ihm doch Frieden genug in der Seele, den Fürsten das arme Volk zu befehlen, das nur durch die Tyrannei der Junker zu den Greueln des Bauernkriegs getrieben worden sei. So verbanden sich in Münzers Charakter edle Eigenschaften mit völlig niedrigen und gemeinen Trieben und die Natur hatte nach Goethes bekanntem Wort beide geeint, indem sie die Eitelkeit mitten hineinstellte, denn so lange es Volksredner gibt, wird auch die Eitelkeit nicht aufhören.

Der große Demagoge, der bei seiner Anstellung erst dreißig Jahre alt war, begann in Zwickau seine reformatorische Tätigkeit mit Angriffen auf die Bettelmönche. Die Franziskaner nahmen den Kampf gegen den

hergelaufenen Prädikanten auf, erfuhren aber alsbald, daß die Mehrzahl der Bürger mit dem Bürgermeister ihnen feind war. Allein Münzer vertrug sich auch mit dem andern Prediger an der Marienkirche nicht, der als Lutheraner galt und von Eck sogar in die Bannbulle aufgenommen wurde. Es war das Johann Wildenauer, nach seiner Heimat Eger Egranus genannt. Bald befehdeten sich die Amtsbrüder auf derselben Kanzel und da Egranus' Privatleben manche Blößen bot, auf die Münzer hinwies, legte der Böhme schließlich seine Stelle nieder und siedelte zu Ende des Jahres 1521 nach Joachimsthal über, wo er aber mit der Zeit gleichfalls über Umtriebe der Sektierer zu klagen fand. Auch Münzer geriet bald in Verruf, weil er, wie eine Zwickauer Quelle sagt, „fürgezogen die Knapperei, fürnemlich einen mit Namen Nickel Storch, welchen er so groß auf der Kanzel ausplesleniert, ihn für alle Priester erhoben als der Einige, der do baß wisse die Bibliam und hoch erkannt im Geist". Als Folge „dieser Unart" sei erwachsen, daß Storch sich unterstanden habe, neben Münzer Winkelpredigten zu halten, „als Gewohnheit ist bei den Pickarden, die da aufwerfen einen Schuster oder Schneider zu predigen". Mit Beziehung auf ihn habe Münzer von der Kanzel gesagt: „Die Laien müssen unsere Prälaten und Pfarrer werden und Rechenschaft nehmen des Glaubens." Nachdem der Pfarrer selbst in dieser Weise Storchen als Propheten proklamiert hatte, kannte der Hochmut des erweckten Tuchmachers keine Grenzen mehr und die secta Storchitarum wurde so stark, daß man erzählte, sie hätten „konspiriert und kongregiert zwölf Aposteln und zweiundsiebzig andere Jünger", der Prediger Münzer aber habe die Rotte, statt sie zur Ruhe zu weisen, noch in ihrem Treiben bestärkt. Da der Bürgermeister Stühler zur Gemeinde Münzers hielt, ließ der Rat zunächst die Sektierer gewähren. Als Stühler aber bald darauf starb, kam die Partei des Egranus ans Ruder, der zu den Reichen und Vornehmen gehalten hatte. Münzer rächte sich, indem er an den Kirchtüren einen poetischen Schand- und Lästerbrief anschlug, welcher das Leben des Predigers Egranus auf das ärgste verunglimpfte. Die Gegner, die jetzt das Heft in der Hand hielten, hatten aber auch für ihn ein langes Sündenregister in Bereitschaft. An Weihnachten 1520 soll Münzer von der Kanzel aus die Leute aufgefordert haben, den katholischen Priester Hofer dafür zu strafen, daß er gegen die neuen Propheten aufgetreten war, und in der Tat wurde der Pfaffe bei seinem Austritt aus St. Katharinen vom Pöbel verfolgt, durch das Schloß und um den Graben herum gehetzt und mit Steinen geworfen, so daß er

kaum mit dem Leben davon kam. Als der Offizial des Bistums Naumburg den Münzer deshalb nach Zeitz zitierte, zitierte dieser als Antwort den Offizial nach Zwickau. Zeitweise benahm er sich, als ob er nicht völlig zurechnungsfähig wäre, so im April 1521, indem er früh um drei Uhr dreimal Feuer, Feuer aus seinem Fenster rief, nur um die Nachbarn zu erschrecken. Oder er rannte wie ein Verfolgter durch die Straßen, um von sich reden zu machen. Nun gab ihm der Rat den Laufpaß. Er blieb aber in der Stadt und steckte mit Storch und seinen Tuchknappen zusammen, die eine bewaffnete Erhebung planten. Allein der Rat kam ihnen zuvor und nach hartem Widerstand wurden sie überwältigt. Fünfundfünfzig Arbeiter, samt den Führern, wanderten in den Kerker. Münzer widerspricht in seinem offenen Briefe vom 9. Juli 1523 dem Vorwurfe Luthers, daß er diesen Aufruhr angestiftet habe. Im Gegenteil, wenn er nicht abgeraten hätte, so wäre in der Nacht der ganze Rat der Stadt ermordet worden. Zur Stunde des Tumults habe er im Bade gesessen. Man begnügte sich auch ihn auszuweisen. Im Herbste 1521 finden wir ihn in Saatz, dann in Prag, wo er die hussitischen Erinnerungen wieder zu beleben suchte. Am 1. November schlug er einen Aufruf an, in dem auch er das allgemeine Priestertum proklamierte, das Luther im vorigen Jahre in seiner Schrift an den deutschen Adel verkündet hatte. „Es soll nimmer so zugehn, daß die Pfaffen und Affen sollten die christliche Kirche sein, sondern es sollen die auserwählten Freunde Gottes Wort auch lernen und prophezeien. Gott wird wunderlich Ding tun mit seinen Auserwählten, sonderlich mit diesem Lande; denn hier wird die Kirche neu angehen, dies (böhmische) Volk wird ein Spiegel der ganzen Welt sein. Darum ruf ich einen jeglichen Menschen an, daß er dazu helfe, daß Gottes Wort mag verteidigt werden. Wirst Du das nicht tun, so wird Dich Gott durch den Türken im zukünftigen Jahr erschlagen lassen. Nehmt's zu Herzen, liebe Böhmen.“ Die Folge dieses Aufrufs war aber nur, daß Münzer unter die Aufsicht von vier Wächtern gestellt wurde, die ihn genau kontrollierten. So eingeengt zog er im Januar 1522 vor, Böhmen wieder zu verlassen. Nach längerem Aufenthalt in Nordhausen, der Heimat von Justus Jonas, wurde er Pfarrer in Alstett in Thüringen. In Zwickau war inzwischen an Stelle des Egranus Nikolaus Hausmann, ein Freund Luthers, getreten. Er ging, gestützt auf den neuen Bürgermeister, ernstlich gegen die Sektierer vor. Auf den 16. Dezember 1521 wurden mehrere Männer und zwei „Weibsbilder“ auf den Pfarrhof geladen und in Gegenwart der Geistlich-

keit und des ehrbaren Rats über ihren Glauben befragt. Der Bericht an den Kurfürsten besagt, etliche hätten die Meinung bezweifelt, daß der Glaube der Paten dem Täufling etwas helfe, etliche glaubten, man könne auch ohne Taufe selig werden, etliche erklärten, die Schrift helfe dem Menschen nichts, wenn er nicht durch den Geist belehret wäre. Andere erklärten alle Gebete für die Toten seien unwirksam und zwecklos. Die Pfarrer, denen bei Nacht die Fenster eingeworfen wurden und auf die man auf der Straße Spottlieder sang, verlangten vergeblich strenge Maßregeln, obwohl der Bürgermeister dieselben befürwortete. Hausmann wendete sich darum um Abhilfe an den Kurfürsten.

Das „böhmische Gift“, das in den Verhandlungen vom Dezember 1521 den Konventikelleuten nachgewiesen wurde, tritt klarer zutage in einer späteren Untersuchung gegen die gleiche Gemeinde, die dartut, daß es sich hier keineswegs um eine radikalere Ausgestaltung der Gedanken Luthers handelte, vielmehr stellten sich die Sektierer, nachdem wieder größere Ruhe eingetreten und der revolutionäre Rausch verflogen war, wieder auf den Boden jener waldensisch-taboritischen Anschauung, von der sie ursprünglich ausgegangen waren. Als Grundlehren der Sekte werden in einer zu Zwickau im Jahre 1536 erschienenen Schrift sechs Artikel aufgezählt, die Spalatins Annalen gleichfalls erwähnen. Der erste leugnet, in Nachfolge der waldensischen Doktrin, das Recht der Obrigkeit zu töten, während Luther stets behauptet hat, die Obrigkeit führe das Schwert zur Rache über die Übeltäter und nicht einen Fuchsschwanz. Gleichfalls auf die waldensische Tradition weist der Satz, „daß Christen keine andere Obrigkeit haben sollen als ihre Diener am Wort“, die also zugleich als Friedensrichter fungieren. Ebenso ist das Verbot des Eids waldensisch, der Satz dagegen, daß Christen zur Gütergemeinschaft verpflichtet seien, dürfte den Zwickauern aus der Verlassenschaft vom Berge Tabor zugekommen sein, während die Vollmacht für den gläubigen Eheteil, sich von dem ungläubigen zu scheiden, sich bei einer schwer verfolgten Sekte leicht begreift, die durch Verbindungen ihrer Glieder mit Gatten, die zur Beichte gingen, in ihrer eigenen Sicherheit bedroht war. Der mittelalterliche Typus tritt hier deutlich hervor; lutherisch ist in diesen Sätzen überhaupt nichts. Den Glauben, daß der Papst der Antichrist sei und daß große Gerichte bevorständen, teilte Luther zwar, aber ohne darum mit dem Sturze des Papsttums das sofortige Eintreten eines himmlischen Reichs zu erwarten. Es ist das vielmehr die alte Prophetie der Joachiten, deren Chiliasmus in

diesen Erwartungen der Sektierer fortlebt. Die himmlischen Propheten, wie Luther sie nannte, sind also nicht Kinder der Reformation, sondern die letzten Abkömmlinge des mittelalterlichen Konventikelwesens, das neu belebt durch die große religiöse Erhebung sich nun auch wieder ans Tageslicht wagte.

Storch und Stübner waren in das Verhör zu Zwickau nicht einbezogen worden, da sie die Stadt verlassen hatten. Ihnen hatte ein anderer Tuchmacher sich angeschlossen, wahrscheinlich Storchs Gesinnungsgenosse und Geschäftsfreund Heinrich Gebhart aus der Hundsgasse in Zwickau. Auf den 17. Dezember 1521 waren sie in Zwickau vorgeladen gewesen, zehn Tage später finden wir Stübner in Begleitung der beiden Wollkämmer in Wittenberg. Da Stübner mit Melanchthon befreundet war, ist dieses Reiseziel leicht erklärlich. In Wittenberg traten die drei Zwickauer aber sofort als Gesandte Gottes auf. Sie seien, sagten sie zu Melanchthon, durch die helle Stimme Gottes zum Lehren berufen, sie hätten ganz vertrauliche Gespräche mit Gott, sie wüßten das Zukünftige, kurz sie seien Propheten und Apostel durch unmittelbare Berufung Gottes. Seit Storch durch Münzer von der Zwickauer Kanzel als Prophet proklamiert worden war, hatte er sich mithin noch tiefer mit dem Bewußtsein seiner Sendung durchdrungen. Hier berief er sich getrost auch darauf, daß Luther ihn ohne allen Zweifel als Bruder anerkennen würde und Magister Philippus ließ sich von der Sicherheit, mit der diese Konventikelhäuptlinge ihm entgegentraten, imponieren. Sofort am selben Tage, dem 17. Dezember, meldete Magister Philippus dem Kurfürsten, er habe starke Gründe, diese Leute nicht zu verachten. Die Sache bewege ihn tiefer als er sagen könne. Ihm sei sicher, daß sie gewisse Geister besitzen, über die jedoch außer Luther kaum jemand urteilen könne. Der Wunsch Luthern zurückzuführen wird freilich Melanchthon auch bestimmt haben, die Bedeutung des Ereignisses so zu übertreiben. Seinen alten Schüler Markus Stübner behielt Melanchthon im Hause. Storch ließ sich malen, predigte im Winkel und setzte seine Prophetenrolle am liebsten außerhalb Wittenbergs fort, indem er auf den umliegenden Dörfern agitierte, wo man die Kultusänderungen der Stadt nachzuahmen begann und dadurch auch die Landbevölkerung in große Aufregung stürzte. Ein Anonymus, der einen genauen Bericht über die Wittenberger Vorgänge hinterlassen hat, schreibt: „Die Ding schier alt bei uns werden. Es ist schier kein Sag, dann von einem Mann — nennt man einen neuen Propheten — ist etlich Tag hie gewest. Ich hab

ihn nit gesehen, man sagt, er hab viel Offenbarung von Gott, der oft mit ihm geredet. Ist zu Prag in Beheim gewest, hat dar gepredigt, aber sie haben ihn nit wollen annehmen, sondern mit Steinen geworfen, welche ihm wunderbarlich ohne Schaden sein abgefallen. Philippus hat ihn in seinem Haus oft verhört, daß er nit weiß, wie er mit ihm daran ist. Der Schrift erfahren (hat er) gesprochen, man hab viel Bibeln hie, die sehe man nur von außen an, nit von innen im Geist. So haben auch andere Doktores ihn verhöret und mancherlei gefragt, ob er gepredigt hab und wer's ihn geheißen? Hat geantwurt: Unser Herr Gott. Ob er auch Bücher gemacht hab? Hat er gesagt, nein, unser Hergott hat's ihm verboten, also daß ihn ein Teil für ein Tand und Phantasma halten. Aber gleichwohl hat sich Philipp ob ihm sehr entsetzt und den Studenten verboten, man soll ihn nit vexieren und man hat dem Herzog geschrieben, er soll Martinum herschicken. Er hat sich auf ihn berufen, er muß zu ihm kommen; auch gesagt: Martinus hab meistenteils recht, aber nicht in allen Stücken. Es werd noch ein anderer über ihn kommen mit einem höheren Geiste. Item, wie der Türk kürzlich soll Deutschland einnehmen. Item, wie all Pfaffen sollen erschlagen werden, ob sie schon Weiber nehmen. Item, daß in kurzem, ungefähr fünf, sechs oder sieben Jahren soll eine Änderung in der Welt werden, daß kein Unfrommer oder bös Sünder soll lebend überbleiben. Dann werd ein Eingang, eins Taufs, eins Glaubens usw. Die Kinder, die man jetzt taufe, ehe sie Vernunft haben, sei kein Tauf. Viel Gelehrte sagen, er hab ein Geist, er sei halt gut oder bös."

Was die Propheten von ihren Visionen erzählten, ist so außerordentlich kindlich, daß man wohl annehmen darf, sie glaubten vollkommen ehrlich an ihre Träume. Dem Tuchmacher Storch erschien der Engel Gabriel und sagte ihm: „Du sollst auf meinem Throne sitzen." Melanchthons Hausgenosse erzählte beim Morgenimbiß, in der Nacht habe er den heiligen Chrysostomus im Fegfeuer gesehen. Er glaubte damit etwas sehr Fortgeschrittenes zu sagen, aber Melanchthon dachte nun doch, Leute, die noch vom Fegfeuer träumten, könnten unmöglich die Sendung haben ein besseres Evangelium zu bringen. Denn darauf lief bald ihr Anspruch hinaus, daß ein Größerer kommen werde als Luther, der erst die wahre Erneuerung der Kirche besorge und daß Storch sich für diesen Größeren hielt, ist nach der ihm vom Engel Gabriel gewordenen Mitteilung sehr wahrscheinlich. Auf die Abschaffung der Kindertaufe legte Stübner noch

größeren Wert als Storch und seine Argumente beschäftigten Melanchthon so, daß er wünschte ihn mit Luther zusammenzubringen. Einen eifrigen Anhänger gewannen die Propheten zu Wittenberg selbst in Martin Cellarius, wie er sich auf seinen Büchern nannte, eigentlich hieß er Borrhaus und stammte aus Stuttgart. Schon als Schüler Reuchlins war er mit Melanchthon bekannt geworden und hatte in Tübingen und Wittenberg bei dem nur zwei Jahre älteren Melanchthon Kollegien gehört. Jetzt wandte der schwäbische Sonderling sich Stübner zu und wurde ein besonders hartnäckiger Verteidiger der Wiedertaufe. Ein anderes war es, was die Propheten mit Karlstadt verband: die mittelalterliche Mystik. Ob der Zusammenhang ihrer Sekte mit mittelalterlichen Vorgängern, oder die Vorliebe Münzers für mystische Schriften und Gedanken diesen Vorstellungskreis bei den neuen Propheten eingebürgert hatte, wissen wir nicht, aber sie lehrten nach Weise der alten Gottesfreunde, wie man zum Geschmack der himmlischen Süße und zur Vereinigung mit Gott gelange. Die Konsequenz dieses mystischen Gnadenwegs war aber, daß man das Beten in Worten und das Schriftstudium gering schätzte. Storch meinte, der Mensch müsse alles durch den Geist lernen. Hätte Gott den Menschen durch eine Schrift belehren wollen, so hätte er eine Bibel vom Himmel fallen lassen. Nach Waldenserweise wußte Storch die halbe Schrift auswendig, aber er fand einen Ausgleich zwischen seinem Biblizismus und seiner Lehre von der fortdauernden Inspiration, indem er log, er kenne die Schriftstellen lediglich aus Offenbarung, denn er selbst könne weder lesen noch schreiben. In Hof vermutete man darum, als er dort auftrat, er sei gar kein Tuchmacher, sondern aus irgend einem Kloster entlaufen, wo man ihn gelehrt habe, was er jetzt für höhere Eingebung ausgebe. Karlstadt stand durch seine Mystik der mittelalterlichen Heilslehre der neuen Propheten nah, wenn er auch persönlich sich ihnen fernhielt. Auch er lehrte als Ziel des geistlichen Lebens die „Gelassenheit in Gelassenheit", das Versinken im Ewigen, oder wie er es nannte das „Bloß und Wüstsein aller Kreatur". Auch war die Predigt der neuen Propheten, daß Luther nur halbe Arbeit gemacht habe, Musik für Karlstadts Ohren. Jetzt erst erreichte die Aufregung ihre volle Höhe und an der Spitze der Unruhen standen die ausgelaufenen Augustiner.

Das Kapitel an Epiphanien schien die Händel im Kloster geschlichtet zu haben, aber schon am folgenden Morgen verbrannten die übriggebliebenen Mönche das geweihte Salböl in der Kirche, da sie keine letzte Ölung mehr

spenden wollten, die gegen die Schrift sei. Die Altäre in der Klosterkirche beseitigten sie bis auf einen, die Heiligenbilder wurden verbrannt. Auch in der Umgegend folgte ein Kirchensturm dem andern. Die Meßgewänder lagen zerfetzt auf den Straßen, die Bilder wurden zerschlagen und Karlstadt selbst hetzte in seinen Schriften gegen „die Ölgötzen, gegen die abgöttischen Klötze". Zum Abendmahl ging man ohne alle Vorbereitung und ließ sich die Hostie nicht mehr wie vordem vom Priester auf die Zunge legen, sondern ergriff sie mit eigener Hand. Auch zehnjährigen Kindern soll Zwilling das Abendmahl gereicht haben. Am Freitag auf der Straße Fleisch und Eier zu essen und vor aller Augen die Fasten zu brechen, galt als Demonstration für das lautere Evangelium. Die geistige Erregung, in die Karlstadt geraten war, schien aber seine Kräfte zu steigern. Die Hörer erklärten, man erkenne den alten Karlstadt nicht wieder, also köstliche Sachen predige er. In seiner Polemik redete er statt der alten, bald mystischen, bald scholastischen Sprache jetzt ganz in Luthers Stil. Als Doktor Ochsenfahrt in Leipzig „seines lieben Vaters Doktor Martinus Luthers" und seine eigene Lehre angriff, forderte Karlstadt ihn zu einer neuen Disputation, diesmal aber in Wittenberg. „Bist Du der Ochse, der die Wänd umbstoßet, dem die Augen feuern und der mit den Füßen scharret und will evangelischen Brauch und Wort umstürzen, so komm anher, lehne Dich auf und versuch was Du kannst, beweis Deine Kräfte, spring, leck, plärr, stoß und gebrauch alle Deine Kräfte und laß doch sehen, wie fest Deine Hörner stechen?" Daß er als Priester sich am 20. Januar 1522 mit Anna Mochau, Tochter eines armen Edelmanns bei Segren, verheiratete, hätte nach dem Vorgang anderer kein Aufsehen mehr gemacht, aber er lud alle Welt zur Hochzeit, selbst den Kurfürsten, und zeigte der deutschen Nation in einem offenen Briefe das große Ereignis an. Die Folge war, daß ein Spaßvogel ein Meßformular verbreitete, nach welchem Karlstadt angeblich sich wolle trauen lassen. Der Introitus lautete: „Gott sprach, es ist nicht gut, daß der Mensch allein sei" usw. Dann folgt das Dankgebet: „Unser Gott, der Du nach so langer und gottloser Blindheit Deiner Priester den glückseligen Andreas Karlstadt gewürdigt hast, ein Weib zu nehmen, wir bitten Dich, gib, daß alle Priester ihre Köchinnen hinauswerfen oder zu gesetzlichen Gattinnen nehmen, durch unsern Herrn" usw. Als Epistel folgt dann Titus 1, 5—11: „Ein Priester sei untadelig, eines Weibes Mann" usw. Als Evangelium Matth. 19, 3—12: „Darum wird ein Mensch Vater und Mutter lassen" usw.

Bald darauf trat auch der Stiftspropst Justus Jonas in die Ehe, ohne doch solchen Lärm wie Karlstadt mit seinem Entschluß zu machen.

Den Bildersturm, an dessen Spitze Karlstadt sich gestellt hatte, rechtfertigte er in einer Schrift: „Von Abtuung der Bilder und daß kein Bettler unter den Christen sein soll.“ Die Schrift ist einem Ritter, dem Grafen Schlick zu Passau, gewidmet, und reicht dem Inhalte nach auch den Bauern die Hand. Mit der Reinigung der Kirche sollte die Reform der bürgerlichen Einrichtungen Hand in Hand gehn. Auf Anregung Karlstadts wurde aus dem Vermögen der aufgehobenen Bruderschaften und geistlichen Stiftungen ein gemeiner Kasten gebildet, aus dem Arme unterstützt und kleinen Gewerbtreibenden Darlehen zu billigem Zinsfuß gegeben werden sollten. So vollzog sich der Übergang von der kirchlichen Reform zur sozialen. Da Karlstadt durch seinen Bruder, den Bäckermeister, direkt auf die Bürgerschaft zu wirken vermochte, war er jetzt der erste Mann in Wittenberg. Im Schlosse zu Lochau aber herrschte große Ratlosigkeit. „Das ist ein großer, wichtiger Handel,“ sagte der alte Kurfürst, „den ich als Laie nicht verstehe.“ Um so mehr zogen die Vorgänge in Wittenberg die Aufmerksamkeit des Reichsregiments in Nürnberg auf sich, das auf Herzog Georgs und der umliegenden Bischöfe Betreiben ein scharfes Mandat nach dem andern schickte, der Kurfürst solle dem Unfug ein Ende machen. Friedrich der Weise war über Melanchthons Meldung von den neuen Propheten, die Ende Dezember eingelaufen war, sehr erregt und ließ Melanchthon und Amsdorf nach Prettin laden, wo Haubold von Einsiedel und Spalatin sie einvernahmen, was sie bewogen habe, an Se. Kurfürstliche Gnaden von dieser Sache so beweglich zu schreiben? Beide wiederholten, sie hätten den Kurfürsten bestimmen wollen, die Angelegenheit Doctoris Martini Judicio zu unterbreiten, da sie ihr nicht gewachsen seien. Ihr Wunsch also, Luther zurückzuerhalten, hatte ihnen die Feder geführt. Der Kurfürst seinerseits fand, er als Laie könne noch weniger darein greifen, doch ehe er gegen Gott handle, wolle er lieber den Stab in die Hand nehmen und das Land verlassen. Luther aber zurückzurufen könne er sich dennoch nicht entschließen. Er habe sich, meint er, nur soweit Luthers angenommen, daß er ihm unparteiische Richter habe auswirken wollen. Komme Luther trotz der Reichsacht nach Wittenberg und widerfahre ihm darüber etwas Beschwerliches, so solle ihm das nicht lieb sein, denn weil kaiserliche Majestät sein Herr wäre, müsse er Sr. Majestät gehorsam sein. So herrschte denn allgemeine Ratlosigkeit. Die beiden

Geladenen kehrten unverrichteter Dinge nach Wittenberg heim; Amsdorf zog sich auf seine Stube zurück und ließ die Dinge gehn, wie sie mochten, Melanchthon seufzte nach Luther und der Kurfürst war tief bekümmert, kam aber über Mahnungen und nachträgliche Mißbilligungen nicht hinaus. Die Universität aber hatte bald die Folgen ihres Mangels an Mut zu erfahren, denn die Reformwut richtete sich nunmehr auch gegen sie. Den Leuten, die jetzt das Wort führten, kam es gar nicht in den Sinn mit den Doktoren über neue Organisationen zu beraten. Wozu brauchte man überhaupt eine Universität, eine Theologie, wozu gelehrte Studien? Hier war der Prophet Storch, der des heiligen Geistes voll war und in allen Dingen Bescheid wußte, obgleich er nach seiner Versicherung weder lesen noch schreiben konnte. Karlstadt selbst war es, der diese Frage aufwarf. Er ermahnte im Kolleg seine Zuhörer nach Hause zu gehn und Ackerbau zu treiben, denn solchen Stand habe Gott eingesetzt, als er die Pforten des Paradieses schloß, nicht aber den Stand der Theologen. Sein Freund, der Rektor Mohr, war gleichfalls geneigt Ferien auf alle Zeiten zu machen. Öffentlich forderte er die Bürger auf, ihre Kinder aus der Schule zu nehmen, da es Gottes Willen nicht sei, durch die Weisheit dieser Welt die Seelen selig zu machen. Aus der leeren Schule machte man ein Brothaus für die Armen. Gemäß seiner neuen Erkenntnis kam Karlstadt mit der Bibel unter dem Arm in die Häuser der Bürger, um sich schwierige Stellen von den Einfältigen im Geiste erklären zu lassen, denn was Gott den Weisen verborgen habe, habe er den Einfältigen geoffenbart. Wie in Erfurt stand jetzt auch in Wittenberg die ganze Existenz der Universität auf dem Spiele, da die Eltern bereits anfingen ihre Söhne aus dieser Narrenmühle abzuberufen. Die Studenten aber, die blieben, besuchten nicht ihre Vorlesungen, sondern lösten die soziale Frage.

Das also hatte die blöde Menge aus Luthers Werk gemacht. Noch nicht ein Jahr war er abwesend und diese kurze Frist hatte genügt aus der schönsten Erhebung der deutschen Geschichte einen tollen Fasching zu machen. Für alle Zeiten durchdrang sich damals der große Mann auf der Wartburg mit der gründlichsten Verachtung der Gassenpolitik und des Pöbelgeschreis und wer sich darüber beklagt, daß Luther in den folgenden Stürmen „das Volk“ einfach als Pöbel behandelte, der mit Gewalt regiert werden müsse, der beklage zuerst, daß dieses Volk sich von Anfang an als solcher benahm.

XXIII

Luthers Rückkehr nach Wittenberg.

Wer die ungeheuere Arbeit bedenkt, die Luther in dem Wartburgwinter leistete, wird sich nicht wundern, daß er den Nöten der Wittenberger nicht die ausschließliche Teilnahme zuwendete, die sie erwarteten. Mit den persönlichen Eindrücken, die er von seinem Besuche im Dezember mitbrachte, hatte er sich in seiner „treuen Vermahnung“ abgefunden und, völlig in seine Übersetzung des Neuen Testaments vertieft, war er geneigt, die Sorgen Melanchthons für übertrieben zu halten. Auf Philippus Hilferufe in der Bedrängnis durch die neuen Propheten antwortete er am 13. Januar 1522 mit entschiedener Mißbilligung von Melanchthons timidem Auftreten. Magister Philippus solle sich erinnern, wer er sei; mehr als Luther selbst, und mehr als alle Zwickauer Schwärmer. Wenn die Propheten von sich selber zeugen, braucht man ihr Zeugnis nicht anzuhören, sondern man muß nach Gamaliels Rat das weitere abwarten. Was er bisher von ihren Worten und Taten höre, seien Dinge, die auch der Teufel nachäffen könne. Ein Prophet soll sagen, wer ihn gesendet hat oder sich durch Wunder ausweisen. Auch die alten Propheten seien aus Schulen hervorgegangen, der Ältere habe den Jüngeren beglaubigt. Am meisten entrüstete ihn, daß die neuen Propheten erklärten, Gott habe sie entzückt. Er wußte, wie der Seele zumute ist, wenn Gott sie anfaßt. „Willst Du wissen,“ schreibt er, „Zeit, Ort und Art der göttlichen Gespräche, höre: ‚wie der Löwe hat er meine Gebeine zerschmettert und ich bin verworfen von Deinen Augen. Meine Seele ist mit Pein erfüllt, mit Vorgefühl der Hölle.‘ Darum redet Gott durch die Schrift mit den Menschen, weil wir ihn nicht ertragen könnten, wenn er selber spräche.“ Wenn selbst die heiligen Männer Gottes nach den Psalmen ihn in der tiefsten Zerschmetterung ihrer Seelen vernommen hätten, wie wolle dieser Storch sagen,

Gott habe ihn entzückt! Ihm machte der Engel Gabriel, der den Tuchscherer auf seinen Thron gesetzt hatte, einen ganz anderen Eindruck als Melanchthon. Denn wer nicht durch Angst, Tod und Hölle gegangen ist, hat den rechten Weg zu Gott noch nicht gefunden. „Hörst Du schmeichelnde, stille, fromme, süße Reden, dann stimme nicht zu, auch wenn sie behaupten, sie seien in den dritten Himmel entrückt worden; es fehlt das Zeichen des Menschensohns“ — das Kreuz. Selbst Jesus, ehe er einging zur Herrlichkeit, war zuvor ein Kruzifixus. Was Stübners Argumente gegen die Kindertaufe betreffe, so habe er stets erwartet, daß der Satan die Evangelischen von dieser Seite angreifen werde, um sie zu spalten, aber die Gründe der Sektierer rührten ihn nicht. Wer behaupte, der Glaube der Paten helfe dem Kinde nichts, müsse mit dem gleichen Rechte behaupten, daß Gebete für unsere Brüder überhaupt unwirksam seien. Wir aber glauben, daß Gott Gebete erhört. Der Gläubige wirke allewege auch in anderen Glauben und die Gegner könnten gar nicht beweisen, daß der Täufling nicht glaube. Wenn der Apostel 1 Kor. 7 sage, „sonst wären euere Kinder unrein, nun aber sind sie heilig“, so setze auch er die Kindertaufe und deren heiligende Wirkung voraus. Wenn man dem Heiland die Kinder darbringe, nehme er sie auch an und wirke in ihnen Gnade, auch wenn wir diese nicht mit Augen sehen. Zudem sei die Taufe an Stelle der Beschneidung getreten, die am achten Tage an dem Kinde vollzogen wurde; auch daran scheitere das Sturmlaufen gegen die Kindertaufe. In ähnlichem Sinne schrieb er am 17. Januar an Spalatin, wegen der Propheten werde er nicht kommen, sie rührten ihn nicht. Gewaltmaßregeln möchte er nicht empfehlen, vielmehr solle Spalatin den Kurfürsten abhalten, sich mit dem Blute dieser Leute zu beflecken. Dennoch kündigte er dem Kaplan das Asyl. Heraus wolle er, wenn er nicht nach Wittenberg könne, dann irgendwohin, und wäre es auf die Wanderschaft. Als er vollends den ganzen Umfang des Unfugs in Wittenberg kennen lernte, hatte auch seine Geduld mit den Wittenberger Narren ein Ende. „Alle meine Feinde, samt allen Teufeln, wie nahe sie mir gekommen vielmal,“ so schreibt er Mitte März an Hartmuth von Kronberg, „haben sie mich doch nicht troffen, wie ich jetzt getroffen bin von den Unsern, und muß bekennen, daß mich der Rauch übel in die Augen beißt und kitzelt mich fast im Herzen.“ Einen Augenblick scheint er daran gedacht zu haben, sich brieflich an die Gemeinde zu wenden, denn es ist das Fragment eines Schreibens an die Wittenberger vorhanden, das aber nie abgegangen und erst nachmals gedruckt worden

ist. Es beginnt ganz wie die erste Predigt, mit der er nach seiner Rückkehr seiner Gemeinde von der Kanzel der Pfarrkirche entgegen trat, und enthält auch im weiteren Verlauf zahlreiche Wendungen, die er dort gebrauchte: „Ich kann nicht allewege bei euch sein. Ein jeglicher ist schuldig, für sich selber zu sterben und seinen Tod zu leiden*).“ Die Rücksichtslosigkeit, mit der man unter Karlstadts Führung alte, heilige Gewohnheiten abgeschafft habe, ohne sich darum zu kümmern, wie solche Gewalttaten auf schwache Gemüter wirken, findet er lieblos. „Christus hat unsere Schwachheit getragen, so sollen auch wir unseres Nächsten Schwachheit tragen. Christus hält uns zu gut, wenn wir in Sünden fallen, daß wir gleich überporzeln: warum wollen wir nicht unserem Nächsten etwas zu gut halten? Man hat diese Neuerung eingeführt mit den Messen, Bildern, Sakrament angreifen, und anderen liederlichen Dingen, daran nichts gelegen ist, den Glauben und Liebe fahren lassen ... Wir haben noch viel Brüder und Schwestern, die zu Leipzig im Land, zu Meißen und sonst umher wohnen, die müssen wir auch mit zum Himmel haben ... Es ist möglich, daß sie besser werden, denn wir sind. Nu hat man diesen Handel schnell, purdi, purdi angefangen, und mit Fäusten hinein getrieben; das gefällt mir gar nicht, daß ihr's wisset, und wenn es dazu kommt, so will ich in diesem Handel auch nicht bei euch stehn. Ihr habt's ohne mich angefangen, so sehet, daß ihr's ohne mich hinausführen möget. Es ist nicht recht, was ihr gethan habt, und wenn es noch einmal Karlstadt und wer sonst gesagt hat. Ihr habt viel elende Gewissen hineingeführt.“ Gar mancher, fürchtet er, der da mitgetan habe, ohne eigentlich zu wissen, was er tue und warum, werde in Todesnöten und Anfechtungen sich seine Beteiligung zum Vorwurf machen; wenn er dann sich quäle und verzweifle, so seien die schuld, die eine Reform mit Gewalt durchgeführt haben, für die die meisten noch gar nicht reif sind. Kinder brauchen Milch, sage der Apostel, erst wenn sie stark geworden, gibt man ihnen feste Speise. „Hast Du genug gesogen, und bist stark geworden, willst Du darum die Zitzen abschneiden, daß die andern nicht saugen können? Lieber Gesell, hast Du genug gesogen und bist groß geworden, so laß einen andern auch saugen und groß werden.“ Daß dieser merkwürdige Brief, der vielfach an die Korintherbriefe des Apostels erinnert, nicht abgeschickt wurde, hängt

*) In der ersten Predigt: „Wir sind alle zum Tode gefordert, und wird keiner für den andern sterben.“

wohl damit zusammen, daß Luther im Schreiben inne wurde, wie nur persönliche Anwesenheit hier etwas ausrichten könne. Länger als bis zur Vollendung seiner Übersetzung des Neuen Testaments auf der Wartburg zu bleiben, hatte er ohnehin nicht vorgehabt; diese aber war so weit fertig, als er sie ohne Melanchthons Revision vollenden konnte. Dazu kamen von Wittenberg selbst, vom Rate der Stadt, von der Universität, von den Freunden neue Aufforderungen „mit großem Flehen und Bitten", er möge kommen und der eingerissenen Anarchie steuern. „Da," sagte er, „ist keine Disputation mehr gewesen, ob ich kommen oder nicht kommen soll." Kurzerhand schrieb er dem Kurfürsten, daß er nach Wittenberg gehe. Er will selbst, „so Gott will, schier da sein," um sich zu erweisen als Diener Gottes in Aufruhren, wie er sich 2 Kor. 6, 4 übersetzt. Dieser Abschied ohne Ermächtigung und Urlaub mußte den Kurfürsten schon an sich verdrießen, aber, ohne es zu wollen, kränkte der Reformator den alten Herrn auch durch einen etwas ironischen Glückwunsch, daß durch das Kreuz in Wittenberg der Kurfürst nun ein wahres Heiligtum ganz kostenlos erhalten habe, ein ganzes Kreuz mit Nägeln, Speeren und Geißeln. Diese Anspielung auf seinen von Luther schon mehrfach angefochtenen Reliquienschatz scheint den Kurfürsten geärgert zu haben, so daß Luther in seinem nächsten Briefe sich verwahrt, der Kurfürst sollte doch sein Herz besser kennen und nicht argwöhnen, daß er mit seinen Worten „seiner Kurfürstlich Gnaden hochberühmte Vernunft habe stockern wollen". Diese Entschuldigung wird wohl durch die tadelnde Wendung Friedrichs in der Instruktion an Johann Oswald, den Amtmann zu Eisenach, veranlaßt sein, durch den der Kurfürst Luthern seine Bedenken gegen das Verlassen seines Exils mitteilen ließ. Dann aber ist diese Instruktion falsch datiert. Oder aber ein anderes gnädiges Bedenken, das Luthern eben vor seiner Abreise erreichte, ist uns verloren gegangen, müßte aber den gleichen Inhalt gehabt haben wie die Instruktion. Diese jedenfalls zeigt uns, daß Friedrich wirklich ein Fürst von seltener Güte des Herzens und absoluter Reinheit der Gesinnung gewesen ist. Er rügt Luthers unehrerbietige Ermahnung „klug und weise zu sein" nur, indem er sie zweimal wiederholt, und den Mahner auffordert, er wolle anzeigen, was er damit meine? Dabei legt er seine eigene Lage mit ruhiger Milde dar. Das Reichsregiment habe bereits mehrere Reskripte geschickt, der Kurfürst solle gegen die Neuerungen in Wittenberg einschreiten. Die benachbarten Bischöfe, wie der von Meißen, hätten die Absicht in Person im Kurfürsten-

tum eine Mission zu halten und eine Gegenreformation einzuleiten. Wenn Luther auch seinerseits ähnliche Absichten ankündige, so wisse er nicht, ob das heißen solle, er gedenke nach Wittenberg zurückzukehren? Wäre aber solches „sein Gemüt“, so müsse der Kurfürst ihn warnen, sich in diesen Läuften öffentlich sehen zu lassen. Sollte das Reich gegen ihn einschreiten, so würde das für den Kurfürsten der größten Beschwerungen eine sein, zumal wenn Luthern unrecht geschehen sollte. Luther könne selbst ermessen, was aus einer solchen Lage für Land und Leute Gutes erwachsen müßte. Der Kurfürst würde für seine Person gern Leiden über sich nehmen, wenn er eigentlich und gründlich wüßte, was in Gottes Willen recht und gut wäre darob zu leiden, und schrecke vor dem, was Luther das rechte Kreuz und Heiligtum nenne, nicht zurück. Sie machten es aber zu Wittenberg so wunderlich und mancherlei, daß so viel Sekten daraus würden, daß männiglich irre darüber würde und niemand wüßte, wer Koch oder Kellner wäre. Daß aber von wegen seines Kopfs oder Haupts noch andere Leute sollten zu Schaden und Beschwerung kommen, das würde dem Kurfürsten auch fast beschwerlich sein. Unter diesen Umständen würde der Kurfürst es gerne sehen, wenn Luther bis zu dem neuen Reichstag, der auf Mitfasten in Aussicht genommen sei, Geduld haben wollte und sich enthielte bis man sehe, wie die Dinge sich anlassen. Er könne ja diesem Reichstag seine schriftliche Erinnerung und Bedenken einsenden, was in diesen Sachen vorgenommen werden solle, denn es stehe darauf, daß die Ding mittler Zeit zu einer großen Veränderung kommen möchten. „Sollt aber dadurch Gottes Willen und Werk verhindert werden, das wäre seiner churfürstlich Gnaden nicht lieb, und wollt derhalben das alles in seinen Verstand, der dieser hohen Sachen erfahren, gestellt haben. Das hat sein churfürstlich Gnaden, als die es gnädiglich, gut und treulich meint, ihm gnädiger Meinung nicht wollen verhalten.“ Gewissenhafte Fürsorge einerseits für sein Land, anderseits für Luthers Person sprechen aus dieser Instruktion, auf Grund deren der Amtmann mit Luther verhandeln sollte und der Schluß namentlich zeigt, mit welcher Ehrfurcht er zu Luther als zu einem Propheten aufblickt, der die Ratschlüsse Gottes wohl besser beurteilen wird als er selbst es könnte. Erst von Borna aus hat Luther diese Eröffnungen beantwortet, woraus wohl zu schließen ist, daß sie ihm erst im letzten Momente zukamen, so daß er von der Wartburg aus nicht mehr antworten konnte, vielleicht auch nicht mehr antworten wollte. Mit dem Knechte, „dem Einspännigen“, ritt er kurz vor Fastnacht weg in der Richtung auf

Erfurt und Jena. Wie wir aus der Reisebeschreibung Keßlers erfahren, der gleichzeitig auf derselben Straße nach Jena unterwegs war, muß die Reise unter strömendem Regen und auf grundlosen Wegen vor sich gegangen sein. Ratzeberger, der freilich in seinen Angaben über Luthers Reisen zuweilen die Dinge stark durcheinander wirft, hat allerlei Anekdoten auch über die Rückkehr Luthers nach Wittenberg, die sonst nicht bezeugt sind. Nach ihm wäre Luther in Erfurt eingekehrt. „Unterwegen,“ sagt Ratzeberger, „kehret er zu Erfurt zur hohen Lilien ein und da er Mahlzeit hielt, ward man des Luthers ob Essen zu reden. Unter anderem fing auch ein Pfaff an über Tisch den Luther heftig zu schmähen, und erzählete, was Jammers und großen Irrtums der Luther in der Kirche hätte angericht. Als nun dieser das, ein anderer dieses zur Sachen redete, bittet Luther den Pfaffen, er wolle ihm doch einen Bericht um Luthers Lehre tun, er sei ein armer Edelmann und komme bisweilen zu Leuten, da man von Luthern redete, möchte derwegen gerne wissen, was sein Tun und Wesen wäre. Der Pfaffe sagte, er wolle wohl hundert Irrtumb in des Luthers Büchern weisen, Luther begehrete, der Pfaff woll ihm deren etzliche herzählen, und hielt so lang an, daß er ihm aus den hunderten nur zween oder einen wollte dartun, denn obwohl er der Reuterei zugetan sei, hätte er doch in seiner Jugend schreiben und lesen gelernt, hätte auch etzliche des Luthers Schriften gelesen, befinde aber allenthalben in seinen Büchern, daß er sich uf die heilige Schrift zöge, und insonderheit Paulum oft anziehen täte. Da nun der Pfaff hierauf kein Antwort zu geben wußt, und diese Disputation nicht zu weit einreißen mochte, machte der Einspännige seine Rosse fertig und hielt bei seinem Junker an, daß er sich uf den Weg machte, denn es sei hohe Zeit, wenn sie bei Tag ihre Nachtherberge erlangen wollten.“ Genaueres wissen wir von Luthers Aufenthalt in Jena, der auf Fastnacht fiel. In der Stadt herrschte Faschingslärm und vielleicht auch wegen des schlechten Wetters waren alle Herbergen überfüllt. Wir erfahren das durch Johann Keßler, den Reformator von St. Gallen, der in seiner Chronik Sabbata erzählt, wie er mit einem Gefährten am gleichen Tage in Jena eingetroffen sei. „Weiß Gott in einem wüsten Gewitter!“ Nirgend wollte man sie aufnehmen und so wollten die beiden Studenten bereits weiter wandern, ob sie etwa auf dem nächsten Dorfe einen Unterstand finden könnten. Unter dem Tore aber warnte sie ein freundlicher Jenenser Bürger, ziellos in die Nacht hinein zu laufen, und wies sie nach dem schwarzen Bären, wo der Wirt sie auch freundlich

aufnahm. „Unsere Schuhe aber waren, hie mit Verlaub zu schreiben, so voll Kot und Wust, daß wir schamhalben nit fröhlich durften in die Stuben treten, schmiegten uns heimlich bei der Tür auf ein Bänkli nieder.“ Wer die Jenenser Landstraßen kennt, wird das begreifen. Da entdeckte die beiden von der Kalkbrühe über und über getigerten jungen Menschen ein freundliches dunkles Augenpaar und ein Ritter bot ihnen einen Willkommtrunk „so voll Freundlichkeit und Holdselige, daß wir ihm nit abschlagen kunnten“. Es war Ritter Jörg von der Wartburg, dem das Herz aufging, als er wieder Studenten sah. Der Reitersmann saß allein an einem Tisch und ein kleines Buch lag vor ihm. Die Studenten folgten der freundlichen Einladung, und so, sagt Keßler, „bestellten wir noch ain Maß Win uffzutragen, damit wir, von Ehren wegen, wiederum zu trinken bieten könnten, vermeinten aber nit anderst, dan es wär ein Reuter, so er nach Lands Gewohnheit da saß in einem roten Schepli, in Hosen und Wams, ein Schwert an der Seite, mit der rechten Hand an des Schwertes Knopf. Bald fing er an uns zu fragen, wannen wir bürtig wären, doch gab er ihm selbst Antwort: ihr sind Schwitzer; wannen sind ihr aus dem Schwitzerland? Antwurten wir: von S. Gallen.“ Als der Reiter ihnen sagt, sie sollten sich in Wittenberg doch ja an Hieronymus Schurf, ihren Landsmann, wenden, stellt sich heraus, daß sie gerade an diesen Empfehlungsbriefe bringen. Luther erzählt ihnen nun freundlich von Schurf und seinem Bruder Augustin, dem Mediziner, und von Melanchthon und den andern Lehrern; sie berichten ihm von Basel, wo sie studiert haben und daß Erasmus sich da gar heimlich halte. „Unter solchem Gespräch ward er uns gar heimlich, ja daß min Gesell das Büchli, das vor ihm lag, ufhub, sperret es uff, da war es ein hebräischer Psalter. Da legt er es bald wieder nieder und der Reuter behielt das.“ Vor der Tür vertraute der Wirt dem Keßler an, sie säßen bei Luther, nach dem sie ihn schon gefragt hätten. „Die Wort nahm ich gespottweis an und sprach: ‚Herr Wirt, Ihr wölten mich gern fatzen‘.“ Der Gefährte aber meint, Keßler habe den Wirt wohl falsch verstanden, der Reiter werde wohl der Hutten sein. Bei Tisch redet dann Luther mit den anwesenden Kaufleuten über den Reichstag zu Nürnberg, der zur Beratung der Beschwerung der deutschen Nation versammelt sei, dessen Mitglieder aber statt zu arbeiten, Turniere, Schlittenfahrten u. s. f. abhielten. „Das sind unsere christlichen Fürsten!“ Man müsse alle Hoffnung darauf setzen, daß die junge Generation auf Gottes Wort gepflanzt werde, von der alten, die im Irrtum gewurzelt sei, er-

warte er nichts mehr. Der älteste der Kaufherrn meinte: „Ich bin ein einfältiger, schlichter Lai, aber wie mich die Sach ansieht, muß der Luther entweder ein Engel vom Himmel oder ein Teufel aus der Hölle sein.“ Er würde gern zehn Gulden dafür geben, wenn er ihm einmal beichten könnte, damit er ihm sein Gewissen unterrichte. Für die jungen Schweizer schließt diese merkwürdige Abendtafel mit der erfreulichen Mitteilung, die ihnen der Wirt zuflüstert: „Hand nit Sorg für die Zehrung. Martinus hat das Nachtmahl für euch ufgericht.“ Als sie nun bei dem Reiter sich bedanken, schenkt er ihnen Wein ein, dessen sie besser gewöhnt seien als das Jenaische Bier und sie stoßen an zum Abschied. „Indem stund er uff, warf den Wappenrock auf seine Achsel und nahm Urlaub.“ Sein Inkognito wahrte er freilich auch in Jena, aber nur wie zum Scherz Als der Wirth es ihm auf den Kopf zusagt, er sei der Luther, erwidert er: „Die Studenten meinen, ich sei der Hutten, Ihr meint, ich sei der Luther, nun werde ich wohl bald der Markolphus sein,“ der beliebte Fabelheld, den er öfter zitierte. Den Kaufleuten, die ihn noch im Stall aufsuchten, ehe er sein Roß bestieg, um sich zu entschuldigen, daß sie so frei von ihm geredet hätten, erwiderte der Reiter nur, der eine von ihnen wolle ja zehn Gulden aufwenden, wenn er Luthern beichten könne; falls er in den Beichtstuhl komme, werde er ja sehen, ob er der Luther sei oder nicht. „Und sich nit weiter zu erkennen geben, dann bald uffgesessen und uff Wittenberg geritten.“ Am Aschermittwoch den 5. März trifft Luther bereits in Borna, südlich von Leipzig, ein, wo sein Freund Michael von der Straßen den Posten eines kurfürstlich sächsischen Geleitsmanns bekleidete. Hier war nun auch Gelegenheit, die letzten Warnungen des Kurfürsten, der zu Lochau weilte, zu beantworten und so erfahren wir, in welchen Gedanken der einsame Reitersmann seine Straße geritten war. Ernst ist er gestimmt, während er doch alle Sorge für seine Person weit hinter sich wirft. Gegenüber der Schmach, die die Seinen in Wittenberg dem Evangelium angetan, sagt er, müßten alle andern Rücksichten schweigen, und er konnte des Kurfürsten Befehl, auf der Burg zu bleiben, nicht erfüllen. „Alles, was bisher mir zuleide getan ist in dieser Sachen, ist Schimpf und nichts gewesen. Ich wollt auch, wenn es hätt können sein, mit meinem Leben es gern erkauft haben.“ Er muß zurück, weil sein Herr ihn braucht. Wahrhaft großartig aber ist die Haltung, in der der geächtete, exkommunizierte, vogelfreie Mönch die Hand des mächtigen Fürsten, des einzigen, der ihn schützen und bergen will und kann, fast

schroff zurückweist: „Von meiner Sach, gnädigster Herr, antwort ich also: Euer kurfürstlich Gnaden weiß, oder weiß sie es nicht, so laß sie es ihr hiermit kund sein, daß ich das Evangelium nicht von Menschen, sondern allein vom Himmel, durch unsern Herrn Jesum Christum habe." Daß er ein ganzes Jahr gewichen sei, habe er dem Kurfürsten zu Dienst getan, „denn der Teufel weiß fast wohl, daß ich's aus keinem Zag getan habe". „Das weiß ich ja von mir wohl," schreibt er, „wenn diese Sache zu Leipzig also stünde wie zu Wittenberg, so wollt ich doch hineinreiten, wenn's gleich neun Tage eitel Herzog George regnete, und jeglicher wäre neunfach wütender denn dieser ist. Der Herzog Georg hält den Herrn Christum für einen Mann von Stroh geflochten; das kann mein Herr und ich eine Zeitlang wohl leiden, aber endlich wird das Unglück auf ihn eindringen ohne Unterlaß." Was den Schutz des Kurfürsten betreffe, so verlange er den nicht: „Ich komme gen Wittenberg in gar einem höheren Schutze denn des Kurfürsten. Ich hab's auch nicht im Sinn, von Ew. Kurfürstlich Gnaden Schutz begehren. Ja ich halt, ich wollt Ew. Kurfürstlich Gnaden mehr schützen, denn sie mich schützen könnte. Dazu wenn ich wüßte, daß mich Ew. Kurfürstlich Gnaden könnte und wollte schützen, so wollt ich nicht kommen. Dieser Sache soll noch kann kein Schwert raten oder helfen. Gott muß sie allein schaffen, ohn alles menschliche Sorgen- und Zutun. Darum, wer am meisten glaubt, der wird hier am meisten schützen. Dieweil ich nun spüre, daß Ew. Kurfürstlich Gnaden noch gar schwach ist im Glauben, kann ich keinerleiwege Ew. Kurfürstlich Gnaden für den Mann ansehn, der mich schützen oder retten könnte." Der Kurfürst möge immerhin dem Kaiser als seinem Herrn gehorchen, „denn die Gewalt soll niemand brechen, noch widerstehn, denn allein, der sie eingesetzt hat, sonst ist's Empörung und wider Gott!" Übrigens sei der Kurfürst in einer zu hohen Wiege geboren, als daß ihn Gott zum Stockmeister über Luthern habe bestellen wollen. „Es ist ein andrer Mann denn Herzog Georg, mit dem ich handle: der kennet mich fast wohl, und ich kenne ihn nicht übel. Wenn Ew. Kurfürstlich Gnaden gläubete, so würde sie Gottes Herrlichkeit sehen; weil sie aber noch nicht gläubet, hat sie auch noch nichts gesehn. Gott sei Lieb und Lob in Ewigkeit. Amen." Zweierlei also steht ihm fest, daß er von Christus gesendet sei und daß er Gewalt genug über sein Volk besitze, um auch ohne den Kurfürsten seine Sendung durchzuführen. Sein Gewissen sagt ihm, daß er ein Prophet sei, das ist der Platz, den seine Weltanschauung

ihm zuweist. Das schließt aber nicht aus, daß er sich daneben den elendsten von allen Sündern nennt. Das sind nicht Rollen, die er spielen will, sondern Erfahrungen seines Gemütslebens. Furcht ist einer solchen Überzeugung etwas völlig Fremdes, aber auch Nachgeben, Vermittlungen, Verleugnung der als wahr erkannten Meinung ist unmöglich. Bequem sind solche Leute nicht, aber sie machen die Geschichte. Luther selbst sagte den Freunden, er habe an den Kurfürsten härter geschrieben als an irgendeinen hohen Herrn, aber der fromme Kurfürst habe es willig ertragen.

Kurz vor Wittenberg stieß Luther am 6. März 1522 auf einen Trupp Reiter und indem er mit seinem Einspännigen sich ihnen anschloß, gelangte er in diesem Geschwader über die Elbbrücke völlig unerkannt in die Stadt. Ratzeberger erzählt, „in dieser ungewohnlichen Gestalt" sei Junker Jörg bei Dr. Jonas eingetreten. „Da ward er von seinen besten Freunden nicht erkannt bis er sich in seiner Rede zu erkennen gab, dan es schickete D. Jonas zu dem Goldschmied Christian, er solle einem fremden Junker ein gulden Ketten machen. Da nun Doktor Luther gefragt ward, von was Golde, und er redete, erkannte ihn der Goldschmied an seiner Rede und Sprache. Also ließ auch D. Jonas Meister Lukas, den Maler holen, einen fremden Junker abzumalen. Meister Lukas fragte ihn, ob er das Konterfei von Öl oder von Wasserfarben zurichten sollte, und Junker Georg antworten mußte, ward er in dieser unkenntlichen Gestalt an der Rede von Meister Lukas auch erkannt." Damals also wäre das bekannte Bild Kranachs, das Luther als Junker Georg darstellt, entstanden. Als die beiden Schweizer Studenten bei Schurf ihre Empfehlungsbriefe abgaben, trafen sie ihren Unbekannten aus dem Bären in Jena, der sie sofort dem auch anwesenden Melanchthon vorstellte. Nun aber legte er Reiterkleid und Waffe ab, nahm die Kutte aufs neue und kehrte in das verödete Augustinerkloster zurück. Am folgenden Sonntage hielt er dann seine erste Predigt vor der sonntäglich versammelten Gemeinde.

Die ersten Maßregeln Luthers nach der Rückkehr von der Wartburg haben vielfaches Kopfschütteln hervorgerufen, weil sie weit hinter die Linie zurückgingen, die er selbst in seinen Schriften als das zu erstrebende Ziel bezeichnet hatte. Aber Luther war bei aller Überzeugungstreue kein Knecht der Doktrin. Wenn es die Lage erforderte, stellte er sich auch einmal über sein Prinzip. Hier stand er fieberhaft erregten Zuständen gegenüber, die er als Arzt, nicht als Theologe zu behandeln hatte. Am kürzesten und einfachsten war die Ruhe herzustellen, wenn man zu dem altgewohnten

Zustande vor dem tollen Neujahr zurückging. Gründliche und definitive Kultusänderungen hätten den Kampf sofort erneuert; sie mußten darum für ruhigere Zeiten verspart bleiben. Nicht das prinzipiell Richtige, sondern das Gewohnte wurde wieder aufgerichtet, denn Luther hatte unter den vorliegenden Verhältnissen nicht als Reformator, sondern als Pfarrherr und Seelsorger einzugreifen. In eine persönliche Polemik gegen die Missetäter ließ er sich nicht ein, sondern behandelte Karlstadt und Zwilling mit entgegenkommender Herzlichkeit. Ein Student, der ihn damals hörte, schrieb an Beatus Rhenanus: „Nach dem Aussehen zu urteilen ist es ein gütiger, milder und freundlicher Mann. Seine Stimme ist angenehm und wohlklingend, so daß ich nicht umhin kann, die holdselige Redeweise zu bewundern.“ Auch Hieronymus Schurf meldete an den Kurfürsten, das Frohlocken über Luthers Wiederkehr sei allgemein, „denn er dadurch uns arme verführte und geärgerte Menschen vermittelst göttlicher Hilfe wiederum auf den Weg der Wahrheit weiset mit unwiderfechtlichem Anzeigen unseres Irrtums“. Statt die Exzedenten zu züchtigen, wie sie es verdienten, trat Luther als Anwalt der Schwachen auf, denen die Dinge nicht so rasch über den Kopf hinweggenommen werden dürften. Er verwirft die Ziele der Neuerer nicht, aber er findet, ihr Eilen sei zu geschwinde. Nur in der Nachschrift seiner Zuhörer besitzen wir die acht Predigten, die er in der ersten Woche seines Wiederhervortretens hielt. Zu eigener Niederschrift fand Luther nicht die Zeit, dennoch gehören sie zu den gewaltigsten, die er überhaupt gehalten hat. Am Sonntag Invocavit (9. März) begann er damit. „Wir sind alle zum Tode gefordert, und wird keiner für den andern sterben,“ sagte Luther, „sondern ein jeglicher in seiner Person muß geharnischt und gerüstet sein ... Derhalben muß jeder selbst die Hauptstücke, so einen Menschen belangen, wohl wissen, dadurch er in diesen ernsten Kampf gerüstet komme.“ Zum ersten müssen wir wissen, daß wir alle Kinder des Zornes sind, zum andern müssen wir wissen, daß uns Gott aus lauter Gnade seinen eingebornen Sohn gesandt hat, zum dritten müssen wir die Liebe haben. „Die beiden ersten Stücke sind lauter und rein den Wittenbergern gepredigt worden, aber an dem dritten ist es fast gefehlt. Ich sehe und merke, daß ihr wohl könnet und wisset zu reden von der Lehre, die euch gepredigt ist. Kann man doch schier einen Esel lehren singen, sollt ihr denn auch nicht so viel lernen, daß ihr die Lehre und Wörtlin solltet nachreden? Aber, lieben Freunde, Gottes Reich bestehet nicht in der Rede oder in den Worten,

sondern in der Kraft und in der Tat." Zum vierten ist uns auch not die Geduld ... „Allhie, lieben Freunde, muß nicht ein jeglicher tun, was er Recht hat, sondern muß sehen, was seinem Bruder nützlich und förderlich ist." „Also sollen wir mit unsern schwachen Brüdern umgehen, sollen mit ihnen Geduld tragen, sie nicht greulich anschnauzen, sondern fein freundlich handeln und sie mit aller Sanftmut unterweisen und lehren." Dieser allgemeinen Ermahnung zur Rücksicht auf die Schwachen ließ er am Montag eine Erörterung über die Reform der Messe folgen. Ihre mißbräuchliche Verunstaltung leugnet er nicht, aber auch über die Reform des Gottesdienstes muß erst eine wirkliche Übereinstimmung der Überzeugungen in der Gemeinde herbeigeführt werden. „Was kann Dir's schaden, wenn Du gleich ein Zeitlang mit solchen äußerlichen Dingen Geduld trägst. Hast Du doch Deinen Glauben rein und stark zu Gott, daß Dir das Ding nicht schaden kann." So sei es auch mit den Heiligenbildern. Daß Mißbrauch mit dem Heiligendienst getrieben werde, leugnet er nicht. Auch mit Wein und Weibern treibe man Mißbrauch, aber solle man darum allen Wein ausschütten und alle Weiber umbringen? Paulus, als er in Athen die vielen Abgötter sah, griff nicht zum Bildersturm, sondern „er trat mitten auf den Platz und saget dem Volk, daß es eitel abgöttisch Ding wäre. Da das Wort ihre Herzen fassete, da fielen die Abgötter von ihr selbs ohn alle Gewalt und ohne Stürmen. Denn das Wort hat Himmel und Erde geschaffen und alle Dinge. Dasselbe Wort muß es hier auch tun, und nicht wir arme Sünder. Summa, Summarum: predigen will ich's, sagen will ich's, schreiben will ich's, aber zwingen, dringen mit Gewalt will ich niemand." Alles was bisher geschehen, habe das Wort ausgerichtet. „Das hat, wenn ich geschlafen habe, wenn ich Wittenbergisch Bier mit meinem Philippo und Amsdorf getrunken habe, also viel getan, daß das Papsttum also schwach worden ist, daß ihm noch nie kein Fürst noch Kaiser so viel abgebrochen hat. Ich habe nichts getan. Das Wort hat alles ausgerichtet. Wenn ich hätte wollen mit Ungemach fahren, ich wollte Deutschland in ein großes Blutvergießen gebracht haben, ja ich wollte wohl zu Worms ein Spiel angerichtet haben, daß der Kaiser nicht wäre sicher gewesen. Aber was wäre es? Ein Narrenspiel wäre es gewesen und ein Verderbnis an Leib und Seele." „Ich kann keinen mit Gewalt gen Himmel treiben, oder mit Knitteln hineinschlagen. Dies ist grob genug gesagt; ich meine, ihr habt's verstanden." Ihm ist der, der diesen neuesten Unfug angestiftet hat, kein

anderer als der, der durch Papst und Bischöfe die Welt betrog, der Teufel. Der ist ein Tausendkünstler und will auch nicht immer schwarz erscheinen, sondern gern schön sein, wenn er auf die Kirchmessen geladen wird. „Hast Du aber keinen hellen, klaren, starken Spruch der Schrift, darauf Du bestehen magst, so reißt er Dich hinweg, wie der Wind ein dürres Blatt hinwegreißt." Von all den Neuerungen, die seine Freunde eingeführt haben, rügt er am bittersten die Profanation des Abendmahls, bei dem jetzt die Leute hauptsächlich daran denken, die Hostie mit eigener Hand zu ergreifen, als ob das die Hauptsache sei. „Werdet ihr von diesem Stück nicht abstehn," ruft er von der Kanzel, „so darf mich kein Kaiser noch König, noch sonst wer von hinnen jagen; ich will wohl ungetrieben von euch selbs laufen." Auch die Beichte will er sich nicht rauben lassen, nur gegen den Beichtzwang sei er aufgetreten. Die Beichte selbst aber wollte er nicht um der ganzen Welt Schatz geben; „denn ich weiß, was Stärk und Trost sie mir geben hat. Es weiß niemand, was die heimliche Beicht vermag, denn der mit dem Teufel oft fechten und kämpfen muß. Ich wäre längst vom Teufel überwunden und erwürget worden, wenn mich diese Beicht nicht erhalten hätte." „Ich kenne den Teufel wohl; hättet ihr ihn auch so wohl erkannt, ihr hättet die heimliche Beicht nicht also in den Wind geschlagen. Der Teufel sitzet hinter der Höllen und gedenkt also: ‚Oh wie sollen mir die Narren ein fein Spiel zurichten. Also wollt ich's haben. Mir wird mein Teil aus dieser Beut wohl werden.' Ich kenne ihn wohl, so kennt er mich auch wohl. Lassen wir ihm aber nur einen Fuß breit, so mögen wir zusehen, wie wir seiner los werden."

Der Eindruck, den diese merkwürdige Predigtwoche auf die Wittenberger machte, läßt sich aus den beiden Briefen ersehen, in denen Schurf die Sorgen des Kurfürsten beschwichtigte. Augenscheinlich liege es am Tage, daß der Geist Gottes in Luther sei und wirke „und bin ungezweifelt, daß aus sonderlicher Schickung des Allmächtigen er auf diese Zeit gen Wittenberg kommen". Die Wittenberger aber waren stolz, ihren Elias, ihren Doktor, wieder in ihrer Mitte zu haben. Selbst der Stadtrat erschien und brachte ihm eine Kanne Wein und eine neue Kutte. In der Stadtrechnung aber findet sich der Vermerk: „Zwei Schock, 39 Groschen, 6 Pfennige Doctori Martino verehrt, da er aus dem Gefängnis kam. An 8 3/4 Ellen zu einer Kappe, die Elle für 18 Groschen, bei Hans Modden genommen und Mathes Globig." Sogar dem alten Hans Luther in Mansfeld schickten die Stadträte zum Dank dafür, daß sie seinen Sohn

wieder hatten, eine Fuhre Bier, der sich nun auch dieses Sohnes nicht mehr schämte, obwohl er ein Mönch war.

Eine bemerkenswerte Wirkung von Luthers acht Sermonen war die Bekehrung Capitos zur Lutherschen Sache. Capito war nach Wittenberg gekommen, um seinen Frieden mit dem Reformator zu suchen und überzeugte sich schon durch das Anhören der beiden ersten Sermone, daß Luther gar nicht der revolutionäre Stürmer war, für den man ihn am Mainzer Hofe hielt. Die Mahnung, die ihm Luther brieflich erteilt hatte, nicht auf beiden Seiten zu hinken, hatte einen Stachel in seinem Herzen zurückgelassen und Luthers Predigten vollendeten seine Bekehrung. Bald darauf schrieb er an den Kurfürsten Albrecht seinen Scheidebrief. Er wolle lieber ehrlich hungern als alle Tage ein anderes Gesicht machen. Während er anfänglich auf seiner neuen Stelle in Straßburg noch als Gesinnungsgenosse Albrechts gegolten hatte, fing er nun zum Entsetzen der Papisten an, die evangelische Lehre zu predigen, so daß Erasmus, der sich völlig von ihm getäuscht sah, ihm eine scharfe Rüge sendete.

In Wittenberg aber kehrte, seit Luther die Spitze wieder genommen hatte, Ruhe und Ordnung in die Gemeinde zurück. Karlstadt wurde auf seine ordnungsmäßigen Predigten als Archidiakonus verwiesen; der einäugige Zwilling, gestern ein rabiater husitischer Lärmmacher, heute ein geschmeidiger Deutschböhme, ging in sich und bat Luthern um Verzeihung, daß er eine Weile gemeint hatte, auch er müsse den Reformator spielen. Die Vorlesungen nahmen wieder ihren ordentlichen Verlauf, die Studenten lernten Hebräisch und Griechisch statt die soziale Frage zu lösen und nur die zerstörte Lateinschule konnte nicht sofort wieder zusammengebracht werden. Erst im Jahre 1523 wurde sie von Bugenhagen neu organisiert.

Die Zwickauer Propheten wollte Luther anfänglich gar nicht vor sich lassen. Diese Tuchscherer und Schulmeister waren nach seiner Meinung viel zu wichtig genommen worden. Schließlich setzten Melanchthons Schützling Stübner und der protzige Schwabe Cellarius es doch durch, daß zu Anfang April ein Gespräch auf Luthers Stube gehalten wurde, dem auch Melanchthon beiwohnte. Der Württemberger begann mit Schmeicheleien, die er Luthern ins Gesicht sagte, sein Beruf sei größer als der der Apostel. Luther verbat sich das und als er die drei Propheten ernstlich verwarnte, sie sollten ihre eigenen fürwitzigen Gedanken nicht für Offenbarungen des heiligen Geistes ausgeben, denn sie stammten vielmehr aus Eingebungen des Lügengeistes, kehrte der Schwabe sofort die rauhe Seite heraus. Er

fing an wie unsinnig zu schreien, zu stampfen und auf den Tisch zu schlagen, daß Luther solche Worte zu solchen Gottesmännern rede, ja er schrie Luthern einfach nieder. Markus Stübner, Melanchthons Schüler, trat bescheidener auf. Er versicherte, daß ihm seinen Glauben niemand nehmen werde, denn er habe ihn aus wunderbaren Offenbarungen. Er trug dann ihre Lehre von der Entgröbung vor und belehrte Luther, daß er erst im ersten Grade der Beweglichkeit sei, doch auch noch in den Grad der Unbeweglichkeit gelangen werde, in dem Stübner selbst stehe. Er sehe jedem an, was er für ein Pfund habe und wenn Luther es erlaube, wolle er ihm als Beweis seiner wirklichen und wahrhaften Inspiration sagen, was er in diesem Augenblicke denke. Luther staunte, Stübner aber erklärte, er fühle in diesem Augenblick eine Hinneigung zu ihrer Lehre. Da fuhr Luther auf: „Straf Dich Gott, Satanas.“ Später hat er bekannt, daß er angesichts der Ruhe und Zuversicht, mit der Stübner redete, sich wirklich einen Augenblick die Worte des falschen Propheten überlegt habe, aber gerade, daß Stübner ihm das angesehen, bestärkte ihn in dem Verdachte, daß hier der Böse die Hand im Spiel habe. Er seinerseits blieb dabei, Gottes Wort suche man in der Schrift, hätten sie ein neues, so sollten sie es durch Wunder bewähren. Das lehnten sie ab, doch drohten sie, Gott werde ihn noch zum Glauben zwingen. Luther erwiderte, sein Gott werde es ihrem Gotte schon wehren Wunder zu tun. Damit ging man auseinander. Die Gottesmänner verließen am selben Tage Wittenberg und schrieben von dem benachbarten Kemberg aus einen groben Brief an den stolzen Theologen, der das Bündnis mit ihnen verschmäht hatte. Doch gaben sie die Hoffnung noch nicht ganz auf, ihn zu gewinnen. Anfang September meldete sich Klaus Storch selbst, in Landsknechtstracht, bei Luther. Er brachte zwei Begleiter mit, auf die er besonders stolz war. Der eine war ein Jurist aus einer Kölner Patrizierfamilie, Dr. Westerburg, der bald nachher Karlstadts Schwager wurde. Storch war jetzt vor allem Prophet der Wiedertaufe, während er früher gemeint hatte: „Was liegt an dem einen Artikel.“ Auf Luther machte er bei seinem Besuche den Eindruck eines leichtfertigen Menschen, dem es selbst mit seiner Lehre kein rechter Ernst sei. Erst der Bauernkrieg setzte diesen Versuchen, Luther für den Umsturz zu stimmen, ein Ziel. Bei dem völlig verbitterten Karlstadt dagegen fanden die Agitatoren ein geneigtes Gehör; der aber konnte sie ohne Luther wenig helfen. Karlstadt erwies sich jetzt als der kleine Mensch, der er war. Scham, verletzte Eitelkeit und Feigheit kämpften in

ihm. Gern hätte er sich gerächt, hätte er sich nicht noch mehr gefürchtet. Daß er eine Schrift gegen Luther vorbereite, leugnete er sogar noch an dem Tage ab, an dem der Senat sie bei dem Buchhändler konfiszierte. Genannt hatte er Luther freilich nicht, aber jedermann mußte wissen, wen er mit dem „Tyrannen" meine. Dem allem ungeachtet blieb Luther bei seinem Bestreben, die Gegner zu versöhnen. Er läßt sich herab Karlstadt zu bitten, er möge Frieden halten. Für Zwillings Unterbringung sorgt er wie ein Vater und es ist rührend zu sehen, wie dieser starke Mann zugleich auch ein guter Mann ist. Wir verlangen ja von den Heroen der Weltgeschichte solche kleine Gutmütigkeiten nicht. Wir sind gewohnt, daß die Luft auf diesen Höhen des Lebens schärfer weht. Die Führer des Zeitalters haben mehr zu tun als sich um das Wohl oder Wehe des einzelnen zu kümmern. Dennoch empfinden wir es wie die Berührung einer warmen Menschenhand, wenn wir auf solche persönliche Anteilnahme treffen. So hat Luther damals redlich das Seine getan, damit nirgends eine Verstimmung oder Bitterkeit zurückbleibe. Als der Buchhändler Karlstadts durch die vom Senat angeordnete Konfiskation der gegen Emser und Luther gerichteten Schmähschriften zu Schaden kam, schenkt ihm Luther ein Manuskript, damit er den Ausfall decke, und suchte überhaupt alles zum besten zu wenden. An Karlstadt war freilich diese Güte verloren. Es stellte sich immer deutlicher heraus, daß wenn er auch äußerlich Ruhe hielt, er doch innerlich ungebessert sei. Er konspiriert mit den aufrührerischen Bauern. Auf seinen Schriften nimmt er den bedeutungsvollen Titel „Endreas Karlstadt, der neu Lay" an. Er hört auf Luthers Gehilfe zu sein, um als norddeutscher Karsthans den Beifall der Bauern zu gewinnen. In diesen Kreisen wußte man ihn zu würdigen. In Wittenberg wagte er nur noch selten seiner Stimmung Luft zu machen. Bei einer Promotion legte er seiner Ansprache das Wort zugrunde: „Ihr sollt Euch nicht Rabbi, Rabbi nennen lassen" und sagte dem Doctorandus: „Ego prudens facio impie, quod propter duo florenos te promoveo." So zeigte er geflissentlich, daß er über das Universitätswesen und das Studium der Theologie noch immer denke wie seine Freunde Storch und Stübner. Man behielt ihn aber scharf im Auge. Er figuriert nach den Anfangsbuchstaben seiner Namen Andreas Bodenstein Carlstadt als ABC oder Alphabetus in Luthers Briefen und Luther wußte über seine geheimen verdächtigen Beziehungen recht wohl Bescheid. Im Jahr 1524 ging er dann öffentlich zu den Bauern über, allein als es zum Kampfe

kam, stellte sich heraus, daß radikal sein nicht immer auch heiße tapfer sein; er fand sich plötzlich wieder in Wittenberg ein und bat um Luthers Verwendung bei dem Kurfürsten.

Luthers Verhältnis zu den öffentlichen Gewalten ordnete sich rasch, da sie ihn brauchten. Auf den Kurfürsten hatte Luthers gewaltiger Brief aus Borna offenbar einen überwältigenden Eindruck gemacht und der in der letzten Zeit von Luther so ungnädig behandelte Spalatin sammelte Kohlen auf des Freundes Haupt, indem er durch seinen klugen Rat und seine geschickte Feder die Schwierigkeiten aus dem Wege räumte, die dem öffentlichen Wirken eines Geächteten an der Universität entgegenstanden. Sofort am 7. März erhielt Schurf von Schloß Lochau aus einen Kredenzbrief für Luther, mit dem gnädigen Gruß des Kurfürsten, wodurch seine Anwesenheit in Wittenberg den dortigen Behörden gegenüber gedeckt war. Der Kurfürst verlangte nur, Luther solle in einem Schreiben an ihn die Gründe darlegen, warum er nach Wittenberg habe zurückkehren müssen und dabei konstatieren, daß er das ohne Ermächtigung des Kurfürsten auf eigene Gefahr getan habe. In dem Schreiben solle er auch zusagen, daß sein Aufenthalt in Wittenberg niemandem zur Beschwerung gereichen werde und den Brief so einrichten, daß der Kurfürst denselben an die geeigneten Personen mitteilen könne, um das Reichsregiment auf diese Weise zu beruhigen. Auch solle er in der Stifts- und Schloßkirche nicht predigen, weil dafür der Kurfürst die Verantwortung würde übernehmen müssen. Luther kam dieser Auflage nach, indem er bezeugte, daß er unversehens und ohne des Kurfürsten Wissen, Willen und Zulassung in Wittenberg erschienen sei, nicht aus Verachtung der kaiserlichen Majestät oder anderer Obrigkeit, sondern zum ersten darum, weil durch ihn das Wesen in Wittenberg angefangen worden sei und sein Gewissen ihm darum verbiete, dasselbe untergehen zu lassen. Zum andern sei ihm in seinem Abwesen der Satan in seine Hürden gefallen und habe ihm etliche Stücke angerichtet, die er mit keiner Schrift habe stillen können, sondern bei denen es gegolten habe, mit selbstwärtiger Person und lebendigem Mund und Ohren zu handeln. Darum hab er nicht nur des Kurfürsten Gnad und Ungnad, sondern auch aller Welt Zorn und Unzorn hintansetzen müssen, denn Wittenberg sei seine Hürde, für die er schuldig sei auch den Tod zu erleiden. Der dritte Grund aber sei, daß er eine große Empörung in deutschen Landen befürchte, damit Gott Deutsche Nation strafen wolle, denn im Himmel sei es viel anders beschlossen denn zu Nürnberg. Er

aber müsse seines Amtes walten und darum möge der Kurfürst ihm verzeihen, daß er ohne sein Wissen, Willen, Gunst und Bewilligung sich wieder in die kurfürstliche Stadt Wittenberg gefügt habe und nieder getan. Der Kurfürst war mit dem Briefe wohl zufrieden, nur die Worte, es sei im Himmel viel anders beschlossen als zu Nürnberg, beanstandete er. Kaiserlicher Majestät Regiment im Reich durfte man nicht „stockern“ und so setzte Spalatin statt viel anders als in Nürnberg, „viel anders als auf Erden“, ermäßigte auch etliche polemische Wendungen und machte kaiserliche Majestät zum allergnädigsten Kaiser. Nach diesen Korrekturen mußte Luther den Brief nochmals abschreiben, was er nach einigem Murren und Knurren über des Kurfürsten Kleinglauben und Weltangst und des Hofes Vorliebe für geschminkte Redensarten auch tat. Die Welt wisse ja doch, wie gnädig ihm der Allergnädigste sei. Den Spalatin aber mahnt er: „leben wir, so leben wir dem Herrn,“ also solle der Hofkaplan stark werden in dem Amte, das der Herr ihm übertragen. Der Brief hatte in der Tat die Wirkung, die der Kurfürst von einer solchen Erklärung erhoffte. Die öffentliche Tätigkeit des Geächteten wurde vom Reichsregiment wohlwollend übersehen; wäre es doch auch Wahnsinn gewesen, den Gewaltigen auf die Seite der Ritter zu treiben, die sich bereits zum Pfaffenkriege wappneten, oder der Bauern, die überall ihre Sensen und Messer schärften zum Bauernkriege.

Unter dem Eindruck von Luthers überlegener Persönlichkeit war die Ruhe in Wittenberg wiedergekehrt. Den Vorgeschrittenen freilich erschien Luther als der Zerstörer seines eigenen Werks. Im Kleide des Antichrists erschienen die Priester wieder vor dem Altar, in der Sprache des römischen Papstes wurden wieder die lateinischen Gesänge gesungen, die geweihte Hostie wurde durch den Akt der Elevation wieder der Gemeinde vorgewiesen und den Kommunikanten wieder auf die Zunge gelegt. Auch der Beichtstuhl kam wieder zu seinem Recht. „Wir müssen auch viel Absolution haben,“ sagte Luther, „damit wir unser blödes Gewissen und verzagtes Herz gegen den Teufel mögen stärken.“ Was er den Wittenbergern in seinen acht Predigten vorgetragen, sagte den auswärtigen Freunden seine Schrift „von beider Gestalt des Sakraments zu halten und anderer Neuerung“. Er meint, seit der Teufel nichts ausgerichtet habe von der papistischen Seite, werfe er sich auf die evangelische. „Er hat bisher mit mir allein gerungen durch eitel grobe, tölpische Köpf, die nichts denn lästern und lügen können. Jetzt aber stehen sie in großer

Hoffnung, wir werden uns selb verstören mit eigener Uneinigkeit und Zwietracht, aber darum unverzagt." Er will dem Teufel schon das Spiel verderben und zu diesem Zweck lenkt auch er im Streite mit Karlstadt ein. Hatte er anfänglich erklärt, wenn die Wittenberger das Anfassen des Sakraments nicht lassen würden, so sage er sich von ihnen los, so gibt er jetzt die beruhigende Erklärung, es solle dem Gewissen frei sein, in diesem Handel sonst oder so zu tun. Ja er erklärt sich selbst gegen die Papisten, die darüber lärmen, daß man mit laischen Händen das Sakrament in Wittenberg angegriffen habe. Spöttisch fragt er: „mit waserlei Maul denn sie das Sakrament empfangen, ob mit einem laiischen oder einem priesterlichen". So gut wie mit dem Mund kann der Laie das Sakrament auch mit der Hand berühren. Das Recht also des Laien, das Sakrament mit eigener Hand zu nehmen, läßt er nicht anfechten, aber es gebührt nicht jedem anzufahen, was Recht ist. Noch ist das Sakrament in Gefangenschaft, wie die güldenen Gefäße des Tempels zu Babylonien in Gefangenschaft waren. Diese Gefangenschaft aber besteht darin, daß dem gemeinen Manne noch die evangelische Erkenntnis fehlt, so daß, wenn er das Rechte tut, sein Gewissen ihm vorwirft, daß es Unrecht sei. Es fehlt nicht am Recht, sondern an den Leuten. Die alten Schläuche fassen den Wein nicht, also müssen wir warten bis sie erneuert sind. „Böttricher müssen wir zuerst werden und neue Faß machen, ehe die Weinernte vorgeht und der Most gefasset werde." Schärfer tritt er gegen die Stürmer in dem kurzen Flugblatt auf: „von Menschenlehre zu meiden," in dem er die „frechen unzüchtigen Köpfe, die ihr christlich Wesen darin aufwerfen, daß sie Eier, Fleisch, Milch essen, nicht beichten, Bilder stürmen", als die Wiedehopfe bezeichnet, die er nur so lang im Neste dulden muß bis sie Gott einmal Mores lehrt. Trotz dieser Mahnungen wurde freilich an den meisten Orten, an denen die Partei der Reform siegte, mit dem Alten gründlicher aufgeräumt, als Luther das in Kursachsen für nötig hielt. Für den Augenblick beseitigte die Rückkehr zu den alten Gewohnheiten große Verlegenheiten, aber anderseits trugen die getroffenen Maßregeln durchaus den Charakter des Provisorischen. Ja es liegt eine gewisse praktische Unsicherheit in dieser Weitherzigkeit, mit der er für die Pfarrkirche einen andern Kultus zuläßt als für die Klosterkirche und in der Hofkirche vorerst noch duldet, was er selbst mißbilligt und das alles mit dem Troste, schließlich werde es ja doch fallen. Am Sonntag wurde in der Pfarrkirche wieder Messe in der alten Form gehalten mit Elevation

der gesegneten Elemente. Luther rechtfertigt das damit, daß Christus die Elevation weder geboten, noch verboten habe. Als dann Karlstadt ihm daraus einen Vorwurf machte, schrieb er noch zu Ende des Jahres 1524, der Papst suche das Heil im Tun, Karlstadt suche es im Lassen, darum seien sie beide rechte Vettern. Beides sei Werkdienst. „Und wiewohl ich's fürhatte, das Aufheben auch abzutun, will ich's doch nu nicht tun, zu Trotz und wider noch eine Weile dem Schwärmergeist, weil er's will verboten und als eine Sünde gehalten und uns von der Freiheit getrieben haben." So war der einzige Unterschied der alten und neuen Messe der, daß aus den Gebeten diejenigen Worte weggelassen wurden, die die Handlung als Opfer bezeichneten. Luther selbst getröstet sich dabei, daß die Gemeinde, die die lateinischen Gebete doch nicht verstehe, diese Unterschlagung gar nicht bemerken werde. Die stillen Messen konnten aus dem gleichen Grunde ohne weiteres eingestellt werden. Im Abendmahl wurde der Gemeinde nur die Hostie gereicht; die, die unter beiderlei Gestalt kommunizieren wollten, mußten das an einem besondern Tage an einem Nebenaltar tun, um Aufsehen zu vermeiden, als ob man doch eigentlich ein böses Gewissen dabei habe. In der Klosterkirche dagegen blieb es bei der eingeführten Reform. Die Elevation unterblieb, der Geistliche fungierte ohne Meßgewand und die Kommunikanten erhielten Brot und Wein. In der Stifts- und Schloßkirche dagegen hielten die Stiftsherrn nach wie vor ihre einträglichen stillen Messen. Nicht weniger als dreißig Privatmessen wurden allwöchentlich gehalten, und der Kurfürst selbst hielt darauf, daß man die Stiftungen seiner Vorfahren nicht antaste. So tat man in der Tat „sonst oder so". Daß der Kommunion eine Beichte vorausgehen müsse, hatte Karlstadt geleugnet. Luther verlangte wenigstens eine vorangehende Anmeldung bei dem Geistlichen, damit dieser sich mit den Einzelnen über ihren Seelenzustand benehmen könne. Aber Bugenhagen, der neue Pfarrherr, fand dieses Geschäft undurchführbar und stellte schon 1523 die regelmäßige Beichte vor dem Abendmahl wieder her.

Auf die Dauer waren die Konzessionen an die Schwachen doch nicht aufrecht zu erhalten; sie fielen dahin, weil sich die große Mehrheit unter die Starken rechnete. Am Fronleichnamstage 1522 wurde noch einmal die Prozession gehalten, die ohne den Glauben an den in der Hostie anwesenden Gott gar keinen Sinn mehr hatte. Wozu sollte man die Hostie feierlich umhertragen, wenn Christus nicht in ihr war? Das fühlten doch alle; sie wurde darum nicht wiederholt. Zu Anfang des Jahres 1523

schrieb Luther selbst an Spalatin, er glaube, daß man jetzt die Austeilung des Abendmahls unter beiderlei Gestalt zur Regel machen könne. „Es ist Zeit, daß dem Evangelio Raum geschafft werde. Das sind keine Schwachen mehr, sondern Hartnäckige, die durch Einführung einer so bekannten und vielfach gepredigten Sache geärgert werden." Aber am Stift wehrte man sich noch immer gegen jede Neuerung, die die Stiftsherren um ihre Einkünfte aus den Votivmessen brachte. Auch der Kurfürst wollte das viele Geld für die 5005 Reliquien nicht umsonst ausgegeben haben und verlangte, daß an den Heiligentagen wenigstens die bezüglichen Stücke auf dem Altar ausgestellt werden sollten. Aber bei den Personalveränderungen kamen die Anhänger des Alten immer mehr in die Minorität. Es waren schließlich am Stift nur noch „drei Schweine und Bäuche" der Art übrig und Weihnachten 1524 fügte sich das Kapitel nach langen Zänkereien mit Luther der allgemeinen Ordnung. Die Kirche, von der die Bewegung ausgegangen war, an der Luther seine Thesen angeschlagen hatte, war die letzte, die sich Luthers Thesen unterwarf. Luther nannte sie darum auch nicht die Allerheiligen- sondern die Allerteufelskirche und nur vor den sich erneuernden Gewalttätigkeiten der Studenten und der Bürger haben sich schließlich die Stiftsherren gebeugt.

Zu den Mühen und Kämpfen in Wittenberg selbst kam auch die Sorge für die befreundeten Städte, die den kaum Heimgekehrten sofort um Beistand angingen. In Erfurt scharten sich die Anhänger des Alten um Usingen, während Luthers Freund Lang mit andern Martinianern das Kloster verlassen hatte. Luther urteilte über „Unsingen" und seinen Unsinn sehr herb, aber der lärmende Austritt Langs, der alle Prioren für Esel erklärte, wollte ihm auch nicht gefallen. Der Erfurter Magistrat stand auf der Seite der Neuerer und diese konzentrierten ihre Angriffe auf den Heiligendienst. Luther richtete, um zu beruhigen, einen Sendbrief an „alle Christen zu Erfurt samt den Predigern und Dienern", in dem er daran festhält, daß die Heiligen im Himmel so gut wie die Frommen auf Erden für ihre Brüder Fürbitte einlegen. „Könne man zu einem lebenden Bruder," meint er in einer damals gehaltenen Predigt, „sagen: ‚Bitt für mich', warum nicht zu Petrus oder einem andern Heiligen?" Ehren also mögen wir sie, nur nicht anbeten, und wer den rechten Glauben zu dem einen Mittler, Christus, im Herzen trägt, wird auch keinen Antrieb empfinden, die Heiligen um ihre Fürbitte anzugehen, sondern sich an Christum selbst wenden. Die Schwachen mag man bei ihrer Weise lassen,

sie werden mit der Zeit schon den rechten Weg finden und er vermutet stark, daß es der Satan ist, der solche unnötige Sachen und Fragen aufwirft, nur um Unfrieden zu stiften. Persönlich in Erfurt zu erscheinen hinderte ihn noch die Acht, während er doch am 27. April 1522 nach Borna, Altenburg und Zwickau, und dann wieder nach Borna und Eilenburg reiste, teilweise zu Pferd als Junker Jörg, um den Nachstellungen des Herzogs Georg zu entgehen. In Altenburg sucht er Gabriel Zwilling unterzubringen, aber der Kurfürst verweigert die Bestätigung. Schließlich wird Link installiert, womit Luther und die Gemeinde zufrieden waren. Im Oktober 1522 waren die Zustände so viel fester geworden, daß Luther nun auch in Erfurt erscheinen konnte. An Volkszulauf und Gastereien fehlte es nicht, aber eben darum war es Luthern und Melanchthon wohler, als sie die aufgeregte Stadt mit dem stillen Weimar vertauschen durften, wo der gebannte und geächtete Luther mehrmals vor den anwesenden sächsischen Fürsten predigte. Der Schrecken vor Bann und Acht war damit überwunden und die Lage wurde auch immer mehr der Art, daß die Gegner sich mehr vor Luther zu fürchten hatten als er vor ihnen, und er hielt es für eine richtige Politik, sie das auch durch immer verächtlichere Behandlung empfinden zu lassen, obwohl nicht alle Freunde mit dieser immer zunehmenden Schärfe seiner Schriften einverstanden waren.

Je schwieriger die Lage Luthers nach außen hin schien, um so wichtiger war es, daß in Wittenberg selbst der Freundeskreis den Wiedergekehrten mit doppelter Liebe umfing. Mit „seinem" Amsdorf, „seinem" Philippus, mit Gevatter und Gevatterin Kranach verband den Mönch die herzlichste Freundschaft. Für seine Studien waren namentlich zwei treue Genossen, Bugenhagen und Melanchthon, seine Stützen; Bugenhagen war ihm wertvoll, Melanchthon unentbehrlich.

Johannes Bugenhagen, der neue Pfarrer an der Stadtkirche wurde mit der Zeit Luthers persönlicher Vertrauter und in trüben Stunden und Anfechtungen durch seelsorgerlichen Einfluß sein wohltuender Tröster. Unsern Pfarrherrn nannte Luther den Mann, dem er seine Beichte abzulegen pflegte. Bugenhagen war am 24. Juni 1485 auf der Insel Wollin in der Ostsee als Sohn eines Ratsherrn geboren. In Greifswald hatte der stattliche junge Pommer bei dem Humanisten Hermann vom Busche sich eine ungewöhnlich sichere humanistische Bildung erworben. So wurde er Präzeptor der Mönche des Prämonstratenserklosters Belbuk bei Treptow. Als Rektor zu Treptow sammelte er im Auftrage des Herzogs

Bogislaw die Dokumente zu seiner Geschichte Pommerns, in der er sich als treuen Pommer bekannte, aber auch seinen Landsleuten, dem Herzog und dem Klerus ehrlich seine Meinung sagte. In dieser Stellung kam dem Fünfunddreißigjährigen Luthers babylonische Gefangenschaft in die Hand. Als er sie durchblättert hatte, warf er das Buch zur Erde, kein verderblicherer Ketzer habe jemals die Kirche angegriffen. Aber er hob es auch wieder auf und als er Luthers Argumente studiert und gründlich durchdacht hatte, bekannte er, die Welt ist blind, nur Luther sieht die Wahrheit. Ein Brief, den er an Luther richtete, wurde von dem nur wenig älteren Wittenberger Mönche freundlich aufgenommen und durch die Zusendung der „Freiheit eines Christenmenschen" beantwortet. Nun machte Bugenhagen sich im Jahr 1521 selbst nach Wittenberg auf, wo er in dem Jahre, das Luther auf der Wartburg zubrachte, gefördert von Melanchthon, den Studenten die Vorlesung über die Psalmen hielt, die durch Luthers Abwesenheit ausgefallen war. Aus derselben ging seine lateinische Auslegung des Psalters hervor, die der fleißige Arbeiter bei einer Überfülle praktischer Geschäfte dennoch überraschend schnell zu Ende führte. Oft, erzählt er uns selbst, habe er bei Lampenlicht geschrieben, wenn er dem Tage die Zeit nicht habe abgewinnen können. Als Luther 1522 zurückkehrte, sah er bald, daß nächst Melanchthon Bugenhagen die bedeutendste Lehrgabe besitze. Der große Sinn des Reformators zeigte sich alsbald darin, daß er, der doch selbst auf Herausgabe des Psalters dachte, zu Bugenhagens Psalmenauslegung eine fast überschwenglich empfehlende Vorrede schrieb, indem er seine eigenen operationes in psalmos, die nur bis zu Ps. 22 gediehen waren, nebst den praktischen Auslegungen einzelner Psalmen dem Tröpfeln des Wassers, Bugenhagens Werk dagegen einem Wassersturze vergleicht. Am 13. Oktober 1522 schloß der Priester Bugenhagen, Feldkirchs und Karlstadts Beispiel folgend, mit einer Wittenberger Jungfrau eine glückliche Ehe. Der erprobte Schulmann war zugleich ein wackerer Pfarrherr, der auf die Wittenberger Gemeinde großen Einfluß gewann. Luthern war er ein treuer Seelsorger und wenn der Kranke wieder Gottes Zorn auf sich fühlte, schalt ihn der Pommer, wie sie ihn nannten, ja Gott zürne mit ihm: „Was soll ich mit diesem Menschen machen?" sage er. „Ich habe ihm so viel großer und herrlicher Gaben gegeben, und er will doch an meiner Gnade verzweifeln." Und nicht nur ein rechter Pfarrer war Doktor Pommer, sondern auch eine typische Dekansnatur. Mit seiner Ruhe, seinem sichern Gedächtnis und der festen Ge-

schäftskenntnis eignete er sich am besten für die Kirchenvisitation und die Organisation der neu erworbenen Gebiete. War er zu solchen Zwecken oft monatelang abwesend, so nahm Luther mit großer Aufopferung zu seinen übrigen Geschäften auch noch Bugenhagens Predigten auf sich. Aber er vermißte ihn in solchen Zeiten schmerzlich. So schreibt er 1531, als Bugenhagen in Lübeck die Kirche organisierte, Bugenhagens Abwesenheit werde ihm unerträglich. „Ich kann's nicht erwarten." Der Name Dr. Pommeranus, der sich für den neben der Stadtkirche wohnenden Pfarrherrn einbürgerte, bezeichnete ihn ganz richtig als den Inbegriff all der Eigenschaften, die man seinen phlegmatischen, arbeitsamen, gemütvollen und zuverlässigen Landsleuten zuschreibt. Melanchthon konnte ihn einen harten und groben Pommer nennen, wenn er den diplomatischen Quertreibereien des Magisters ein trocknes Nein entgegensetzte, und doch kehrte auch er immer wieder zu ihm zurück, wie er denn Schulter an Schulter mit Bugenhagen, nach Luthers Tod, die Wittenberger Schule aufrecht erhielt. Dann war es Amsdorf, der nicht begreifen wollte, wie Bugenhagen im Dienste des Herzogs Moritz bleiben könne, der das Evangelium ausrotten werde. Aber der ruhige Dr. Pommer fand, das wolle er doch erst abwarten und blieb bei seiner Gemeinde. Eine solche feste, gerade Natur war für den großen leidenschaftlichen Kämpfer Martinus eine unbezahlbare Stütze und so stand niemand so unbedingt in Luthers Vertrauen wie der Pommer. „Hier fahren der deutsche Papst und der Kardinal Pommeranus", scherzte Dr. Martinus, als er und Bugenhagen nach dem Schloß zur Konferenz mit dem Kardinal Vergerius kutschierten, und nicht anders sah der Wittenberger Bürger das Verhältnis an.

War Bugenhagen Luthers gemütlicher Halt, so wurde Melanchthon ihm immer unentbehrlicher für seine schriftstellerische Tätigkeit. Für die Fertigstellung der Übersetzung des Neuen Testaments nahm er ihn sofort nach seiner Rückkehr von der Wartburg in Beschlag. Ganz außerordentlich hoch schätzte er auch die dogmatische Arbeit Melanchthons, deren Druckbogen er lieferungsweise schon auf der Wartburg erhalten hatte und die im Dezember 1521 fertig erschien. Es waren das die „Hauptgesichtspunkte der Theologie", loci communes rerum theologicarum seu hypotyposes theologicae, die aus Melanchthons Vorlesungen über den Römerbrief hervorgegangen waren. Magister Philippus hatte zuerst beabsichtigt, von seinem humanistischen Standpunkte aus zu zeigen, was von den scholastischen Doktrinen fallen müsse, wenn man die Glaubenslehre auf

die biblischen Quellen gründe und es dabei hauptsächlich auf eine Kritik des Lombarden abgesehen gehabt. Der Plan war nach Humanistenweise unter den Freunden auswärts voraus verkündet worden. Auch Aleander hatte davon gehört und berichtet darüber im Mai 1521 nach Rom voll Entrüstung über diesen Schuft, der so schöne Gaben zu solch schändlichem Zwecke mißbrauche. Das polemische Werk kam aber nicht zur Ausführung. Seit dem Sommersemester 1519 hatte Melanchthon begonnen über den Römerbrief zu lesen, und es ist wohl möglich, daß Luther von dieser Vorlesung für Melanchthon eine ähnliche Wirkung erwartete, wie er sie selbst einst verspürte, als er über den Römerbrief las und sie ihm deshalb empfahl. Die Kritik der scholastischen Glaubenslehre nahm nun eine positivere Form an, indem Melanchthon sie an die leitenden Ideen des Römerbriefs anschloß. Um nicht seinen Zuhörern die Grundbegriffe des Römerbriefs nach ihrem zufälligen Vorkommen im Texte vortragen zu müssen, entwickelte er dieselben als Einleitung zu seiner Vorlesung. So entstand seine theologica institutio, die eine klare Übersicht über die im Römerbriefe behandelten religiösen Fragen darbot. In etwas ausführlicherer Gestalt waren Diktate gehalten, die er seit 1520 zu gleichem Zweck im Kolleg gab, und als diese unbefugterweise und dazu noch in sehr mangelhafter Wiedergabe gedruckt wurden, mußte er selbst zur Herausgabe schreiten. So entstanden die berühmten loci communes. Wie Luther selbst, so war auch Melanchthon überzeugt, daß in der paulinischen Theologie das Evangelium sich erschöpfe, denn die Geheimnisse der göttlichen Majestät, Dreieinigkeit, Schöpfung, Menschwerdung sollen nicht zum Gegenstande unnützer Spekulation gemacht werden, sondern Gegenstand der Anbetung bleiben, da sie unser menschliches Denken weit übersteigen.*) Die Wohltat Gottes in Christus für uns und an uns ist das Thema der neuen christlichen Glaubenslehre, während jene Spekulationen, mit denen die alte Scholastik sich am liebsten beschäftigt hatte, für Melanchthon überhaupt ausscheiden. Nach dieser Reduktion des Stoffs, gemäß dem Grundsatze ad fontes, gliedert sich derselbe sehr einfach. „Das heißt christliche Erkenntnis," sagt Melanchthon, „wenn man die Forderungen des Gesetzes kennt; wenn man weiß, von wem man die Kraft, dem Gesetze Genüge zu tun, und von wem man die Vergebung der Sünden zu erflehen hat, wie

*) Vgl. Sell, Philipp Melanchthon. Halle 1897. S. 34 f. — Ellinger, Philipp Melanchthon S. 124 ff.

man den wankenden Geist wider Teufel, Fleisch und Welt stärken und das zerschmetterte Gewissen trösten kann.“ Was darüber ist, ist scholastischer Menschenwitz. ... „Hat denn Paulus vielleicht, als er in dem Römerbriefe den Wesensgehalt der christlichen Lehre zusammenfaßte, über die Geheimnisse der Dreieinigkeit, über die Art der Fleischwerdung, über tätige und leidende Schöpfung philosophiert? Nun, wovon schreibt er denn? Wahrlich vom Gesetz, von Sünde und Gnade, also von den Artikeln, von denen allein die Erkenntnis Christi abhängt.“ Darauf reduziert sich das Evangelium, wenn man auf die Quellen zurückgeht. Mit Beschreibung des gefallenen Menschen, wie wir ihn empirisch vorfinden, beginnt darum Melanchthon. Den Affekten gegenüber ist der Wille machtlos, einen freien Willen gibt es nicht. Alles geschieht nach göttlicher Prädestination, wie der Apostel lehrt. Die Sünde ist nicht ein Anhängsel der menschlichen Natur, sondern die ihr eingeborene Energie. Denn durch den Fall ist an Stelle der Gottesliebe die Selbstliebe getreten, womit die Tugendlehre der antiken Philosophie von vornherein gegenstandslos ist. Die Menschen sind sich insofern selbst ein Gesetz, als ihnen die Forderung: ehre Gott, verletze niemanden, erkenne das Recht aller auf die gemeinsamen Güter an, angeboren ist. Diese Grundzüge des natürlichen Gesetzes stimmen überein mit dem geoffenbarten, wie es in den zehn Geboten vorliegt. Daß die Scholastik die evangelischen Ratschläge als eine höhere Ordnung den Geboten entgegenstellt, ist nur geschehen, um eine besondere Mönchstugend der besonders Heiligen zu konstruieren. Solche Mönchsgelübde zu halten ist weder geboten, noch verboten, aber am besten würden die Klöster wieder Schulanstalten werden, was sie früher waren. Die Gesetzgebung ist Sache der Obrigkeit, nicht der Priesterschaft. In der Kirche stehen die Konzilien über dem Papste, aber auch die Konzilien haben geirrt, nur die Schrift hat die Stellung eines öffentlichen Lehrers in der Kirche und über die Schrift hinaus hat die Kirche keine Autorität. Gebote, die nicht auf der Heiligen Schrift beruhen, kann man ertragen wie eine andere Tyrannei, aber sie verpflichten niemanden. Durch das Gesetz hat Gott die sittliche Erziehung der Menschheit beabsichtigt, durch das Evangelium hat er dem Menschen die Hand gereicht, damit der Mensch mit seiner Hilfe die Gnade erlange. Das Evangelium erfüllt den Zweck des Gesetzes, indem es im Leben die Gerechtigkeit und unter den Menschen die Liebe herstellt. Das Evangelium ist der Gnadenwille Gottes und seine Wirkung ist die Rechtfertigung. In ihm kommt der Glaube, das

heißt ein dem natürlichen Menschen aus eigenen Mitteln unmögliches, vom heiligen Geiste gewirktes Zutrauen zu Gottes gnädigen Verheißungen. Dieses gläubige Vertrauen ist das einzige, was Gott vom Menschen verlangt, aber da Gott selbst es wirkt, ist es keine verdienstliche Leistung. In dem Leben der Gegenliebe, der Dankbarkeit gegen Gott zeigt es sich, daß der Glaube die Wurzel aller Tugenden ist, zumal der Gottesliebe, Nächstenliebe und der Hoffnung. Wo diese nicht sind, ist auch lebendiger Glaube niemals gewesen, insofern gilt das Wort, der Glaube ohne Werke ist tot. Damit hatte Melanchthon Luthers Lehre auf einen so durchsichtigen, klaren Ausdruck gebracht, wie es Luther selbst nie vermocht hätte. Luthers Lehre war hier ebenso eindringlich wie übersichtlich dargestellt und das zugrunde liegende einfache Schema verrät den erfahrenen Dozenten, den Virtuosen des didaktischen Vortrags. Luther hat darum des Freundes Verdienst eher über- als unterschätzt; „unüberwindlich, unsterblich, der Aufnahme in den kirchlichen Kanon würdig" hat er das Buch Melanchthons genannt. Aber auch auswärts empfand man diese kurze Darstellung der Grundgedanken des Evangeliums als eine befreiende Tat. An Stelle der endlosen spitzfindigen Dispute der mittelalterlichen Scholastik traten hier die einfachen religiösen Grundgedanken des paulinischen Christentums. Es war, als ob ein gotisches Gebäude mit tausend Spitzen und Schnörkeln gefallen wäre und an seiner Stelle sah man die einfache Schönheit einer antiken Basilika. Die religiöse Renaissance hatte hier ihre erste Glaubenslehre erhalten, die die theologische Welt von dem erdrückenden Wuste der mittelalterlichen Scholastik erlöste. Der Eindruck war so groß, daß man auch auswärts an eine Reform der theologischen Vorlesungen in diesem Sinne ging. In vier Jahren ist das Buch siebzehnmal gedruckt worden. Dem Biographen aber ist dieses Werk, das Luthers Gedanken in Melanchthons Fassung darbietet, ein Zeugnis der innigsten Gemeinschaft der beiden Geister. „Unwillkürlich," sagt Georg Ellinger, „steigt vor dem Auge des aufmerksamen Lesers hinter Melanchthons Darstellung Luthers Gestalt auf, wie sich in der hingebenden Seele des zarten Freundes das große Erlebnis Luthers abspiegelte." Die Geschichte der Bekehrung Luthers ist das Thema der loci des Magister Philippus. Er erst hat die inneren Erfahrungen seines großen Freundes in ein System gebracht als christliche Glaubenslehre. Aber indem Melanchthon so die Gedanken, die Luther erlebt und als religiöses Bekenntnis bezeugt hatte, in klarer, fließender Darstellung als ein neues System darbot, hat er doch auch

die Wendung in der Kirche begründet, die das Evangelium als Lehre auffaßte. Der Lehrstreit knüpfte sich sofort an diese neue Dogmatik und insofern hat Melanchthons Buch den Boden hergestellt, auf dem das neue Geschlecht turnierte, wobei man nur allzu rasch zu der Auffassung der Scholastiker zurückkehrte, daß das Christentum eine Lehre sei. Die Abwendung des Protestantismus vom Leben, die Konzentration aller Kräfte auf den Lehrstreit hat Melanchthon mindestens ebensosehr als Luther zu verantworten. Das große Verdienst von Melanchthons Buch bleibt aber, daß es wenigstens die trinitarischen Streitfragen ausschied und sich an Luthers Weisung hielt: „Was man außer Christo von Gott gedenket, das sind lauter unnütze Gedanken und eitel Abgötterei.“ Indem Melanchthon den ungeheuren Stoff der scholastischen Glaubenslehre auf die Soteriologie reduzierte, ist auch er ein Befreier des christlichen Gewissens geworden.

XXIV

Luther und Papst Hadrian VI. 1522—1523.

Daß Luther der Reichsacht zum Trotz seine öffentliche Tätigkeit in Wittenberg ungehindert ausüben konnte, hängt mit der allgemeinen Lage Deutschlands, ja Europas eng zusammen. Diese öffentliche Tätigkeit eines Geächteten wäre unmöglich gewesen, hätte das Reich einen Kaiser gehabt, der den deutschen Dingen ein ernstes und zusammenhängendes Interesse schenkte. Aber für Karl V. war Worms nur ein verdrießlicher Zwischenfall gewesen. Es stürmte damals so vielerlei ein auf diesen jungen Fürsten, daß er die dogmatischen Fragen nicht weiter verfolgen konnte. Im selben Jahre, in dem er den Reichstag von Worms hielt, hatte ihm Ferdinand Kortez Mexiko erobert, mit dessen Gold er glaubte alle europäischen Mächte auskaufen zu können. Als habsburgischer Prinz war er vom Türkenkrieg in Anspruch genommen, als burgundischer von dem Kampf mit Frankreich, und das war im Grunde die einzige Angelegenheit, die der phlegmatische Niederländer mit der Leidenschaft eines eifersüchtigen Hasses betrieb. Aber gerade hier rollte die Kugel des Glücks, ohne je einem Teile definitiv in den Schoß zu fallen. Der Kaiser aber war durch das wechselnde Kriegsglück so in Atem gehalten, daß er sich um die Fortschritte der Ketzerei in Deutschland weder kümmern konnte, noch kümmern mochte. In erster Reihe ging das die Kurie an, die sich, solange Leo X. noch lebte, auf die Seite seiner Gegner stellte und damit den Kaiser jeder Verpflichtung gegen Rom überhob. In zweiter Reihe hatte Karl die deutschen Angelegenheiten abgeladen auf das Reichsregiment zu Nürnberg; das mochte nun zusehn, wie es dem Wormser Edikt Nachdruck verschaffe. Sein Bruder Ferdinand war nun freilich Luthern wenig geneigt, allein er war in seinen Anordnungen an die Zustimmung des Reichsregiments gebunden, in dem zur Zeit des Reiches mächtigster Vasall, Friedrich der Weise, die entscheidende Stimme führte. So änderte sich die Lage auch dann nicht

als im Januar 1522, während Luthers Neujahrsgruß an den heiligen Stuhl von der Wartburg hinausging, ein Papstwechsel eintrat. Bei der Neuwahl siegte die Partei, die eine Reform der Hierarchie durch die Hierarchie selbst begehrte. Zu schwere Erfahrungen hatte man mit dem Humanisten und Kunstfreunde Leo X. auf dem Stuhle Petri gemacht, als daß man zum zweiten Male einen Mediceer hätte wählen mögen, obwohl der seitherige Staatssekretär Kardinal Julius bei Medici eine beträchtliche Stimmenzahl für sich hatte. Auch die Abneigung, die Tiara in einer Familie erblich zu machen, stand dem Mediceer im Wege. Statt seiner wurde vielmehr ein Dominikaner, der Erzieher und spanische Statthalter Karls V., Hadrian, Großinquisitor von Tortosa, ein Zimmermannssohn, zum Papste gewählt. Schon als Dominikaner und früherer Professor von Löwen war der neue Papst Luthers Feind. Die Lage schien sich damit zu Ungunsten des Augustiners verschärft zu haben, bald aber stellte sich heraus, daß Kardinal Orsini so unrecht nicht hatte, wenn er die peccoroni nannte, die diese Kandidatur aufbrachten. Weder den Deutschen, noch den Italienern konnte dieser Mönchspapst gefallen. Der Dominikanerorden war die eigentliche Stütze des starren Dogmas und der Todfeind eines humanistischen Papsttums, wie es seit Nicolaus V. (1447) regierte, das Rom in die Höhe, aber die kirchliche Autorität des heiligen Stuhles immer tiefer heruntergebracht hatte. Mit dem kunstsinnigen Geiste des damaligen Italiens stand der Olandese, wie die Italiener ihn nannten, darum ebenso im Widerspruch wie mit der deutschen Erhebung, die sich vor allem gegen die Dominikaner richtete. Den Italienern war nicht mit einem Holländer, den Deutschen nicht mit einem Dominikaner gedient. Als Minister Karls V. hatte Hadrian VI. streng gegen den Finanzunfug der Kirche geeifert und der kirchlichen Ausbeutung galt ja auch die deutsche Opposition. Seine erste Aufgabe war also Beschränkung des römischen Hofhalts, Strich zahlreicher Pensionen und Beschränkung der artistischen Ausgaben. Aber damit hatte er der Römer Gunst sofort verscherzt. Sie schalten, der Holländer hätte Kassierer werden sollen, nicht Papst. Nirgend paßte er weniger hin als nach Rom. Bei seinem Einzuge hatte er sich die Triumphbogen verbeten, weil sie heidnische Ehrenbezeugungen seien. Die kostbare Sammlung antiker Bildsäulen im Belvedere verschloß er wegen ihrer Nacktheit. Die Decke der Sixtinischen Kapelle, das Wunder Michel Angelos, wollte er herunterschlagen lassen, weil entblößte Gestalten nicht in eine Kirche gehörten. Aus der Heimat, erzählten sich die Römer, habe er eine alte

Magd mitgebracht, der er alle Tage selbst einen Dukaten vorzählte, damit sie das Nötige für die Haushaltung bestreite. Seine Nepoten, die, fröhlich den Papst zum Vetter zu haben, gekommen waren, schickte er mit mäßigem Reisegeld wieder nach den Niederlanden zurück. Dabei hatten seine Reformversuche kein Glück. Daß er als Papst ein Buch gegen Luther ausarbeitete, fand man lächerlich. Ein vergeblicher Versuch, den Schweizer Reformator Zwingli, der sich bis dahin über dogmatische Materien noch wenig geäußert hatte, auf seine Seite zu ziehen, erntete nur Spott, da auch Zwingli keineswegs, wie Hadrian meinte, bloß eine Reform der Disziplin im Auge hatte. Wie wenig er in Italien selbst festwurzelte, das zeigten die Demonstrationen der Römer bei seinem baldigen Tode am 17. September 1523. Die Sage ging, sein Leibarzt habe ihn vergiftet, und so unbefangen urteilte man im damaligen Rom über solche Maßregeln, daß die Menge das Haus dieses Arztes bekränzte und es mit der Inschrift schmückte: „Dem Retter des Vaterlands." Entsprechend dieser unsicheren Stellung zeigte der neue Papst auch in der Lutherschen Sache keine glückliche Hand. Von den Indulgenzen, die er für Zwingli bereit hatte, sollte Luthern keine einzige zugute kommen, da der alte Professor Luthers Schrift über die babylonische Gefangenschaft als ein diabolisches Buch haßte. Der wegen seiner Bestechlichkeit berüchtigte Nuntius Caracciolo wurde aus Deutschland abberufen und ein neuer Nuntius, Chieregati, sollte den Reichstag zu Nürnberg von den ernsten Reformabsichten Hadrians überzeugen. Zu diesem Zweck schlug die Instruktion, die der Dominikanerpapst dem Vertreter des heiligen Stuhles mitgab und das Breve, das er an den deutschen Reichstag richtete, einen völlig neuen Ton an. Da der Papst selbst das Aufkommen der lutherischen Meinungen als eine Strafe für die Sünden der Prälaten betrachtete, gab er in der Instruktion für den neuen Nuntius*) zu erkennen, daß er wohl wisse, wie viele Abscheulichkeiten von dem Stuhle zu Rom ausgegangen seien und wie das Verderben vom Haupte auf die Glieder, vom Papst auf die Prälaten übergegangen sei. Indem er nun seinerseits Reform des päpstlichen Stuhls in Aussicht stellte, verlangte er als Gegenleistung von dem deutschen Reichstage den Vollzug der Wormser Acht, das heißt die Bestrafung Luthers. Im Eingang seines an den Reichstag zu Nürnberg gerichteten Schreibens**)

---

*) Deutsche Reichstagsakten von Wrede III, 393.

**) Ebenda III, 399.

heißt es zwar väterlich, „ihm scheine kein Schaf so krank, daß es nicht geheilt werden könnte, und keines so verirrt, daß er nicht sehnlich wünschen müßte es zu suchen und in den Schafstall Christi zurückzuführen“. Allein Luther zählte er nicht unter die kranken Schafe sondern unter die Wölfe, und welche Mittel der ehemalige Großinquisitor angewendet haben würde, hätte er Luther in der Gewalt gehabt, das beweist die ausführliche Rechtfertigung der Todesstrafe für Ketzerei in seinem Breve. Gott selbst habe Dathan und Abiram getötet wegen Irrlehre. Petrus habe Ananias und Saphira tot gebetet, Jovinian und Priscillian seien von gottesfürchtigen Kaisern hingerichtet worden. Hieronymus habe gewünscht, daß der Ketzer Vigilantius den leiblichen Tod erdulde, damit seine Seele gerettet werde. So seien von ihren Vätern Johannes Hus und Hieronymus von Prag verurteilt worden. Alles ist Blut und Schrecken an diesem Schreiben, an dem der Brandgeruch der Dominikanerkutte haftet. Sein Verfasser kann nicht begreifen, wie eine so große und fromme Nation sich von einem losen Brüderlein, das vom Glauben abgefallen ist, verführen lasse. Ihm ist Luther ein Narr, der allein weise sein und den heiligen Geist empfangen haben will, ein Schelm, der ähnlich wie Mohammed das Volk durch fleischliche Freiheit ködert und wie dieser Vielweiberei erlaubt hat, auch den lüsternen Mönchen, Nonnen und Priestern das Heiraten empfiehlt*). Den Anfang seiner Reformen wollte der Dominikanerpapst also damit machen, daß er den Reformator verbrannte. Allein nun zeigte es sich erst recht, wie seit Worms die antiklerikale Stimmung im Reiche sich verstärkt hatte Das Zugeständnis des Holländers, daß die römischen Zustände abscheuliche seien, nahmen die deutschen Reichsstände bestens entgegen, aber eben bei diesem Bekenntnisse, daß die Kirche und vor allem der römische Stuhl einer Reform bedürfe, faßten ihn die Fürsten. Sie erklärten: der Papst möge nur mit der Reform des römischen Stuhles beginnen, so werde Luthers Anhang in Deutschland rasch sich verlieren. Wollte man dagegen damit anfangen, das Wormser Edikt zu vollziehn und Luthern zu strafen, der am nachdrücklichsten auf diese Schäden hingewiesen, so würde niemand mehr an den Ernst der Reformversprechungen glauben. Statt das Wormser Edikt zu vollstrecken, kam der Reichstag vielmehr auf die hundert **gravamina** gegen die Kurie zurück, mit deren Aufstellung man in Worms begonnen hatte und die nun dem Legaten eingehändigt wurden, und zwar

*) So die Instruktion a. a. O. S. 395.

mit der unverblümten Drohung, daß, wo diese Beschwerden nicht zum Förderlichsten, in bestimmter Zeit abgestellt würden, „des sich doch die weltlichen Ständ nit versehen, so wollen sie ihrer Heiligkeit hiemit nicht verhalten, daß sie dann für sich selbs auf Mittel sinnen werden, wie sie solcher Drangsal und Beschwerung von den Geistlichen abkommen und entladen werden mögen". Der Legat Chieregati glaubte sich bei dieser Antwort nicht beruhigen zu können, aber auf seine Bitte, die Sache nochmals zu erwägen, erwiderten die Stände, man habe dazu keine Zeit. Auch die Gefangennahme der irrgläubigen Prediger der Stadt Nürnberg, in der der Reichstag versammelt war, verlangte Chieregati vergeblich. Die Väter der Stadt beschlossen vielmehr, „es solle der Rat die Prediger nit wegschieben oder forchtsam machen, dieweil es zu Kleinmütigkeit und mehrer Empörung unter der Gemein förderlich sein möchte, zu geschweigen, daß solches als eine menschliche Furcht Gott ohne Zweifel zu Mißfallen beweger würde". Anderseits wurden die durch Dürer uns bekannten Ratsherrn Holtzschuher und Paumgartner beauftragt, Luthers Streitschriften, die den Frieden stören könnten, bei den Krämern wegnehmen zu lassen. Zu streng werden beide dabei nicht verfahren sein, wie ja auch der Bürgermeister Ebner selbst und der Ratsschreiber Spengler zu Luthers Freunden gehörten. Als man Ursache zu der Befürchtung hatte, der Erzherzog könne die Prediger in seinen Palast bestellen und sich ihrer mit List bemächtigen, sagte Ebner ihnen in einem eigenen Schreiben vom 26. Januar ausdrücklich zu, der ehrbare Rat werde sie billiglich „schützen, schirmen und in nichten verlassen".

Was ihm am Reichstag mißlang, suchte Hadrian VI. gleichzeitig durch eine direkte Korrespondenz mit dem Kurfürsten von Sachsen zu erreichen. Zwei höfliche Schreiben Hadrians an Friedrich den Weisen, in denen dieser an seine früheren Versprechungen erinnert wurde, beantwortete der Kurfürst ebenso höflich, aber ausweichend. Ein drittes Breve ist nur aus einem Druck bekannt, der in Rom von Cochläus veranstaltet und im Sommer 1523 nach Sachsen gebracht wurde, das aber, falls es echt ist, die wirkliche Meinung Hadrians am offensten ausspricht. Von Friedrich wird hier gesagt, daß er alle Hoffnungen des Papstes getäuscht habe und Heerlinge bringe statt Trauben. An seinem Busen wärme er die Schlange, die ihn betrogen, und schütze einen fleischlichen Menschen, der immerfort Wein und Rausch ausrülpse. Ihm glaube er mehr als der ganzen Welt, aber dennoch soll Friedrich des Papstes geliebter Sohn in Christo sein,

falls er den Stein des Ärgernisses aus dem Wege räume. Luther zweifelte an der Echtheit dieses Schreibens nicht; es seien wohl die Kardinäle gewesen, die Hadrian abgehalten hätten, dasselbe direkt an Friedrich zu senden. Zu einer beabsichtigten offiziellen Antwort der sächsischen Räte hatte er geringes Zutrauen, für sich erklärte er es für ein Leichtes, „dem Esel“ zu antworten. Schließlich antwortete niemand, vielleicht, weil man über die Echtheit des Schreibens doch Zweifel hegte.

Nach diesen Vorgängen konnte Luther natürlich am wenigsten an den Ernst der Reformabsichten Hadrians glauben, denn aufs neue sah er sich dem Wüten der Dominikaner preisgegeben. Wie ernst die Lage für ihn war, das zeigten die Nachrichten, die aus den Niederlanden einliefen, wo Aleander die Inquisition gegen die Anhänger Luthers in Bewegung gesetzt hatte. Auf einen Befehl der Statthalterin Margarethe waren am 26. Oktober 1522 sämtliche Insassen des Augustinerklosters in Antwerpen, von denen etliche ihre Studien in Wittenberg gemacht hatten, verhaftet worden. Einige bezeugten ihre Rechtgläubigkeit und wurden entlassen, einigen glückte die Flucht; drei blieben fest und wurden von Kerker zu Kerker geschleppt. In Brüssel ließ man ihnen die Wahl zwischen Widerruf und Verbrennung. Ein Schwächerer bat um Bedenkzeit und endete schließlich im Kerker, zweie, Heinrich Voes und Johann von Esch, junge Leute, blieben fest und bestiegen am 1. Juli 1523 den Scheiterhaufen. Luther war von der Nachricht, die aus Brüssel nach Wittenberg gelangte, tief erregt. Keßler, der eine der beiden Studenten, die Luther in Jena kennen gelernt hatte, berichtet darüber: „Als er es erfuhr, hat er angefangen innerlich zu weinen und gesagt: ‚ich vermeint, ich sollt ja der erste sein, der um dieses heiligen Evangeliums wegen sollte gemartert werden, aber ich bin des nit würdig gewest‘.“ Anderseits erhob es ihn innerlich, daß das neue Evangelium nun auch seine Blutzeugen habe. Er richtete an alle lieben Christen in Holland, Brabant und Flandern einen gedruckten Sendbrief, in dem er es als einen großen Segen bezeichnete, daß die Herrlichkeit der alten Kirche nun wiederkehre. „Die Zeit ist wiederkommen, daß wir der Turteltauben Stimmen hören und die Blumen aufgehn in unserem Lande. Gott sei gebenedeit, daß wir erlebt haben rechte Heilige und wahre Märtyrer zu sehen. Welche Lust und Freud haben alle Engel gesehen an diesen zwo Seelen!“ Um auch seinerseits sie nach Weise der alten Märtyrer zu ehren, versuchte er sich zum erstenmal in einem längeren Liede, damit auch ihr An-

denken im Sange fortlebe, so gut wie das der andern Heiligen, zu denen sie sangen:

„Magne pater Augustine"

oder

„Magnus pater atque rectus
Est Franciscus coelo vectus
Transmigrans a saeculo."

In diesem Stil sang Luther den neuen Heiligen ein neues Lied.

„Ein neues Lied wir heben an
Das walt Gott unser Herre,
Zu singen, was Gott hat getan
Zu seinem Lob und Ehre
Zu Brüssel in den Niederland
Wohl durch zwei junge Knaben."

Im Balladenton des Landsknechtslieds erzählt er das Schicksal der beiden jungen Mönche, wie sie durch viele Wochen hindurch von den Löwener Theologen im Kerker bearbeitet wurden.

„Sie sungen süß, sie sungen saur,
Versuchten manche Listen,
Die Knaben standen wie die Maur,
Verachten die Sophisten."

Nach der Weise des echten Volkslieds berichtet Luther das Martyrium Schritt für Schritt und versichert, daß jetzt die Gegner sich ihres Sieges schämen und den ganzen Vorgang totschweigen möchten. Aber vergeblich.

„Die Asche will nicht lassen ab,
Sie stäubt in alle Landen,
Hie hilft kein Bach, Loch, Grub noch Grab,
Sie macht den Feind zuschanden."

Und mächtig schlägt zum Schlusse die Freudigkeit des Dichters vor, die das eigentliche Wesen seiner Frömmigkeit ist:

„Der Sommer ist hart vor der Tür,
Der Winter ist vergangen,
Die zarten Blümlein gehn herfür;
Der das hat angefangen,
Der wird es wohl vollenden."

Mit dieser Schandtat der Dominikaner war Luthers Urteil auch über den Dominikanerpapst besiegelt. Hatte er für den leichtsinnigen und ver-

gnügungssüchtigen Leo X. noch einige persönliche Sympathie gehabt, so ist ihm Hadrian „der sonderliche Diener des Satans". „Denn wiewohl ich hör von selbem Adrian, daß er sei eines scheinbarlichen, berühmten Lebens gewest, so ist er doch, wie solche Heuchler pflegen, der ärgste Feind gewesen Gottes und seines Worts und darüber die zween Mord lassen begehen zu Brüssel und Christo zween Märtyrer gemacht, und dieselben ohn sein Wissen und Willen zu rechten Heiligen erhoben."

Über die Frage der Heiligsprechung sollte Luther mit Hadrian VI. nochmals zusammenstoßen. Unter Hadrians Pontifikat fand eine Angelegenheit ihren endlichen Abschluß, die Herzog Georg mit großem Aufwand von Arbeit und Geld schon damals betrieb, als Luther noch Student in Erfurt war und Emsers Kolleg besuchte, die Kanonisation nämlich des Bischofs Benno von Meißen. Die Verhandlungen darüber lassen einen Blick tun in die Art, wie die Kurie auch die Erhebung der Heiligen zu einer ergiebigen Geldquelle für ihre Beamten zu machen verstand. Die sächsische Geistlichkeit wünschte schon lange die Heiligsprechung des um 1106 verstorbenen Bischofs Benno, der in den Kämpfen Gregors des Siebenten mit Heinrich IV. eine wechselnde und nicht immer charaktervolle Rolle gespielt hatte, der aber als angeblicher Gründer des Domes zu Meißen in dem dortigen Bistum einer großen Verehrung genoß. Alexander VI., Borgia, hatte sich bestimmen lassen, eine deutsche Kommission zur Prüfung der dem Bischof zugeschriebenen Wunder einzusetzen; auch Kardinal Raymund Peraudi war mit der Sache befaßt gewesen, aber man hütete sich in Rom einen Prozeß zu beschleunigen, der so viele Sporteln und Geschenke einbrachte. Unmittelbar nach seinem Eintritt in den Dienst des Herzogs Georg erhielt dann Emser den Auftrag, das Material für die Heiligsprechung Bennos zu sammeln. Zunächst widmete er dem neuen Papste Julius II. ein Gedicht, in dem er versichert, Benno sei ihm im Schlafe erschienen und habe ihm offenbart, unter dem neuen Papste solle er in den Heiligenkalender eingetragen werden.*) Auch der Abt Trittheim stellte auf Georgs Wunsch eine vita zusammen, die er Julius II. übersendete. Das Resultat war Einsetzung eines Ausschusses in Rom selbst und neue Kosten. Nun sendete der Herzog Emsern im Winter 1506 auf 1507 nach Rom, wo er mit dem Meißener Bischof Schleinitz die Sache betrieb, aber solange der Herzog zahlte, fanden die Welschen die Sache

*) Kawerau: H. Emser S. 14.

noch immer nicht spruchreif. Emser schrieb deshalb 1512 eine hochgelehrte Lebensbeschreibung Bennos, die er 1517 auch in deutscher Bearbeitung herausgab. Aber immer neue Geldsummen mußte Georg nach Rom senden und der Heiligenschein wurde dennoch nicht fertig. Erst unter Hadrian VI., der Geldgeschäften dieser Art ein unnachsichtliches Ende bereitete, erschien endlich die Bulle, die bei der Gefahr, die die Ketzerei dem sächsischen Lande bereite, demselben in dem heiligen Benno einen eigenen Schutzpatron verlieh. Bei dem festen mittelalterlichen Glauben Hadrians darf man wohl annehmen, daß er ganz ehrlich meinte, so den treuen Katholiken in ihrem Kampfe gegen die sächsischen Ketzer einen himmlischen Vorkämpfer zu geben und ihren Glauben zu stärken. In Gegenwart des Bischofs von Meißen, Johann von Schleinitz, sprach am 31. Mai 1523 Hadrian den sächsischen Bischof heilig und setzte den Tag des heiligen Benno auf den 16. Juni fest. Herzog Georg verlangte nun auch von Friedrich dem Weisen und Herzog Johann, daß sie bei der erstmaligen Feier des Bennotages, den Hadrian nicht mehr erlebte, im Jahre 1524 die bezüglichen bischöflichen und päpstlichen Verkündigungen an den Kirchtüren anheften und gegen Verunglimpfung schützen sollten. Luther fand diese Forderung abgeschmackt und erklärte Spalatin, er werde sich nicht abhalten lassen, vor diesem neuen Anschlag des Satans zu warnen. So erschien noch vor dem Feste seine Schrift: „Wider den neuen Abgott und den alten Teufel, der zu Meißen soll erhoben werden.“ Über Benno selbst will Luther nicht urteilen. „Er hat seinen Richter, wie alle andern Toten.“ Nur wider den lebendigen Satan wendet er sich, „daß er sich mit silbern und gülden Geräte und köstlicher Pracht will unter dem Namen Benno (welcher wohl lieber liegen bliebe) läßt erheben und anbeten“. Für diesen Hofdienst des Satans soll nun wieder die arme Gemeinde ihre Gaben darbringen, was dann die Folge hat, daß die Werke der Liebe nachbleiben, weil das Geld, statt den Armen und Kranken zu helfen, zum heiligen Benno wandert und „daß an Statt Gottes die Heiligen kommen, an Statt des Nächsten Holz und Stein, davon nur faule Freßlinge und müßige Mastsäue in den Kirchen, Stiften und Klöstern geweidet werden ...“ „Darum wollte Gott vorzeiten Mosen also begraben, daß kein Mensch sein Grab wissen sollte, auf daß er nicht da geehrt und angerufen würde.“ Die Päpste aber tun stets das Verkehrte. Hus und Hieronymus haben sie verbrannt, dafür Thomas von Aquino, die Grundsuppe aller Ketzerei, haben sie erhoben. „Also muß jetzt Meister Adrian auch tun: Johannem

und Heinricum, die rechten Heiligen, hat er zu Brüssel verbrannt, nun erhebt er Benno dagegen, ja den Teufel selbs." Denn, was sind das für Wunder, die die päpstliche Bulle dem Bischof Benno nachsagt! Daß er in dem Streit um Herrschaft und weltliche Ehre zu Gregor VII. gehalten hat, statt in Treue zu seinem Kaiser zu stehn! Solcher Hochverrat ist „die edelste Tugend, darum er mit güldenen Schaufeln aus der Erde zu kratzen ist". Das zweite ist, daß Benno den Markgrafen von Meißen, der ihn auf den Backen schlug, nach Jahresfrist tötete. Das heißt also, er betete nicht für die, die ihn schändeten und verfolgten, wie Jesus vorschrieb, sondern brachte sie um. Doch achtet Luther die ganze Geschichte für eine „gute, feiste, starke Lügen". Sie sagen, daß die Glocke, die dem heiligen Benno geweiht sei, das Gewitter vertreibe. Aber tun das nicht alle Glocken? „Item, wer will es bewähren, daß Benno den heiligen Brunn gemacht hat? Zu Rom ist solchs Dings viel." Auch daß Benno gleichzeitig auf dem rechten und linken Ufer der Elbe gesehen wurde, beweist nichts. Jeder vernünftige Mensch merkt ja, daß der eine der Teufel war. „Ich höre täglich solches Alfanzen, das der Teufel hin und her getrieben hat und noch treibt, daß ich wohl zehn Benno daraus machen wöllt." „Darum ist mein Rat: laß den guten Benno schlafen in Gottes Gericht, der allein weiß, wie es um ihn steht. Dann ich wohl merk, was für Predig zu Meißen gefallen werden, und wie man dem Volk wird das Maul schmieren, daß sie den Abgott hoch achten, und den Beutel weit auftun sollen dem lieben St. Benno, das ist ihrem Bauch zu gut und ehren . . . Du behalt Dein Geld für Deine Kinder und arme Leut."

Der berufene Verteidiger gegen diesen Angriff Luthers war Emser, der, ein betrogener Betrüger, mit Hilfe eines ähnlichen Gelehrten, der ihn belog oder mit dem er gemeinsam fälschte, die Lebensbeschreibung des heiligen Benno zusammengetragen hatte. Mit Wut warf er dem „Heiligenschänder" in Wittenberg vor, daß er die Ketzereien des Vigilantius, Wiklef und Hus erneuere. Den seligen Papst Hadrian, den Luther als Mörder der Augustiner in Antwerpen verurteilte, preist er als Heiligen und beantwortet Luthers Anklage mit dem unverhohlenen Bedauern, daß Hadrian nicht lang genug gelebt habe, um auch Luthern das gleiche Schicksal zu bereiten wie jenen. Schließlich erwies sich doch Luther als der bessere Prophet. Denn schon nach fünfzehn Jahren wurde das für Sankt Benno mit großen Kosten im Dome errichtete Denkmal bei dem Siege der Protestanten im Herzogtum wieder abgetragen. Bennos Gebeine, hieß es damals, seien in die Elbe

geschüttet worden. Aber im Jahre 1576 wurde bekannt, daß der letzte Bischof von Meißen die echten Gebeine Bennos, die nach Wurzen gerettet worden waren, dem Herzog Albrecht V. von Bayern überlassen habe. Seitdem sind sie in München bis auf einen Teil, den die Bayern nach Dresden zurückgelangen ließen. „Sankt Benno, bitte für Sachsen" ist noch heute das Motto des „Katholischen Kirchenblatts für Sachsen".

Wie im kleinen, so war auch im großen Hadrians Pontifikat eine Kette von Mißerfolgen. Es war ein Fehler von seiten des Dominikaners gewesen, die Mitschuld der früheren Päpste an der kirchlichen Notlage so offen einzugestehen. Die zu Nürnberg versammelten Stände verlangten nun, was Rom am meisten fürchtete, ein allgemeines Konzil zur Reform des päpstlichen Stuhles, und zwar ging die Kurie der Fürsten so weit, ein Konzil zu begehren, auf dem auch die Weltlichen Sitz und Stimme hätten; so weit hatten bereits Luthers Ideen vom allgemeinen Priestertum um sich gegriffen. Werde der Papst diese Vorschläge genehmigen, hieß es dann, so werde man bei dem Kurfürsten Friedrich und bei Luther auswirken, daß nichts mehr geschrieben werde, was dem Volke zum Ärgernis dienen könnte. Der Legat verzichtete darauf, mit diesem Reichstag etwas zu erreichen und verließ am 16. Februar entrüstet die Stadt. So kam denn ein Reichstagsabschied zustande, der, wenigstens verglichen mit dem Wormser Edikt, der Sache der Reform nicht ungünstig war. Der Abschied verlangte nämlich, daß durch Kaiser und Papst binnen Jahresfrist nach einer deutschen Stadt, etwa nach Straßburg, Köln, Mainz oder Metz ein Konzil berufen werde. Bis zum Konzil aber solle nichts gepredigt werden als das rechte, reine, lautere Evangelium, gütig, sanftmütig und christlich, (verum, purum, sincerum, sanctum Evangelium, pie, mansuete, christiane) nach der Auslegung der bewährten und von der Kirche angenommenen Schriften. Eine weitergehende Bindung der Auslegung war von den geistlichen Ständen zwar gefordert, aber von der Majorität abgelehnt worden. Auch die Neueinschärfung des Wormser Edikts setzte Chieregati trotz des Beistands des Erzherzogs und des Brandenburgers nicht durch. Die Beschlüsse wurden als kaiserliches Edikt am 6. März 1523 verkündigt, aber sie gewannen auch darum keine praktische Bedeutung, weil die Städte, erbittert über die projektierte finanzielle Belastung und die Beschränkung ihres Stimmrechts, unter Protest gegen den Reichstagsabschied Nürnberg verließen. Noch unzufriedener waren die Ritter. Auch Luther hatte keine Ursache, von dem Verlauf des Reichstags, auf den ihn Friedrich der

Weise seinerzeit vertröstet hatte, sonderlich erbaut zu sein. Die Aufhebung der Acht hatten seine Freunde, bei der Stärke der Gegenpartei, lieber gar nicht zur Sprache gebracht, der Abschied aber forderte Luthers Landesobrigkeit auf, dafür zu sorgen, daß er nichts Neues drucken lasse. Wurde er nicht bestraft, so war ihm doch alles Schreiben verboten und er blieb in des Reiches Acht und Aberacht. Als der Kurfürst ihm den Reichstagsbeschluß eröffnen ließ, erwiderte Luther am 29. Mai 1523, seinerseits würde er sich des Schreibens gern enthalten, da aber Faber und Emser neue Streitschriften gegen ihn veröffentlichten, könne ihm niemand verwehren, solchen Angriffen auf die göttliche Wahrheit entgegenzutreten. Dem Reichsregiment selbst antwortete er etwa vier Wochen später in einem im Druck erscheinenden Sendbriefe mit bitterer Klage über jene Reichsstände, die den Sinn des Mandats verkehrten: „Wider die Verkehrer und Fälscher kaiserlichen Mandats.“ Er beschwert sich hier, daß die Gegner unter den Lehrern, die die christliche Kirche angenommen und nach denen die Auslegung sich richten solle, Thomas und Scotus verstehen wollten und daß sie ihre Verpflichtung, Zensur zu üben, so deuteten, daß sie das Neue Testament selbst konfiszieren dürften. Daß verheiratete Priester und ausgetretene Klosterleute von der Obrigkeit gegen die kirchlichen Strafen nicht geschützt werden sollen, erscheint ihm hart, denn unmögliche Gelübde könne man nicht halten und das Erzwingen fördere nur geheime Laster. „Ich achte, daß die, so jetzt meine allerbittersten Feinde sind, wenn sie wüßten, was ich täglich aus allen Landen erfahre, sie hülfen mir morgen Klöster stürmen. Ich werd schier gezwungen all zu laut schreien und sagen, Gott wolle dem Satan schnell die Haut abziehn und an den Tag bringen.“ Vor allem aber ist sein Vorwurf, daß man ihn nicht, wenigstens bis das verlangte Konzil zusammentrete, von der Acht befreie. Das Reichsregiment möge zum Rechten sehen, „damit nicht durch böse Deuter und Verkehrer seines Mandats die Sache ärger werde, denn sie vor gewesen ist“. Unberechtigt sind Luthers Klagen nicht, aber trotzdem bedeutete der Abschied einen Fortschritt. Eine Besserung der Lage führte derselbe schon dadurch herbei, daß er anordnete, der Bruch der geistlichen Gelübde solle zwar den Verlust der kirchlichen Benefizien, aber keine bürgerlichen Strafen nach sich ziehen. Auf Grund dieses Beschlusses wurde ein Freund Luthers, der eine Nonne geheiratet hatte, der Kanonikus Johann Apel, aus seinem Bamberger Kerker befreit. Er ging nach Wittenberg, wo er die Vorlesungen über das kanonische Recht übernahm, von denen Justus

Jonas sich losgemacht hatte. Wurde nach dieser Norm auch sonst verfahren, so war das immerhin eine wesentliche Einschränkung des Wormser Edikts. Wie wenig übrigens das erneute Verbot der Lutherschen Schriften in der Praxis nützte, zeigt ein naiver Eintrag im Memminger Ratsprotokoll vom 26. Juni 1523, Luthern halber verordne das Mandat, daß seine und seiner Anhänger Bücher dürften nicht feil geboten werden. „Hat aber nit mögen erhebet werden. Jedermann tun und lassen, was er will; der Teufel schlag drein.“

Wie bitter Luthers Stimmung gegen das Papsttum, während des Pontifikats Hadrians VI., war, zeigt eine der seltsamsten Schriften, die im Jahre 1523 aus seiner und Melanchthons Feder hervorgegangen sind und zu denen Gevatter Kranach, wie wir wohl annehmen dürfen, die Holzschnitte geliefert hat. Dieselbe trägt den Titel: „Deutung der zwo greulichen Figuren, Papstesels zu Rom und Munchkalbs zu Freiberg in Meißen funden. Philippus Melanchthon. D. Martinus Luther. Wittenberg 1523.“ Auch ein koloriertes Folioblatt wendete sich ausdrücklich an Hadrian VI.:

O heil'ger Vater Adrian
Sieh doch das seltzam Monstrum an!

Seltsame Mißgeburten wurden nicht bloß von den alten Schriftstellern als böse Omina betrachtet, sondern auch die Jünger der Renaissance hatten sich von diesem antiken Aberglauben nicht befreit. Das trat neuerdings zutage, als am 8. Dezember 1522 zu Waltersdorf bei Freiberg ein Kalb das Licht der Welt erblickte: „am vorderen Teile ein Rind, am unteren ein Kalb, hat ein beschoren Kopf mit einem Kränzlein, Platte, Jugeln und Kappen, so daß es einem schwarzen Mönche gleich sah“. In Prag wurde eine Abbildung dieser Mißgeburt dem Markgrafen Georg von Brandenburg vorgewiesen, die der Hofastrolog in einer Schrift, die er dem Markgrafen nachsendete, auf den ketzerischen Schwarzmönch in Wittenberg deutete. Der Markgraf war davon wenig erbaut; er ließ die Schrift vernichten und beteuerte in einem Briefe nach Wittenberg, daß er an dieser Unbill unschuldig sei und sie mißbillige. Auch dorthin war die Kunde von dem bösen Zeichen schon gedrungen und hier erinnerte man sich, daß im Jahre 1496 die Tiber ein ähnliches Ungetüm ausgeworfen hatte; dasselbe hatte einen Eselskopf, eine Frauenbrust, statt der rechten Hand einen Elefantenfuß und einen Drachenschwanz. Luther taufte es den Papstesel, während jenes schon den Namen des Mönchskalbs erhalten hatte. Daß man in Dresden das schwarze Mönchskalb auf ihn bezog, forderte eine Antwort

Luthers heraus, die er den Gegnern nicht schuldig blieb. Zwei saubere Holzschnitte wurden beschafft, von denen der eine den Papstesel abbildete, der zweite das Mönchskalb. Der Papstesel hat im Bilde etwas Geziertes; ein pfäffisches Lächeln charakterisiert das vordere Antlitz, während das Drachengesicht hinten einem krähenden Hahne gleicht. Das Mönchskalb hat ein volles gemästetes Mönchsgesicht, eine deutliche Kapuze und gleicht, wenn man von den Klauen des Vierfüßlers absieht, mehr einem menschlichen Kretin als einem Kalbe. Die schwarze faltige Haut, die zwischen den Schultern eine sackige Kapuze bildete, und der runde weiße Fleck auf dem Kopfe, den man sich als Tonsur deutete, hatten die Gegner Luthers an den Schwarzmönch in Wittenberg erinnert, vor dem Gott durch dieses Monstrum abschrecken wolle. Den Papstesel hatten schon die ersten Veröffentlicher der abenteuerlichen Gestalt auf das Papsttum des Jahres 1496 (Alexander VI. Borgia) gedeutet, und so legte auch die Reproduktion des Bildes, wohl aus Lukas Kranachs Werkstätte, das böse Omen aus. Was die Tiber an das Land gespült hatte, wird der Kadaver einer Eselin gewesen sein, der halbverwest und von Gasen aufgebläht, eine abenteuerliche Gestalt angenommen hatte. Die aufgetriebenen Zitzen sollen Brüsten, der eingetrocknete eine Fuß soll einer Hand, der aufgetriebene andere einem Elefantenfuße, der zerfaserte Schwanz einem Basilisken geglichen haben. Nach Melanchthons Deutung, der fest an solche Omina glaubte, hat Gott in dieser greulichen Figur, die „neulich“ in der Tiber tot gefunden wurde, das Papsttum abgebildet. Da der Papst das Haupt der Kirche sein will, was doch nur Christus ist, hat er einen Eselskopf. „Denn gleichwie der Eselskopf sich zu einem menschlichen Leibe reimt, so reimt sich das päpstliche Haupt zum Leibe der Kirche.“ Der Elefantenfuß bedeutet das geistliche Regiment des Papstes, „das, wie das große schwere Tier, der Elefant, zertritt und zerknirscht, worüber er kommt“. Die menschliche Hand bedeutet die weltliche Herrschaft, die der Papst begehrt, der Ochsenfuß stellt die geistlichen, die Greifenklaue die weltlichen Diener des Papstes dar. Der weibische Bauch und Brust bedeutet die Kardinäle, die Schuppen die Fürsten und Herrn, die dem Papste anhangen und der Drache hinten, der das Maul aufsperrt, bedeutet die Bullen und Lästerbücher, die der Papst ausspeit. Daß der Papstesel zu Rom und nicht anderswo gefunden ist, zeigt klar, daß er nichts anderes bedeuten soll als den römischen Papst und daß er tot gefunden wurde, bestätigt, daß des Papsttums Ende nahe ist.

Nicht minder genau weiß Luther, was das Mönchskalb bedeutet.

Sein Wunsch ist, es möchte den jüngsten Tag ankündigen, wie solche Portenta auch sonst große Veränderungen der Dinge einleiten. Im Buche Daniel bedeutet der Widder den großen Alexander, weil Ziegen höher klettern als alle andern Tiere. „Also hat Gott hie im Mönchskalb gezeigt, was Mönche für Leute sind.“ „Daß Gott einem Kalb das geistlich Kleid, die heilige Kutten hat angezogen, bedeut, daß es bald offenbar werden muß, wie die ganze Möncherei und Nonnerei nichts anderes sei als ein lügenhafter Schein und äußerlich Gleißen eines geistlichen gottseligen Lebens. Denn wir armen Leute haben bisher gemeint, der heilige Geist wäre unter der Kutten und daß ein solch Kleid nichts denn eitel Geist deckt. So zeigt Gott hier an, daß es nur ein Kalb deckt.“ Das Kalb erinnert aber auch an das Götzenbild, das die Kinder Israel in der Wüste sich machten. Damit deutet es auf den Götzendienst der Klosterleute, die nicht mit herzlichem Glauben, sondern mit Beten, Messen, Singen, Fasten Gott ehren wollen. „Diese Heiligen haben und wissen nichts von den ewigen Gütern. Irdische Güter und Gewalt suchen sie. So sind sie das Bild eines Kalbs, das sich mästet und Gras frißt. Beide Ungeheuer aber gehören zusammen. Wie der Papstesel das Papsttum abmalet, so malet das Mönchskalb seine Apostel. Denn was sollt ein Eselskopf billiger zum Apostel haben denn einen Kalbskopf?“ Luthers Deutung klingt mehr nach dem freien Spiel einer ausgelassenen Phantasie als Melanchthons ernste Auslegung. Ein Fastnachtsspiel nennt Emser seine Schrift nicht mit Unrecht. Aber war er nicht berechtigt, den Gegnern ihren Vorwurf zurückzugeben, daß das Ungeheuer ihn abbilden solle? Sie hatten seinen Spott herausgefordert und weckten damit seine Laune; Melanchthon aber hat ohne Luthers Humor das böse Omen mit dem Wunderglauben eines Humanisten betrachtet und mahnt in allem Ernst, ein solch groß Zeichen Gottes nicht zu verachten, und sich vor dem verfluchten Antichrist zu hüten und seinem Anhang.

Das also war aus Deutschland geworden. Es gab nur noch eine Liebe und einen Haß; kam ein Ungeheuer zur Welt, so mußte es Luther bedeuten oder die Klerisei, wo man früher an den „Türk oder Tartar“ gedacht hätte. Das war die Stimmung in Deutschland unter Hadrian VI. und dieser Umschlag der öffentlichen Meinung war das Werk eines einzigen Mannes! Aber welch weiten Weg hatte der Verfasser des Mönchskalbs auch selbst zurückgelegt, seit er vor 18 Jahren bei Stotternheim im Gewitter gerufen hatte: „Hilf, liebe Sankt Anna, ich will ein Mönch werden!“

Nachträge und Erläuterungen

zur zweiten Auflage.

Einige Ausführungen des vorliegenden Buchs haben Widerspruch gefunden, auch sind seit Feststellung des stereotypierten Textes bemerkenswerte neue Veröffentlichungen zutage getreten, mit denen wir uns noch auseinandersetzen müssen.

Zu Seite 1.

Die psychopathische Auffassung von Luthers „Anfechtungen" hat hier und dort Anstoß erregt. Wenn wir Luthers Furcht, unter die von Gott Verworfenen zu gehören, für eine krankhafte Zwangsvorstellung halten, so leugnen wir damit nicht, daß Luthers tiefe religiöse Empfindung und seine bußfertige Gesinnung an der Entstehung gerade dieser Form der Anfechtung den Hauptanteil hatte. Die Depression kann auf der körperlichen Erkrankung beruhen, der seelische Inhalt auf wahrer Frömmigkeit. Diese zu leugnen wäre Torheit. Aber die „Anfechtungen" kehren auch in der Zeit wieder, in der Luther vollen Frieden mit seinem Gott gefunden hat und sie aus Sündenangst und Bußkrämpfen nicht mehr erklärt werden können. Der Dichter der „Festen Burg" erhält noch in Koburg eine Gesandtschaft des Satans, die ihn ins Freie treibt, er weint in Wittenberg seiner Frau seine Angst um ihre Zukunft vor, Bugenhagen muß wochenlang zu ihm ins Haus ziehen, um bei den Ausbrüchen des Leidens zur Hand zu sein. Der qualvolle Inhalt der Anfechtungen ist jetzt ein ganz anderer, aber die Begleiterscheinungen, Entgeisterung, Zittern, Schüttelfrost, Ohnmachten, Schweiße, Tränenergüsse werden von den späteren Tentationen ebenso berichtet wie von den frühsten, obwohl dann von Sündenangst und Furcht, unter die Verdammten zu gehören, nicht mehr die Rede ist. Die Angstvorstellungen sind also Produkt der körperlichen Störungen und nicht Ursache derselben, denn sie wechseln; das körperliche Leiden ist noch auf dem Sterbebette dasselbe. Daß diese Angstzustände sich auf das harte und gestrenge Leben zurückführten, das die Eltern und

Lehrer mit ihm führten, war Luthers eigene Überzeugung und ist auch durchaus glaublich. Der Krankenbericht über Luthers Leiden ist so ausführlich erhalten, und die Chronologie der Anfechtungen liegt in den Briefen so klar vor, daß sich die Kurve der Depression und Rekonvaleszenz, die sich regelmäßig folgen, recht wohl zeichnen ließe. Den ganzen Prozeß darum für Geisteskrankheit zu erklären, wäre dennoch verkehrt. Bei einem minder religiösen Gemüt hätte die physische Störung sich psychisch anders ausgesprochen und die höchsten seelischen Offenbarungen finden nicht selten bei schwerstem körperlichen Leiden den treffendsten Ausdruck. So bleibt Luthers Seele auch für uns die geheimnisvolle Werkstätte, in der der Grund zu einer neuen Zeit gelegt ward. Man braucht kein Mystiker zu sein, um in solchen Persönlichkeiten „Werkzeuge" der Vorsehung zu verehren. Über die Disposition der ganzen Generation für diese Form der Psychose hat Georg Ellinger in der „Nationalzeitung" einige sehr richtige Bemerkungen gemacht. „Luther erscheint auch hier als der Mann, in dem sich das seelische Ringen und Begehren des ganzen Zeitalters greifbar verkörpert. Wir wissen, wie schwer das Gefühl der Sündhaftigkeit auf den Menschen des fünfzehnten Jahrhunderts lastete. In zahllosen Zeichen der religiösen Erregung, die sich zuweilen bis zum Wahnsinn steigern, macht sich dieses Schuldbewußtsein, die inbrünstige Erlösung bei dem Einzelnen, wie bei den Massen geltend. Der Schmerzensruf: ‚Wie kann ich es anfangen, einen gnädigen Gott zu kriegen?' ist recht eigentlich der Ausdruck der religiösen Regungen im Deutschland des fünfzehnten Jahrhunderts und über diese Tatsache dürfen uns auch die materiellen, grobianischen Äußerungen, die unmittelbar daneben auftreten und hier wie auch sonst häufig die Kehrseite der feineren Empfindungen bilden, nicht hinwegtäuschen. Luther war also auch in dieser Beziehung recht eigentlich ein Kind seiner Zeit. Das Gefühl, das die ganze Epoche aufgewühlt hatte, ist auch der eigentliche Grundtrieb des größten Mannes geworden. Die Erfahrungen seiner Jugend haben dieses Gefühl in ihm verstärkt." Man wird diesen Bemerkungen Ellingers nur zustimmen können, auch wenn man das Verhältnis der allgemeinen und der speziellen Unterlage von Luthers Leiden anders einschätzt.

Zu Seite 19.

Georg Oergel in seiner gehaltvollen Schrift: „Vom jungen Luther", Beiträge zur Lutherforschung, Erfurt 1899, S. 77 ff., hat darauf hin-

gewiesen, daß weder die Erfurter Chroniken noch die Annalen der Universität zum Jahr 1505 oder zu den Vorjahren von der Ermordung eines Studenten der Erfurter Schule wissen. Er will darum in dem plötzlich gestorbenen Freunde Luthers einen der im Matrikelbuch verzeichneten Genossen Luthers bei dem Magisterexamen sehen, der nicht promoviert werden konnte, weil er sofort nach dem Examen, also ganz plötzlich, an Pleuritis verstarb, nämlich Hieronymus Buntz von Windsheim. Allein wenn Melanchthon diesen Freund einen sodalem, nescio quo casu interfectum nennt, und der Luther so nahe stehende Mathesius erzählt, daß der gute Geselle Luthers erstochen worden sei, so setzen sie eine gewaltsame Todesart, nicht Krankheit als Todesursache des sogenannten Alexius voraus, und daß die Chroniken nicht jeden verunglückten Studenten erwähnen, ist begreiflich. Möglicherweise war „der gute Geselle“ gar nicht Student und dann hätte das Schweigen der Matrikel vollends nichts auffallendes.

Zu Seite 28.

Oergel, „Vom jungen Luther“, hat S. 91 in Luthers Lektüre von Gabriel Biels expositio canonis missae einen Fingerzeig gefunden, warum Luther solche Beklemmungen bei dem Messelesen empfand, indem dieser in den Tischreden selbst von Biels Buch sage: „Wenn ich darinnen las, blutete mir das Herz.“ Dasselbe enthielt nämlich eine Unzahl von Weisungen, was der Meßpriester beobachten müsse, wolle er nicht eine schwere Sünde begehen. Mit Zittern las der angehende Priester darin die Worte: „Der mich geschaffen hat, gab mir, wenn ich so sagen darf, die Gewalt, ihn zu schaffen, und der mich geschaffen hat ohne mich, wird geschaffen durch meine Mittlerschaft. Diese staunenswerte Würde des Priestertums vermochte die Schrift nicht mit einer Namensbezeichnung auszudrücken, sie nennt darum die Priester bald Könige, bald Engel, bald sogar Götter.“ Traten dazu die Drohungen, daß eine Todsünde begehe, wer ein Wort auslasse oder stocke bei der Rezitation der Einsetzungsworte, wer seine Gedanken abschweifen lasse oder in den vorgeschriebenen Zeichen, Körperbewegungen und Bekreuzungen ein Versehen mache, so begreift sich die Angst wohl, mit der ein Neupriester, der fest an diese schwere Verantwortung glaubte, wie Luther, seine erste Messe begann. Dennoch ist seine Erzählung in den Tischreden, er habe vor Angst während der Messe vom Altar weglaufen wollen, doch wohl eine der Übertreibungen, wie sie in den Tischreden nicht selten sind.

Zu Seite 49.

Über Karlstadts Entwicklungsgang hat das Buch von Hermann Barge, „Andreas Bodenstein von Karlstadt", viel neues Material beigebracht, das aber das ungünstige Urteil über Karlstadts Persönlichkeit nur bestätigt. In den Kämpfen seiner scholastischen Zeit ist Bodenstein ganz so absprechend, rechthaberisch und leidenschaftlich wie in seiner späteren mystischen Periode. Er selbst bekennt später: „Was mir an Einsicht abging, suchte ich bei Disputationen in der üblichen Weise durch Brummen und Geschrei zu ersetzen." In Geschäften will nach einem Berichte des Allerheiligenkapitels niemand mit ihm „zu schicken haben, seines Gezänks halber". Wegen einer Forderung im Werte eines halben Guldens, um den der Schösser sein Kompetenzheu untertaxiert hat, appelliert er an den Papst. Den Urlaub, nach Rom zu gehen, erzwingt er sich durch den Vorwand eines Gelübdes, das er in Todesgefahr, überfallen durch drei Heckenreiter, getan haben will. In Wirklichkeit ist es ihm aber um den juristischen Doktorhut zu tun, mit dem geschmückt er 1516 aus Italien zurückkehrt. Jetzt prunkt er ebenso mit seinem juristischen, wie später mit seinem griechischen und hebräischen Wissen, aber nur um sich neue Blößen zu geben. Wegen seiner Provokationen droht ihm der Propst Göde, unter dessen Jurisdiktion er steht, mit Gefängnis, dafür belegte er seinerseits seinen Vikar in Orlamünde mit der Exkommunikation, weil er mit 17 Gulden an seiner Abgabe im Rückstand und auch sonst unbotmäßig war. Auch gegen Laien arbeitete er sofort mit ähnlichen kirchlichen Zensuren. Mehr als einmal ist der Kurfürst in Versuchung, sich des Händelmachers zu entledigen, dann aber hat der rüstige Agitator wieder am Stift eine Partei gegen den Kurfürsten um sich geschart. Daß in solchen ewigen Händeln ein wahrhaft geistliches Leben gedeihen konnte, ist schwer zu glauben. Dennoch finden wir, nachdem Luther mit den Scholastikern gebrochen hat, auch Karlstadt, zum Teil durch die Lektüre von Staupitzens mystischen Traktaten, auf der Seite der Frommen. Er versenkt sich jetzt in die empfindliche Süßigkeit der unmittelbaren Intuition und schilt auf die Scholastiker, die Metaphysik und Theologie ineinanderbrauen. Als seinen Tag von Damaskus betrachtete er den 13. Januar 1517, an dem er eine Reise nach Leipzig antrat und dort die Werke des heiligen Augustin kaufte. Von da an begann er die Gnadenlehre Luthers noch zu übertrumpfen. In Thesen vom 26. April 1517 tritt er als radikaler

augustinischer Theologe vor die Korona. „Gott ist es, der den freien Willen niederschlägt, der den Menschen Gerechtigkeit zuwendet, nicht weil sie im Herzen gerecht sind, sondern damit sie es werden. Keinerlei gute Werke gehen der Gnade voraus. Selbst Verbrechen können ihr vorausgegangen sein.“ Auch die Prädestination lehrt er in ihrer schroffsten Form und ist überzeugt, daß ungetauft gestorbene Kinder der Hölle verbleiben. Karlstadts Urteil über Aristoteles ist jetzt eben so hart als das Luthers. Solange er Aristoteliker war, war er „ein Esel in der Mühle, ein Blinder am Stein“. Nach dieser Wendung seines nächsten Mitarbeiters schrieb Luther am 18. Mai 1517 an Lang: „Mit unserer Theologie und dem heiligen Augustin geht es glücklich voran und sie führen die Herrschaft an unserer Universität mit Gottes Beistand.“ So konnte Karlstadt sich als der berufene Vertreter Luthers betrachten, als dieser im Frühling 1518 Wittenberg für eine Weile verlassen mußte.

Zu Seite 149.

Durch das verdienstvolle Buch von Schulte, „Die Fugger in Rom“, S. 103 ff., ist die bisherige Meinung, Albrecht habe Anteil am Ablaßertrage erhalten, um daraus die üblichen Palliengelder bestreiten zu können, widerlegt. Es handelte sich vielmehr um eine von der Kurie willkürlich mit ihm vereinbarte Summe, für die sie die Kumulation mehrerer Bistümer, die gegen das Kirchenrecht war, guthieß.

In die Hand des noch nicht fünfundzwanzigjährigen Hohenzollern hatte der Papst die beiden Erzbistümer Magdeburg und Mainz und das Bistum Halberstadt gelegt. Für diese gesetzwidrige Kumulation von Bistümern sollte Albrecht eine Komposition zahlen, für welche er dadurch schadlos gehalten wurde, daß er für acht Jahre das Recht erhielt, einen vollständigen Ablaß aller Sünden zu verkaufen, zu dem der Bau der Peterskirche in Rom den Vorwand liefern mußte. Eine ähnliche Ablaßbulle wurde für drei Jahre dem andern Hohenzollern in Königsberg gewährt für die skandinavischen Gebiete. Diese Vermehrung der hohenzollernschen Gebiete um zwei große Erzbistümer verschob das Gleichgewicht sehr zum Nachteile Kursachsens und Friedrich sollte nun auch noch zugeben, daß seine Untertanen acht Jahre lang von den Ablaßhändlern Albrechts ausgebeutet werden würden. Der unter Vermittlung der Fuggers zu stande gekommene Vertrag vom 1. August 1514 besagte wörtlich: „Der Erzbischof wird den genannten Ablaß innerhalb Jahresfrist publizieren

lassen, das Ablaßgeschäft getreulich betreiben und betreiben lassen und jährlich Ew. Heiligkeit die Hälfte des Ertrags in Rom überantworten und sofort wird er durch seine Gesandten Ew. Heiligkeit 10 000 Kammerdukaten Gold bezahlen, die von dem Ertrag des Ablasses nicht abgezogen werden dürfen." Die Kosten der römischen Bestätigung beliefen sich nach Schulte auf 44 710 fl. Es galt also mit Hochdruck zu arbeiten, um solche Ausgaben wieder hereinzubringen. Schulte nennt mit Recht diesen Handel offenbare Simonie.

Zu Seite 489.

Barge, „Andreas Bodenstein", S. 197, nennt die obige Darstellung eine „Verketzerung Karlstadts". Karlstadts Meinung war, Luther setze den Jakobusbrief herab, weil er selbst den Römerbrief, Karlstadt den Jakobusbrief lese. „Nisi fallor, propter Carolstadium male Jacobus audit... Rejiciuntur dicta Jacobi, quia ipse forsan eum explanandum susceperam . . . odio fortasse mei incensus." Trivialer kann man Luthers Verhältnis zum Römerbrief und Jakobusbrief nicht erklären. In Karlstadts Augen war Luthers Beweggrund Brotneid. Wenn Karlstadt in seiner Vorlesung über Jakobus ein so volles Auditorium hatte, wie er Spalatin gegenüber prahlt, so wird ihn das in seiner Auffassung nur bestärkt haben.

Zu Seite 515.

Nach welchen Grundsätzen Karlstadt in Wittenberg während Luthers Abwesenheit verfuhr, davon hat Barge in seinem „Andreas Bodenstein", S. 353 ff., nach Akten des Weimarer Archivs und der Wittenberger Universität, eine eingehendere Darstellung gegeben. Es ergibt sich daraus, daß Karlstadt schon vor dem Auftreten der Zwickauer Propheten, denen er sich ferner gehalten zu haben scheint als Melanchthon, manche Grundsätze der Schwärmer adoptiert hatte. So macht er Ende Oktober 1521 in das Dekanatsbuch in betreff des Schwörens den Eintrag: „Es wäre besser, die Eide kämen in Wegfall, weil durch Eide niemand besser wird, viele aber schlechter. Wer Gott nicht ehrt, wird den Eid nun und nimmer ehren." Den Bildersturm leitet Barge nicht aus Karlstadts Predigt, vielmehr faßt er Karlstadts Entschluß, das Abendmahl unter beiderlei Gestalt zu reichen, als Beschwichtigungsversuch auf. In der Nacht vom 24. auf 25. Dezember drang ein Pöbelhaufen in die Stadtkirche, zertrümmerte die Lampen, bedrohte einen Priester mit

Bleikugeln und stimmte dann, geistlichen Gesang nachäffend, die Volkslieder an: „Es hat ein Maid ein Schuh verloren“ oder „Oh Domine von Brunswik“. Aus der Kirche von den Wächtern vertrieben, gingen sie hinaus auf den Kirchhof, von wo sie den Gesang des Weihnachtschors mit wüstem Geheule begleiteten. Von der Stadtkirche stürmten sie dann in die Stiftskirche, wo sie dem Priester die Pestilenz und das ewige Feuer anwünschten, als er das Benedizite sprechen wollte. Das war die Einleitung zu der am darauffolgenden Tage von Karlstadt geleiteten Abendmahlsfeier, die er in weltlichen Kleidern ohne allen Ornat vornahm. Vor der Kommunion zu beichten, hielt Karlstadt für schädlich. Es ist nach ihm widersinnig, Absolution zu holen vor Empfang des Sakraments, da wir die Sündenvergebung eben im Sakramente erhalten. Wer so handelt, zeigt damit, daß er Christi Wort allein nicht traut und wäre ihm nützer, er tränke einen Schweinesud als den Kelch Christi. Wie tief aber die alten abergläubischen Vorstellungen noch in den Leuten saßen, zeigte sich, als Karlstadt aus Versehen einige Oblaten fallen ließ. Kein Kommunikant wagte sie mit seinen Händen zu berühren, so daß Karlstadt sie schließlich selbst aufheben mußte. Daß die Kommunikanten vor dem Abendmahl sich satt gegessen und getrunken hatten, war niemanden unbekannt. Noch viel wüster und wilder ging es in Eilenburg zu, wo der einäugige Zwilling die Reform der Kirche leitete. Merkwürdig ist, daß wie Zwingli die Orgeln aus der Kirche wies und damit den Schweizer Gottesdienst verödete, so vor ihm Karlstadt Thesen gegen das Überwiegen des Gesangs und Orgelspiels im Gottesdienste veröffentlichte, da beide nach Karlstadts Meinung die Andacht der Gemeinde beeinträchtigen. Schreienden Gänsen vergleicht er die Sänger, die lateinische Hymnen plärren, die sie selbst nicht verstehn. Mit solchem Nachdruck verfocht Karlstadt diesen Standpunkt, daß sogar etliche Kantoren ihre Stellen niederlegten. Auch in dieser Beziehung war es dringend nötig, daß Luther die Leitung wieder in die Hand nahm und wir begreifen, daß er keine Neigung hatte, die Trümmer des Kultus, die Karlstadt übrig gelassen hatte, wieder zusammen zu leimen, sondern einfach den status quo ante, wo er nicht geradezu unevangelisch war, wieder herstellte.

Inhaltsverzeichnis.

Seite

Bildnis Luthers. Kupferstich von Lucas Cranach aus dem Jahre 1520.

Vorrede VII

I. Schüler und Student 1

II. Bruder Martin 22

III. Die Universität Wittenberg 40

IV. Luthers Romfahrt 56

V. Luther als Klosteroberer 92

VI. Die Reuchlinistenfehde 117

VII. Theologische Entwickelung 129

VIII. Luthers fünfundneunzig Thesen, 1517 145

IX. Der Thesenstreit 177

X. Reise nach Heidelberg 199

XI. Die Abrechnung mit den Gegnern 212

XII. Melanchthons Eintritt in Wittenberg 233

XIII. Luther in Augsburg. 1518 246

XIV. Friedensverhandlungen 269

XV. Die Leipziger Disputation 285

XVI. Der Streit über den Sieg 310

XVII. Die Programmschriften der Reformation. 1520 329

XVIII. Die Bannbulle. 1520 361

XIX. Vor der Entscheidung 383

XX. Luther auf dem Reichstag zu Worms 416

XXI. Luther auf der Wartburg 462

XXII. Neue Propheten 512

XXIII. Luthers Rückkehr nach Wittenberg 530

XXIV. Luther und Papst Hadrian VI. 1522—1523 558

Nachträge und Erläuterungen 573

Digitized by Google

Von dem gleichen Verfasser sind erschienen:

Der Apostel Paulus.
Zweite Auflage. Heidelberg 1872.

Neutestamentliche Zeitgeschichte.
Band 1—4. Dritte Auflage. München 1879.

Der Vier-Kapitelbrief des Paulus an die Korinther.
Heidelberg 1870.

Religiöse Reden und Betrachtungen.
Zweite Auflage. Leipzig 1882.

David Friedrich Strauß und die Theologie seiner Zeit.
Band 1 und 2. München 1875—1877.

Kleine Schriften religionsgeschichtlichen Inhalts.
Leipzig 1883.

Weltverbesserer im Mittelalter.
Band 1: Abälard. Band 2: Arnold von Brescia.
Band 3: Die Arnoldisten. Leipzig 1893—1895.

Alte Bekannte.
Gedächtnisblätter. Band 1: Jolly. Band 2: von Treitschke.
Band 3: Gelehrte und Künstler der badischen Heimat. Leipzig 1899—1902.

Richard Rothe und seine Freunde.
Erster Band. Berlin 1902.

Martin Luthers Romfahrt.
Berlin 1894.

Aleander und Luther auf dem Reichstage zu Worms.
Berlin 1897.

Erzählungen:

Antinous.
Leipzig 1880.

Klytia.
Leipzig 1883.

Jetta.
Leipzig 1884.

Elfriede.
Leipzig 1886.

Pater Maternus.
Leipzig 1898.

Unter dem Katalpenbaum.
Leipzig 1899.

Potamiäna.
Stuttgart 1901.

Die Albigenserin.
Leipzig 1902.

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google